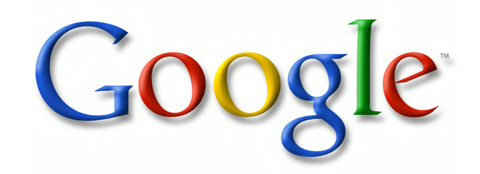
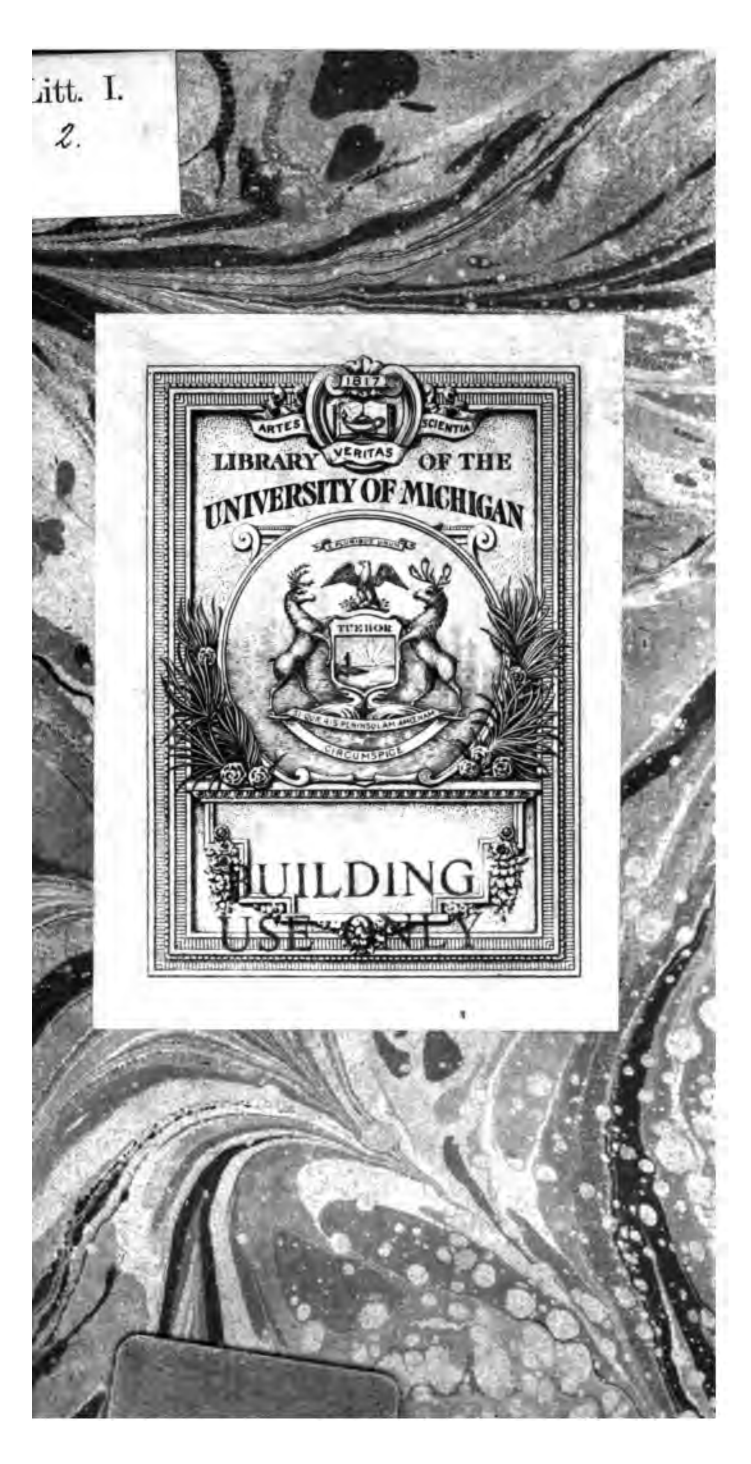





Litt. I.
2.
1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
BUILDING
USE ONLY


BUILDING
USE







IOHANN GOTTFRIED
EICHHORN
PROFESSOR DER MORGENLÄNDISCHEN LITTERATUR
ZU IENA.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

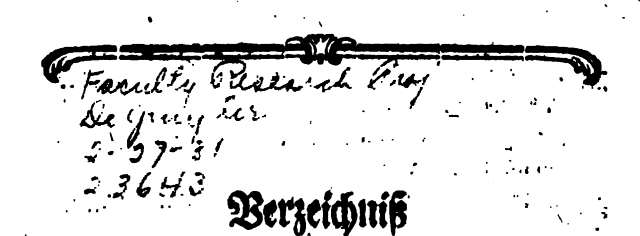


Des vier und siebenzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churfächsischen und Chur-brandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1787.





Verzeichniß

der im ersten Stücke des vier und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

D. J. A. Nösselt Anweisung zur Bildung angehender Theologen, 1r Th.

J. F. Jacobi Trostgründe des Christen, wo die Vernunft keine hat,

D. J. G. Rosenmüller, Etwas zur christlichen Beherzigung für unsere Zeiten,

E. Fr. v. W. Abhandlung von der Wichtigkeit der Christusreligion,

D. S. F. N. Morus Predigten.

D. F. V. Reinhards Predigten.

J. E. Stutz Pr. zur Beförderung der häuslichen Glückseligkeit für nachdenkende Christen, 1ster Th.

J. N. Tiling Predigt, was ist Religion?

Ebd. Rede auf die Geburt des Durchl. Prinzen Peter, Erbprinzen von Kurland,

2. Rechtsgelahrheit.

C. L. Pfeiffer, ist der R. D. Kaiser nicht auch in Rom und dem römischen Gebiete noch wirklicher römischer Kaiser?

Ebd. wird der päpstl. Stuhl zu Rom dem römischen Kaiserthrone Joseph II. daselbst nicht bald wieder Platz machen?

Ebd. das päpstl. Rom wird es nicht bald wieder kaiserlich?

J. Maders reichsritterschaftliches Magazin, 8r Bd.

Beytr. zum deutschen Kirchenrechte, 1s Heft.

D. J. C. Siebenkees Abh. von Stipendien,

J. Th. von Linden Grundlinien der bürgerl. Reichspraxis. 1r B.

C. E. Wächser, über Zuchthäuser und Zuchthausstrafen,

D.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Schöne Künste.

Malerey.

6. Romane.

7. Mathematik.

8. Weltweisheit.

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

10. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

C. Lan-

12. Erziehungsschriften.

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

14. Kriegswissenschaft.

15. Haushaltungswissenschaft.

16. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten. 306

I.

Magazin für die neue Historie und Geographie, angelegt von D. Ant. Friedr. Büsching, Königl. Preußisch. Oberconsistorialrath :c. Zwanzigster Theil. Halle, verlegt vom sel. Joh. Jac. Curts Wittwe. 1786. 616 Seiten, und 8 Seiten Titel, Vorrede und Inhalt.

Dieser zwanzigste Theil enthält drey Hauptabtheilungen: Deutschland, Polen und Rußland.

Als in dem siebenjährigen Preußisch-Oesterreichischen Kriege die Franzosen die Churbraunschweigischen Lande im Jahr 1757 in Besitz genommen hatten, und die Einkünfte daraus zogen: so ließen sie sich von der Landesverfassung und den Einkünften genaue Nachrichten und Verzeichnisse geben. Ein gleiches geschähe hernach von der unter des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Befehlen stehenden sogenannten alliirten Armee, als sie in Westphalen, in den dortigen Bisthümern, und verschiedenen Graf- und Herrschaften die Winterquartiere nahm, oder Brandschatzungen ausschrieb. Diesem Umstande haben wir die Lagerbücher jener Länder zu danken,

die der Herr Herausgeber in dem vorigen Theil
ses Magazins abdrucken lassen, und die er von m
damaligen Obersten von Bauer, der hernach
Genrallieutenant in Russischen Diensten gestorben ist,
bekommen hat. Aus dessen Verlassenschaft empfieng
er auch das

I. Lagerbuch des Bisthums Münster. S. 5—200.

Dieses ist in zwölf Aemter abgetheilt, nämlich:
1) Ahaus, 2) Bokholdt, 3) Kloppenburg, 4) Dülmen, 5) Hörstmar, 6) Meppen, 7) Rheine, 8) Sassenberg, 9) Stromberg, 10) Vechte, 11) Werne, 12) Wolbeck. Bey jedem Amte ist angezeigt, wie viele Städte, Flecken, Dörfer, Klöster, adeliche, geistliche und Privatgüther, freye und schatzbare Häuser es enthalten, wie viele Pferde es habe, und wie viel die monatliche Schätzung betrage. sind die Landstraßen und Brücken in dem ganzen de bemerkt. Bey dieser allgemeinen Anzeige wir es bewendeu lassen, und diejenigen, die von diesen Nachrichten Gebrauch machen wollen, auf Buch selbst verweisen. Nun folgen

II. Einige Beyträge zur Geschichte der ersten Könige von Preußen. Und zwar

1) Motiven zur Annehmung des König Titels in Preußen. S. 203—214.

Diese am 30sten Dec. 1700 datirte Schrift eigentlich eine Rechtfertigung der Annahme des kö lichen Titels seyn; und die Hauptgründe des Ver sers sind diese: 1) weil die Annahme der Kön de eine an sich ganz zuläßige Sache sey, und 2) durch diese erhöhete Würde keinem in der Welt Un-
recht

icht geschehe. Denn, im Betreff des deutschen Reichs, sagt er: „Se. Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg werden auch, dieser erlangten neuen Dignität ohnerachtet, in denen respectu ihrer Reichslande mit Ihro kaiserl. Majestät, auch gesammten Churfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs habenden Nexibus, Verein- Erb-Verbrüderung und Pactis, Conventionibus, Foederibus, Erb- und andern Verträgen, ohne die geringste Alteration und Veränderung continuiren, pro securitate et conservatione Imperii gern und willig mit beytragen, denen Reichs- Kreis- Collegial- und andern Conventen, gleich ihren Mitständen, beywohnen, suo loco et ordine ihre Vota dabey führen etc." Dies mag zugleich eine Probe des altväterischen bunten Deductionsstil seyn, in welchem die ganze Schrift gefaßt ist.

a) Leben und Wandel des Johann Casimir Kolbe, Grafen von Wartenberg und seiner Frau. S. 215—232.

Dieser Aufsatz ist in Form eines zu Brüssel am 1sten Jun. 1714 datirten Briefes, in einer witzig seyn sollenden abgeschmackten und platten Schreibart gefaßt, und ein vollkommenes Pasquill, welches die Histoire scandaleuse des Grafen und der Gräfin enthält. Aus andern Nachrichten ist bekannt, daß Johann Casimir Kolb von Wartenberg ein Pfälzischer Edelmann gewesen, und an dem Brandenburgischen Hofe als Kammerherr in Dienste getreten sey. Als ein überaus geschickter Hofmann wußte er sich bey dem Churfürsten Friedrich III. dergestalt einzuschmeicheln, daß er bald von einer Ehrenstelle zu der andern stieg, und endlich Oberkämmerer, Oberstaatsmini-

ster, Oberstallmeister, General-Oekonomiedirec
Oberhauptmann aller Schatulämter, General-Er
postmeister, Marschall von Preußen, Kanzler
Ritter des Ordens vom schwarzen Adler, Pro
aller königlichen Akademien, mit dem Range vor
len hohen Staats- und Kriegsbedienten und Rei
graf ward. Sein Gehalt von allen di[illegible] A[illegible]ite
soll jährlich über 120000 Thaler betra[illegible]
Dieses Glück dauerte bis 1710, da er sei[illegible]
bekam, wozu der damalige Kronprinz, nachhe[illegible]
König Friedrich Wilhelm mitgewirkt hat. Di[illegible]
haßte ihn, weil es ihm beygemessen ward, [illegible]
im J. 1709 durch Pest und Hunger leidende
sen nicht die geringste Beyhülfe bekam. Der
Friedrich trennte sich jedoch von dem Grafen
Thränen, und bewilligte ihm ein Jahrgeld [illegible]
20000 Thalern. Er überlebte seine Ungnade ni[illegible]
lange, und starb 1712 zu Frankfurt am M[illegible]
Er hatte eine wegen ihrer Galanterien ü[illegible] ü[illegible]
te Person von geringem Stande geheira[illegible], [illegible]
Liebeshändel in diesem Aufsatze weitläu[illegible] e[illegible]
werden. Aber gleichwie die Schmeich[illegible]
Handlungen großer und mächtiger Leute e[illegible]
nen Anstrich zu geben weiß: also erwähnt auch
damals berühmter Schriftsteller *) dieser Heirath,
einer Lobschrift auf den Grafen, [illegible] m se
gestimmten Tone: „Seine Vermähl[illegible] sse
schreibt er, „so sieht man augenscheinlich, [illegible] ß
„Ehen im Himmel geschlossen werden, und St[illegible]
„und Liebe das alte Recht, welches sie über die [illegible]

*) Der ehemalige königl. Preußische [illegible]
ster, Herr von Besser. Man [illegible]
Th. I. S. 143. (Leipz. 1732. 8.)

„zen der Menschen haben, auch über das seine be-„haupten wollen.“ Nach seinem Tode begab sich die Gräfin nach Utrecht, zur Zeit der dortigen Friedensversammlung, und überließ sich ihren alten Leidenschaften. — Man hat eine Histoire amoureuse du Congrès d'Utrecht, worin sie vermuthlich eine ansehnliche Figur machen wird.

3) Lettre du Comte de Croissy à Sa Majesté le Roi de Prusse, en date de Stralsund le 22me May 1715. S. 333—341.

4) Lettre de Sa Majesté le Roi de Prusse au Comte de Croissy.

5) Lettre de Msr. le Comte de Croissy à Msr. d'Ilgen.

6) Reponse de Mr. d'Ilgen à la Lettre de Msr. le Comte de Croissy.

7) Lettre de Msr. le Comte de Croissy à Msr. d'Ilgen.

8) Reponse de Msr. d'Ilgen à la Lettre de Msr. le Comte de Croissy.

Der Inhalt dieser Briefe betrifft den nordischen Krieg in dem Jahre 1715. Als der König von Preussen Friedrich Wilhelm den andern wider Schweden verbundenen Mächten beytrat, und an dem Kriege Theil nahm; so suchte der von dem französischen Hofe an den König von Schweden Carl XII. abgeschickte Graf von Croissy einen Vergleich zwischen den beyden Königen zu vermitteln, und schrieb deswegen zuerst an den König von Preussen, der ihm aber nicht nach seinen Wünschen antwortete. Er wandte sich darauf an den Preußischen Staatsminister von Ilgen, und dieser Briefwechsel dauerte vorerst vom

9 Jun. bis zum 21sten d. M. 1715. — Der Hr. Herausgeber meynt, daß diese Briefe noch nicht gedruckt wären: aber sie sind es alle und einige mehr, als einmal. *)

9) Disposition des Feldmarschalls Fürsten Leopold von Anhalt, zum *Debarquement* auf der Insel Rügen, vom 21 Aug. 1715. S. 241 — 244.

Nach dem von den nordischen Bundsgenossen gefaßten Entschluß, Stralsund zu belagern, fanden sie nöthig, die Insel Rügen vorher wegzunehmen, wiewohl der wirkliche Angriff und die Eroberung erst am 15ten Nov. geschehen ist. Der Fürst von Anhalt führte dabey den Oberbefehl; und seine Disposition kann in solchen Fällen für Kriegsleute unterrichtend seyn.

10) Lettre de Msr. le Baron d'Ilgen, Premier-Ministre de S. M. Prussienne, à Msr. le Comte Croissy, Ambassadeur de France.

11) Reponse du Comte Croissy, Ambassadeur de France à Msr. le Baron d'Ilgen. S. 241 — 244.

Diese Briefe betreffen neue Friedensvorschläge, die aber, weil es mit der Belagerung von Stralsund

*) Man findet sie alle und noch mehrere theils in LAMBERTY Mémoires pour servir à l'Hist. du 18me Siecle, Tom. IX. p. 278 — 284. theils in MAUVILLON'S Hist. de Frider. Guillaume I. Roi de Prusse, Tom. I. p. 262. 275 *et suiv.* Einige stehen auch übersetzt in Forstmanns Leben Friedr. Wilhelms u. ff.

stund schon weit gekommen war, nicht angenommen wurden. *)

12) Traité d'amitié entre le Czar et la Prusse d'un coté, et la France de l'autre; fait et signé en Hollande le 15 d'Aout 1717, à l'exclusion de Rois de Dannemarc et de Pologne, et sans aucune communication préalable avec Eux. S. 248.

Dies ist ein sehr abgekürzter Auszug des Vortrags, worin, die drey Mächte unter andern, sich zu der Erhaltung der Utrechtischen und Badenschen Friedensverträge, und desjenigen, der künftig in Norden geschlossen werden würde, verbinden. Der Vertrag hat sonst keine Folgen gehabt, und bleibt blos deswegen merkwürdig, daß der Zar eben um diese Zeit angefangen hatte, sich in eine geheime Friedensunterhandlung mit Carln XII. einzulassen; und daher ward auch die Verbindung zwischen Frankreich, Preußen und dem Zar ohne Vorwissen der Könige von Dänemark und Polen geschlossen.

13) Copie du Mémoire présenté à la Cour de Suede par l'Envoyé du Roi de Pologne, Msr. le Baron de Sacken. S. 249—255.

14) Copie du Mémoire présenté à la Cour de Suede, par le Baron de Sacken, Ministre du Roi de Pologne.

15) Response donné à Msr. le Baron de Sacken.

*) Die beyden Briefe, nebst zween andern lieset man auch bey LAMBERTY Tom. IX. p. 309—311. und MAUVILLON Tom. I. p. 289—296.

scheinlich bestätigt werden. Rußland könnte alsdann eben die Rolle spielen, welche Frankreich und Schweden eine Zeitlang in dem Reiche gespielet haben. Denn die Erniedrigung des Königs von Preußen würde nothwendig bey den Reichsständen eine natürliche Furcht vor dem österreichischen Despotismus erregen; und dadurch der Wienerische Hof selbst uns zu Erlangung dieses Ansehens beförderlich seyn. Denn wir könnten uns alsdann, bey demselben, der unterdrückten Fürsten, den Reichsgesetzen gemäß, annehmen, insonderheit, wenn wir uns zum Garant des Friedens machten.

17) Gutachten des königl. Schwedischen Canzeleycollegii, vom 6ten Dec. 1756, die gegenwärtigen Conjuncturen in Europa betreffend. S. 261 — 284.

Dies ist eine weitschweifige, wortreiche und schwerfällige Staatsschrift, worin die damals am Ruder sitzenden Männer ihre Gedanken über die Parthey eröffnen, welche die Krone Schweden, bey dem Kriege zwischen Oesterreich und Preußen, und des letztern gewaltsamen Besitznehmung der Chursächsischen Länder, zu nehmen haben würde, besonders, da die Schwedische Regierung von Chursachsen, und von dem französischen Hofe selbst zur Garantie des Westphälischen Friedens aufgefordert werde. Zu Erörterung dieser wichtigen Geschäfte achtet der Schriftsteller für nöthig

1) Die Natur und Eigenschaft der Factorum zu determiniren,

2) die Quaestiones iuris oder die Gesetze, die zu gegenwärtigem Geschäfte dienlich und decisive sind, zu erwägen, und

3) die

3) die Quaestiones politicas oder das Schwedische Staatsinteresse hiebey zu betrachten.

Die zween ersten Punkte beantwortet er eben so, wie Oesterreich und Chursachsen die Sache in ihren öffentlichen Schriften vorgestellt haben; wobey wir uns, weil sie bekannt sind, nicht aufhalten wollen. Im Betreff des dritten Punkts gieng das Erachten des Kanzeleycollegiums dahin, daß der Vortheil des Schwedischen Reichs es nöthig machte, sich für die gesuchte Garantie auf dem deutschen Reichstage zu erklären, auch daselbst die kaiserlichen Hofdecrete wider den König von Preußen zu unterstützen. Und da Frankreich seine Garantie zu erfüllen gedächte, so hätte auch der geheime Ausschuß dem Könige schon gerathen, sich fest an die Freundschaft und das System zu halten, welches längst, und insonderheit seit 1738 Schweden mit Frankreich vereinigt habe. Schweden könnte auch mit Nutzen des österreichischen Hauses Macht und Mündigkeit (Ansehen) im deutschen Reiche gebrauchen, und „damit die Verwegenheit „einschränken, mit welcher der König von Preußen „suchte Schweden einen Credit zu entziehen, den es „einseitig besessen.“ Das Collegium hielt dafür, „daß der König von Preußen darin usurpire, wenn „er sich als Chef der protestantischen Religionsver„wandten aufwerfe, und als deren Palladium und „Vertheidiger hervortrete.“ Die Vereinigung Schwedens mit Frankreich und Oesterreich werde auch dienen, das gute Verständniß mit Rußland wieder herzustellen, dessen Unwillen Schweden sich Preussens wegen zugezogen hätte. Von des russischen Kanzlers Grafen von Bestuchef, und des österreichischen Hofkanzlers Grafen von Kaunitz guten Ge-

sinnungen gegen Schweden wäre man auch versichert.

So weit hätten die Zeitläufte eine angenehme Aussicht für Schweden: aber es fänden sich darin doch einige finstre Schatten, welche die Augen verdunkelten. Und dies wäre mögliche Veränderung in Rußland durch einen der Kaiserin zustossenden unglücklichen Zufall, dessen der König von Preußen versichert zu seyn meynte. Also wäre auf einer Seite zwar eine Ungewißheit des Ausgangs: allein auf der andern „würde eine Inactivität in den gegenwärtigen Umständen ein unvermeidliches Avilissement „für das Reich mit sich führen." Da die Garantie gesucht würde: so würde sie auch zu leisten seyn. Und hiebey ruft das Collegium freudig aus: „Was „ist herrlicher für E. K. M. und das Reich (Schweden), als dem teutschen Reich zu Hülfe und Rettung gerufen, und die Zeit sich aufheitern zu sehen, „die der Anfang zu Schwedens Aufkommen und zu „dessen kräftigen Theilnehmung an den Europäischen „allgemeinen Geschäften und Schicksalen gewesen!" Die Bedingungen des Schwedischen Beytritts zu der Verbindung wider Preußen würden seyn, daß die Krone Schweden ganz Pommern, so wie es ihr durch den Westphälischen Frieden abgetreten wäre, zurückbekäme, und daß der König von Frankreich an Schweden eben dieselben Hülfsgelder, die er im J. 1741 (zu dem Kriege wider Rußland) gegeben hätte, bezahlte.

Zum Beschlusse wünschet das Collegium, „daß „Se. M. der König mit so vielem Glück und Gloire „diese herrliche Epoche nutzen möge, mit welcher der „große Gustav Adolph dieselbe benutzt hatte."

18) Diss-

18) *Dictamen ad Protocollum* des Hrn. Reichs- raths, Grafen Tessin, in den Senat eingegeben im Junii-Monat 1757. S. 285—292.

Der Anfang lautet so: Uralte *Gloire*, alte Ehre und voriges Ansehen sind geltende Worte, deren Wichtigkeit gemeiniglich ganze Völker aufmerksam macht. Dies sogenannte Dictamen ist ein Commentar über diesen Spruch, und eine Anwendung desselben auf Schweden, welches diese drey Vorzüge, die es ehemals gehabt hätte, durch Theilnehmung an dem Kriege wider den König von Preußen, sich wieder verschaffen könnte. Zwar möchte der Ausgang des Krieges von 1741 ein Bedenken machen; aber aller Anschein prophezeihe in dem gegenwärtigen einen guten Fortgang. Doch würde es besser seyn, nicht sofort loszubrechen, sondern dieses Jahr (1757) noch mit Unterhandlungen, und den daraus fließenden Verbindungen zuzubringen: zumal es auch schwer seyn würde, die Truppen in diesem Jahre zeitig genug nach Pommern herüber zu führen. Das Schwedische Volk hoffte auch, nach einem ausgestandenen Hungerjahre, sich im Frieden zu erholen, und der so eben geschlossene Reichstag hätte auch mit der Hoffnung eines beständigen Friedens geschmeichelt. Ferner könnte sich der Fall ereignen, daß die Kaiserin von Rußland stürbe, und alsdann würde der König von Preußen von dieser Seite völlig sicher seyn. Durch diese und andere Betrachtungen würde er (der Hr. Graf) in seiner Meynung gestärket, daß man Zeit haben müßte, um von den gegenwärtigen Umständen mehr Licht zu bekommen. Seine Meynung sey indessen nicht, eine so wichtige Gelegenheit (die obgedachten Vortheile wieder zu erlangen, und Pom-

mern zu erobern, denn daß Preußen so viel möglich von der Ostsee ausgeschlossen werde, sey aller kriegenden Theile gemeinsames Interesse) fruchtlos aus den Händen zu lassen. Er füge sich auch gerne zu derjenigen Meynung, die schon den Vorzug gewonnen zu haben schiene. Zu den zum Kriege für Schweden nöthigen Geldern müßten die Kaiserin und Frankreich zusammen 4 Millionen Livres bezahlen. Die Schweden mit andern vereinigten Truppen, müßten, zufolge dem Plane des Marschalls von Belleisle, die Belagerung von Magdeburg bedecken, und alsdann mit gemeinsamen Kräften Stettin angreifen.

Man hat das Wesentliche dieser und der beyden vorhergehenden Staatsschriften hier kürzlich ausgezogen. Denn sie entdecken die geheimen Beweggründe der wider den König Friedrich verbundenen Mächte, die großen Absichten, die sie durch die Waffen und sonst zu erreichen hofften, und den Plan, nach welchem sie zu verfahren haben würden. Wer einmal die Geschichte dieses denkwürdigen Krieges vollständig und pragmatisch wird beschreiben wollen, wird von diesen Materialien Gebrauch machen können.

III. Herzoglich-Wirtenbergische Vasallen im 1663sten Jahre, nebst einer Anzeige, wie viele Knechte sie stellen müssen. S. 293—304.

Die Zahl der Lehnleute war 104, und der Knechte 173. Der Verfasser dieses Aufsatzes, Hr. Cotta, Reichspostamtsverwalter zu Tübingen, meldet aus einem alten Manuscriptbuche, daß damals 50 Städte und 15 Klöster in Wirtenberg mit den dazu gehörigen Flecken und Dörfern, und in allen zusammen 62972 Einwohner gewesen seyn. Dies ist sehr wenig gegen die heutige Wirtenbergische Volksmenge.

Aber

Aber es war nicht lange nach dem dreissigjährigen Kriege, in welchem Wirtenberg schrecklich verwüstet worden war.

Polen und Großherzogthum Litauen.

1) Tabelle über zweyjährige Einnahme und Ausgabe im Republik-Schatz des Großherzogthums Litauen, in Beziehung auf die Berechnung vom Reichstage 1784. S. 307—313.

Die zweyjährige Einnahme sollte seyn	12,488560	Gulden
Aber wegen Erlassungen und Rückstände waren nur wirklich in den Schatz gekommen	10,258931	—
Die Ausgaben betrugen . .	10,254595	—

2) Kriegs-Etat beider Nationen, auf dem ordinairen und freyen Reichstage zu Grodno 1784 genau untersucht. S. 315—317.

Nach dem Etat sollte die Kronarmee und die litauische stark seyn .	13409 Mann .	4770 M.
Bestund aber wirklich nur aus . .	13272 — .	4377 M.
Der Bestand beider Armeen war also nur		17649 M.

3) Tabelle über die Abnahme und Zunahme der Judenzahl, in Vergleichung der *Lustration* von 1781 gegen die von 1784 (Litauen nicht mitgerechnet). S. 319—320.

Nach der Lustration v. 1781 waren ihrer	187831	Köpfe
von 1784 . . .	199134	—
Also Zunahme	11303	Köpfe

Zu der Zunahme scheint die Vertreibung der ärmern Juden aus Gallizien (vielleicht auch aus Westpreußen) etwas beygetragen zu haben. Aber wahrscheinlich ist die Judenschaft noch einmal so stark, als sie hier in den Lustrationen erscheinet, weil mehr als die Hälfte von dem Orte, wo sie gezählet werden soll, entweicht, bis der Lustrator abgereiset ist, der auch zuweilen bestochen wird. Man will daher die Menge der Juden wohl auf eine halbe Million schätzen.

4) Observations sur le Commerce de Cherson avec l'Ukraine Polonoise, faites au mois de Mai 1784. S. 321—326.

Diesem Handel waren damals gewisse [illegible] nisse im Wege. Die Verkäufer in der Ukraine [illegible] ten, ehe sie ihre Waaren abschickten, sich zu [illegible] dem Preise derselben vergewissern. Die Cherson [illegible] Kaufleute weigerten sich deswegen, etwas zum vor [illegible] zu verabreden, weil sie bey späten, oder unri[illegible] Lieferungen, Gefahr laufen würden, und ve[illegible] dagegen, daß die Verkäufer ihre W[illegible]ren [illegible] Rechnung abschicken sollten. Dies [illegible] so [illegible] als sie der Willkühr der Käufer preis [illegible] ben. [illegible] wechselseitige Mißtrauen hinderte also [illegible] des Handels. In Cherson waren keine [illegible] ser denen, die der Krone gehörten, und [illegible] eigentlich zum Handel bestimmte Schiffe, [illegible] eines oder zwey auf der Rehde. Wenn [illegible] eben zu dieser Zeit die polnischen Kornfu[illegible] men, so kann der polnische Verkäufer [illegible] ßen, wie er will. Aber den Tag nach der [illegible] des Schiffes, wird man ihm den 4ten [illegible] gen bieten, was er den Tag zuvor empfangen hat. Deswegen haben die Polen Magazine nöthig,

ihr Getraide und andere Waaren aufschütten und niederlegen, folglich mit Bequemlichkeit die Ankunft der Schiffe erwarten können, die ihre Waaren entweder für Geld kaufen, oder gegen andere Waaren eintauschen wollen. In solchen Umständen ist, die Speculation bey dem Chersonischen Handel eine sehr mißliche und gefährliche Sache. Man hofft indessen, daß die Kaiserin den Schwierigkeiten abhelfen werde.

Friedrich Wilhelms von Bergholz, Großfürstl. Oberkammerherrns, Tagebuch, welches er in Rußland, von 1721 bis 1725, als Holsteinischer Kammerjunker geführt hat. Zweiter Theil, von 1722. S. 331—592.

Bey der Anzeige des zweyten Theiles dieses Tagebuchs, müssen wir uns auf dasjenige beziehen, was wir schon über den Inhalt des ersten Theils angemerkt haben. *) Der russische Hof war gegen das Ende des Jahres 1721 nach Moskau gegangen. Unser Verfasser erzählt nun mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit alles, was er daselbst in dem 1722sten Jahre beobachtet, alles, was der Herzog von Holstein jeden Tag gethan, alle Besuche, die er gegeben, und alle Feierlichkeiten und Lustbarkeiten, denen er beygewohnet hat. Der russischen Hoffeste waren sehr viele. Das Gedächtniß erhaltener Siege und eroberter Festungen, und die Geburts- und Namenstage des Kaisers, der Kaiserin, und der ganzen kaiserlichen Familie wurden mit prächtigen Gastmalen gefeiert. Ein gleiches geschahe auch von den Großen des Hofes in ihren Familien, und diesen Gastmalen, so wie den

*) Bibliothek Band 69. S. 1.

den Hochzeiten, wohnten oft der Kaiser und die Kaiserin bey. Ja er übernahm zuweilen das Amt eines Marschalls auf Hochzeiten. Es war auch des Kaisers Gewohnheit, an einem Tage nach Weihnachten und Neujahr Besuche bey Privatleuten zu machen, und sich von ihnen bewirthen zu lassen. Bey diesem allen kömmt viel Merkwürdiges vor, was auf den Charakter Peters I., den damaligen russischen Hof und die angesehensten Personen desselben ein Licht werfen, und deswegen das Lesen dieses Tagebuchs nützlich machen kann. Wir wollen also wiederum eins und das andere, das uns denkwürdig scheint, aus dem zweyten Theile desselben auszeichnen.

Als der Herzog von Holstein dem Kaiser auf dem Kreml zum neuen Jahr Glück wünschete, bemerkte dieser jenem, daß alle Fensterscheiben auf diesem weitläuftigen Schlosse von Marienglas wären; welches wegen ihrer Größe und Menge zu bewundern war.

Dem Herzoge machten oft viele Officiere von den Schwedischen Kriegsgefangenen ihre Aufwartung. Sie befanden sich, nach dem größten in der Gefangenschaft ausgestandenen Elende, in der äußersten Noth und Dürftigkeit. In Moskau waren einige Tausend derselben, Officiere und Gemeine, die aus Sibirien und Astrachan sich hieher durchgebettelt hatten. Denn nach dem Frieden erhielten sie keine Verpflegung mehr in Rußland. Der Verfasser schreibt von ihrem jämmerlichen Zustande mit Theilnehmung und Mitleiden, und klagt, daß die Schwedische Regierung, selbst nach geschlossenem Frieden, so viele tausend Leute in ihrer äußersten Noth verließe, und Niemanden hieher geschickt, der

für sie sorgte, noch Jemandem hier dieses aufgetragen hätte; daß daher diese armen Gefangenen wie verlassene Schaafe herumgiengen, und nicht wüßten, an wen sie sich halten sollten. Der Herzog that an vielen Werke der Barmherzigkeit, — vielleicht auch in der Absicht, sich dadurch in Schweden Freunde zu machen.

Bey der am 30sten Jänner angestellten Maskerade und Schlittenfahrt, die 6 Tage währete, zeigte der Kaiser seine große Vorliebe für das Seewesen. Er befahl, daß alle Schlitten die Form eines Schiffs haben sollten. Der seinige stellte ein Kriegsschiff von 30 Canonen vor, worunter 8 bis 10 wirkliche waren, aus denen oft gefeuret ward. Es war 30 Fuß lang, hatte 3 Masten und alle gewöhnliche Segel und Tauwerk. Wenn es mit dem Winde fuhr, wurden alle Segel aufgespannt; welches den 15 Pferden, die den Schlitten zogen, eine große Hülfe war. Wenn es den Wind von der Seite hatte, waren die Segel auch darnach gestellt. Als es dunkel ward, wurden, wie es zur See gewöhnlich ist, die obern Segel eingenommen; und der Kaiser selbst schlug mit 3 oder 4 Generalen, die er bey sich hatte, den Zapfenstreich. Unter den Masken befand sich auch der Knäs Papst, der auf einem Throne saß, und hatte den auf einer Tonne reitenden Bacchus zu seinen Füßen. Ihn begleiteten 6 Cardinäle, die auf Ochsen ritten. Darunter waren vornehme Edelleute, Fürsten und wirkliche Gouverneurs, die, wegen übler Aufführung, diese Personen vorstellen mußten.

Der Holsteinische geheime Rath von Bassewitz bekam von dem Fürsten Menschikof die Abschrift der von dem Kaiser gemachten Verordnung wegen der

Thronfolge und des Eides, womit dieselbe von sämmtlichen Unterthanen beschworen werden sollte. *) Weil diese Verordnung in deutscher Sprache noch selten war; so glaubte der Herr von Bassewitz dem römisch-kaiserlichen Gesandten, Grafen von Kinsky, eine Gefälligkeit zu thun, wenn er sie ihm mittheilte, weil er sie vielleicht nach Wien würde schicken wollen. (Die Ursache mochte wohl diese seyn, daß der nächste Thronerbe, der junge Großfürst Peter, des unglücklichen Alexei Sohn, und des Kaisers Peters I. Enkel, ein Schwestersohn der regierenden römischen Kaiserin war.) Weiter kömmt von dieser Verordnung nichts merkwürdiges in dem Tagebuche vor, außer, daß man an dem Hofe des Herzogs von Holstein glaubte oder hoffte, die künftige Thronfolge würde zu Gunsten der ältesten Tochter des Kaisers (die hernach des Herzogs Gemahlin ward) bestimmt werden; welches aber nicht geschehen ist.

Von der Taufe merkt der Verfasser an, daß auf die daraus entstehende geistliche Verwandtschaft auch in der russischen Kirche gesehen werde, und daß daher diejenigen, die sich heirathen wollen, nicht zusammen Gevatter stehen.

Bey dem starken Trinken auf den Gastmalen gab es zuweilen sonderbare Auftritte. Der Fürst Chowansky hatte einige junge Fürsten und Edelleute zu sich auf eines seiner Landgüter eingeladen. Die Gäste machten ihren Wirth ganz trunken, zogen ihn als einen Todten an, legten ihn in einen dort gefundenen Sarg, trugen ihn in die Kirche, setzten ihn vor

*) Am 5ten Febr. 1722 war sie öffentlich bekannt gemacht worden.

vor dem Altar nieder, und beobachteten alle bey den Begräbnissen gewöhnliche Ceremonien; wobey sie aber mit den Kirchengefässen, und besonders dem Kelche, sehr unehrbietig umgegangen seyn sollen. Darauf giengen sie davon, und ließen den Chowansky im Sarge vor dem Altare liegen, bis einige Geistliche in die Kirche kamen, und ihn heraustrugen. Chowansky schämte sich zu klagen, und würde es gern verschwiegen haben. Aber sein Schwiegervater, der Vicekanzler Schafirof, brachte die Sache vor den Kaiser. Die Thäter wurden zum Tode verurtheilet; welches Urtheil der Kaiser zwar milderte: er ließ sie aber in seiner Gegenwart gewaltig peitschen.

Auf einem von dem sogenannten Vice-Zar, Fürsten Romadanofsky, gegebenen Feste, welchem der Kaiser selbst beygewohnt, soll dieser, bey seiner Abfahrt den Fürsten gebeten haben, den übrigen schon ziemlich berauschten Gästen noch tapfer zuzutrinken. Weil aber der Fürst Dolgorucky so viel nicht trinken wollte, als der Wirth ihm zubrachte, und zwischen ihm und Romadanofsky längst ein alter Groll gewesen war; so kam es zwischen ihnen, nach vielen Scheltworten, zu Thätlichkeiten, wobey sie sich eine halbe Stunde mit Fäusten herumgeschlagen haben sollen — Der Verfasser setzt am Ende der Geschichte hinzu: Es wird der Handel wohl so einschlummern, weil dergleichen Faustgemenge beym Rausch hier öfters vorfällt, und mit Stillschweigen übersehen wird.

Am 20sten Jul. besuchte der Herzog von Holstein das berühmte Kloster Troitza, welches sonst auch das Kloster der heil. Dreyfaltigkeit oder des heil. Sergius genannt wird. Der Verfasser be-

schreibt es weitläuftig, und gedenkt unter andern, einiger auf der Schenke gestandenen großen silbernen Trinkgeschirre, die deutschen Ursprunges gewesen. Sie mögen vielleicht in Liefland erbeutet, und hernach dem Kloster geschenket worden seyn.

Die Todesstrafen waren in Rußland unter der Regierung Peters des Großen, schrecklich und grausam; und kann nichts damit verglichen werden, als die übermenschliche Härte, womit dieses Volk sie ausgestanden haben soll; wovon das Tagebuch einige Beyspiele erzählt.

Drey Mörder und falsche Münzer waren dert, aber so, daß sie nur einen Schlag auf je Fuß und Arm bekommen hatten, und hernach auf Stangen ruhende Räder gelegt worden. derselben sahen den andern Tag noch ganz munter guckten allenthalben herum und machten nicht ein ein saures Gesicht. Dergleichen Elende sollen zu len 4 bis 5 Tage leben.

Ein an den Rippen aufgehängter Misset hatte in der folgenden Nacht noch Kräfte sich Höhe zu heben, und dadurch den Haken aus Rücken zu ziehen, so daß er auf die Erde heru gefallen, und einige hundert Schritte fortgekr sey. Man soll ihn aber, nachdem er sich ver hatte, wieder gefunden, und auf eben die Art, neuem aufgehängt haben.

Zween falschen Münzern ward glühendes (schmolzenes) Zinn in den Hals gegossen, und nach wurden beyde auf das Rad gelegt. Dem ei hatte das Zinn den Hals durchgebrannt; und d ungeachtet lebte er noch am folgenden Tage; so auch der andere, der noch mit der Hand nach dem Rade hangenden Münze griff.

Mit

Mit diesen Schrecken und Grauen erregenden Geschichten beschließen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, die Anzeige dieses zweyten Theils des Tagebuchs, und berühren nur noch mit wenigem die zuletzt angehängte

Nachricht von den Medicinal-Anstalten und medicinischen Collegiis in den Preußischen Staaten. Aufgesetzt vom Herrn Thomas Philipp von der Hagen, königl. Preuß. Präsidenten des Ober-Consistorii, Chef des Ober-Collegii medici und des Collegii medico-chirurgici rc. S. 593—616.

Es sind drey Haupt-Collegia, die gänzlich verschieden, und ganz von einander unabhängig sind: 1) Das Ober-Collegium medicum, 2) das Collegium medico-chirurgicum, 3) das Ober-Collegium Sanitatis.

I. Vom Ober-Collegio medico.

Der Churfürst Friedrich Wilhelm stiftete 1685 ein Collegium medicum in Berlin, welches alle Medicinalsachen im Lande besorgen sollte; und alle Aerzte, Wundärzte, Bader, Apotheker und Hebammen mußten, nach vorgängiger Prüfung, die Approbation bey demselben suchen. Nachdem der König Friedrich Wilhelm, im J. 1724, verordnet hatte, daß in jeder Provinz ein besonderes Collegium medicum errichtet werden sollte: so erhob er das Collegium medicum in Berlin, im J. 1725 zum Ober-Collegio medico. Gegenwärtig ist bey demselben ein Chef oder Ober-Director, (welcher, bis auf den itzigen, immer ein Staatsminister gewesen) 1 Director, 5 medicinische Mitglieder, worunter der Berlinische Stadtphysicus ist, 1 Justitiarius oder Syndicus, 1 Medicus

dicus von der französischen Colonie, 2 Assessores pharmaciae, 2 Medicinal-Fiscale, 1 Secretarius, 1 Registrator, 1 Canzellist, 1 Bote. Unter diesem Ober-Collegio medico stehen alle Provinzial-Collegia, deren zwölf sind. In Geldern ist überdem auch eines, und unabhängig. In den meisten grossen Städten, wenigstens in jedem Kreise, ist auch ein Physicus angesetzt. Es sind deren in den sämmtlichen Preußischen Ländern 131, und 14 Hebammenlehrer.

II. Vom Collegio medico-chirurgico.

Es ist 1724 gestiftet worden, und hat 8 Professoren, die Collegia publica lesen. Einer ist Decanus, von welchem die Studiosi medicinae und chirurgiae, welche diese Collegia hören wollen, die Matricul empfangen. Das Decanat wechselt jährlich ab. Der Director ist allezeit der Chef des Ober-Collegii medici.

III. Vom Ober-Collegio Sanitatis.

Das Collegium Sanitatis ward 1719 zu Berlin gestiftet. Nachdem in den Provinzen auch dergleichen Collegia errichtet worden; so ward es 1762, zum Unterschiede, das Ober-Collegium Sanitatis genannt. Es hat die Aufsicht über alle nöthige Anstalten bey grassirenden Krankheiten, und bey ausbrechenden Viehseuchen, und die Provincial-Collegia Sanitatis, deren 6 sind, stehen unter ihm. Der Director, der vormals ein General war, ist gegenwärtig ein Staatsminister. Sonst besteht es aus 3 medicinischen Mitgliedern des Ober-Collegii medici, einem Mitgliede des Collegii medico-chirurgici, einem von der Kriegs- und Domainenkammer, ei-

nem

nem aus dem Berlinischen Magistrat, einem Secretair, einem Kanzellisten und Boten.

Schlesien hat seine eigenen Medicinalanstalten, und zu Breslau und Glogau besondere Colegia medica und Sanitatis.

Hk.

II.

Essai d'économie politique, à Bâle chez les freres Decker. 1785. 45 Seiten in groß 4. mit vier Tabellen in Fol.

Tabellen über die Staatswirthschaft eines Europäischen Staats der vierten Grösse, nebst Betrachtungen über dieselben. Aus dem Französischen. Leipzig, bey Heinsius, 1786. 38 Seiten außer der Vorrede in gr. 4. nebst vier Tabellen in Fol.

Dies sind Urschrift und Uebersetzung einer höchst merkwürdigen Schrift, welche folgendes Motto aus dem Sallust bezeichnet: In republica cognoscenda multam magnamque curam habui; uti quantum armis, viris, opulentia, ea posset, cognitum haberem.

Der Herr Verfasser hat für gut befunden, weder seinen Namen zu nennen, (daher auch wir nicht so unbescheiden seyn wollen, diesen uns schon lange verehrungswürdigen Namen eines großen und berühmten Staatsmannes bekannt zu machen,) noch auch

dicus von der französischen Colonie, 2 Assessores pharmaciae, 2 Medicinal-Fiscale, 1 Secretarius, 1 Registrator, 1 Canzellist, 1 Bote. Unter diesem Ober-Collegio medico stehen alle Provinzial-Collegia, deren zwölf sind. In Geldern ist überdem auch eines, und unabhängig. In den meisten großen Städten, wenigstens in jedem Kreise, ist auch ein Physicus angesetzt. Es sind deren in den sämmtlichen Preußischen Ländern 131, und 14 Hebammenlehrer.

II. Vom Collegio medico-chirurgico.

Es ist 1724 gestiftet worden, und hat 8 Professoren, die Collegia publica lesen. Einer ist Decanus, von welchem die Studiosi medicinae und chirurgiae, welche diese Collegia hören wollen, die Matricul empfangen. Das Decanat wechselt jährlich ab. Der Director ist allezeit der Chef des Ober-Collegii medici.

III. Vom Ober-Collegio Sanitatis.

Das Collegium Sanitatis ward 1719 zu Berlin gestiftet. Nachdem in den Provinzen auch dergleichen Collegia errichtet worden; so ward es 1762, zum Unterschiede, das Ober-Collegium Sanitatis genannt. Es hat die Aufsicht über alle nöthige Anstalten bey grassirenden Krankheiten, und bey ausbrechenden Viehseuchen, und die Provincial-Collegia Sanitatis, deren 6 sind, stehen unter ihm. Der Director, der vormals ein General war, ist gegenwärtig ein Staatsminister. Sonst besteht es aus 3 medicinischen Mitgliedern des Ober-Collegii medici, einem Mitgliede des Collegii medico-chirurgici, einem von der Kriegs- und Domainenkammer, einem

nem aus dem Berlinischen Magistrat, einem Secretair, einem Kanzellisten und Boten.

Schlesien hat seine eigenen Medicinalanstalten, und zu Breslau und Glogau besondere Colegia medica und Sanitatis.

Hk.

II.

Essai d'économie politique. à Bâle chez les freres Decker. 1785. 45 Seiten in groß 4. mit vier Tabellen in Fol.

Tabellen über die Staatswirthschaft eines Europäischen Staats der vierten Grösse, nebst Betrachtungen über dieselben. Aus dem Französischen. Leipzig, bey Heinsius, 1786. 38 Seiten außer der Vorrede in gr. 4. nebst vier Tabellen in Fol.

Dies sind Urschrift und Uebersetzung einer höchst merkwürdigen Schrift, welche folgendes Motto aus dem Sallust bezeichnet: In republica cognoscenda multam magnamque curam habui; uti quantum armis, viris, opulentia, ea posset, cognitum haberem.

Der Herr Verfasser hat für gut befunden, weder seinen Namen zu nennen, (daher auch wir nicht so unbescheiden seyn wollen, diesen uns schon lange verehrungswürdigen Namen eines großen und berühmten Staatsmannes bekannt zu machen,) noch auch

dem

dicus von der französischen Colonie, 2 Assessores pharmaciae, 2 Medicinal-Fiscale, 1 Secretarius, 1 Registrator, 1 Canzellist, 1 Bote. Unter diesem Ober-Collegio medico stehen alle Provinzial-Collegia, deren zwölf sind. In Geldern ist überdem auch eines, und unabhängig. In den meisten großen Städten, wenigstens in jedem Kreise, ist auch ein Physicus angesetzt. Es sind deren in den sämmtlichen Preußischen Ländern 131, und 14 Hebammenlehrer.

II. Vom Collegio medico-chirurgico.

Es ist 1724 gestiftet worden, und hat 8 Professoren, die Collegia publica lesen. Einer ist Decanus, von welchem die Studiosi medicinae und chirurgiae, welche diese Collegia hören wollen, die Matricul empfangen. Das Decanat wechselt jährlich ab. Der Director ist allezeit der Chef des Ober-Collegii medici.

III. Vom Ober-Collegio Sanitatis.

Das Collegium Sanitatis ward 1719 zu Berlin gestiftet. Nachdem in den Provinzen auch dergleichen Collegia errichtet worden; so ward es 1762, zum Unterschiede, das Ober-Collegium Sanitatis genannt. Es hat die Aufsicht über alle nöthige Anstalten bey grassirenden Krankheiten, und bey ausbrechenden Viehseuchen, und die Provincial-Collegia Sanitatis, deren 6 sind, stehen unter ihm. Der Director, der vormals ein General war, ist gegenwärtig ein Staatsminister. Sonst besteht es aus 3 medicinischen Mitgliedern des Ober-Collegii medici, einem Mitgliede des Collegii medico-chirurgici, einem von der Kriegs- und Domainenkammer, einem

nem aus dem Berlinischen Magistrat, einem Secretair, einem Kanzellisten und Boten.

Schlesien hat seine eigenen Medicinalanstalten, und zu Breslau und Glogau besondere Colegia medica und Sanitatis.

Hk.

II.

Essai d'économie politique. à Bâle chez les freres Decker. 1785. 45 Seiten in groß 4. mit vier Tabellen in Fol.

Tabellen über die Staatswirthschaft eines Europäischen Staats der vierten Grösse, nebst Betrachtungen über dieselben. Aus dem Französischen. Leipzig, bey Heinsius, 1786. 38 Seiten außer der Vorrede in gr. 4. nebst vier Tabellen in Fol.

Dies sind Urschrift und Uebersetzung einer höchst merkwürdigen Schrift, welche folgendes Motto aus dem Sallust bezeichnet: In republica cognoscenda multam magnamque curam habui; uti quantum armis, viris, opulentia, ea posset, cognitum haberem.

Der Herr Verfasser hat für gut befunden, weder seinen Namen zu nennen, (daher auch wir nicht so unbescheiden seyn wollen, diesen uns schon lange verehrungswürdigen Namen eines großen und berühmten Staatsmannes bekannt zu machen,) noch auch den

den Staat anzugeben, über welchen diese Tabellen verfertigt sind. Er läßt es sogar in Ungewißheit, ob dieser Staat wirklich vorhanden, oder nur ein Geschöpf der Einbildungskraft sey. So weit können wir indessen unsere Bescheidenheit nicht treiben; denn es fällt gleich beym ersten Anblicke gar zu deutlich in die Augen, daß diese Tabellen, wenn sie nicht lediglich das Werk eines politischen Dichters sind, auf keinen andern Staat in der Welt, als auf Sachsen, passen. Angenommen also, aber nicht behauptet, daß diese Tabellen, von denen der Herr Verf. gesteht, daß er die Nachrichten dazu nur erhalten, und in diese Form gebracht habe, über die sämmtlichen Staaten des Churfürsten von Sachsen entworfen sind: so müssen wir bekennen, daß sie alle bisher erschienenen, uns bekannt gewordenen, statistischen Werke, Tabellen und Aufsätze, nicht allein über diesen, sondern auch über jeden andern Staat in der Welt, an Ordnung sowohl, als an Reichthum und Bestimmtheit der Nachrichten, weit übertreffen. Was wird es erst werden, wenn auf einem solchen festen und sichern Grunde das Canzlerische Gebäude des politischen Zustandes dieser Staaten, worauf man nun schon so lange Sehnsuchtsvoll harret, sich kühn und edel erhebet! Wie werden die gebrechlichen Hütten eines Stövers und Anderer, welche auf Sand und aus Sand zu eilfertig gebauet sind, wieder in ihren Staub zurücksinken, wenn sie anders noch jenen Tag wankend erleben! Wer glaubt, daß wir zu viel sagen, der nenne uns doch den Staat, welcher ähnliche Tabellen, wie die vor uns liegenden sind, aufzeigen kann, und wir wollen mit Freuden widerrufen. Wir dürfen also wohl nicht erst erinnern, daß Jedem, der sich mit Politik, Staatenkunde und Staatswirthschaft

beschäf-

beschäftiget, dieses Werk unentbehrlich ist. Der Inhalt wird es noch deutlicher zeigen, welchen wir übrigens mit der Freymüthigkeit abfassen und beurtheilen wollen, als wenn besagter Staat wirklich in Utopien läge.

Die erste Tabelle enthält die Bevölkerung und die Vertheilung der Einwohner in ihre verschiedenen Wohnplätze, nebst einer Uebersicht ihres Nationalfleißes. Die Zählung der Einwohner ist nach den verschiedenen Provinzen, woraus der Staat zusammengesetzt ist, (welche zwar nicht genannt, doch deutlich genug characterisirt werden, um sie zu erkennen,) und nach zwey Zeitpunkten, jeder zwanzig Jahre von dem andern entfernt, angegeben, während welches Zeitraums der Staat einen langen Krieg und eine große Hungersnoth erlitten hat. Es ist zu bedauern, daß es dem Herrn Verf. nicht gefallen hat, die Jahre genau anzugeben; es können aber keine andere seyn, als von der ersten Zählung das Jahr 1753, 54, oder höchstens 55, und von der zweyten das Jahr 1773, 74 oder 75. Da im Jahr 1772, nach dem Herrn Cabinetsminister von Gersdorf, 1,632,606; im Jahr 1755, nach einer andern Angabe, 1,686,908; und im Jahr 1775, nach Herrn Oberconsistorialrath Büsching, 1,695,226 Menschen in den Kuhrsächsischen Landen gezählt worden sind, diese Tabelle aber im ersten Zeitpunkte 1,681,756, und im zweyten 1,663,594 Einwohner zählt: so scheinen dieselben auf die Jahre 1754 und 1774 am schicklichsten zu fallen. Der Herr Verf. bringt aber in einer Anmerkung den Hauptumstand bey, daß die Kinder unter einem Alter von 9 Jahren in diesen Zählungen nicht mitbegriffen sind, ohne doch deren Verhältniß gegen die Ge-

zähl-

zählten festzusetzen. Einer Berechnung zu Folge, welche der Verfasser in der zweyten Betrachtung über die erste Tabelle anstellt, scheint er die Anzahl der fehlenden Kinder für den sechsten Theil des Ganzen anzunehmen. Man müßte also zu der obigen Zahl der zweyten Zählung noch ungefähr 332,000 Kinder unter 9 Jahren hinzusetzen, um die Totalsumme aller Seelen, welche ganz nahe an zwey Millionen steigt, herauszubringen. In allen Provinzen sind 2372 Feudal- und Allodialgüter, 127 große Vorwerke, 17 große Städte, 50 mittlere, 243 kleine Städte und Flecken, und 6747 Dörfer; ferner 309,088 Feuerstellen, (wovon 91,396 in den Städten,) und außer dieser 11,975 seit 150 Jahren, also seit dem dreyßigjährigen Kriege, verlassene Wohnungen. Nach dem allgemeinen Verhältnisse zwischen beyden Geschlechtern kommen auf das männliche 839,251, und auf das weibliche 824,343; folglich war das fürchterliche Uebergewicht des weiblichen, welches Herr OCR. Büsching 1775 zu bemerken glaubte, damals nicht vorhanden. In den Städten lebten 491,102, auf dem Lande aber 1,172,492 Menschen. Da hier zugleich die festgesetzten Verhältnisse, wornach in den Provinzen die Recruten ausgehoben werden sind, angegeben werden, diese Aushebung aber seit dem Jahre 1779 nicht mehr Statt findet: so hätte dieses in einer Betrachtung des Herrn Verf. erinnert, der Unterschied der neuen Art die Armee zu recrutiren von der alten, und die Vorzüge der einen Art vor der andern, bestimmt werden können. In der tabellarischen Uebersicht des Nationalfleißes für die Mannspersonen werden alle Künstler, Fabrikanten und Handwerker, nach den drey Reichen der Natur, in drey Classen und in eine vierte

ver-

vermischte Classe gebracht. Aus der Zusammenrechnung der Hauptclassen erhellet, daß unter 376,199 angesessenen Mannspersonen doch nicht mehr, als 12,185 Hagestolze, (also nur 1 von 30⅞) und die übrigen alle Häupter von Familien sind, obgleich der Militairetat von 21,931 Mann, und 8,406 Livreebediente unter obiger Zahl begriffen sind.

Da der Herr Verf. über jede seiner Tabellen Betrachtungen anstellt, welche eben so lehrreich als gründlich sind, und die Meisterhand eines geübten Staatsökonomen, so wie das Herz des wärmsten Menschenfreundes verrathen: so wollen wir bey jeder Tabelle zugleich einiger Betrachtungen erwähnen, welche darüber gemacht werden. Aber nur erwähnen, und nur einiger, die uns theils am interessantesten scheinen, theils und vornehmlich, von denen wir am kürzesten abzukommen hoffen, weil wir uns, wenn gleich ungern, an unsere Amtspflicht erinnern. Denn es sind eigentlich Entwürfe oder Grundlagen zu vortrefflichen Commentarien, bey denen man nichts mehr bedauert, als daß es dem Verfasser nicht gefallen hat, sie selbst weiter auszuführen.

In der zweyten Betrachtung über die erste Tabelle wird gesagt, daß der nehmliche Staat hundert Jahre vorher eine Volksmenge von 2,915,105 Seelen gehabt habe, ungefähr 485,834 Kinder vom zartesten Alter mit eingerechnet. Also war doch des Herrn Geheimenraths Dohm Behauptung richtig, daß sich die Volkszahl dieses Staates in hundert Jahren um mehr als 700,000 verringert habe. Ohne Zweifel eine Wirkung vom königlichen Geiste, der endlich glücklicher Weise verschwunden zu seyn scheint. „Sollte man,“ setzt der Verf. hier hinzu, „dem ei-

„teln Ruhme eines Eroberers, nach solchen Gewiß„heiten, nicht etwas aufopfern? Dem oft schädli„chen Ruhme, welcher stets die Eifersucht der Nach„barn reizt, und den man nie erwirbt, als durch „Verlust an Blut und Geld." Der Verf. der Tabellen führt auch in seinen Nachrichten Rechnungen an, welche er gesehen hat, und nach solchen betrugen die Kosten zweyer Kriege vor dem von 1756 die ungeheure Summe von 28,062,500 Rthlr. Nach Beobachtungen in fünf Jahren des Friedens und der Ruhe hat man nur eine jährliche Vermehrung von 6,303 Personen gefunden. Wie ist das möglich? — Das Verhältniß der Einwohner in den Städten zu den Einwohnern auf dem Lande, welches wie 1 zu 4 ist, scheint dem Verf. sehr vortheilhaft zur wechselseitigen Unterstützung, und er widerräth daher die Vergrößerung der Städte. Stimmt dieses wohl mit den allgemeinen Klagen über den niedrigen Getreidepreis in Sachsen überein? — Wenn der Verf. sagt, ein Morgen Landes, mit der Hacke bearbeitet, nähre sehr gut eine ganze Famlie: so gestehen wir unsern Zweifel, vorausgesetzt, daß sich die Familie wirklich vom Landbau nähren, und noch außerdem die Forderungen des Staats befriedigen soll. Denn der Ertrag des Weinbaues in einigen Gegenden, und des Gartenbaues in der Nähe volkreicher Städte, kann hier nicht der Maaßstab seyn. Der selige Rysbeck glaubte die Ursache von dem elenden Zustande der Bauern dieses Staats, gerade in der gar zu großen Zertheilung des Bodens zu finden. — Vorzüglich wichtig ist die zehnte Betrachtung, auf welche wir uns aber nicht näher einlassen können. Einige Gedanken über die Massen und das Einschmelzen des gemünzten Silbers und Goldes weichen von Necker's

Aeuße-

Aeußerungen über denselben Gegenstand in seinem bekannten Werke über Frankreichs Finanzzustand merklich ab. Es ist der Mühe sehr werth, beyde mit einander zu vergleichen. — Vor hundert Jahren hatte jener Staat 31,427 Tuchmacher und 63,299 Weber mit den Gesellen und Lehrburschen. — Der Verf. glaubt, daß die Armee auf 30,000 Mann verstärkt werden könnte, ohne die Kosten der Unterhaltung zu vermehren. Auch Er ist, wie sich erwarten läßt, der Meynung aller vernünftigen Leute, daß die wesentliche Beschäftigung des Geistlichen auf dem Lande in der Erziehung der Jugend bestehen, und die Frau ihm darin beystehen sollte. Aber wann werden die Geistlichen selbst dieser Meynung werden? Wann werden die Regierungen die dazu nöthigen Anstalten auf Universitäten und auf dem Lande treffen? Vor dem Jahre 2440 schwerlich!

Die zweyte Tabelle liefert die Zeichnung zu einem Gemälde der gesammten Landwirthschaft nach den hier noch deutlicher bezeichneten zehn Provinzen. Zuerst Aussaat und Ernte in jenen zwey Zeitpuncten. Auffallend ist es, daß in einem Zeitraum von 20 Jahren die Kartoffelerndte von 87,788 Scheffeln auf 682,849 Scheffel gestiegen ist, und die gesammte Getreideerndte sich in dieser Zeit beynahe verdoppelt hat. Ein deutlicher Beweis, daß Noth eben so gewiß arbeiten, als beten lehrt. Die Fruchtbarkeit des Landes ist doch nicht groß, oder es wird nicht verständig genug gebauet. Denn im Durchschnitt aller Provinzen giebt ein Korn Weizen nur $4\frac{7}{?}$, Rocken $3\frac{7}{10}$, Gerste beynahe 4, Hafer $3\frac{1}{10}$, Erdäpfel 6. Es wäre sehr nützlich gewesen, noch zu bemerken, wie viele Morgen Landes in jeder Provinz mit jeder Ge-

vielleicht liegt aber die Last auf einzelnen Theilen, vielleicht in der Einrichtung und Hebungsart einiger derselben. — Bey der ersten Real- und der ersten Gewerbesteuer macht der Verf. die Anmerkung, daß zwar seit ihrer Errichtung jene um 46mal, diese um 55mal erhöhet worden ist; daß aber auch der Werth der klingenden Münze gegen jene Zeiten um 40 pro Cent schlechter geworden ist. Unter den Domanialeinkünften hat ein Artikel unsere Erwartung so weit hinter sich gelassen, daß wir nicht umhin können, desselben zu erwähnen. Vom Verkauf des Wildprets sind nicht mehr als 2,000 Rthlr. eingekommen. Wenn Göking versichert, daß in der Grafschaft Hohenstein preußischen Antheils, einem Ländchen von 8 Quadratmeilen, die Einkünfte von den Forsten jährlich auf 8,000 Rthlr. steigen; wenn der Graf Mellin berechnet, daß die Jagd von 311,600 Morgen Waldung jährlich wenigstens 40,000 Gulden eintragen müsse; wenn einem bey diesen Angaben, die mehr als 500,000 Morgen Holz des Landesherrn einfallen, und man nun in der Tabelle die 8,000 Livres erblickt: so — weiß man nicht, was man denken soll. Vielleicht bleibt das Uebrige bey den Herren Ober-, Hof-, Jäger-, Land-, Forst- und Wildmeistern? Für diese findet man aber 28,680 Rthlr. unter den Staatsausgaben aufgeführt. Es müssen also wohl der Deputate so Viele seyn, daß die Jagd des gesammten Landes nur so eben mit einem ganz kleinen Ueberschusse zureicht.

Die Ausgaben werden in sechs Hauptclassen getheilt: 1) Staatsschulden, beständige und Leibrenten, wozu 2,185,027 Rthlr. angewandt wurden, 269,505 Rthlr. an Städte- und Communenschulden mit

mit einbegriffen; 2) die auswärtigen Geschäfte und die Armee sind sonderbarer Weise mit einander verbunden. Jene erforderten 136,655, diese 2,049,178⅞ Rthlr., wofür nicht mehr als 17,000 Mann Infanterie und 4,000 Mann Cavallerie unterhalten wurden. Es könnten 4 bis 5,000 Mann mehr für diese Summe gehalten werden; aber die Generalität kostete 81,420 Rthlr., der Sold der commandirenden Officiere betrug allein ⅓ vom Solde der ganzen Armee, die Pensionen der entlassenen Officiere stiegen auf 86,257, und der Unterhalt der Invaliden auf 62,095 Rthlr. Beydes unbegreiflich, besonders die letzte Summe, wenn man weiß, daß fast alle Gemeinen junge Bursche sind, welche nach Ablauf ihrer Capitulation wieder nach Hause zurückkehren. Dagegen fehlen hier einige Artikel, z. B. die Cadetten. Eine sehr gute Einrichtung ist der Reservefond für die Kriegscasse von 50,000 Rthlr. jährlich. 3) Was man sonst den Civilstaat nennt, kostete 699,832 Rthlr., worunter aber die Ausgaben für die Polizey in den Städten und Flecken, desgleichen für die Geistlichkeit, Schulen, Magistrate und Richter, zusammen 169,433 Rthlr. mit begriffen sind. Addiret man diese zu der obigen Summe ihrer Schuldenausgaben, und zieht das Resultat von der Real- und Consumtionseinnahme derselben ab: so behalten die Städte einen Ueberschuß von 88,213 Rthlr. Wo kömmt dieser hin? Bey dem Steuer- und Accisecollegio, so wie bey der Rentkammer, sind die Kosten der Verwaltung mit eingerechnet; es wäre aber nützlicher gewesen, die Gehalte der Collegien von den eigentlichen Verwaltungskosten sorgfältig abzusondern, um über die letzten, welche man, wenigstens bey der Accise, für sehr hoch hält, richtig urtheilen zu können.

vielleicht liegt aber die Last auf einzelnen Theilen, vielleicht in der Einrichtung und Hebungsart einiger derselben. — Bey der ersten Real- und der ersten Gewerbesteuer macht der Verf. die Anmerkung, daß zwar seit ihrer Errichtung jene um 46mal, diese um 55mal erhöhet worden ist, daß aber auch der Werth der klingenden Münze gegen jene Zeiten um 40 pro Cent schlechter geworden ist. Unter den Domanialeinkünften hat ein Artikel unsere Erwartung so weit hinter sich gelassen, daß wir nicht umhin können, desselben zu erwähnen. Vom Verkauf des Wildprets sind nicht mehr als 2,000 Rthlr. eingekommen. Wenn Göking versichert, daß in der Grafschaft Hohenstein preußischen Antheils, einem Ländchen von 8 Quadratmeilen, die Einkünfte von den Forsten jährlich auf 8,000 Rthlr. steigen; wenn der Graf Mellin berechnet, daß die Jagd von 311,600 Morgen Waldung jährlich wenigstens 40,000 Gulden eintragen müsse; wenn einem bey diesen Angaben, die mehr als 500,000 Morgen Holz des Landesherrn einfallen, und man nun in der Tabelle die 8,000 Livres erblickt: so — weiß man nicht, was man denken soll. Vielleicht bleibt das Uebrige bey den Herren Ober-, Hof-, Jäger-, Land-, Forst- und Wildmeistern? Für diese findet man aber 28,680 Rthlr. unter den Staatsausgaben aufgeführt. Es müssen also wohl der Deputate so Viele seyn, daß die Jagd des gesammten Landes nur so eben mit einem ganz kleinen Ueberschusse zureicht.

Die Ausgaben werden in sechs Hauptclassen getheilt: 1) Staatsschulden, beständige und Leibrenten, wozu 2,185,027 Rthlr. angewandt wurden, 269,505 Rthlr. an Städte- und Communenschulden mit

mit einbegriffen; 2) die auswärtigen Geschäfte und die Armee sind sonderbarer Weise mit einander verbunden. Jene erforderten 136,655, diese 2,049,178⅔ Rthlr., wofür nicht mehr als 17,000 Mann Infanterie und 4,000 Mann Cavallerie unterhalten wurden. Es konnten 4 bis 5,000 Mann mehr für diese Summe gehalten werden; aber die Generalität kostete 81,420 Rthlr., der Sold der commandirenden Officiere betrug allein ⅓ vom Solde der ganzen Armee, die Pensionen der entlassenen Officiere stiegen auf 86,257, und der Unterhalt der Invaliden auf 62,095 Rthlr. Beydes unbegreiflich, besonders die letzte Summe, wenn man weiß, daß fast alle Gemeinen junge Bursche sind, welche nach Ablauf ihrer Capitulation wieder nach Hause zurückkehren. Dagegen fehlen hier einige Artikel, z. B. die Cadetten. Eine sehr gute Einrichtung ist der Reservefond für die Kriegscasse von 50,000 Rthlr. jährlich. 3) Was man sonst den Civilstaat nennt, kostete 699,832 Rthlr., worunter aber die Ausgaben für die Polizey in den Städten und Flecken, desgleichen für die Geistlichkeit, Schulen, Magistrate und Richter, zusammen 169,433 Rthlr. mit begriffen sind. Addiret man diese zu der obigen Summe ihrer Schuldenausgaben, und zieht das Resultat von der Real- und Consumtionseinnahme derselben ab: so behalten die Städte einen Ueberschuß von 88,213 Rthlr. Wo kömmt dieser hin? Bey dem Steuer- und Accisecollegio, so wie bey der Rentkammer, sind die Kosten der Verwaltung mit eingerechnet; es wäre aber nützlicher gewesen, die Gehalte der Collegien von den eigentlichen Verwaltungskosten sorgfältig abzusondern, um über die letzten, welche man, wenigstens bey der Accise, für sehr hoch hält, richtig urtheilen zu kön-

nen. Zu der vierten Classe der Einkünfte sind die Kosten ihrer Verwaltung, auf 9 von 100 gerechnet, mit 121,644½ Rthlr geschlagen, und hier werden die Kosten der Hauptcasse und Rentekammer, die Kosten der besondern Verwaltung mit eingeschlossen, nur zu 91,223 Rthlr. bestimmt. Ist jene Summe der Verwaltung wirklich eingekommen, und zum Behuf der Verwaltung wieder ausgegeben worden: wo steckt sie unter den Ausgaben? Ist sie aber nur eine ungefähre Schätzung von Kosten, welche durch jene Classe von Einkünften verursacht, aber nicht baar erhoben wird, wie kömmt sie unter die reinen Einkünfte? Die Consistoria, Hofgerichte, Oberaufsichten, und einige andere Stellen scheinen zu fehlen. Aus welchen Fonds mögen sich diese unterhalten? 4) Die Ausgaben für öffentliche Baue, nebst Befreiungen und Erlassungen machen 373,173 Rthlr. Für Brücken, Wege und Dämme wurden 38,600 Rthlr. ausgegeben. Hingegen betrugen die Erlassungen wegen unglücklicher Zufälle 158,640½, und die Accisebefreiungen 58,737½ Rthlr. Auch werden hier 2,948 Rthlr. für die Jagden der Privatpersonen aufgeführt, welche der Landesherr in Pacht genommen hat. Uns wundert, daß ein solcher Pacht nicht aus der Chatoulle bezahlt wird. Die fünfte Columne enthält die Ausgaben für den Hof, welche 726,395 Rthlr. betragen; die Appanagen der Prinzen und Prinzessinnen machen 399,016 Rthlr.; und endlich die Pensionen und Gnadengehalte 193,864½ Rthlr., welche, wenn sie nicht alle an sehr verdiente Personen gegeben werden, für einen so sehr verschuldeten Staat viel zu zahlreich und ansehnlich sind. In der französischen Urschrift ist ein Druck- oder Rechnungsfehler, welcher auch in der Uebersetzung getreu abgedruckt ist,

zum

zum Beweis, daß der Uebersetzer sich nicht einmal die Mühe gegeben hat, nachzurechnen. Die einzelnen Summen betragen in der Hauptsumme nicht mehr, als 5,277,100 Livres. Die letzte Classe begreift außerordentliche und zufällige Ausgaben, worunter 1,614 Rthlr. zur Aufmunterung der Künste, und 9,949 Rthlr. Kosten der Lehnsverbindung (vermuthlich was man sonst Reichs- und Kreis-praestanda nennt,) vorkommen. Der Uebersetzer macht aber bey dieser letzten Angabe die Anmerkung, daß sie um 5,000 Rthlr. zu hoch angegeben sey. Er sagt dieses mit solcher Zuverläßigkeit, daß er diese Verbesserung nicht blos aus der in der Bilanztabelle befindlichen Summe der Ausgaben zum Lehnsempfang im Auslande, welche mit gleichem Rechte aus dieser Tabelle verbessert werden könnte, genommen, sondern solche entweder vom Verfasser selbst erhalten, oder aus einer andern ganz sichern Quelle geschöpfet haben muß, und daher Glauben verdienet. In diesem Falle betragen die sämmtlichen Ausgaben dieses Staats 6,894,888¼ Rthlr., und es blieben 54,514¾ Rthlr. als Ueberschuß in Casse.

Unter den Betrachtungen über diese Tabelle ist die zweyte bey weitem die wichtigste, und eine der schätzbarsten im ganzen Werke. Hier werden die reinen Einkünfte einer jeden Classe der Mitglieder des Staats berechnet, und das Verhältniß beurtheilt, in welchem sie Abgaben geben, und geben sollten. Der reine Ertrag eines Morgens Weinberge wird auf 2 Rthlr., Holz auf 6 Ggr. geschätzt. Wie hoch der Verf. den reinen Ertrag der Aecker und Wiesen rechnet, getrauen wir uns nicht gewiß zu bestimmen, weil wir die Art, nach welcher die Berechnungen der

nen. Zu der vierten Classe der Einkünfte sind die Kosten ihrer Verwaltung, auf 9 von 100 gerechnet, mit 121,644½ Rthlr geschlagen, und hier werden die Kosten der Hauptcasse und Rentekammer, die Kosten der besondern Verwaltung mit eingeschlossen, nur zu 91,223 Rthlr. bestimmt. Ist jene Summe der Verwaltung wirklich eingekommen, und zum Behuf der Verwaltung wieder ausgegeben worden: wo steckt sie unter den Ausgaben? Ist sie aber nur eine ungefähre Schätzung von Kosten, welche durch jene Classe von Einkünften verursacht, aber nicht baar erhoben wird, wie kömmt sie unter die reinen Einkünfte? Die Consistoria, Hofgerichte, Oberaufsichten, und einige andere Stellen scheinen zu fehlen. Aus welchen Fonds mögen sich diese unterhalten? 4) Die Ausgaben für öffentliche Baue, nebst Befreiungen und Erlassungen machen 373,173 Rthlr. Für Brücken, Wege und Dämme wurden 38,600 Rthlr. ausgegeben. Hingegen betrugen die Erlassungen wegen unglücklicher Zufälle 158,640½, und die Accisebefreiungen 38,737½ Rthlr. Auch werden hier 1,948 Rthlr. für die Jagden der Privatpersonen aufgeführt, welche der Landesherr in Pacht genommen hat. Uns wundert, daß ein solcher Pacht nicht aus der Chatoulle bezahlt wird. Die fünfte Columne enthält die Ausgaben für den Hof, welche 726,395 Rthlr. betragen; die Appanagen der Prinzen und Prinzessinnen machen 399,016 Rthlr.; und endlich die Pensionen und Gnadengehalte 193,864½ Rthlr., welche, wenn sie nicht alle an sehr verdiente Personen gegeben werden, für einen so sehr verschuldeten Staat viel zu zahlreich und ansehnlich sind. In der französischen Urschrift ist ein Druck- oder Rechnungsfehler, welcher auch in der Uebersetzung getreu abgedruckt ist,

zum

zum Beweis, daß der Uebersetzer sich nicht einmal die Mühe gegeben hat, nachzurechnen. Die einzelnen Summen betragen in der Hauptsumme nicht mehr, als 5,277,102 Livres. Die letzte Classe begreift außerordentliche und zufällige Ausgaben, worunter 1,624 Rthlr. zur Aufmunterung der Künste, und 9,949 Rthlr. Kosten der Lehnsverbindung (vermuthlich was man sonst Reichs- und Kreis-praestanda nennt,) vorkommen. Der Uebersetzer macht aber bey dieser letzten Angabe die Anmerkung, daß sie um 5,000 Rthlr. zu hoch angegeben sey. Er sagt dieses mit solcher Zuverläßigkeit, daß er diese Verbesserung nicht blos aus der in der Bilanztabelle befindlichen Summe der Ausgaben zum Lehnsempfang im Auslande, welche mit gleichem Rechte aus dieser Tabelle verbessert werden könnte, genommen, sondern solche entweder vom Verfasser selbst erhalten, oder aus einer andern ganz sichern Quelle geschöpfet haben muß, und daher Glauben verdienet. In diesem Falle betragen die sämmtlichen Ausgaben dieses Staats 6,894,882¼ Rthlr., und es blieben 54,514¾ Rthlr. als Ueberschuß in Casse.

Unter den Betrachtungen über diese Tabelle ist die zweyte bey weitem die wichtigste, und eine der schätzbarsten im ganzen Werke. Hier werden die reinen Einkünfte einer jeden Classe der Mitglieder des Staats berechnet, und das Verhältniß beurtheilt, in welchem sie Abgaben geben, und geben sollten. Der reine Ertrag eines Morgens Weinberge wird auf 2 Rthlr., Holz auf 6 Ggr. geschätzt. Wie hoch der Verf. den reinen Ertrag der Aecker und Wiesen rechnet, getrauen wir uns nicht gewiß zu bestimmen, weil wir die Art, nach welcher die Berechnungen der

als was er von der Nothwendigkeit eines Schatzes des Staats spricht, den er jedoch mit Recht, wie wir glauben, nur auf die Einnahme von zwey Jahren an baarem Gelde, und einen Vorrath von Lebensmitteln aller Art für eben die Zeit, einschränkt.

Die vierte Tabelle enthält eine Bilanz des jährlich ein- und ausgehenden baaren Geldes, nach einem Durchschnitt von zehn Jahren, um zu beurtheilen, ob der Nationalreichthum sich vermehre oder vermindere. Sie ist eine vollständige Darstellung dessen, was man sonst Handelsbilanz nennt, welche deshalb allerdings eine Geldbilanz genannt werden kann, weil der mehr verkaufende, als kaufende Staat für seinen Ueberschuß nicht anders, als mit baarem Gelde, befriedigt werden kann. Einnahme und Ausgabe ist nach den Naturreichen, wie in der ersten Tabelle die Künstler und Handwerker, abgetheilt. Wir wollen beyde gegen einander halten. An wirklichem baaren Gelde wird eingenommen 1,327,485 Rthlr. 12 Ggr. und ausgegeben 2,303,658 Rthlr. 6 Ggr.; also 976,172 Rthlr. 18 Ggr. mehr ausgegeben, als eingenommen. Dieser große Verlust rühret von den Schulden her, welche außer Landes bezahlt werden, und 1,667,641 Rthlr. ausmachen. Auch gehen 240,105 Rthlr. 6 Ggr. an Appanagen und Pensionen aus dem Lande, welche billig in den Provinzen, wo schöne Schlösser verfallen, verzehrt werden könnten. Dagegen kommen nur 25,676 Rthlr. an Pensionen herein. Der auswärts ansäßige Adel zieht von seinen Gütern 196,000 Rthlr. an sich, eine Summe, die groß genug ist, um der Aufmerksamkeit der Regierung würdig zu seyn. Die Anleihen, welche man von den Auswärtigen gemacht, und zum Ankauf von

Grund-

Grundstücken angelegt hat, belaufen sich auf 300,000 Rthlr. Wir können uns doch nicht überzeugen, daß dergleichen Einnahmen einem Staate nützlich seyn können, da die jährliche Ausgabe dadurch vermehrt, und am Ende doch das ganze Capital, nachdem es durch die Zinsen vielleicht schon vielfach bezahlt worden ist, wieder aus dem Lande hinausgehen muß. Es ist daher die Frage, ob es nicht besser sey, im Lande selbst eine Bank oder einen andern Fond zu errichten, woraus Darlehne zum Ankauf, auch zur Melioration, von Grundstücken gegeben werden können. Für Erzeugnisse des Pflanzenreichs werden 2,254,819 Rthlr. eingenommen, und 690,322 also 1,564,497 Rthlr. weniger, ausgegeben. Das Meiste trägt die melirte Leinewand ein, von Baumwolle und Seide, gemalt und gedruckt, (worunter auch die schlichte Leinewand begriffen seyn muß, weil sie sonst nirgends in der Rechnung aufgeführt wird, und bekanntermaaßen für die O. L. ein sehr wichtiger Artikel ist,) nämlich 1,174,662 Rthlr. Für Baumwolle gehen dagegen aus 300,160 Rthlr. 6 Ggr., und für Lein- und Rüböl 115,210 Rthlr. Diese letzte Ausgabe kann und wird dereinst bey verbesserter Landwirthschaft ganz wegfallen. Die Erzeugnisse des Thierreichs brachten 759,815 Rthlr. ein, und erforderten eine Ausgabe von 663,816 Rthlr.; gaben also einen Vortheil von 95,999 Rthlr. Für rohe und gesponnene Wolle kommen 226,779, und für allerhand Wollenzeuge 289,459 Rthlr. in das Land. Da nun für gesponnene und grobe Wolle nur 41,725 Rthlr. ausgehen: so sieht man, daß die Schäfereien des Landes über die Bedürfnisse der Wollenmanufacturen noch einen großen Ueberfluß liefern. Für Erzeugnisse des Mineralreichs kommen in das Land

1,808,

„Durch ein solches Betragen würde er sich Feinde „machen, die, so schwach sie scheinen, ihm früh oder „spät schaden können, und es würde das Verderben „seiner eigenen Gesellschaft beschleunigen." Hear him! möchte man hier allen Finanzministern und ihren Principalen zurufen.

Daß einem bey Schriften dieser Art Zweifel und scheinbare Widersprüche aufstoßen, ist natürlich, und es fehlet auch hier nicht daran, besonders wenn man die dritte Tabelle mit dem vom Herrn D. C. R. Büsching bekanntgemachten Finanzsystem des Staats, dessen Zustand, wie wir unsers Orts überzeugt sind, diese Tabellen darstellen, und mit der Berechnung des Herrn von Fischbach über die Einkünfte und Ausgabe desselben, auch andern zerstreueten statistischen Nachrichten von ihm vergleicht. Auf wessen Seite die größere Zuverläßigkeit sey, muß man der Prüfung und Beurtheilung des Lesers um so mehr überlassen, je weniger man bey dergleichen Rechnungen fragen darf, wer dafür die Gewähr leiste. Es wird nun nicht schwer fallen, zu bestimmen, zu welchem Grade der Macht und des politischen Ansehens dieser Staat bey einer fortwährenden guten Regierung gelangen könne, wenn er sich erst die große Last seiner Schulden, welche, nach den glaubwürdigsten Nachrichten, seit 20 Jahren doch schon zur Hälfte geschmolzen ist, gänzlich vom Halse geschafft haben wird. Auch sieht man an diesem Staate ein Beyspiel, was eine arbeitsame Nation unter einer gerechten und mäßigen Regierung vermag, selbst gegen die fürchterlichsten Feinde der bürgerlichen Glückseligkeit: Krieg, Hunger und Seuchen. Es gehe ihr wohl!

Die

Die Vorrede ist sehr lesenswerth. Der Verf. spricht darin von der Nothwendigkeit solcher Tabellen für die Landesherren und ihre Minister, besonders aber den Finanzminister, und bezeugt mit einer Wärme, welche seinem edlen Herzen Ehre macht, seinen lebhaften Abscheu gegen die Blutigel des Volks, welche Heinrich der Große durch den Namen Finanzenmacher characterisirte. Das Gemälde, welches hier von ihnen entworfen wird, ist schrecklich, aber leider nur allzu ähnlich. Und es steht hier gewiß nicht am unrechten Orte.

So weitläuftig auch unsere Anzeige geworden ist: so haben wir doch viele wichtige Bemerkungen des Verfassers übergehen müssen, welche die Leser, die unsere Anzeige auf das Ganze begierig gemacht hat, selbst nachlesen müssen. Die Uebersetzung scheint von einem Manne, welcher der Sprache und der Sache hinlänglich kundig ist, aber etwas flüchtig gemacht zu seyn. Daher ist nirgends nachgerechnet, und auch zuweilen nicht ganz verständlich übersetzt, z. B. (S. 29) Ich gebe zu, daß die Gehalte ꝛc. Manchen Lesern wird indessen doch damit ein großer Gefallen geschehen seyn.

Fk.

III.

Le Bombardier Prussien, ou du mouvement des projectiles en supposant la résistance de l'air proportionelle au quarré des vitesses, par M. *Tempelhof*, Capitaine d'artillerie au Service de Sa Majesté le Roi de Prusse. Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat. A Berlin, 1781. Imprimé, aux depens de l'auteur. Chez Spener. Ohne Vorrede 128 Seiten in 8 mit einer Kupfertafel.

Die Ursache, warum diese vortreffliche Schrift, welche sowohl dem Verfasser, als auch dem ganzen königlichen Artilleriekorps zur vorzüglichsten Ehre gereicht, weil es einen Mann von Bernoullis, Lamberts und Eulers Genie aufzuweisen hat, so spät in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek angezeigt wird, ist, weil Recensent hoffte, daß der Verfasser bald einen zweyten Theil nachfolgen lassen würde, in welchem er uns die zur Ausübung erforderlichen Tabellen mittheilte. Da er aber, durch überhäufte Berufsgeschäfte, von dieser Arbeit immer mehr und mehr entfernt zu werden scheint; so wollen wir nicht länger säumen, diese neue, geniévolle Auflösung eines Problems dem Leser näher bekannt zu machen, an dessen vollständiger Entwickelung, seit Newtons Zeiten, die größten Meßkünstler gearbeitet haben.

Es ist nämlich bekannt, daß die Auflösungen eines Johann Bernoullis, Eulers, Lamberts, Bezout,

Bor-

Borda u. s. w. Formeln angeben, welche entweder viel zu verwickelt sind, und zu weitläuftige Calkuls erfodern, als daß man sie in der Ausübung gut gebrauchen könnte, oder auf zu willkührliche Hypothesen gebaut sind. Der Verfasser nahm sich demnach vor, die Aufgabe: wie man, bey der gegebenen anfänglichen Geschwindigkeit der Kanonkugel, bey dem gegebenen Erhöhungswinkel der Kanone, bey dem bekannten Durchmesser und der specifischen Schwere der Kugel und der Luft, die Eigenschaften der Kugelbahn, bestimmen könnte, wenn sich der Widerstand der Luft wie die Quadrate der Geschwindigkeiten verhielte, noch einmal aufzulösen; seinen Formeln aber alle diejenige Geschmeidigkeit zu geben, wodurch man in Stand gesetzt wird, sie in der Ausübung anzuwenden; und überhaupt sie so einzurichten, daß man, vermittelst derselben, leicht Tabellen bereichern kann, die nicht weitläuftig, aber bequem sind, und den grossen Vorzug haben, daß sie von jedem Bombardir verstanden werden können.

Der Verfasser hat sein Werk in drey Theile abgetheilt. Im ersten löst er das ballistische Problem unter der Voraussetzung auf, daß die Dichtigkeit der Luft eine beständige Größe sey. Dieser Theil enthält mehrere Abschnitte; und im ersten Abschnitt werden die allgemeinen Formeln angegeben, welche die Natur der Kugelbahn bestimmen. Diese Formeln werden in den drey folgenden Abschnitten näher entwickelt. Um die im ersten und zweyten Abschnitt gefundenen Formeln integriren zu können, bedient sich der Verfasser der Voraussetzung: daß

$$\text{Sin.}\,\varphi = A + B\left[e^{ms}-1\right] + C\left[e^{ms}-1\right]^2 + D\left[e^{ms}-1\right]^3 + \text{etc.}$$

 und

und bestimmt, aus der Natur der krummen Linie, die Koeffizienten A, B, C, D u. s. w. wodurch er auf eine Reihe geführt wird, welche so konvergent ist, als es die Natur des Problems nur immer zuläßt.

Nachdem er diesen Reihen im vierten Abschnitt eine geschmeidigere Gestalt gegeben hat; so findet er im fünften einen sehr einfachen Ausdruck für die Schußweite.

Im sechsten Abschnitt wird die Zeit berechnet, welche die Kugel braucht, um das Ziel zu erreichen. Auch diese Formel ist sehr bequem, und kann dazu gebraucht werden, die Brandröhren der Bomben darnach einzurichten, damit diese nicht eher in der Luft krepiren, als nachdem sie den Gegenstand, den man treffen wollte, wirklich getroffen haben.

Im siebenten Abschnitt wird angenommen, daß die Schußweite bekannt sey, und daraus die anfängliche Geschwindigkeit der Kugel gefunden.

Im achten Abschnitt werden über den Erhöhungswinkel, unter welchem man die größte Schußweite erhält, sehr schöne Untersuchungen angestellt. Allein, aller Mühe ohngeachtet, die sich der Verfasser gegeben, um einen einfachen und allgemeinen Ausdruck für die Größe dieses Winkels zu finden, hat er, wie er selbst gesteht, seine Absicht nicht völlig erreicht, und sich damit begnügen müssen, Mittel anzugeben, wie dieser Winkel durch Versuche bestimmt werden müsse. Da die Größe dieses Winkels von der anfänglichen Geschwindigkeit der Kanonkugel, vom Widerstand der Luft, von der specifischen Schwere und dem Durchmesser der Kugel abhängt; so muß, so bald einer von diesen Umständen eine Abänderung leidet, auch jener Winkel einer Veränderung unterworfen seyn; und man müßte also für jede andere anfäng-

fängliche Geschwindigkeit, für jede andere Art Kugeln, die Größe dieses Erhöhungswinkels berechnen. Dies würde aber eine wahre herkulische Arbeit seyn, die überdies gar keinen Nutzen hätte. Der Verfasser räth also, diesen Winkel nur für die gewöhnlichen Ladungen zu bestimmen, und bemerkt, daß der Winkel, unter welchem man die größte Schußweite erhält, bey übrigens gleichen Umständen, desto kleiner seyn wird, je größer die anfängliche Geschwindigkeit der Kugel ist.

Im neunten Abschnitt wird die Schußweite als bekannt angenommen, und daraus die Größe des Einfallswinkels, und der Geschwindigkeit der Kugel bey diesem Punkte berechnet.

Im zweyten Theil dieser merkwürdigen Schrift wird das ballistische Problem unter der Voraussetzung aufgelöst: daß, wie es wirklich in der Natur statt findet, die Dichtigkeit der Luft eine veränderliche Größe sey. Auch dieser Theil besteht aus mehreren Abschnitten, davon die drey ersten die Formeln enthalten, welche von keiner besondern Hypothese abhängen, sondern auf jedes Gesetz, dem die Veränderung in der Dichtigkeit der Luft unterworfen ist, angewandt werden können.

Der vierte und fünfte Abschnitt aber handeln von der Anwendung dieser Formeln auf die gewöhnliche Hypothese, welche man in Absicht auf die Veränderung der Dichtigkeit der Luft angenommen hat, und bekanntermaaßen in dem analytischen Ausdruck:

$$\frac{D}{\Delta} = \frac{-2,30258 \cdot 0,1610 \cdot y}{10000}$$

enthalten ist.

Seite 103 findet man eine vortreffliche Abhandlung über den Einfluß des Windes auf die Bewegungen der Kanonkugel und Bomben. Die Methode, deren sich der Verfasser bedient, um die Abweichungen zu berechnen, welche durch den Stoß des Windes in der Kugelbahn hervorgebracht werden, ist sehr einfach, aber eben deswegen desto schöner, da sie sich auf alle Fälle erstreckt. Zwar hat der Chevalier de Borda auf diesen Umstand, nämlich die Einwirkung des Windes, ebenfalls Rücksicht genommen. Aber seine Auflösung ist nur für den einzigen Fall, wenn sich die Kanonkugel und der Wind in Einer Ebene bewegen. Man sehe den 9ten Band von Böhms Magazin für Ingenieur und Artilleristen, in welchem die Abhandlung des R. de Borda vom Lieutenant von Massenbach übersetzt und mit Anmerkungen befindlich ist.

Im dritten Theil vergleicht endlich der berühmte Verfasser seine Theorie sowohl mit den in Turin von Antoni, als auch mit den in Frankreich angestellten Versuchen, welche letztere man im vierten Theil des Lehrbegriffs der Mathematik des Herrn Bezout findet. Bewundernswürdig genau ist die Uebereinstimmung der Tempelhofischen Theorie mit diesen Versuchen; und man kann mit Wahrheit sagen, daß nunmehr das ballistische Problem auf eine vollkommen befriedigende Art, so weit es nämlich die Natur solcher Untersuchungen erlaubt, aufgelöst sey. Bey physisch-mathematischen Aufgaben darf man niemals auf eine vollkommen genaue, reine geometrische Auflösung hoffen; weil man nur immer auf Reihen geführt wird. So viel ist aber gewiß, daß der Verfasser durch die Auflösung dem menschlichen Geiste die

die Grenzlinie gezogen hat, welche der Wahrheit am nächsten liegt, und welcher kein Sterblicher näher kommen dürfte.

Erläuterungen über einige Punkte des Bombardier prussien von A. L. von Massenbach, Lieutenant in K. preußischen Diensten. Halle, bey Gebauer. 1785. 42 Seiten in 4to. mit einer Anzeige der wichtigsten Druckfehler im Bombardier prussien und einer Kupfertafel.

Dem angehenden Artilleristen, welcher in algebraischen Rechnungen noch nicht vollkommen geübt ist, wird diese kleine Schrift sehr angenehm seyn, die nicht nur die schwersten Kalkuls auseinandersetzt, sondern auch einige Sätze beweist, welche der Verf. des Bombard. prussien als bewiesen vorausgesetzt hat. Besonders lieb wird dem Anfänger die Erläuterung des 51sten Paragraphen seyn.

Wg.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Vollständiges Lese- und Gebetbuch für katholische Christen. Zweyte durchaus verbesserte Auflage. Mit 13 Kupferstichen. Sechs Bändchen, (jedes etwa 13 Bogen.) Von J. M. Sailer, Churpfalzbaierisch. wirkl. geistl. Rath, und ordentlichem Lehrer der Moralphilosophie und Pastoraltheologie in Dillingen. München, bey Leutner, 1785.

Vollständiger Auszug aus J. M. Sailers Lese- und Betbuch zum Gebrauche der Katholiken. Mit zwölf Kupfern. Bamberg, bey Göbhardt, 1786. S. 586. 8.

Wir haben uns bemüht, diese beyden Bücher aufmerksam durchzulesen, und was wir gefunden haben, wollen wir unsern Lesern aufrichtig mittheilen. Von dem zweyten ists nicht nöthig insbesondere zu reden; wir schränken uns blos auf das erste ein.

Dies vollständige Lese- und Gebetbuch nun unterscheidet sich durch Inhalt und Einkleidung von allen uns bekannten Büchern dieser Art, so merklich, daß; ohne die Aufschrift: für katholische Christen, vor Augen zu haben, man vieles und lange darin lesen kann, ohne nur zu vermuthen, daß es ein Werk eines deutschen katholischen Theologen sey. Denn, was zunächst den Inhalt betrifft, so sind die Gebete und Betrachtungen meistens den würdigsten und interessante-

sten

sten Gegenständen der christlichen Andacht gewidmet, auf die Beförderung praktischer Religionserkenntnisse, auf die Erweckung der Empfindungen des Wahren und Guten, und auf die Anempfehlung eines tugendhaften Sinns und Lebenswandels gerichtet. Da sind durchaus Gott und der Stifter des Christenthums, Güte und Weisheit, Vorsehung und Regierung Gottes, Bestimmung und Glückseligkeit des Menschen, allgemeine und besondere Pflichten eines jeden nach Zeiten und Umständen, wichtige und lehrreiche Geschichten der Bibel, die lichtvollesten, für das Leben brauchbarsten Lehrsätze des Christenthums — der vornehmste Stoff des Ganzen und das Hauptaugenmerk in allen einzelnen Theilen. Von scholastischen Grübeleyen, von mystischen Witzeleyen ist das Werk beynahe ganz frey. Der Vortrag und die Einkleidung der Sachen hat eben so viel sonderbares. Es herrscht hier gar nicht die katholische Terminologie, gar nicht der gemeine, widrige und niedrige Ton, der den katholischen Andachtsbüchern so eigen ist; keine pöbelhaften Bilder; keine rohe und barbarische Sprachschnitzer; keine grobsinnliche Phantasien (wie man sie in den gewöhnlichen katholischen Andachtsbüchern in Menge findet); dagegen aber ist die Aehnlichkeit mit Lavaters charakteristischer Manier und Schreibart in ascetischen Schriften ganz auffallend groß, und so sichtbar, daß man die Bemühung, ihm nachzuahmen, nicht verkennen kann, auch gestehen muß, daß dieselbe dem Verfasser gar sehr gelungen sey. Er hat mit Lavater gar vieles gemein; jene weiche, trauliche, freundlich-liebkosende Geschwätzigkeit einer gesalbten Andacht, aber auch jene derbe, gebietende und scheltende Sprache des Eifers; jene gesuchte Kunstlosigkeit, aber auch jene nachlässige Ziererey; jene wortleere Gedankenfülle, aber auch gedankenleere Redseligkeit; jene leichte Faßlichkeit und Klarheit, aber auch wiederum Dunkelheit und Unbestimmtheit in Begriffen; die Häufung von Worten und Phrasen, welche einerley sagen; die Dehnungen und Wiederholungen eines und desselben Gedankens, die Jagd auf Antithesen, den unvermerkten Einklang biblischer Sprüche und Bilder, der oft nur in Wortähnlichkeit liegt, viel Exclamation, oft auch viele neue Wörter und verdrehete Constructionen, — alles dies, und der ganze Geist und Ton Lavaters lebt und schallt durch dieses ganze Buch so fühlbar und vernehmlich, daß man dadurch zur Vermuthung — doch, wir wollen nichts vermuthen, und bloß unsern Lesern

unsere Bemerkungen über das Buch vollständiger vorlegen.

Hier setzen wir vorerst einige Stellen her, die es augenscheinlich machen mögen, wie wahr es sey, was wir so eben von der Aehnlichkeit des Lavaterischen und Sailerischen Styls gesagt haben. Wir dürfen das Buch nur auffallen lassen; auf allen Seiten scheint Lavater zu reden, so daß wir uns nicht wundern, daß, nach dem bekannten Cirkelbriefe Pfenningers, darin P. Sailer in der Schweiz der katholische Lavater genennet wird.

Aus der Vorrede, an alle, die dies Buch kaufen oder brauchen wollen: „Was ich habe, das geb' ich euch. „Ich hätte euch gern das Beste gegeben, weil ich glaubte, es „dürfte euch das Liebste seyn. Darum, wo ich recht was „Gutes für euer Herz fand, da sammelte ichs:" (besonders doch wohl aus Protestantischen, am meisten Lavaterischen Erbauungs- und Predigtbüchern?) „weil ichs sicherlich nicht „besser gemacht hätte, und schlechter machen wollt' ichs auch „nicht. Wo nach meiner Einsicht" (eigentlich nach katholischer Lehrnorm, welcher jeder Katholik, besonders jeder Priester seine Einsicht ja unterwerfen muß) „was zu bessern war, da that ichs mit aller Freyheit und Liebe, so „gut ichs konnte. Das Uebrige" (also was nicht gesammelt, und nicht gebessert worden?) „ist aus meinem kleinen Hausrathe. Wenn euch Jesus Christus beynahe auf allen Blättern vier bis fünfmal begegnet, so denket nur:

„was so gar oft wiederkömmt, unter tausend Gestal„ten wiederkömmt, das muß doch wohl die Hauptsa„che seyn."

„Und ihr werdet euch immer verwundern, warum von Ihm „so gar oft die Rede ist, und alles auf Ihn hinaus will. „Es fällt mir immer ein, und ich kann mich dieses Gedankens „nicht erwehren: es ist doch nur Einer, von dem sich die „Jünger des Herrn nie satt reden können; Einer ists, dessen „Liebe, Geduld, Herrlichkeit, Macht sie uns nie genug rüh„men können; von Einem handeln ihre Gespräche, ihre Brie„fe, ihre Evangelien; Einer ists, von dem sie am öftersten, „am liebsten, am deutlichsten reden: und dieser Eine heißt „Jesus Christus. Von dem nun die Jünger des Herrn am „liebsten reden, von dem sollen auch wir gern reden, und gern

„reden

„reden hören. Wenn Jesus Christus in den heiligen Büchern „immer vorkömmt, so soll er auch in unsern Andachtsbüchern „am öftesten vorkommen. Die Jünger und Apostel des „Herrn sagen es frey und öffentlich heraus, daß es nur ei„nen Namen gebe im Himmel und auf Erden, in dem wir „selig werden können — und dieser Name heiße Jesus Chri„stus. Wenn die Jünger des Herrn alles auf den Herrn Je„sum zurückführen: so sollen, so dürfen, so müssen wir es „auch thun — besonders, da sich keiner aus uns würdig ach„ten wird, den Aposteln des Herrn die Schuhriemen aufzu„lösen. — Hats doch Paulus so klar und wahr gesagt, daß „Jesus u. s. w. — Hats doch Petrus so klar und wahr ge„sagt, daß Jesus u. s. w. — Hats doch Johannes, den der „Herr lieb hatte, so wahr und klar u. s. w. — Hats doch „Johannes, der Vorbote des Herrn, so klar und wahr ge„sagt u. s. w. — Hats doch Jesus Christus, der Herr, „selbst so klar und wahr, wie keiner, gesagt, u. s. w.“

Hier wird, auch unerinnert, jeder, der Lavaters weitschweifige Schreibart kennt, bemerken, wie, bis zur Täuschung und Verwechselung, ähnlich ihr die Schreibart dieses katholischen Schriftstellers sey. Aber nicht blos in dem Gewande, Zuschnitt und Aufputz der Gedanken liegt die Aehnlichkeit; sondern es herrscht auch bey beyden ganz einerley Grundsatz über den Zweck und Hauptgegenstand der christlichen Andacht. Wir lassen für jetzt die Richtigkeit der Voraussetzung, daß Jesus Christus die Hauptsache darin seyn müsse, ganz unentschieden; der Ausdruck ist uns eben so unbestimmt, als wenn es heißt, daß es alles auf Jesus Christus hinaus wolle, alles auf ihn zurückgeführt werden müsse. Diese unbestimmte Aeußerung kann auch eine sehr gute Deutung haben; diese wissen wir wohl, und verehren sie. Aber unter solchen unbestimmten, andächtig seyn sollenden Begriffen, läßt sich auch manches unterschieben. Lavater hat schon gesagt: „Auch was zu Jesu Ehre „gefabelt wäre, soll ehrwürdig seyn,“ und P. Sailer als ein Katholik, wird ihm eben nicht widersprechen dürfen. Doch, wie gesagt, dies wollen wir hier nicht untersuchen. Wir bemerken blos die Einstimmigkeit beyder Schriftsteller in solchen Erklärungen. Beyde befolgen nun auch mit gleicher Manier das Gesetz, daß sie sich vorgeschrieben haben, den Lesern ihrer Erbauungsbücher überall Jesum Christum begegnen,

und unter tausend
sen.

Folgende Stelle
„Pilatus! Welch ei
„vor dem Landvogte
„von Wölfen! Die
„Schriftgelehrten ver
„schenfurcht, aus M
„Feinde überlassen!
„kläger lügen dem R
„auf! Das Volk
„Wuth: ans Kreuz
„steht anfangs, und
„Judenkönig wird zu
„ausgeführt — W
Lavaters Pontius g
aber der falsche Sch
Landvogts mit de
bringt, ist gänzlich i

B. 3. S. 162.
„bedarf mein Herz d
„alles auf der Erde
„Herz ohne deinen h
„Es ist einem oft so
„stus, keine Unsterbl
„wenn's nicht der M
„von der Erde aufzu
„ne Erdfrucht, keine
„be keine Aerndte, kei
„ohne deinen heiligen
„vollkommen werden.
„me ist alles todt, m
„genröthe, da kömmt
„Da singen die lieben
„sich zur Freude. Wa
„Geist — und so wir

Diese Proben we
fern die Eigenthümli
che dies Buch vor allen
zugleich die Aehnlichkeit
nier, bemerkbar zu mac

...ihr bey eurem Haupte; wie könntet ihr unser vergessen! Ihr im Vaterlande, wir in der Fremde; ihr in der Ruhe, wir im Kampfe — wie könntet ihr unser vergessen! — Ihr seyd am Ziele, wir noch nicht; wie könntet ihr unser vergessen. Wir ehren euer Andenken auf Erden; sollt ihr unserer Schwachheit vergessen im Himmel? — sollt ihr uns durch eure Fürbitte nicht Kraft erflehen, u. s. w." — Es ist das alles hier, gleichsam wie blosse Exclamation eines von Bewunderung gerührten; und die Vorschrift selbst, daß man zu den Heiligen beten müsse, und die Lehre, daß dies Gebet nützlich ..., wird unter diese Exclamationen versteckt. Denn aber findet sie sich in der Ausübung, nämlich in einer Morgenandacht (S. 165) „Mutter Jesu, heilige Jungfrau! — Erbitte mir von deinem Sohn die mächtige Gnade, daß ich ... — Ihr liebe Engel! Diener Gottes und Schutzgeister der Menschen! — ich empfehle mich eurem Schutze ꝛc. — Endlich, ihr Heilige Gottes alle! Adam, Abel, Enoch, Noa, Abraham, Isaak, Joseph, Moses, David, Elias, Daniel, Petrus, Paulus, Johannes, Thomas, Lucas, Stephanus, Nathanael, Maria Magdalena, Timotheus, Titus, — du, dessen Name mir in der Taufe beygelegt ward, — ihr, deren Schicksale, Leiden, Versuchungen, Beruf und Geschäfte mit den meinigen eine größere Aehnlichkeit hatten, — erbittet mir heute von eurem und meinem Herrn, Jesu Christo, daß ich auf Erden kämpfe, wie ihr gekämpft habt; bete, wie ihr gebetet habt; leide, wie ihr gelitten habt; arbeite, wie ihr gearbeitet habt; hoffe, harre, liebe, glaube, wie ihr gehofft ꝛc." Ist das nicht ein passendes Exempel von der πολυλογια und βαττολογια, die Jesus verwirft? oder vielmehr eine wahrhaftige evocatio ...orum? Sollte es wohl von einem protestantischen Prediger zu erwarten gewesen seyn, daß er ein ascetisches Buch, worin die katholische und unschriftmäßige Lehre, so süß eingeleitet, so künstlich versteckt, und doch in wirklichen Gebeten so ganz uneingeschränkt befolgt wird, ungelehrten Protestanten, vornehmen, gutmüthigen religiösen Herren, Frauenzimmer u. s. w. empfehlen werde? Werden sie nicht diese unschriftmäßigen Lehren in einem Buche, das ihnen protestantische Prediger, zu denen sie Zutrauen haben, so sehr empfehlen, für unanstößiger halten, und ihr wieder geneigt werden? Ist es nun wirklich nicht wünschenswürdig, daß dies geschehe; so ist die Frage

und unter tausend Gestalten wiederkommen zu lassen.

Folgende Stelle findet sich B. 1. S. 132. „Jesus vor „Pilatus! Welch ein Schauspiel! Der König aller Könige „vor dem Landvogte! Die Unschuld des Lammes angeklagt „von Wölfen! Die Unschuld vom mordsüchtigen Neid der „Schriftgelehrten verschlungen, und von Pilatus aus Menschenfurcht, aus Menschengefälligkeit — den Rachen ihrer „Feinde überlassen! Jesus leidet und schweiget! Die Ankläger lügen dem Richter ins Angesicht und hetzen das Volk „auf! Das Volk glaubt blind, und schreyt aus blinder „Wuth: ans Kreuz mit ihm! ans Kreuz! Pilatus widersteht anfangs, und läßt sich am Ende überwältigen. Der „Judenkönig wird zum Kreuztode verdammt, zur Richtstätte „ausgeführt — Wer kann den Anblick ertragen!“ — In Lavaters Pontius giebt es unstreitig viel stärkere Stellen; aber der falsche Schimmer, den die Zusammenstellung des Landvogts mit dem Könige aller Könige ꝛc. hervorbringt, ist gänzlich in Lavaters Geschmack.

B. 3. S. 162. „Wie die Erde der Sonne bedarf, so „bedarf mein Herz deines heiligen Geistes. Ohne Sonne ist „alles auf der Erde so kalt, so finster. Vater, so ist mein „Herz ohne deinen heiligen Geist! alles ist finster und kalt. „Es ist einem oft so zu Herzen, als ob kein Gott, kein Christus, keine Unsterblichkeit wäre. Es ist einem oft, als „wenn's nicht der Mühe werth, einen Fuß für den Himmel „von der Erde aufzuheben. Ohne Sonnenwärme könnte keine Erdfrucht, keine Baumfrucht zur Reife kommen; es gäbe keine Aerndte, keine Weinlese, kein zeitig Obst. Vater! „ohne deinen heiligen Geist kann keine Tugend aufwachsen und „vollkommen werden. Ohne Sonnenlicht und Sonnenwärme ist alles todt, matt und erstorben. Aber mit der Morgenröthe, da kömmt Leben und Lust in die ganze Schöpfung. „Da singen die lieben Vögelein, und alles Fleisch ermuntert „sich zur Freude. Vater, so ist mein Herz ohne deinen heil. „Geist — und so wird's, wenn er in uns wohnt!“

Diese Proben werden schon hinlänglich seyn, unsern Lesern die Eigenthümlichkeit der redseligen Eloquenz, welche dies Buch vor allen Büchern seiner Art auszeichnet, und zugleich die Aehnlichkeit derselben mit Lavaters Lieblingsmanier, bemerkbar zu machen. Nur müssen wir noch hinzufügen,

gen, daß Hr. S. diese Sprache durch das ganze Buch gleichförmig ausgehalten hat; dahingegen L. in seinen Schriften dieser Art, nicht selten bald in die schwindlichte Höhe eines meteorischen Styls hinaufzusteigen, bald wieder tief herunter zu fallen, und recht gemeinsinnig und widrig zu sprechen pflegt. S. hat nicht so viel Aether und Feuer, als L., aber auch nicht so viel Wasser und Frost.

Aber, eben dies Buch ist, ohngeachtet seiner ganz neuen, und so zu reden, protestantischen Gestalt, doch ein katholisches Buch. Daraus machen wir dem Verf. an sich gar keinen Vorwurf; er kann und darf, wenn er seiner Ueberzeugung, oder seinem Bekenntniß und Amte treu bleiben will, kein anderes herausgeben, als ein solches, wenn er für seine Glaubensgenossen schreibt; sondern wir bemerken es blos deswegen, weil man dieses katholische Buch bekanntlich auch uns Protestanten mit so vielem Eifer zu empfehlen gesucht hat. Es muß der neumodische Lavaterische Styl, und die ganze, Katholiken sonst ganz ungewöhnliche Form des Buchs Niemanden täuschen, und zu glauben verleiten, daß etwa der Verf. auch in wesentlichen Dingen von den übrigen katholischen Lehrern abweiche, und die bey ihm einheimischen Lehrsätze weglasse oder verändere. Wir haben zwar schon gesagt, daß man hier lange und viel lesen könne, ohne es leicht zu merken, daß man in einem katholischen Buche lese; wir müssen aber eben darum etwas näher in die Substanz des Buchs eingehen, und den katholischen Kern von der dicken Schaale, in der er versteckt liegt, loszumachen suchen.

Wir haben das ganze Werk mehrmals durchgeblättert, um, wo etwa die Aufschrift eines Gebets oder einer Betrachtung uns vermuthen ließ, daß da eine Idee oder Lehre der katholischen Religion recht ausdrücklich und unzweydeutig angebracht seyn müsse, darauf besonders zu achten; denn derjenigen Abschnitte, die gleich durch den Titel eine blos katholische Andacht bezeichneten, sind äußerst wenig, und auch diesen ist das Anstößige mit großem Fleiß durch einen mildernden Ausdruck fast ganz genommen: allein wir haben manche Stellen ganz vergeblich gesucht, in andern nur wenige fast unmerkliche Spuren von der Religionspartheÿ des Verf. und der Leser, denen er nach der Aufschrift sein Buch zum Gebrauch bestimmt hat, entdecken können.

Das erste Bändchen hebt mit einem vollständigen Unterricht vom Gebet an; aber so vollständig ist er doch nicht, daß auch von dem Gebet an die Heiligen das Nöthige gesagt, oder auch nur desselben mit einem Worte gedacht würde. Ein Kapitel dieses Unterrichts handelt von der Fürbitte; da werden unter andern alle diejenigen aufgezählt, für die man beten muß: der Nachbar für den Nachbar, der Verwandte für den Verwandten, Aeltern für Kinder, — und so eine halbe Seite fort; es wäre ganz unschuldig gewesen, hier mit einfließen zu lassen: die lebenden für die verstorbenen, oder gerader heraus: für die Seelen im Fegfeuer; aber weder das eine noch das andere; obgleich diese Lehre weiterhin an einem andern Orte ganz unvermerkt eingeschoben ist, und obgleich sehr viele Andachten zu den Heiligen vorkommen. Da es bekannt worden, daß dies Buch von Lavaters Anhang den Protestanten sehr empfohlen worden, da ein Freund und Anhänger P. Sailers kürzlich selbst bekannt gemacht hat, der Hr. P. Sailer habe 700 Exemplare dieses Gebetbuchs in die (größtentheils protestantische) Schweiz geschickt, damit sie durch die Freundschaft Lavaters und seiner Freunde verkauft würden; so ist wohl die Vermuthung nicht unnatürlich, daß dieses für Katholiken so wesentliche Stück des Gebetes in diesem Unterrichte deswegen weggelassen worden, um dem Buche bey Protestanten eher Eingang zu verschaffen, wenn gleich im Anfange desselben das Charakteristisch-katholische vermieden wurde. Ganz beyläufig, und wie verloren, wird der wunderliche Gedanke eingestreuet: Wahrlich, die Fürbitte der Gerechten vermag viel bey dem, der alles vermag; es ist, als ob ihr die ganze Natur, oder vielmehr die Allmacht Gottes zu Gebot stände: ein Gedanke, dem vermuthlich Lavater seinen Beyfall nicht versagen wird, so vernunftwidrig, so verführerisch zu groben Ideen von Gott, und zu der Thorheit ihn zu versuchen, so schädlich zur Beunruhigung eines gläubigen Beters er immer seyn mag. —

Es folgt nun: Unterricht vom Glauben. Die Ausdrücke sind auch hier sehr gemessen, und gar bedächtlich gewählt. Man sucht unter den Ueberschriften, oder den im Texte mit hervorstechender Schrift gedruckten Hauptsätzen dieses Unterrichts vergebens den Glauben an die unfehlbare katholische Kirche; allein in dem Absatz, der zur

Uebung

Uebung des Glaubens erfordert, daß wir zweytens hinlängliche Erkenntniß haben, von dem, was eigentlich Gott durch Mosen und Christum, die Propheten und Apostel zu uns geredet hat, wird zugleich angemerkt: „Was Gott geredet hat, das lernen wir aus den Schriften, „worin die Lehren Mosis und der Propheten, die Lehren Jesu und seiner Apostel aufgezeichnet sind, aus dem einstimmigen Urtheil der ganzen christlichen katholischen Kirche kennen.“ Und darnach am Ende: „Gott ließ diejenigen, die das Wort Gottes aufzeichneten, nicht irren. Er läßt auch „die Kirche Jesu Christi nicht irren in Erkenntniß und „Erklärung des göttlichen Wortes.“ Sind denn die beyden Sätze, daß das Urtheil der Kirche eine Erkenntnißquelle des göttlichen Unterrichts sey, und daß diese Kirche nicht irren könne, nur gewisse Nebenideen oder Erläuterungen der Lehre, daß die heilige Schrift den göttlichen Unterricht enthalte? Oder sind es nicht durchaus nothwendige, charakteristische, klassische Unterscheidungslehren katholischer Christen? Und wenn das Letzte ist, wie ja P. S. es nicht in Abrede seyn kann, warum werden sie doch so beyläufig nur berührt? Und warum nun kein Wort weiter über diesen Punct? Denn auch in den gleichfolgenden Gebetsformeln, welche Vorübungen des Glaubens heißen, nimmt der Betende gar nicht weiter Notiz davon, daß er auch an die Kirche glaube; er rühmt blos Gottes Offenbarungen durch die Propheten und Christus u. s. w. Nur zum Beschluß des Unterrichts vom Glauben steht folgendes: Kurze und vollständige Glaubensbekenntniß eines katholischen Christen: „Ich glaube an Einen Gott, an Jesum „Christum, an die allgemeine heilige, apostolische Kirche.“ Das sieht nun gar unverfänglich aus; denn es ist eine Abkürzung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, das auch Protestanten hochachten. Allein warum macht doch hier die allgemeine, heilige apostolische Kirche einen eigenen Artikel aus? ist denn etwa der Glaube an diese Kirche noch viel unentbehrlicher, als was das Symbolum vom heil. Geist, von Vergebung der Sünden, vom ewigen Leben rc. enthält? eben so nöthig und verpflichtend, als Glaube an Gott und Jesus Christus? Warum wird anstatt des Ausdrucks, katholische Kirche, der zwar gleichbedeutende, aber vielen Protestanten nicht als gleichbedeutend bekannte Ausdruck allgemeine Kirche gebraucht? Und mit wel-

chem

chem Recht wird hier der wahre Sinn des Symbolums verkehrt, und der ächte Ausdruck desselben: Ich glaube eine heilige ꝛc. Kirche, in den nichtsagenden und stärkern: Ich glaube an die — Kirche verwandelt? — In einer ausführlichern Erklärung; oder vielmehr ascetischen Paraphrase des apostolischen Symbolums werden eben diese Worte: Ich glaube an eine heilige allgemeine Kirche, dem ersten Anschein nach ganz annehmlich gedeutet, aber bey näherer Einsicht liegen die rohen, beleidigenden und verdammungssüchtigen Urtheile der römischen Kirche darunter verborgen: Da heißt es unter andern: „Jesus Christus hat eine Gemeine, eine Kirche gestiftet, ausgewählet „— eine heilige Kirche, die nichts anders als Gottes „Wort lehrt" (und was Gottes Wort sey, und woher mans lerne, nämlich aus dem einstimmigen Urtheil der untrüglichen Kirche, haben wir oben gehört. Es versteht sich also, daß Protestanten zu dieser heiligen Kirche nicht gehören, weil sie dies Wort Gottes nicht haben, nicht annehmen; also wird unter der allgemeinen Kirche auch keine andere Kirche gemeint, als die katholische.) „eine allgemeine Kirche, ausgebreitet in alle Welt, bestimmt, alle „Menschen, Juden und Heiden, in ihren Schoos aufzunehmen; Jesus Christus wollte, daß seine Kirche eine allgemeine Kirche seyn sollte, und sein Wille gieng in Erfüllung, „und wird immer noch herrlicher in Erfüllung gehen." — Ganz unerwartet wird bey den Worten des Symbolums Gemeinschaft der Heiligen, die oben im Unterricht vom Gebete ausgelassene Lehre von der Anbetung der Heiligen, und die Lehre vom Fegfeuer angebracht, aber NB. ohne daß der Verfasser sich dieser Ausdrücke bedient; und so, daß es ein Protestant beynahe nicht merken kann, wann er nicht die gebrauchten Ausdrücke genau ansiehet. Er sagt: „Die Kirche ist Ein Leib. Einige Glieder sind „schon bey dem Haupte Jesus Christus; sie haben den Lauf „dieses Lebens schon vollendet, sie haben sich gereinigt, wie „Jesus Christus rein ist. — Andere haben zwar auch den „Lauf dieses Lebens schon vollendet; aber sie haben sich „in ihrem Hierseyn auf Erden nicht vollkommen gereinigt, sie sind noch nicht rein, wie Jesus Christus rein „ist. Darum sind sie noch nicht bey ihm; sie sind noch „in dem Zustande der Reinigung. — O ihr Seligen! „Christus ist mit euch, und ihr mit ihm. „Ihr seyd nahe,

„nahe bey eurem Haupte; wie könntet ihr unser verges-
„sen! Ihr im Vaterlande, wir in der Fremde; ihr in der
„Ruhe, wir im Kampfe — wie könntet ihr unser ver-
„gessen! — Ihr seyd am Ziele, wir noch nicht; wie
„könntet ihr unser vergessen. Wir ehren euer Anden-
„ken auf Erden; sollt ihr unserer Schwachheit vergessen
„im Himmel? — sollt ihr uns durch eure Fürbitte nicht
„Kraft erflehen, u. s. w." — Es ist das alles hier, gleichsam
nur wie blosse Exclamation eines von Bewunderung gerühr-
ten; und die Vorschrift selbst, daß man zu den Heiligen
beten müsse, und die Lehre, daß dies Gebet nützlich
sey, wird unter diese Exclamationen versteckt. Deutlicher
findet sie sich in der Ausübung, nämlich in einer Morgenan-
dacht (S. 165) „Mutter Jesu, heilige Jungfrau! — Er-
„bitte mir von deinem Sohn die mächtige Gnade, daß ich
„ꝛc. — Ihr liebe Engel! Diener Gottes und Schutzgei-
„ster der Menschen! — ich empfehle mich eurem Schutze ꝛc.
„— Endlich, ihr Heilige Gottes alle! Adam, Abel, Enoch,
„Noa, Abraham, Isaak, Joseph, Moses, David, Elias,
„Daniel, Petrus, Paulus, Johannes, Thomas, Lucas,
„Stephanus, Nathanael, Maria Magdalena, Timotheus,
„Titus, — du, dessen Name mir in der Taufe beygelegt
„ward, — ihr, deren Schicksale, Leiden, Versuchungen,
„Beruf und Geschäfte mit den meinigen eine größere Aehn-
„lichkeit hatten, — erbittet mir heute von eurem und mei-
„nem Herrn, Jesu Christo, daß ich auf Erden kämpfe, wie
„ihr gekämpft habt; bete, wie ihr gebetet habt; leide, wie
„ihr gelitten habt; arbeite, wie ihr gearbeitet habt; hoffe,
„harre, liebe, glaube, wie ihr gehofft ꝛc." Ist das nicht
ein passendes Exempel von der πολυλογια und βαττολογια,
die Jesus verwirft? oder vielmehr eine wahrhaftige evocatio
deorum? Sollte es wohl von einem protestantischen Predi-
ger zu erwarten gewesen seyn, daß er ein asketisches Buch, wor-
in die katholische und unschriftmäßige Lehre, so süß eingeleitet,
so künstlich versteckt, und doch in wirklichen Gebeten so ganz
unbeschränkt befolgt wird, ungelehrten Protestanten, vor-
nehmen, gutmüthigen religiösen Herren, Frauenzimmer u. s. w.
empfehlen werde? Werden sie nicht diese unschriftmäßigen Leh-
re in einem Buche, das ihnen protestantische Prediger, zu denen
sie Zutrauen haben, so sehr empfehlen, für unanstößiger hal-
ten, und ihr wieder geneigt werden? Ist es nun wirklich
nicht wünschenswürdig, daß dies geschehe; so ist die Frage

leicht entschieden, ob dies Buch müsse Protestanten empfohlen werden.

Im zweyten Bändchen, welches besondere Andachtsübungen für Sonn- und Fest, Beicht- und Kommuniontage enthält, findet sich S. 11 ff. die ganze Messe ins Deutsche übersetzt. Alle im ganzen Werke zerstreuten Betrachtungen und Gebete, die sich auf diesen wichtigen Punkt der katholischen Lehre beziehen, sind mit einer sehr gütigen Condescendenz gegen protestantische Ideen abgefaßt. Nirgends findet man den Ausdruck, wohl aber die Vorstellung von Verwandlung und von einem beständigen Opfer in vieldeutigeren Worten so versteckt, daß man einen ächten Lutheraner zu lesen meynen sollte, da es doch der wirkliche Katholik ist. Hier kann man unmöglich sich der Vermuthung erwähren, daß die katholische Lehre versteckt ist, um ihr bey den Protestanten, denen dies Buch empfohlen ward, Eingang zu verschaffen. Z. B. „Du hast „es gesagt: nehmet hin: dies ist mein Leib, dies ist mein „Blut! Dein Wort ist Wahrheit und Leben; an dein Wort „glaube ich; dein Wort lüget und trüget nicht. Du bist „der Allwissende und Ewigwahrhaftige; darum glaube ich „an dein Wort; und darum kann mein Glaube nicht irren „und nicht wanken.“ (S. 102.) Von der Kelchentziehung und Concomitanz sagt dieser katholische ascetische Schriftsteller hier kein Wort; redet vielmehr immer, als schriebe er für Christen, denen auch der Kelch gegeben wird, das heißt für Protestanten. Z. B. „Du bist es, der mich „itzt mit seinem Leibe gespeiset, mit seinem Blute getränkt „hat ꝛc.“ (S. 114.) — Eine Anzahl von Aufsätzen hat zur Aufschrift: Das Sakrament der Busse (der Beichte). Den Ausdruck Ablaß verändert der Verf. immer in Nachlaß oder Vergebung der Sünden, um den Protestanten weniger anstößig zu reden; denn den Katholiken ist doch das Wort Ablaß gewiß nicht anstößig. Ein Gebet vor der Beicht (S. 88) hebt so an: „Herr Jesu, ich glaube, daß „du deinen Stellevertretern, den Priestern, die Vollmacht „ertheilt hast, die Sünden zu behalten und nachzulassen, auf„zulösen und zu binden. — Ich glaube auch, es sey dein „Wille, daß ich deinen Stellevertretern meine Sünden auf„richtig und mit zerknirschtem Herzen bekenne.“ — Zum „Beichtstuhl gehe ich so gläubig, so vertrauensvoll hin, als

„wenn

„wenn J. C. darin säße. Meine Sünden will ich dem Prie„ster bekennen, so aufrichtig, so ohne Bemäntelung, so ohne „Schonung meiner Eitelkeit, als wenn J. C., der Herzens„kenner, mein Bekenntniß in sein Ohr aufnähme. So reu„müthig, so demüthig will ich meine Gebrechen aufdecken, als „wenn mir J. C. der Sünderfreund und Sünderarzt leibhaft „in Person zuhörte. So lernbegierig, so aufmerksam will „ich die Warnungen, die Lehren aus dem Munde des Prie„sters anhören, als wenn J. C. der Weltlehrer seinen Mund „öffnete und zu mir spräche: sündige nicht mehr. So freu„dig, so zutraulich will ich die Lossprechung von den Hän„den des Priesters empfangen, als wenn Jesus Christus ꝛc." Hier hat der Verf. sehr stark und eigentlich die katholische Vorstellung von der Würde des Priesters ausgedrückt; allein ein einfältiger übelunterrichteter Protestant, welcher vom Amt der Schlüssel ausschweifende Begriffe hegte, möchte meynen, das alles doch mitbeten zu können. Aber dann würde vermuthlich der Katholik kommen, und ihm sagen, er habe seine Beichte nicht vor einem Priester ablegen können; denn von einem protestantischen Prediger läßt sich ja nicht behaupten, daß er in dem Punkte des Sündenablasses ein Stellevertreter Jesu Christi sey; darum also ist hier so deutlich und stark geredet; damit auch den Protestanten der katholische Begriff vom Priesterthum so unvermerkt in den Sinn komme, und eben so unvermerkt, daß zum Sündenvergeben ein Priester nöthig sey, der ein Stellvertreter Jesu sey. Es scheinet uns dieses sehr deutlich.

Im dritten Bändchen stehen besondere Andachtsübungen für die Festtage des Herrn; zum Lesen, zum Betrachten, zum Empfinden, zum Beten; denn so lauten die Ueberschriften fast jedes einzelnen Aufsatzes. Auf Aschermittewoch ist folgendes zum Lesen vorgeschrieben: „Dieser Tag ist für uns ein merkwürdiger Tag; denn er ist „der erste Tag der vierzigtägigen Fasten. Wir fangen die „Fasten an diesem Tage an, damit wir die Fastenzeit Jesu „Christi genauer nachahmen. — Die Fasten heißt eine hei„lige Fasten, weil sie uns, nach der Absicht der Kirche, heilig „machen soll. Wir sollen unsere Eßlust im Zaum halten, „damit wir lernen, alle sündhafte Begierden zu bezähmen." (Wie hängt das aber zusammen? Wenn man auch die Eßlust im Zaum hielte, wird dadurch auch z. B. der geistliche

Stolz, die Eitelkeit, der intrigirende Esprit de Corps die Verdammungssucht bezähmen? Der bleibt, wenn man auch achtzig Tage Fische und leckere Mehlspeisen isset.) „Wir sol„len uns vom Fleisch essen enthalten, damit wir lernen, „nicht nur unsern Gaumen, sondern auch unser Herz zu „besiegen." (Und wie geschieht das durch Enthaltung vom Fleisch? Sind dies nicht armselige Phrasen, mit welchen das unschriftmäßige Gebot der Kirche bemäntelt wird, um als ein vernünftiges Gebot zu erscheinen?) „Wir sollen uns „des Tages nur einmal satt essen, damit wir lernen über uns „Meister zu werden, und all unser Verlangen nach dem „Willen Gottes einzurichten" (Wäre das der Zweck des Fastens, so müßten wir ja immer Fasten.) „Aus diesem „allen sehen wir, daß die Enthaltsamkeit von Sünden die „Hauptursache sey, warum wir uns vom Fleischessen und „vom zweymaligen Genugessen enthalten." — Ein solcher seynsollender philosophischer Anstrich wird mehrern blos willkürlichen Anordnungen mitgetheilt; und doch ist der wahre Grund ihrer Verpflichtungskraft kein anderer, als weil sie von jeher im Ansehen gewesen sind; ein Lieblingsausdruck ihrer Vertheidiger, der nichts beweisen kann, auch gar zu unbestimmt, und gar nicht unausgemacht ist. So wird denn z. B. (S. 174) behauptet, daß das Gebet: Ehre dem Vater und dem Sohn und dem h. Geist :c. „in der gan„zen katholischen Welt von jeher in steter Uebung gewesen „sey," und der Leser soll den Vorsatz fassen: „Was also die „Kirche von jeher beobachtet, das soll auch mir wichtig „seyn; beym Aufstehen und Schlafengehen, vor der Arbeit „und nach der Arbeit, in den Stunden der Freude und des „Kummers, in der Einsamkeit und bey Gesellschaften in der „Messe und am Tische, kann sich wenigst mein Herz, wo „nicht auch mein Mund, mit diesem geist- und sinnvollen „Lobgesange einige Augenblicke beschäftigen." Wir sehen wirklich das Geist- und Sinnvolle desselben, aber, wie es hier auch heißt, den vielbedeutenden und erinnernden Inhalt, nicht ein; es muß das erst hineingedacht werden; und ein solches Formular muß wohl endlich, wenn es auch noch so geist- und sinnvoll wäre, durch den gar zu häufigen Gebrauch ganz geist- und sinnlos werden. Es ist also die wahre Ursache der Anempfehlung dieser Worte keine andere, als das vorausgesetzte ehrwürdige Alter. — Beym Fronleichnamsfest (S. 177) geht der Verf. gar sehr über die

wesent-

wesentliche Bestimmung desselben hinweg. „Es wird heut „das hochwürdige Altarssacrament mit besonderer Feyerlich„keit umhergetragen. Die Kirche hatte eine doppelte Ab„sicht in Festsetzung dieser außerordentlichen Feyerlichkeit. „Sie hielt es für schicklich und geziemend, einen Tag zu be„stimmen, an dem die Gläubigen mit einem besondern und „seltenen Ausdruck die dankbaren Gesinnungen ihres Herzens „ihrem gemeinschaftlichen Herrn und Erlöser bezeugen soll„ten. Dankbar, freudig dankbar sollten wir seyn gegen den, „der sein Leben für uns dahin gab, und uns in dem Sakra„ment des Altars ein so herrliches Denkmal seines „Sterbens hinterließ." (Wie unbestimmt! das kann, den Worten nach, ein Protestant auch sagen; und doch ists hier so ganz anders gemeint. Diese Zweyzüngigkeit, diesen Doppelsinn findet man durchs ganze Buch an vielen Orten. „Dankbar sollen wir für diese unaussprechliche Liebe seyn, und „unsere Dankbarkeit heut feyerlich bezeugen: dies ist die er„ste Absicht; dankbar sollten wir unsern Herrn preisen, daß „er seine Kirche in dem Glauben an das Altarssakrament be„festiget und gegründet hat: das ist die zweyte Absicht der „Kirche." — Der Glaube an das Altarssakrament, was ist der? Daran sollten doch hier katholische Leser erinnert werden. Etwas deutlicher wird die Sache, wenn es von der Begleitung des hochwürdigen Guts, wenn man die letzte Wegzehrung zu einem Kranken trägt, (S. 189) heißt: „Es ist eine rechte Herzensfreude zu sehen, „daß, wenn irgend ein Bruder oder eine Schwester in Todes„nöthen schmachtet, manche wackere Christen von der Arbeit, „vom Tische, von der Gesellschaft wegeilen, und den Prie„ster oder vielmehr Jesum Christum in die Hütte des „Kranken begleiten, u. s. w." Und auf die Art klären sich die im Anfange dieses Buchs nur so versteckt vorgetragenen Religionsbegriffe des Verfassers dieses Buchs sehr langsam und mehrentheils nur sehr gelegentlich auf; so daß der protestantische Leser, der anfänglich durch die eindringende herrliche Sprache über allgemeine christliche Gegenstände eingenommen worden ist, nun nach und nach unvermerkt zu den eigentlichen katholischen Lehren hingeführt, und er durch den unmerklichen Uebergang auch für diese eingenommen wird.

Das vierte Bändchen enthält besondere Andachtsübungen für die Fest- und Gedächtnißtage der Heiligen. Der über die wahre und falsche Andacht zu den Heili-

gen verauf geschickte Unterricht ist gar sehr nach Bossuetischen Grundsätzen abgefaßt: „Wo wahre Andacht zu den Heiligen ist, da ist wahre Freude des Herzens über Güte, Barmherzigkeit, Weisheit und Allmacht Gottes.“ — „Wer kann die Wunder der göttlichen Güte an „den Heiligen betrachten, ohne sich an dieser Güte zu freuen? „Gott lebet, wirket, kämpfet, sieget in seinen Heiligen — „von Gott kömmt alles Gute. Wer also zu den Heiligen „eine wahre Andacht haben will, fängt damit an, daß er „sich an der Güte Gottes erfreue, die die Quelle aller Heiligkeit ist. Wenn wir die Heiligen ehren, so ehren wir Gott, „der sie von der Sünde zu seinen Kindern gereinigt hat. „Wenn wir uns über die Tugenden der Heiligen verwundern, „so beten wir die Allmacht Gottes an, die durch schwache „Werkzeuge große Dinge thun kann. Wenn wir über „die Wunderwerke, die auf die gläubige Fürbitte der Heiligen geschehen sind, erstaunen, so geben wir der göttlichen „Weisheit und Allmacht die Ehre, die vor den Menschen sich „so herrlich offenbaret. Wenn wir uns über die Sündenbekehrungen der Heiligen freuen, so freuen wir uns über den „Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit, die nicht müde „wird, die Sünder zu dulden, und immer geschäftig ist, sie „zu gewinnen.“ — Wie scheinbar glimpflich wird hier die Sache selbst vorbeygegangen! Was hier von Andacht zu den Heiligen gesagt ist, gilt eigentlich nur von Betrachtung über die Geschichte wirklich frommer Heiligen. Und wo bleiben denn die vielen höchst abgeschmackten Legenden, und ganz falschen erdichteten Wunder, welche doch die Kirche für wahr erklärt hat? Zudem geht der Verf. so wie Bossuet sehr listig über die Hauptsache weg! Wie ins Dunkele gestellt bleibt dabey der Begriff eines Heiligen! Eines Menschen wie wir, an den aber doch Gebete gerichtet werden sollen. Solche Erinnerungen an Gottes Güte, Weisheit rc. als der Verf. hier bey der Andacht zu den Heiligen fodert, haben doch, Gott sey Dank, die Protestanten auch, welche Heiligen für Menschen, wie andere, halten. Sie können auch eben so leicht durch die Betrachtung über die Schicksale und Thaten jedes Menschen veranlaßt werden, insbesondere jedes, der sich, er sey Christ oder Jude, oder Heide gewesen, durch Verstand und Wissenschaft, durch Tugend und Rechtschaffenheit, durch große und edle Handlungen einen Namen gemacht hat; ist aber deswegen die Betrachtung des Lebens eines

eines Moses Mendelssohns, eines Friedrichs des Großen (welche bessere Menschen waren, als die meisten elenden Leute, die der Papst heilig sprach, besser als Franz von Assisi, Ignaz Loyola und Labre) eine Andacht zu Friedrich dem Großen ꝛc. zu nennen? Man würde, um das seichte in dieser versteckten Rechtfertigung der Andacht zu den Heiligen zu zeigen, gar leicht den Vortrag des Verfassers so parodiren können: Wo eine wahre Andacht zu Friedrich dem Großen ist, da ist wahre Freude des Herzens über die Güte, Barmherzigkeit, Weisheit und Allmacht Gottes. Wer kann die Wunder der göttlichen Güte an diesem Könige betrachten, ohne sich an dieser Güte zu freuen! Gott lebet, wirket, kämpfet und sieget in seinem Gesalbten — von Gott kömmt alles Gute. Wer also zu Friedrich dem Großen eine wahre Andacht haben will, fange damit an, daß er sich an der Güte Gottes erfreue, die die Quelle aller menschlichen Größe ist. Wenn wir Friedrich ehren, so ehren wir Gott, der ihn zum Könige ausersehen hatte. Wenn wir uns über die Tugenden und über die herrlichen Siege Friedrichs freuen, die er über seine ihm überlegenen Feinde davon getragen hat, so beten wir die Allmacht Gottes an, der durch schwache Werkzeuge große Dinge thun kann, u. s. w. Welcher Vernünftige würde sich hier nicht an dem Ausdruck Andacht zu Friedrich ärgern? und doch hat noch P. Sailer den Ausdruck Andacht zu den Heiligen, noch immer sehr vorsichtig anstatt des üblichern und expressivern Verehrung der Heiligen gewählt. — Das, was hier eigentlich zur Sache gehört, hat der Verf. mit wenigen Worten so ausgedrückt: Endlich „können wir die Heiligen, als Freunde Gottes, anrufen: daß „sie uns die Gnade der Nachahmung ihrer schönen Tugend„beyspiele" (das sich Gott erbarme! Sollen wir nach dem Beyspiele des Ignaz Lojola wie verrückte Menschen aufführen, oder wie der Kapuziner L. v. Brundus Stunden lang Messe lesen, oder wie der Bettler Labre und im Koth herumsuhlen?) „durch ihre Fürbitte von Gott erflehen, „nicht, als wenn sie selbst helfen könnten, nicht, als „wenn wir sie anrufen müßten: nein, blos als Freunde „Gottes, die einst auf Erden gelebt haben, wie wir: und „itzt bey Christo sind: blos, um das Mißtrauen auf un„ser kraftloses Gebet zu bezeugen." (Wieder ganz unvernünftig! Lavater will mit seinem eigenen Gebete Wunder thun. P. Sailer will, wir sollen durch unser Gebet, daß wir

ein Vertrauen auf Gott thun, Mißtrauen haben, und Vertrauen auf die Gebete haben, die ein elender Labre, oder eine elende Catharina von Siena an unserer Statt thun.) „und uns in dem Vertrauen auf die Barmherzigkeit „Gottes zu stärken, können und dürfen wir sie anrufen. Sie „sind bey Gott und bitten für uns bey Gott: also dürfen wir „auch zum Vater der Menschen mit kindlichem Vertrauen „sagen: Vater, lieber Vater! laß an uns, an deinen bedrängten Kindern, die Fürbitte deiner seligen Kinder gesegnet seyn. Also dürfen wir auch sagen! Liebe Freunde! vergesset unser nicht bey unserm gemeinschaftlichen Vater im „Himmel. Amen.“ Wie mag der Verf. diese Vorstellung mit den herrschenden Lehrsätzen seiner Kirche, oder mit der herrschenden Praxis derselben reimen können? Ist denn wirklich nach derselben die Fürbitte der Heiligen blos, wie er sagt, auf die Gnade der Nachahmung gerichtet? ist sie nicht auch kräftig zu allem geistlichen und leiblichen Segen? Wie wenig bleibt er doch in der Folge, wo er im allgemeinen betet: Vater, laß an uns bedrängten Kindern 2c. und: Freunde, vergesset unser nicht 2c. jenem Grundsatze, von der auf die besondern Gnade der Nachahmung eingeschränkten Fürbitte, getreu? Und ferner, wie zweydeutig, oder eigentlich wie doppelsinnig: Die Heiligen selbst können nicht helfen! Das heißt dem Anscheine nach nichts anders, als: sie sind nicht allmächtig; aber es heißt auch zugleich: als Freunde Gottes, die bey ihm viel vermögen, können sie durch Fürbitte helfen: denn sonst ist nicht abzusehen, wozu es dienen soll, sich an sie, blos als Freunde Gottes, zu wenden. Wenn der Verf. die Anrufung der Heiligen blos als eine erlaubte, aber nicht gebotene Sache vorstellt: Nicht, als wenn wir müßten, — sondern wir können und dürfen; so mag er das wiederum bey der Tridentischen Synode und den berühmtesten Dogmatikern seiner Kirche verantworten. P. Sailer will sich das Ansehen geben, als ob er die Anrufung der Heiligen für nichts weiter betrachte, als für eine in feuriger Bewunderung ausgesprochene Exklamation, von der Art, wie etwa die Figur der Rede, welche die Grammatiker Apostrophe nennen; und in so fern werden auch Protestanten sprechen dürfen: O frommer Luther, o frommer Melanchthon, wenn du mich mit deinem schönen Tugendbeyspiele beleben möchtest 2c. Wahrhaftig Luther und Melanchthon haben doch bessere Tugend-

gendbeyspiele gegeben, als Franz von Assisi, Vincent Ferrerius, die dumme Catharina von Siena, oder der stinkende Bettler Labre, oder der heil. Kilian, oder der heil. Anton von Padua! Wie nichtig aber ist auch wieder der Vorwand: Wir können und dürfen die Heiligen anrufen, blos um das Mißtrauen in unser kraftloses Gebet zu bezeugen. Mißtrauen in sein Gebet setzen, heißt entweder glauben, daß die Gottheit nicht guten Willen genug habe, darauf zu hören, oder daß es unweise und Gott mißfällig sey. In beyden Fällen würden wir mit sehr unwürdiger Gesinnung beten. Demnach ist es wohl sehr thörigt, daß man, um eins oder das andere zu bezeugen, die Anrufung der Heiligen zu Hülfe nimmt; und ist etwa diese vorzüglich geschickt, jenes Mißtrauen zu bestärken, wie es denn also scheint, so ist sie schon darum etwas verwerfliches. Das aber hat gar keinen Sinn, daß, wie der Verf. sagt, man die Heiligen anrufen könne, um sich im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit zu stärken. Würdiger Gottes ist es, was der Dichter Blumauer — auch ein Katholik — sagt:

— Ich weiß, daß um des Menschen Bitte
Zu prüfen, Gottes Weisheit keinen Rath,
Und um sie zu erhören, seine Güte
Nie einen fremden Antrieb nöthig hat.

Unter allen Heiligen, denen hier ihre besondere Andachten gewidmet sind, bekommt Maria die meisten; (S. 10—22;) von ihren Lebensumständen, doch nur so viel das N. T. davon enthält, wird in funfzehn Abschnitten gehandelt; dann eine Litaney von ihrer Lebensbeschreibung, wo alles nochmal wiederholt ist; und noch Betrachtungen über einzelne Begebenheiten, Geburt, Verkündigung ꝛc. an den Gedächtnißtagen derselben. Zur Probe des darin herrschenden Tons wollen wir diese Stelle hersetzen: „Maria gieng mit „Eile — der Geist Gottes trieb sie — über das Gebirge in „der Stadt Juda. Sie gieng mit Eile; die Freude beschleu„nigte ihren Gang. Sie gieng mit Eile; die Liebe zauderte „nicht. — Maria grüßte Elisabet. Kaum war der Gruß „in ihren Ohren erschollen, da sprang in ihrem Leibe das Kind „auf. Es war dies die Annäherung des Gottmenschen, den „Maria unter ihrem Herzen trug, der alles, was ruhte, be„wegen, und was Leben hatte, mit Freuden erfüllen sollte. „Darum sprang das Kind im Mutterleibe auf. Elisabet selb

„st

„te aus dieser wundervollen Begebenheit voraus kennen ler„nen, daß ihre Leibesfrucht zur Vollbringung eines großen „Werks bestimmt sey. Der Himmel wollte ihr eine starke „Vorempfindung von dem hohen Beruf ihres Kindes geben. „Darum sprang das Kind im Mutterleibe auf. Da begegne„ten sie sich zum erstenmal — der, der einst mit Wasser taufete, „und der, der mit dem heil. Geist taufen sollte — Johannes und „Jesus, beyde noch im Mutterleibe — der Vorbote des Herrn „und der Herr selbst — die Morgenröthe und die Sonne selbst „— der Zeuge des Lichts und das Licht selbst — der Wegbe„reiter des Kommenden und der Kommende selbst, u. s. w.“ Welche Weitschweifigkeit! Welche schematistische Redseligkeit — Da am Mariä Reinigungstage in der katholischen Kirche zugleich die Kerzenweihe üblich ist, so bemüht sich der Verf. dieser Gewohnheit eine anständige und fromme Bedeutung zuzueignen, etwa nach der Art der Schriftsteller des Mittelalters, die de divinis officiis geschrieben haben. Wie geläufig ihm Lavaters Ideen und Sprüche seyn, beweiset er auch hier, indem er, bey Gelegenheit der Kerzenweihe, in diese Worte ausbricht:

> Herr Jesu Christ, an deine Liebe nur,
> Erinnert uns die Kirch' und die Natur.
> Des ew'gen Lichtleins stiller Schein,
> Der Kerzen Licht meint dich allein.

Man weiß, daß diese Worte aus dem Lavaterischen sogenannten Liede eines Protestanten in einer katholischen Kirche entlehnt sind; so passend katholisch singt also dieser unprotestantisch sich ausdrückende Protestant über eine eigenthümliche katholische Anstalt, daß der Katholische es gleich nachsingen kann! Sonderbar! — In der Erinnerung am Aller Seelentage (S. 260) finden sich von dem Zwischenzustande der Seelen nach dem Tode eben die Vorstellungen, welche wir oben schon aus dem ersten Bändchen gemerkt haben; doch wird hier dieser Zustand mit seinem gewöhnlichen Namen Fegfeuer genannt, aber nur in einer Parenthese. Es heißt: „Die katholische Kirche lehrt von diesem Zu„stande der Abgestorbenen“ (oder, wie man es sonst nennt, vom Fegfeuer, vom dritten Orte, vom Reinigungsorte) „zwey Stücke: 1. Daß alle, die sich in diesem Leben „noch nicht von der Makel der Sünde vollkommen ausge„reiniget haben, nach diesem Leben einige Zeit von dem An-

„gesichte Gottes, von dem seligen Umgang mit Jesu Christo „ausgeschlossen werden. 2. Daß wir Lebende diesen unsern „im Herrn entschlafenen, und vom Angesichte Gottes aus„geschlossenen Brüder und Schwestern in Christo durch Für„bitte, der weisen Vaterliebe Gottes empfehlen dürfen, und „ihnen durch Fürbitte verhülflich werden können." Wenn es wahr wäre, daß wir ihnen verhülflich seyn können, (z. B. dadurch, wenn wir unser Geld an die Priester geben, damit sie Messe für sie lesen) so würde nicht folgen, „daß „wir Fürbitten für sie zu thun dürfen," sondern daß wir sollen und müssen; hier ist also wiederum der Ausdruck des Verf., sehr absichtlich zu gelinde, der Sinn desselben aber vollkommen der katholischen Lehre und Gewohnheit angemessen.

Das fünfte Bändchen enthält besondere Andachtsübungen nach den besondern Bedürfnissen, Anlässen rc. der Betenden, z. E. für Leidende, Kranke, Dienstboten, Landleute rc. und das sechste eine kleine Sammlung von biblischen Litaneyen, Liedern, Psalmen, Denksprüchen u. s. w. zu allgemeiner Volkserbauung und zu christlicher Unterhaltung. Wir wollen bey denselben nicht länger verweilen, und nur bemerken, daß wir diese Betrachtungen und Gebete, den zuweilen zu gezierten Styl abgerechnet, für ziemlich zweckmäßig und erbaulich für katholische Leser halten, in den sogenannten biblischen Litaneyen aber weder viel Lehrreiches noch Erweckliches finden. Es werden da Geschichten des A. T. langweilig durchgegangen, dem lieben Gott gleichsam vorerzählt, und mit darauf sich beziehenden frommen Wünschen, Bekenntnissen, Danksagungen begleitet. Z. E.

„Du, dessen Gesetz der junge Daniel in seiner Jugend, am Hofe, mit aller Genauigkeit beobachtet.

Vater der Greise und der Jünglinge, laß die Verführung der Jugend nicht allgemein werden; weihe vielmehr die jungen Herzen zu deinem Dienste ein.

Du, der den frommen und mäßigen Daniel mit der Gabe der Weisheit und Traumdeutung beschenket.

Gott der Weisheit und der Stärke, laß unter den Menschen der Weisheit immer mehr, und der Schwachheit weniger werden.

Du, der die drey Knaben, die die Statue Nabuchodonosor nicht anbeteten, im Feuerofen unverletzt erhalten, und dem sie im Feuerofen das herrlichste Danklied gesungen.

Erretter der deinen! Laß uns in deinem Dienste treu, und deine Hülfe allzeit uns gegenwärtig seyn.

Du, der du den stolzen Nabuchodonosor gedemüthiget, daß er, aus der Menschengesellschaft verstoßen, Heu fraß, wie Ochs.

Allgewaltiger, gewaltig ist dein Arm. Heilig sey uns deine Hoheit, und fern aller Uebermuth von unsern Herzen."

Es ist unstreitig natürlicher und nützlicher, wenn man biblische Geschichten mit den durch sie veranlaßten moralischen Betrachtungen im Zusammenhange vorträgt, als auf diese Art zerstückelt, und in Gebetsform bringt. Wozu könnte es auch dienen, Litaneyen von dieser Art einzuführen? Das katholische Volk liebt zwar diese den denkenden Menschen durch ihre Einförmigkeit ermüdenden, wortreichen, aber desto geistlosen, Andachten; wir glauben aber nicht, daß dieselbe, wie Hr. S. meynt, auf die Weise, wie er sie eingerichtet wissen will, vieles gewinnen, und daß es besser seyn werde, wenn man den Gebrauch der Litaneyen immer mehr einzuschränken, und diese Gesangsform abzuschaffen suche.

Unsere Leser werden, nach den bisherigen Proben aus diesem Buche, ihr Urtheil darüber selbst zu fassen wissen. Ein Andachtsbuch wie dieses hat, so viel wir wissen, die katholische Kirche noch nicht; das gestehen wir, und freuen uns aufrichtig darüber, daß der Verf. es versucht hat, richtigere Grundsätze über den Zweck und Werth der öffentlichen und häuslichen Erbauung, über ihre würdigsten Gegenstände, und die besten Mittel ihrer Beförderung unter seine Glaubensgenossen zu bringen, denen es noch sehr daran fehlt. Aber so viel Gutes wir auch mit Recht an diesem Buche, in so fern es ein katholisches Buch ist, rühmen können, so ist und bleibt es doch ein katholisches Erbauungsbuch, dessen Gebrauch einzig und allein Katholischen nützlich und anzuempfehlen ist. Protestanten aber muß es gewiß nicht empfohlen werden, sondern; sie werden dafür gewarnet werden müssen, nicht als wenn es solchen die selbst nachdenken können, gefährlich

lich und verführerisch wäre, sondern weil sie theils, wenn sie mit Aufmerksamkeit lesen, nicht ohne öftern Anstoß lesen werden, theils aber, wenn sie flüchtig darüber herfahren, sich unvermerkt an viele fanatische, unbiblische und unreine Ideen des katholischen Glaubens und Gottesdiensts gewöhnen, und verleitet werden können, es für eine gleichgültige Sache zu halten, was sie davon verwerfen oder annehmen wollen. Der dünne Flor, welcher hier über die wesentlichsten Unterscheidungslehren der Katholischen ausgebreitet ist, bedeckt die wahre Gestalt derselben, oder verschönert sie vielmehr in den Augen derer, die es nicht verstehen, oder sich die Mühe nicht nehmen, genauer und tiefer einzudringen. Ob und wie weit P. Sailer selbst daran gearbeitet habe, sein Buch auch unter Protestanten bekannt und beliebt zu machen, wollen wir hier nicht untersuchen; wollen nicht untersuchen, ob es ganz von ungefähr kam, daß er 700 Exemplare dieses Gebetbuchs in die Schweitz schickte, damit sie durch Lavaters und Pfenningers Empfehlung sollten verkauft werden; ob es ganz von ungefähr komme, daß dies katholische Buch, so überaus viele Protestanten empfohlen worden. Genug, das ist aus innern Merkmalen evident, daß P. Sailer die ungefälligsten Seiten des katholischen Lehrgebäudes der Bemerkung protestantischer Leser geflissentlich entzogen, und die baufälligen Theile desselben so übertüncht habe, daß es das Ansehen einer festen, bequemen und angenehmen Wohnung gewann. Wenn nun aber Hr. Lavater und Hr. Pfenninger ein solches Buch protestantischen Christen heimlich durch Cirkelbriefen empfehlen oder empfehlen lassen, wenn es Hr. Lavater und Pfenninger statt aller übrigen Andachtsbücher, an denen wir Protestanten ja keinen Mangel haben, und mit einem so zuversichtlichen, trotzigem Ernst empfehlen oder aufdringen, wenn eben dieser Hr. Lavater (in seiner Rechenschaft an seine Freunde. Zweytes Blatt, S. 32) uns einbilden will, es enthalte nur weniges, was jeder Protestant nicht unterschreiben könne — was soll man dazu sagen? soll man es auf die Schuld seiner Blindheit schieben, in der er so unglücklich ist, Wahrheit und Schein nicht zu unterscheiden? oder soll man es unüberlegte, vorschnelle Verwegenheit im Urtheil nennen? oder was soll man dazu sagen? Soll man diejenigen tadeln, welche sagten, Herr Lavater und Herr Pfenninger haben hier nicht so gehandelt, wie man

es von vernünftigen protestantischen Predigern hätte erwarten können?

Ft.

Ausführung des Plans und Zwecks Jesu. In Briefen an Wahrheit suchende Leser. Neuntes Bändchen. 14 Bogen.

Derselben zehntes Bändchen. 14 Bogen in 8vo. Berlin, bey Mylius. 1786.

Der Verf. bleibt sich bis zum Ende gleich. Er kleidet die Geschichte Jesu nach seiner Willkühr um, erdichtet Umstände nach seinem Wohlgefallen, übergeht andere historisch-wahre mit Stillschweigen, hebt diejenigen Reden und Lehren Jesu aus, bey deren Auslegung er seine angebliche Meynungen anbringen, oder nachtheilige Deutungen auf den geistlichen Stand machen kann; dagegen wird das, was in seinen Kram nicht taugt, wegdemonstrirt, oder, als stünde es gar nicht da, unbemerkt gelassen. Recensent müßte sich nur wiederholen, wenn er diese letzten Theile eines Werks, dessen Lesung mehr sittlichen Schaden als Nutzen stiftet, besonders beurtheilen sollte.

Wäre es dem Verf. wirklich um Wahrheit und Nutzen nach seiner Ueberzeugung zu thun, welches doch aus dem leichtsinnigen und unüberlegten Ton seiner Schrift nicht einleuchten will; so würde er die Belehrung selbst vor Augen gehabt haben, die er S. 32. 33. mit so vielem Grunde der Wahrheit und Achtsamkeit giebt: „Möchten wir doch von „Jesu die wichtige Regel lernen! daß man nicht jede Wahr„heit, die man weiß," (und Rec. möchte hinzusetzen: oder zu wissen glaubt, oder sie zu wissen Mine macht,) „nackend „und ohne alle Einkleidung heraussagen müsse: daß man der „Schwachen schonen, daß man behutsam in seinen Aeuße„rungen seyn, daß man Volksirrthümer nicht geradezu angrei„fen und sich ohne Noth, ohne überwiegende und gewisse „Vortheile, die man der Welt verschaffen kann, vor sich zu „sehen," (und das sollen doch wohl moralische Vortheile seyn,) „durch voreiliges Mittheilen seiner bessern Einsichten,

„kei-

„keinen Verdruß machen, und Gelegenheit zu weitern „Belehrungen sich nicht verscherzen müsse.“

So denkt und handelt ein wahrheitsliebender und bedachtsamer Mann, der es aus eigener Erfahrung weiß, wie schwer es sey, Wahrheit zu finden, und sich vor Irrthum zu bewahren; der es weiß, wie mannichfaltig die Abstuffung und Fassung des menschlichen Verstandes nach Fähigkeit, Unterricht und vorgefaßten Meynungen sey, und wie unmöglich es den meisten sey, Wahrheit und Irrthum sattsam zu unterscheiden; der überzeugt ist, daß Wahrheit und Irrthum in den meisten Köpfen mit einander verflochten sey; der endlich aus Ehrerbietung für alles was moralisch gut ist, vorsichtig und achtsam gegen solche verflochtene Irrthümer zu Werke geht, damit er nicht die Wahrheit mit hinwegreiße, und die davon abhängende moralische Empfindungen zugleich vertilge.

Ein solcher Mann kann nicht hämische Ausfälle auf einen ganzen Stand machen, aus dessen Mittel sehr viele die Aufklärung zur Erkenntniß wichtiger Wahrheiten befördert haben; er kann nicht leichtsinnig alles herausschütten, was ihm in die Feder fällt, nicht Meynungen und Sätze ins Publicum treiben, die bey der geringsten Prüfung grundlos erscheinen, und nichts als freche Aeußerungen von sehr nachtheiliger Wirkung sind; er kann über Sachen, welche einem grossen Theil der Welt wichtig und ehrwürdig sind, nicht gefühllos hinfahren, und sie in Dunst und leere, seltsame Dichtungen verwandeln; er kann nach seinem Gewissen nicht viel darüber schreiben, weil er sich bey jedem Ausdruck fragt, ob es auch nutze und fromme; noch weniger wird er es sich erlauben, unverdaute und unreife Einfälle, die weder Wahrheit noch moralischen Werth haben, in die Welt zu schütten, und dagegen Lehren, die noch immer in allgemeiner Achtung stehen, und moralische Wirkung bey dem großen Haufen thun, verdrängen zu wollen.

Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser mit seinen Talenten auch nach solchen Grundsätzen gehandelt hätte. Wie er in den vorigen Theilen gehandelt habe, weiß der Leser aus den Urtheilen über die vorigen Bände; das Detail aus den gegenwärtigen wird und kann er Recensenten ersparen. Der unbefangene und nach vorbeschriebenen Grundsätzen denkende Leser mag selbst urtheilen. Em.

Die

Die heilige Schrift, übersetzt von Simon Grynäus, D. G. W. Erster Theil. Zweyte verbesserte Auflage. Berlin und Basel, bey Decker und Flick, 1782. 606 Seiten. Zweyter Theil. 602 Seiten. Dritter Theil. 362 Seiten und Anhang der Apokryphischen Bücher, 262 Seiten in Octav.

Den Geist dieser biblischen Paraphrase hat ein anderer Recensent A. D. B. XXIX. 1. S. 59 so geschildert, daß wir völlig darauf zurückweisen können. Durch die vorgenommenen Besserungen und Veränderungen ist jener nicht verlassen gegangen.

G.

Herman Heimart Cludius, Pastors in Hildesheim, Betrachtungen über die gesammten Lehren der Religion. Dritter Theil. Bremen, bey Förster, 1786. 486 Seiten in 8.

Mehr Präcision und Licht in den Begriffen würden diesen Theil nützlicher machen, wenn der Verf. ihn einmal umarbeiten sollte, wozu er Hoffnung giebt.

Jesus und seine Zeitgenossen, von Wilh. Joh. Jul. Hoppenstedt, Pastor in Seelze. Dritter und letzter Band. Hannover, 1786. 454 Seiten in 8vo.

Enthält die Geschichte der Auferstehung Christi, seines Lebens und der Gründung seiner Kirche, mit Einsicht und Billigkeit gegen Dissentirende abgefaßt.

Gu.

Geschichte und Charakter der merkwürdigsten biblischen Personen, als ein Anhang zu der von dem Königl.

Königl. General-Superintendenten von Ostfriesland, Herrn Hähn, verfertigten kurzen Erläuterung einer in Kupfer gestochenen Vorstellung der biblischen Geschichte, ausgearbeitet und herausgegeben von S. H. S. Spielter, Predigern zu Leer. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Real-Schule. 1786. 8. 229 Seiten.

In wiefern dies Buch ein Anhang zu der vom Hrn Gen. Sup. Hähn verfertigten Erläuterung einer in Kupfer gestochenen Vorstellung der biblischen Geschichte heißen könne, kann Rec. nicht sagen, da er die letztere nicht gesehen hat, und da es doch schon für sich ein gewisses Ganzes ausmacht. Das aber können wir desto stärker versichern, daß sich von dieser biblischen Charakteristik für die Jugend wenig Aufklärung und Nutzen hoffen läßt. Das Buch enthält zuerst eine kurze, äußerst magere Geschichte der in der Bibel genannten merkwürdigen Personen, wobey es uns besonders mißfallen hat, daß der Verf. nichts zur Erläuterung mancher anstößigen Dinge, z. B. bey Erzählungen, die noch rohe jüdische Begriffe von Gottes Zorn und Grimm verrathen, sagt, vielmehr diese und andere unrichtige Vorstellungen von Gott, der Bibel, und den in ihr charakterisirten Personen begünstigt. Noah versichert nach unserm Verf. den Japhet: „daß seine „Nachkommen endlich auch in die Gemeinschaft der wahren" (christlichen) „Kirche aufgenommen werden würden." Der Hagar läßt er auf ihrer Flucht den Sohn Gottes erscheinen. Von Assa wird (aus 2 Chron. 16, 12.) ohne Anmerkung, die doch so nöthig gewesen wäre, angeführt: „er habe sich da„durch an Gott versündigt, daß er in einer Krankheit mehr „die Hülfe der Aerzte, als die Hülfe Gottes gesucht." Wie? wenn nun der gemeine Mann hieraus schlöße: also ist es ja Sünde, mich, wenn ich krank bin, an den Arzt zu wenden? Dergleichen Stellen könnten wir bey Hunderten ausziehen. Die Geschichte Christi hebt so an: „Seinem göttlichen Ge„schlechte nach ist Er der eingebohrne Sohn des himmlischen „Vaters, mit dem Vater gleiches Wesens und eben, wie der„selbe, ewiger Gott, auch der Schöpfer aller Dinge. Johan„nes nennet ihn das Wort oder den Wortführer, weil „Gott sowohl durch ihn zu den Menschen geredet hat, als er

„das Wort für die Menschen bey Gott führt" u. s. w. Hierauf folgt auf etlichen Bogen ein tabellarisches Verzeichniß von Tugenden und Lastern, wozu die Beyspiele von den vorhin beschriebenen biblischen Personen genommen sind. Die Idee wäre recht gut, wenn sie ordentlicher ausgeführt worden wäre.

Dg.

J. L. Ewald, General-Superintendent und Prediger in Detmold, der Blick Jesus auf Natur und Menschheit oder Betrachtungen über die Gleichnisse unsers Herrn — Ein Lesebuch für Christus-Verehrer. — Das Fleisch ist kein nütze, die Worte, die ich rede, die sind Geist und Leben. — Leipzig, 1786. bey Göschen. 426 Seiten. Med. Octav.

Die Gleichnisse Jesu, die einen so wichtigen Theil seines eindringenden und belebenden Vortrages ausmachen, lassen sich auf verschiedene Weise betrachten. Anders sieht sie der Kritiker, Weltweise und Redner an, wenn er philologische, philosophische und ästhetische Untersuchungen darüber anstellt, das Locale zuvörderst für unsere Gegend, Sitten und Zeitalter anschaulich erklärt, dann das Natürliche, Schöne, Feine, Zutreffende, Wahre und Erhabene, darin vorstellt, wie alles hier schon vorbereitet, und doch unerwartet, abgemessen, und doch ungezwungen, offen und leicht, und doch zum tiefsten Nachdenken anleitend, ungesucht und doch mit unverbesserlicher Geschicklichkeit gewählt, ausgedruckt, in jeder Wendung gestellt, und mit unnachahmlicher Weisheit und Liebe angewandt ist — wenn er, was andere Weisen, Redner, Volkslehrer, Gesetzgeber im ganzen Alterthum ähnliches gesagt haben, gegen die Meistervorstellung Jesu hielte, und deren Vorzüge heraushöbe, hernach, wenn alle diese Seiten angeschaut wären, nun das Fruchtbare, was zur Lehre darin liegt, in gedrungener Kürze als Stoff zu weiteren Betrachtungen für den Philosophen und Moralisten auszeichnete — — Nach solchem Buch aber hat sich der Recensent bisher vergeblich umgesehen, dies Feld liegt, einzelne

zelne Plätze ausgenommen, noch ganz uncultivirt da. Im Ganzen hat Christus für seine Reden, Bilder, Sentenzen, Erzählungen noch keinen Quintilian, keinen Eustathius oder Longin gefunden, so viel auch darüber commentirt seyn mag — — Es würde dies ein ungemein schweres Werk für einen viel umfassenden Geist, und nur für Kenner seyn, aber auch durch vielfache Vortheile sich belohnen, indem es von Seiten des Geschmacks auch denen den Vortrag Jesu schätzbar machen würde, die so was gar nicht im neuen Testament vermutheten. — Leichter hingegen, aber auch wohl unstreitig für den gewöhnlichen Haufen gemeinnütziger ist der Weg, den der Verf. gewählt hat. Er betrachtet die Gleichnisse zwar nicht mit Beyseitsetzung der Entwickelung ihres Zusammenhanges, ihrer Absicht und innern Vortrefflichkeit, aber hat dagegen mehr als Homiletiker und Ascet fürs practische Christenthum den Inhalt derselben bearbeitet. Man würde gewiß jeden öffentlichen Vortrag mit Freude und Begierde anhören müssen, wenn alle Prediger die Gabe hätten, die Gleichnißreden Jesu in den Sonntagsevangelien für den Verstand und das Herz mit so viel Licht und Wärme ihren Zuhörern einnehmend und fühlbar zu machen. In dieser Absicht verdienen also diese 30 Betrachtungen vor vielen andern, die man in Erbauungsbüchern antrifft, einen Vorzug, und man wird bey Lesung derselben nicht das nöthige Interesse vermissen. — Doch — warum hat Hr. Ewald dem Gleichnisse vom Saamen und Acker wohl 6 Betrachtungen gewidmet, und dem vom barmherzigen Samariter nicht eine besondere; sondern sie nur gelegentlich eingeschaltet, da doch gewiß sich hiebey kaum alles in einer Abhandlung erschöpfen ließ? Wozu der unnütze Absprung auf die Modephilosophen, welche vom Teufel und dessen physicalischen und moralischen Wirkungen, nicht ohne sichere Gründe der Vernunft, Erfahrung und Schrift, anders denken als der Verfasser? Herr Ewald hat entweder die Sache im Ganzen noch nicht mit kühlem Blut und ohne Vorurtheil überlegt, und dabey analogische Schlüsse nicht zu Hülfe genommen, oder auch die Schriften der Neuern nicht recht gefaßt; sonst würde er nicht diejenigen, welche leibliche Besitzungen bescheiden in Zweifel ziehen, und den Satan auch in vielen andern Stellen, darum, weil das Wort Teufel da steht, nicht leibhaftig erblicken können — und Freygeister, welche die Existenz des Teufels ohne Bedenken wegleugnen, zusammen in eine Classe wer-

werfen, würde für die leiblichen Besitzungen nicht gerade die beyden Beyspiele vom mondsüchtigen epileptischen Knaben, und den beyden Rasenden unter den Gergesenern anführen, wenn er Farmarn, Semlern, Hessen, Tellern, Lessen, Döderleinen, Bahrdten und andere recht gelesen hätte; dagegen würde er sich, wenn er diese schwache Aussenseite vertheidigen wollte, mehr an Christi Reden selbst Luc. XI, v. 14 — 28 haben halten müssen, wdrin der Recensent selbst bekennen muß, daß ihm noch nicht alles aufgelößt, und bis zur völligen Befriedigung gehoben ist — er würde im Anfange des Buchs Hiob nur einen poetischen Teufel, wie ihn Milton und Klopstock gebrauchen, nur eine Maschine der Dichtkunst, die zur Einleitung nöthig war, nicht aber den nachherigen chaldäischen Satan gefunden haben, wenn er Michaelis, Herders, Niemeyers Schriften hierüber befragt hätte. Ueberhaupt ist die Consequenzmacherey S. 74, die man sonst an Götzen vornehmlich gewohnt war, ein Flecken im Buch -- wenn er behaupten will, daß sich alle, welche seine Erklärungsgebete nicht annehmen, gegen Christum empören, und sich klüger als dieser von Gott gesandte Lehrer dünken. Der Recensent dachte vor 20 Jahren auch so eifrig, und war mißtrauisch gegen alles Neue in der Dämonenlehre, und kann daher gegen alle die, welche in dieser Materie noch mit ihren Einsichten zurück sind, schonend seyn, — es kömmt doch immer Einer nach dem Andern nach — Der Verfasser konnte hier, ohne sich was zu vergeben, nur still seinen Gang fortgehen, besaß auch wohl nicht Stärke genug, sich in den ganzen Streit zu wagen — deswegen bleibt uns doch sein Character, sein offenherziger feuriger Trieb für die Ausbreitung der Wahrheit und Tugend, und sein heller Blick — Eigenschaften, die wir aufrichtig allen seinen Brüdern in der Würde wünschen — ehrwürdig und schätzbar.

Anweisung zur Bildung angehender Theologen von D. Johann August Nösselt. Erster Theil. Halle, bey Curts Wittwe. 1786. 288 Seiten in Octavo.

Jeder, der das Bedürfniß unserer Zeiten kennt, und bemerkt, wie fast mit jedem Jahrzehend sich die Gestalt unserer Theo-

logie

logie verändert, wird zugleich gefühlt haben, wie wir mit den Encyklopädien, Methodiken und Anweisungen, die uns Mosheim, Semler, Töllner in seinem Grundriß, Walch, und neulich Herder in seinen Briefen, nebst Seilern geliefert haben zur Bildung angehender Theologen, nicht füglich die bisherigen Lücken im akademischen Unterricht auszufüllen im Stande sind. Desto begieriger war der Recensent nach diesem Entwurf, den, wie es hieß, Hr. D. Nösselt schon seit mehreren Jahren zum Behuf seiner Vorlesungen unter Händen gehabt hat. Von seiner ausgebreiteten Kenntniß und seinem eben so richtig als ordentlich denkenden Kopf ließ sich gerade so ein Werk, das der einreißenden Seichtigkeit im Studiren ein Bollwerk entgegensetzte, mit Grund erwarten. Wir wollen also den Inhalt etwas ausführlich anzeigen. Die lesenswürdige Vorrede des Verfassers verdient gleich im Anfange eine mehrmalige ernstliche Beherzigung. Alles, was Hr. Nösselt darauf in der Einleitung §. 15 — 19 sagt, kann dazu dienen, angehenden Theologen Liebe und Achtung gegen den Stand, dem sie sich widmen, einzuflößen, und sie von ihrer wahren Bestimmung zu belehren. Er zeigt darauf, welche Kenntnisse in dies Gebiet gehören, und warnt für den Schaden, den die falschen Begriffe von Gemeinnützigkeit thun, die zur Seichtigkeit und Vernachläßigung der unentbehrlichen Gelehrsamkeit verleiten. Ueberhaupt bezeichnet er (von §. 29 — 40) die beyden Abwege des zu vielen und zu wenigen Lernens, und weiset im folgenden vorläufig die rechte Strasse mitten durch, zu welcher er sich in dieser Anweisung zum Führer hergiebt. Darauf handelt er im ersten Theil von den Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften in der Theologie. — Erster Abschnitt. Philologie. — Hier werden die gewöhnlichen Vorwürfe, die man dem Sprachstudio macht, geprüft und beantwortet, und auch erwogen, warum es früher zur Grundlage der übrigen Kenntnisse gemacht werden müsse; darauf werden die Vortheile der Sprachkenntnisse dargelegt, die Schwierigkeiten, worauf man hier Rücksicht zu nehmen hat, besonders wenn sich mehrere Sprachen häufen, werden hier nicht verschwiegen, daraus aber auch das Resultat gezogen, wie ein solches Studium nichts weniger als Gedächtnißwerk sey, und keine gemeine Fähigkeiten erfodere, wie besonders ein Lehrer der Religion darnach trachten müsse, Kraft der Sprache, worin er sich ausdrucken will, in seine Gewalt zu bekommen. Da sie der Canal sind, wodurch

uns richtige Kenntniß der Sachen zugeführt wird, muß er sie nothwenig studieren, weil sonst Mißverstand sowohl der Bibel, als der Schriften anderer unvermeidlich ist. — Von der Verbindung der Regeln mit dem Lesen im Zusammenhange, und der philosophischen Behandlung derselben, welche aber nicht für Kinder, sondern für Erwachsene, und zur Bildung künftiger Gelehrten gehört, und welche Mittelstrasse man hier zu wählen habe, wird hier viel reiflich Durchgedachtes gesagt, und der Verfasser giebt Vorschläge, wie man in dieser Absicht Schriften aufs Beste zu lesen habe. — Von der Kritik im Allgemeinen — auf welche Regeln man bey der Absicht, eine Schrift zu verstehen, besonders zu sehen habe, wobey immer kurze zweckmäßige Beyspiele aus dem griechischen Testament gegeben werden. Von der Bildung des Verstandes, Geschmacks und Herzens durch selbige. Von der eigenen Uebung in selbigen im Uebersetzen, Schreiben und Reden — — Von der Kritik im engsten Verstande, wobey die dazu dienlichen Werke vorgeschlagen werden. — Welche Sprachen der Ordnung nach für den Theologen die unentbehrlichsten sind. Die Cultur der Muttersprache — vom Französischen, Englischen und Italienischen. Von dem Lateinischen und Griechischen, oder den Humanioribus, wo abermals die schwachen Einwürfe dagegen weggeräumt werden, als ob man sowohl in Uebersetzungen, als bey Schriftauslegern schon alles finde, was ein Theologe braucht — Desgleichen, daß man sich auf die mehresten Wörterbücher nicht verlassen könne. Hier wird gewiesen, daß man den Sprachgebrauch, und reine, männliche Auslegung des neuen Testaments nicht anders lernen könne, als nach vorhergegangener reiflichen Ausbildung in den lateinischen und griechischen Classikern. Daher sey es verkehrt, mit Erlernung des neuen Testamentes anzufangen, wobey die Schwierigkeiten weit größer sind, als bey den sogenannten Profanscribenten. (In den mehresten Schulen fängt man noch mit dem Evangelio Johannis an, das ist, sagen schwachköpfige Lehrer, noch das leichteste — da es doch pur jüdisch-griechisch ist, und dem, der die besonderen Beziehungen desselben noch nicht kennt, gleich im ersten Kapitel eine Menge Wörter ohne Sinn giebt. Oder man hält es auch für eine sehr löbliche Anordnung der Alten, des Sonnabends die Schüler die künftigen Sonntagstexte exponiren zu lassen, das leyert mancher Knabe viele Jahre durch, und verwechselt die grosse Bekanntschaft, die

er

er mit den Worten hat, mit der falschen Einbildung, daß er auch die Sache verstehe — Was helfen uns die vortrefflichsten Methodiken, so lange man noch in den mehresten Schulen den Verstand durch die widersinnigsten Arten das Sprachstudium zu treiben, verkrüppelt! — und wer auf dem Hallischen Waysenhause gewesen ist, wird am besten wissen, ob man da die Sprachen nach den besten Grundsätzen behandelt —) Hr. Nösselt giebt darauf Winke, was die von ihm vorgeschlagene Methode für vortheilhaften Einfluß auf die Homiletik und Katechetik habe. — Gründe, die Cultur der lateinischen Sprache nicht zu vernachläßigen. Von den besten Hülfsmitteln zur lateinischen und griechischen Litteratur, und in welcher Ordnung man am besten die Schriftsteller lesen, welche man am geschicktesten mit einander verbinden könne; und wie nachher auch andere theologische Schriftsteller, die einen guten lateinischen Ausdruck in ihrer Gewalt haben, folgen könnten. — Von der hebräischen Sprache, wie man deren Erlernung schlechterdings durch den Weg verwandter morgenländischer Dialecte suchen müsse, daher man besser thäte, zu allererst mit dem leichtesten Syrischen anzufangen, wie man darauf das Chaldäische und Arabische üben, und vermittelst der besten dazu vorgeschlagenen Hülfsmittel sich das Hebräische erleichtern müsse. (Da jeder orientalische Philologe von der Nothwendigkeit das Arabische zu kennen, so sehr überzeugt ist; so ist nichts mehr zu bedauern, als daß wir kein ordentlich arabisches Wörterbuch haben. Scheidius ist nicht hinreichend, und Golius schon eine Seltenheit, und daher übertrieben theuer, wenn man ihn einmal wo in Auctionen erhascht.) Wie man zu den übrigen Quellen das alte Testament zu studieren, gehen, und die Alexandriner gebrauchen müsse, mittelst erläuternder Wörterbücher und Concordanzen, mit der Accentuation hingegen als einem spätern unfruchtbaren Kunststücke — solle man sich nicht unnöthig aufhalten. (Der Recensent erinnert sichs noch wohl, wie auf dem Waysenhaus in Halle es für das non plus ultra gehalten ward, einen Vers ins Hebräische zu setzen, und ihn a priori accentuiren zu können.) Zweyter Abschnitt. Philosophie. Etwas zur Geschichte ihres Ganges, ihrer Fortschritte und Modificationen — und wie man sie hier zu nehmen habe. — Von ihrem Nutzen — ihre verschiedene Fächer und Eintheilungen, und wie sie die theologischen Wissenschaften in den wichtigsten Stücken leiten müsse — welchen wohlthätigen

Einfluß sowohl die theoretische als practische auf die ganze Behandlung der Theologie habe — Vorsichtigkeitsregeln bey der speculativischen, — Vorzüge und Mißbräuche der populären und grösserer Werth der wissenschaftlichen. Worauf man bey dem Studio der Weltweisheit vorzüglich zu sehen habe. — Kenntniß der vornehmsten Schriftsteller, die sich um die Aufklärung der Philosophie verdient gemacht, imgleichen ihre Geschichte. — Dritter Abschnitt. Geschichte und schöne Wissenschaften. Was die Geschichte leiste, und wie sie beschaffen seyn müsse, wenn sie uns diese Vortheile verschaffen solle. Von ihrem Umfange und Abtheilungen, wie viel, und in wiefern es dem Theologen unentbehrlich sey, das Nöthigste davon zu wissen. Wie man die Geschichte, und die darin angegebenen Theile am vortheilhaftesten studiren solle. Von der Litterärgeschichte, und deren wichtigsten Nutzen. — Von den schönen Wissenschaften, besonders der Rede- und Dichtkunst, wie wenig ein Lehrer der Religion sie entbehren könne. — Verhütung ihres Mißbrauchs durch gehörige Cautelen. (Diese Artikel haben wir um desto lieber gesehen, je mehr jetzo Lesewuth, Geniesucht, und besonders der Geschmack an Romanen, Erdichtungen und dramatischen Vorstellungen aller gründlichen Gelehrsamkeit, die dem verwöhnten Säugling schon anekelt, den Untergang drohet.) Wie man die schönen Wissenschaften treiben müsse — So weit gehet nun dieser erste Theil, von den Vorbereitungswissenschaften, und die vortreffliche Ausführung dieser Materien ist uns sicher Bürge, daß der zweyte Theil der, sich mit dem eigentlichen Studio beschäftigen wird, nicht weniger erwünscht ausfallen werde.

Da.

Trostgründe des Christen, wo die Vernunft keine hat; in Briefen an zärtliche Mütter bey dem Verlust geliebter Kinder. Von Johann Friedrich Jacobi. Zelle, 1786. 4 Bogen in gr. 8.

Diese zwey Briefe, davon der eine an eine Mutter gerichtet ist, deren Kind an den eingeimpften Blattern gestorben war, und der andere an eine, deren Kind in großer Gefahr war, daran zu sterben, sind allerdings mit vieler Theilnehmung

und

und Wärme geschrieben, und enthalten größtentheils die Trostgründe, womit man sich in dergleichen Fällen aufrichten kann. Es läßt sich wohl begreifen, daß das Anhören einer so rührenden Musik als Abraham auf Moria nach der Rollischen Composition ist, in solchen Umständen, wie der Verf. erzählt, allerdings das Herz etwas erleichtert haben mag, zumal in der Wiederholung der Worte: „er soll ihn haben, der ihn gab." Die Ursachen davon liegen sehr in der Nähe. — Allein allerdings gehören, da die Fälle hier so sehr verschieden sind, (indem Abraham auf Gottes Befehl, wenigstens der gemeinen Meynung nach, etwas that, was die Mutter ohne Gottes besondern Befehl zu übertreten unterlassen konnte) noch ganz andere Gründe dazu, um sich zufrieden zu geben. Diese bringt dann auch der Verf. in der Folge der Reihe noch bey, so wohl im ersten als im zweyten Briefe. Sie schränken sich bey dem Bewußtseyn, in der besten Absicht nach der besten Ueberzeugung gehandelt zu haben, vornehmlich auf die Lehren von der Vorsehung, und von einem bessern Leben nach dem Tode ein. Da nun aber dieses, wie ein jeder weiß, ganz eigentlich Lehren der natürlichen Religion sind, indem sie in einem jeden Compendio der natürlichen Religion vorgetragen und bewiesen werden, und das bemerkte Bewußtseyn nach der besten Ueberzeugung gehandelt zu haben, sich bey dem Verehrer der natürlichen Religion sowohl, als bey dem Christen finden kann: so begreife ich nicht, wie der Titel dieser kleinen Schrift von Trostgründen des Christen sprechen kann, wo die Vernunft keine hat. Ich habe wenigstens dergleichen, hier nicht gefunden. Denn biblische Beyspiele und dergleichen, was der Verf. hieher gezogen hat, und was eben so wohl hätte wegbleiben können, sind doch nicht eigenthümliche Trostgründe des Christenthums.

Uebrigens ist diese Schrift (vielleicht ohne Vorwissen des Verfassers) gedruckt worden zum Besten einer unglücklichen Familie, weshalb man auch, wie die Vorrede sagt, das Gedicht Abraham auf Moria hier abermals hat abdrucken lassen.

Bg.

Etwas zur christlichen Beherzigung für unsere Zeiten. Zwo Predigten, nebst einigen historischen

sagt ist, daß Denker darin manche ermunternde Unterhaltung antreffen werden.

Jw.

Was ist Religion? Eine Predigt in höchster Gegenwart Ihro Hochfürstl. Durchlaucht der Herzogin Dorothea in der Mitauischen reformirten Kirche den 22sten April 1787 gehalten und auf Befehl in Druck gegeben von J. N. Tiling, Prediger und Professor. Mietau, bey Steffenhagen. 8. 24 Seiten.

Diese Predigt ist es werth, daß sie von dem sonst angenommenen Grundsatz der A. D. Bibl., einzelne Predigten nicht zu recensiren, eine Ausnahme mache. Denn ob sie gleich nur 24 Seiten lang ist, so umfaßt sie doch so viel und sagt so viel, daß sie für ein ganzes Buch gelten kann. Der Text ist aus Joh. 18, 38. Was ist Wahrheit? Diese Worte hat der Verf. nicht nach ihrem Zusammenhang erklärt, sondern als die zu seinem Vorhaben schicklichsten Worte aus der Bibel vorangesetzt, weil nun doch einmal jede Predigt einen Text aus der Bibel haben soll. Das Thema ist: Was ist Wahrheit? Was ist Religion? Daß diese beyde Redensarten völlig gleichviel gelten, zeigt er in der Abhandlung sehr gründlich. Und die Antwort auf jene Frage: „Religion ist vernünftiger, einfältiger, froher, Herz und Leben beseelender Glaube an Gott, Vorsehung und Menschenwürde." Die in diesen Worten enthaltenen einzelnen Bestimmungen sind die Unterabtheilungen. „Die wahre Religion ist die reinste, aufs beste geübte und angewandte Vernunft." „Die wahre Religion ist im höchsten Grade einfältig, d. i. einfach, leicht, deutlich, allgemein verständlich." Die wahre Religion erscheint niemals in einem finstern, traurigen, abschreckenden Gewande, nie mit drohender Stirne." Die wahre Religion ist nicht etwas Abgesondertes, für sich allein Bestehendes, und von der übrigen menschlichen Thätigkeit Getrenntes. Sie läßt sich nicht auf gewisse Tage vorlegen, nicht in eigenen Stunden abmachen. Sie ist vielmehr die wahre Seele alles dessen, was der Mensch sonst denkt und thut. — Sie begleitet ihn in

den Tanzsaal und auf das Sterbebette." „Die wahre Religion erziehet den Erdbewohner nicht erst für eine andere, entfernte, zukünftige Welt, sondern vor allen Dingen für die gegenwärtige Welt erziehet, und bildet sie ihn. — Sie setzt ihn in den Stand, ein recht nützliches, geehrtes und beglücktes Mitglied der Menschenfamilie zu seyn." „Die wahre Religion ist nur Eine. — Sie ist nicht römisch, nicht lutherisch, nicht kalvinisch, sie ist die Religion der Menschen, die Religion der Brüder, die Religion der Kinder, die nur einen Vater haben." Nun kömmt der Verf. auf die Lehrsätze und Vorschriften dieser Religion, die „in wenigen, sehr begreiflichen und herzerhebenden Sätzen enthalten sind." Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir all das Schöne und Gründliche, was hier vorkömmt, abschreiben wollten. Nur das Ende davon: „Ein Herz voll brünstigen Danks gegen Gott; ein froher, unschuldiger Genuß alles des Guten, was sein Vater ihm bereitet hat, eine recht treue und fleißige Anwendung aller seiner Seelen- und Leibeskräfte; eine ganz ruhige und vertrauensvolle Erwartung einer noch bessern Zukunft, das ist die ganze Pflicht des Menschen, bey deren Erfüllung er, mit Zufriedenheit und im stärkenden überall aufrechthaltenden Gefühl seiner Würde, leben und sterben kann." „Das ist die Religion, die Jesus Christus gelehrt hat, in welcher alle denkende und gute Menschen, alle Weisen aller Zeiten und aller Völker Glaubensgenossen sind." Wie sehr wäre es zu wünschen, daß in allen christlichen Kirchen und Schulen die Religion Jesu auf diese Weise dargestellt würde; daß die Klagen bald nicht mehr gehört werden dürften, die Hr. T. im Eingang seiner Predigt über die Entstellung und Verderbung der christlichen Religion führt, wo er sagt: daß sie dem Schicksal nicht entgangen seye, dem alles andere Gute von jeher auf der Welt unterworfen gewesen, nämlich, verkannt und schrecklich gemißbraucht zu werden, aus einer weisen Lehrerin und Führerin des menschlichen Geistes, die alle seine schönen Kräfte erweitern, veredlen, und ihnen die vortrefflichste Stimmung geben sollte, in eine unbarmherzige Unterdrückerin derselben, welche sie traurig verstimmt, verenget, zertritt; aus einer lächelnden Freundin und lieben sanften Trösterin in eine finstere, drohende Tyrannin und Quälerin; aus einer holden, treuen Wegweiserin zur Tugend in eine böse, fast unwiderstehliche Verführerin zum Laster.

Trau-

Traurig; aber nur allzu wahr schildert er die Veranlassungen dieses Mißbrauchs, und klagt über unsere Zeiten, über den überwiegenden kindischen Hang zum Außerordentlichen und Wunderbaren, über Schwärmereyen und Feindseligkeiten gegen den gesunden Menschenverstand, gegen helle Begriffe über Wahrheit und Religion, gegen den Forschungs- und Prüfungsgeist; daß man desto vertrauter mit der Geisterwelt seyn wolle, je fremder man in der Körperwelt seye, daß man Gold im Ueberfluß und Unsterblichkeit diesseits des Grabes verspreche, daß man Berge versetzen und Teufel austreiben lehre, welche nie existirt haben: über den Krieg zwischen Wahrheit und Vorurtheil, zwischen Weisheit und Thorheit, zwischen Licht und mystischer Finsterniß, zwischen der Bemühung auf der einen Seite, die alten von dem Blute unserer Vorfahren noch gerötheten Fesseln des Geistes vollends zu zerstören, und — die Bemühung auf der andern Seite, die Trümmer derselben ja recht sorgfältig aufzulesen, sie von neuem zusammen zu schmieden, von neuem mächtig zu verstählen; daß Luftschiffer, Gaukler, wer etwas fürs Auge, fürs Ohr, für die Phantasie bringt, willkommen seye und auf Händen getragen werde, aber — wer nur Wahrheit hat, der da sagt: denket, denket, handelt, greift eure Kräfte an, kaum bemerkt werde, da doch nur dann ein Volk aufgeklärt seye, wenn es hell denke, wenn ihm große, wahre Gedanken mehr sind, als schöne Bilder. Denn das Licht müsse von oben herkommen, aus dem Verstande, und von da seine Strahlen auf die übrigen Seelenvermögen fallen lassen, sonst verlösche es bald, und eine noch tiefere Nacht folge ihm. Wer wird nicht in diesen Beschreibungen die Geschichte unserer Tage finden? Dank aber den Wahrheitsfreunden, die noch immer ihre Stimme erheben, die Rechte der Vernunft vertheidigen, und dem einreißenden Uebel entgegen arbeiten! Aber heißt das auf der christlichen Kanzel nicht zu dreiste, zu philosophisch gesprochen? — Unfehlbar wird diese Frage von Manchen aufgeworfen, der gewohnt ist, von christlichen Kanzeln nur solche Vorträge zu hören, die mystischen Unsinn, Mönchsmoral, steife Dogmatik und strenge Polemik, ohne allen logischen Zusammenhang, enthalten. Das höchste Ideal eines christlichen Predigers ist Jesus selber, der in seinen Vorträgen die Religion gerade so gelehrt hat, wie Herr Tiling, der von der wahren Gottesverehrung alle Menschensatzungen ausgeschlossen, und dagegen gezeigt hat, daß das

höchste Wesen im Geist und in der Wahrheit, durch Leben und That, recht geehrt werde; worin auch Paulus den vernünftigen Gottesdienst setzt. Heil den Männern, die Einsicht und Muth genug haben, die Christusreligion in ihrer ursprünglichen vernünftigen Reinigkeit vorzutragen, und lieber den ehrenvollen Vorwurf, philosophischer Prediger, dulden, als das entehrende Lob, unphilosophischer Schwätzer, suchen, denen zwar der gedankenlose Pöbel zufällt, vor welchen aber der denkende Zuhörer den Kopf schüttelt!

Rede auf die Geburt des Durchlauchtigsten Prinzen, Peter, Erbprinzen von Kurland. In der Petrinischen Akademie gehalten den 16 April 1787 von J. N. Tiling, Professor. Mietau, gedruckt bey J. F. Steffenhagen. 8. 16 Seiten.

Wie sich ganz Kurland über die Geburt eines Erbprinzen freut, und sich von der Erziehung, die ihm die aufgeklärte und verehrungswürdige Herzogin geben wird, die angenehmsten Hoffnungen macht, so hat auch die Akademie in Mietau das Geburtsfest des Prinzen gefeyert, und bey dieser Feyer ist die angezeigte Rede des Herrn Professors und jetzigen Prorektors Tiling gehalten worden. Sie ist ein Muster von einer schönen, blühenden und kraftvollen Gelegenheitsrede. Ist noch der mündliche Vortrag dem Inhalte angemessen gewesen, so muß der Redner sein patriotisches Feuer allen Zuhörern mitgetheilt haben. Er zeigt, daß durch die Erziehung Menschenkräfte entwickelt oder unterdrückt werden, daß Kurland alle Ursache habe, von den Aeltern des Prinzen eine gute Erziehung, und folglich in ihm selber dereinst einen guten Regenten zu erwarten. Die Schilderung eines vollkommenen Regenten, S. 12 ff. ist voll Kraft und Wahrheit. Schon bey dieser Rede muß die Frau Herzogin, die dabey gegenwärtig war, einen Vorschmack von den Mutterfreuden empfunden haben, die ihr Hr. T. am Ende seiner Rede prophezeiht. Sie ist eine so vortreffliche Frau, also auch eine so vortreffliche Mutter.

Dp.

2. Rechtsgelahrheit.

Ist der römische teutsche Kaiser nicht auch in Rom und dem römischen Gebiete noch wirklicher römischer Kaiser? Eine staatsrechtliche Frage aus der Geschichte des Röm. T. Reichs, erörtert von Christ. Ludw. Pfeiffer, Saxo-Thuring. 91 Seiten. 1786. 8.

Wird der päbstliche Stuhl zu Rom dem römischen Kaiser-Throne Joseph II. daselbst nicht bald wieder Platz machen? Eine politisch-staatsrechtliche Frage untersucht und beantwortet von ebendemselben Verfasser. 101 S. 1786. 8.

Das päbstliche Rom wird es nicht bald wieder kaiserlich; und der Römling dadurch zum Römer werden? Eine historisch politische Staatsfrage untersucht und beantwortet von ebendemselben Verfasser. 68 S. 1786. 8.

Dem Fürstbischoffen zu Rom mißgönnt der Verfasser, dessen Schreibseligkeit bekannt ist, gar sehr sein weltliches Fürstenthum, und wünscht, daß das römisch deutsche Kaiserthum zu seiner ehemaligen Gloire zurückgebracht werden möchte. Joseph II. meynt er, sollte sich aufmachen nach Italien, unter seiner Fahne zu diesem Römerzug sollten sich die deutschen R. Fürsten und Vasallen, ihrer Schuldigkeit nach, willig versammeln, und auf den Roncalischen Gefilden, was K. Friederich der Rothbart auch gethan, und ihme über 20000 Pfund jährlicher Einkünfte eingetragen; sollte sodann wieder Reichstag gehalten, das Heer des römisch-deutschen Kaiserthums gemustert, und nur von da aus, geraden Wegs auf Rom losgegangen werden, um den dortigen Usurpator seiner angemaßten Reichsherrschaft zu ent-

entsetzen. Damit nun die Sache desto besser von Statten gehen möchte, so giebt er in der Ersten der obangezeigten Schriften die Materialien zum allenfalls erforderlichen Kriegsmanifeste vorläufig an die Hand, (die er aus alten und neuen Reichshistorien zusammengerafft hat.) Um aber diesem großen Projekte überall desto mehr Eingang zu verschaffen, so führt der Verf. in der zweyten Schrift, im Tone einer ganz unerträglichen Deklamation, die merkwürdigsten seit 1768, vornehmlich von Seiten der Bourbonischen Höfe gegen den päpstlichen Stuhl geschehenen Ereignisse an, um daraus zu erweisen, daß sich eben in jetzigem Zeitpunkte so viele Umstände vereinigten, die von dem zu unternehmenden Römerzuge sich den glücklichsten Erfolg versprechen ließen. Mit der dritten Schrift, worinne der Verf. auf dem alten Tone fortleyrt, Papst Gregor dem VII eine abermalige Parentation hält, eine langweilige Vergleichung zwischen der Politik des heidnischen Königs Numa's und der des päpstlichen Stuhls anstellt, und endlich gar die über Rom ergangenen Revolutionen von Erbauung der Stadt her erzählt, — läßt er seine Leser sehr im Zweifel, was er damit besonders haben will. Sie enthält meist Wiederholungen aus den beyden Ersten, um das Maaß seiner Makulatursünden damit voll zu machen. Zum Beschluß seiner Prose giebt er dem Leser auch noch ein Produkt seines poetischen Talents zum Besten. Rom, sagt er, hat schon viele Rollen gespielt. „Vielleicht daß noch Hoffnung zu dieser Schauspielerin anderweiten nutzbaren Beschäftigung vorhanden ist, daferne der römische Kaiseradler in Rom — über lang oder kurz sich wieder verjüngern, und ein neues Zeitalter wirklich anfangen sollte!

— Der Heiligkeitsgeruch wird Rom dann nicht mehr blenden,
wann Josephs Weltapostelamt
Den faulen Andächtler — zur Arbeit mit den Händen
und für den Staat — zum Fleiß verdammt!
Dann wird der Römling bald dem Papst den Rücken kehren,
Sich fühlen, daß er wieder frey;

Des Kaisers Gnade werth, und Ihm die Treu zu schwören,
Nun wie zuvor, ein Römer sey.

Reichsritterschaftliches Magazin. Herausgegeben von Johann Mader, Hochfreyh. von Kniestedtischem Konsulenten und Oberamtmann. Achter Band. Frankfr. und Leipzig, 684 S. ohne das Register. 1786. 8.

In diesem neuen Bande sind wieder mehrere brauchbare Abhandlungen enthalten, wodurch dieses Magazin seinen Werth immer behauptet. I. Vermischte Betrachtungen über einige R. Ritterschaftliche Privilegien. II. Roth, von dem Verhältniß unmittelbarer reichsadelicher Einwohner reichsständiger Lande gegen die Landesherren. Maynz, 1784. 8. III. Von der Lokation einer ritterschaftlichen Ortskasse bey Konkursen. IV. De *Berckheim* Diss. de Comitiis Nobilium etc. Straßburg, 1708. 4. V. *Geyling ab Altheim*, Tr. de Conventibus Deputatorum Nobilitatis etc. Straßburg, 1714. 4. VI. Von dem Titel der R. Freyherrn, Hochgebohrn. von Oetter. VII. Ob eine reichsadeliche Tochter — pro renunciata zu halten? (wird bejaht.) VIII. Statutarische Verordnungen und Recesse, das Buchische Ritterquartier betreffend. IX. Kurmaynzischer Vertrag mit einigen R. Rittern, über die Cent, Reiß, Folg, Musterung ꝛc. vom 21 Mart. 1672. X. Von Woellwarthische Familienurkunden. XI. und XII. Verzeichniß der Ritterkanton Neccar-Schwarzwald-Ortenauischen Ritterhauptleute und — inkorporirten Familien vom J. 1488—1786. XIII. Verzeichniß der Kanton-Neccarischen Konsulenten. XIV. Auszüge aus Schriften, die beyläufig von R. ritterschaftlichen Sachen handeln. XV. Vermischte Nachrichten. Es wäre zu wünschen, daß der Verf. gehöriger Orten unterstützt würde, den Art. X. von mehreren Familien mit ähnlichen Urkunkunden fortzusetzen.

Beyträge zum deutschen Kirchenrechte. Erstes Heft. 120 S. Frkf. u. Leipz. in der Homannschen Handlung, 1786. 8.

Die

Die Abhandlungen, für welche diese Sammlung bestimmt ist, sollen meist nur auf wirkliche Fälle sich beziehen, also einzelne Rechtsmaterien, die aber erheblich sind, betreffen, und mit Genauigkeit ausgearbeitet werden. Dies erste Heft davon handelt vom Synodatikum, aus Anlaß dessen, das vom Erzbischöfl. Maynzischen Vikariate den Stiftern und Klöstern dortiger Diözes zu Anfang des J. 1785. angesetzt worden ist, und sich auf 6000 Fl. belaufen soll. Die Abhandlung besteht aus einem Briefwechsel zwischen einem Maynzer und Wirzburgischen Gelehrten, der darauf angelegt zu seyn scheint, über die Gesetzmäßigkeit des gedachten Synodatikums, das für das Erzbischöfliche Vikariat bestimmt seyn soll, Zweifel zu erregen. Der Verf. geht mit vieler Gründlichkeit zu Werk, und eben so angenehm ist auch sein Vortrag: nur wünschten wir, daß, wenn der Briefwechsel sollte blos zur Einkleidung gewählt worden seyn, als wozu der Verf. bey dieser Materie seine besondere Ursache gehabt haben mag, — diese Art des Vortrags inskünftige nicht ofte gebraucht werden möchte. Man liest ja doch dergleichen Schriften nicht um seiner Erholung willen; ist es aber dabey dem Leser blos um die Erweiterung seiner Rechtskenntnisse zu thun, so kömmt ihme der Vortrag bey weitem besser zu Statten, worinn Gründe und Gegengründe nacheinander angereiht, und überhaupt die Sachen in ihrem natürlichen Zusammenhange, so kurz als möglich zusammengestellt sind. S. 86 u. f. kömmt gelegenheitlich eine kleine Ausführung über das Konsensrecht der Domkapitel vor. Diese sollen in die gesammten Rechte der ehemaligen Presbyteriums getreten seyn: und „so weit unsere Denkmäler reichen" heißt es S. 87, „sehen wir den Bischof immer von seinem Presbyterium umgeben, ohne dessen Rath und Genähmigung er nichts wichtiges unternehmen dorfte." Dieser Punkt ist eben auch wegen eines neuesten praktischen Falls sehr erheblich, und verdient also um so mehr auch hier nachgelesen zu werden. Mit dem Unterschied, der in den *Decretalen* Tit. *de his quae fiunt sine* zwischen dem *Consilium* und *Consensus* gemacht wird, scheint der Verf. es nicht sehr genau genommen zu haben.

Nn.

D. Johann Christian Siebenkees Abhandlung von Stipendien, und den Rechten derselben. Nürnberg, bey Schneider, 1786. 170 Seiten, 8.

Bey dem Mangel einer ausführlichen und vollständigen Abhandlung über Stipendien und deren Rechte, hat der Verf. sich durch die gegenwärtige wohlgerathene Arbeit nicht nur um die Rechtsgelehrten von Profession, sondern auch um denjenigen Theil des Publikums, der lateinische Schriften nicht gebrauchen kann, und doch mit Stipendien zu thun hat, ungemein verdient gemacht. Daß der Verf. gründlich, und mit Geschmack arbeite, ist schon aus andern Proben bekannt. Die jetzige Schrift verdient aber auch vorzüglich von der Seite bemerkt zu werden, daß der Verf. sich nicht blos auf eine gemeine Rechtstheorie von Stipendien beschränket, sondern manche besondere nützliche Gesetze, welche wohl verdienten allgemein angenommen und befolgt zu werden, hin und wieder dem Leser kennbar gemacht sind. Bey einigen Gelegenheiten hat er Vorschläge geäußert, deren Erfüllung vieles zum gemeinen Besten beytragen würde. Unter andern gehört vorzüglich dahin, was von dem Nutzen der Publicität in Ansehung der Stipendien bemerkt worden, wenn nämlich außer der an einigen Orten eingeführten Gedächtnißfeier der Stipendien auch zugleich die Stiftungsbriefe, Testamente und Statuten durch den Druck bekannt gemacht würden; eben so auch, welches noch ungleich größern Nutzen haben würde, die jedesmalige Vertheilung zur öffentlichen Notiz gelangte. Dieses dürfte manche zweckwidrige Verleihung zurückhalten; wenn solchergestalt alles, gleichsam vor den Augen des Publicums geschehen müßte. Ueberhaupt verdient es eine allgemeine Beherzigung, was der Verf. von der landesherrlichen Oberaufsicht über Stipendien, und deren rechtmäßige Anwendung vorträgt. Schlechte Anwendung auf Seiten dessen, der die Wohlthat empfängt, ist meistens Folge der nachläßigen und gewissenlosen Vertheilung. Der Landesherr ist daher berechtigt und verpflichtet, dafür zu sorgen, daß alle Mißbräuche vermieden werden, welche dem Zweck des Instituts im Wege stehen. Vorzüglich sollte dahin gesorgt werden, daß die Stipendien nicht dazu gemißbraucht werden, um eine dem ganzen Staat schädliche Sache, nämlich das zu frühzeitige Besuchen der Universitäten noch mehr zu befördern.

In

In der Nordlingschen Schulordnung vom Jahr 1652. kommt dagegen folgende sehr naiv ausgedruckte Verordnung vor: „Damit auch fährohin der Scholaren frühzeitiges Ausfliegen „auf Universitäten ehe die Federn gewachsen, welches bishero „mit aller Macht eingerissen, und nicht allein dieser Schulen, „sondern auch den fürwitzigen, zuchthassenden Pipionen selbst „in Fortsetzung ihres Studirens einen großen Stoß gethan, „nach Möglichkeit abgeschafft werde: So soll derjenige, wel„cher ein Stipendium sucht, vordrist mit allem Fleiß exami„nirt, ihm auch ein argumentum ex tempore zu vertiren „dictirt, hernacher das iudicium von Tüg- und Untüglich„keit E. E. Rath überbracht werden, deßen Bescheids er dann „zu erwarten. Würde aber einer oder der andere eigensinni„ger Weise, und ohne zuvor erlangte Verwilligung die Schul „zu quittiren, und davon zu plitzen sich gelusten lassen, der „soll damit aller Hoffnung eines zu erlangenden Stipendii „oder subsidii sich verlustig gemacht haben.“ Es ist auch sehr lesenswerth, was gegen die übertriebene Menge derer, die sich dem Studiren widmen, und, ohne Rücksicht auf Anlage und Geschick, dazu gelassen werden, vom Verf. erinnert wird. Noch müßte Recensent hinzusetzen, daß der Plan, wonach junge Leute auf Akademien sich den Wissenschaften widmen sollten, ein Gegenstand sey, worauf die Regierung ihr Augenmerk etwas mehr zu richten hätte, als gemeiniglich zu geschehen pflegt; indem man die Wahl und Einrichtung der Collegien meistens dem eigenen Ermessen der Studirenden, dem Rathe ihrer Freunde, und kurz dem Ungefähr preiß giebt; welches natürlich ein verkehrtes Studiren veranlasset, und den Staat mit einer Menge unbrauchbarer Leute überschwemmet.

Dl.

Johann Theod. v. Linden, B. R. L. und Münz-Hofgerichts-Raths und Hofkammer-Konsulenten, Grundlinien der bürgerlichen Rechtspraxis zum elaboratorischen Gebrauch. Erster Band, vom ordentlichen Verfahren erster Instanz. Frankfurt und Leipzig. 1787. 1 Alphabet 19 Bogen in 8vo.

Der Verf. hat seinen Plan sehr weitläuftig angelegt, und es werden noch drey Theile nachfolgen, deren Inhalt in der Vorrede zum voraus angegeben wird. In diesen vier Bänden will er nun „eine an sich vollständige, bündige und nützliche „praktisch elaboratorische Anleitung zur bürgerlichen Rechts- „praxis für angehende Richter und Advokaten" liefern. Also wieder ein neues Lehrbuch über die juristische Praxis! Wir haben wahrlich derselben schon so viele und gute, daß man nachgerade alle fernere Versuche verbitten müßte, und es wirklich Pflicht der Recensenten ist, die neuen Produkte in diesem Fache strenger zu prüfen. Wer jezt nicht etwas ganz vorzügliches und besseres als wir bisher haben, darin liefern kann; sollte in der That den Beruf, Auctor zu werden, in sich ersticken. Wenn daher Rec. in seinem Urtheil über das gegenwärtige Buch etwas strenge, und nicht mit der Nachsicht verfahren zu seyn scheint, die sonst jeder billige Recensent mit einem Buche, dem man nicht alles Verdienst absprechen kann, haben wird, so ist der Grund lediglich hierin zu suchen. Er bedauert übrigens des Verf. Mühe und Fleiß, die bey seiner Arbeit nicht zu verkennen sind, die jezt aus dem obigen Gesichtspunkte wohl schwerlich ihr Glück machen möchte.

Unser Verf. mag ein recht guter praktischer Jurist seyn; aber Theorie und Begriffe von den verschiedenen Arten des praktischen Verfahrens zu geben, kurz, ein Lehrbuch zu schreiben, ist wahrlich seine Sache nicht. Rec. hat dies Buch mit unpartheyischen Augen vom Anfang bis zu Ende durchgelesen, und nirgend Anlaß gefunden, dies Urtheil zurückzunehmen. Wir wollen nun den Inhalt desselben näher beleuchten. Da aber der Verf. nur ächte Kenner zur Beurtheilung seiner Arbeit berechtiget hält, Rec. jedoch nicht weiß, ob er ihn für einen solchen anerkennen möchte: so wird er sein Urtheil darüber jedesmal mit Beweisen belegen.

Dieser erste Band zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste begreift die gewöhnlichen Grundsätze vom Proceß überhaupt, von der Klagschrift, Ladung u. s. w. bis zum Urtel. Nichts, was man nicht in den gewöhnlichen Lehrbüchern, und noch dazu weit besser antrifft. So ist die an sich schon schwerere Lehre vom Beweise und Gegenbeweise mit in die Kapitel von der Replik und Duplik eingeknetet, und dadurch

der

der Anfänger ganz confus gemacht, da sie doch der Regel nach erst nachher in einem besondern Kapitel hätte abgehandelt werden müssen. Die Regel bleibt doch immer, daß der Beweis erst nach eingereichter Duplik normirt und geführt wird, weil man gewöhnlich nicht eher bestimmen kann, wer den Beweis, und wie er zu führen, besonders wenn, wie es in einigen Ländern sogar Rechtens ist, der Richter selbst in der interlocutorischen Sentenz das thema probandum bestimmen, und der Beweis pünktlich darnach geführt werden muß. Aber hier ist die Lehre vom Beweise und Gegenbeweise auf folgende Grundsätze gebauet, und nach diesen durch das ganze Handbuch durchgeführt S. 174. „Der Kläger verbindet die „Beweismittel entweder mit der Replik, oder erledigt sie „von deren Abfassung.“ S. 246. „Der Kläger wartet nicht, „seine Gegenbeweise erst in der Duplik beyzubringen“ S. 253. „Nach Umständen erledigt Beklagter den Beweis der „Einreden vor der Duplik, so wie Kläger den Beweis der „Klage vor der Replik.“ Was soll denn ums Himmels willen die Re- und Duplik, wenn schon Beweis und Gegenbeweis erledigt ist?

Der Ton ist sich auch nicht durchgängig gleich. An manchen Orten ist der Verf. weitläuftiger, als es die Sprache des Lehrbuchs verstattet, und führt oft Beyspiele und Fälle zur Deutlichkeit an, wo sie ganz entbehrlich wären; dahingegen sind andere Lehren wieder viel zu kurz abgefertiget. Es gehören dahin die Fälle, in denen eine Specialvollmacht erfodert wird S. 37. Die Eigenschaften der Beweisartikel §. 326. Die Lehre vom Ungehorsam des Beklagten S. 92, von der Edition der Dokumente, von Dispntirsätzen, von Vertheilung in die Proceßkosten §. 439. Manches in der Lehre vom Urtel. Von Beweisterminen kömmt kein einzig Wort vor.

Auch unrichtige und halbwahre Sätze sind Rec. aufgestossen, wovon man unter mehrern nur folgende anführen will. So heißt es S. 33 u. 35. „die Advokaten sind domini litis.“ Ganz die Subtilität des röm. Rechtes, die doch niemand mehr in einem Lehrbuche des deutschen Processes vorbringen sollte. S. 64. „Die eingebrachte, der Frau eigene „Güter (paraphernalia) oder sonst überkommene Güter (receptitia).“ Es ist gut, daß der Verf. die lateinische Benennung hinzugesetzt hat, wer würde sonst aus dieser Uebersetzung

hung deren Sinn verstehen? Die Receptitien sind also nicht der Frau eigene Güter? Warum nicht lieber die jedermann verständlichen Kunstworte gebraucht! S. 70. „So sehr selten der Fall ist, daß Klagen, wenn sie dem Richter vorgelegt werden, einige Abänderung bedürfen.“ Der Fall ist bey jungen oder unwissenden Advokaten wohl so ganz selten nicht, „und so wenig es dem Kläger fürträglich seyn will, daß ein solcher Fall eintrete.“ Nun ja, das glaubt jeder, ohne diese Versicherung in einem Lehrbuche zu lesen. S. 76. „Da der Antrag, den Beklagten zur Antwort auf die überreichte Klage vorzuladen, in dem zur Klage geeigneten Begehren nicht begriffen ist, so überreicht man insgemein die Klage durch eine Präsentationsschrift, worin man bittet, den Beklagten vorzuladen.“ Insgemein? Diese ehemalige supplicatio pro decernenda citatione, in einer besondern Schedel ist doch wohl in wenig Ländern mehr üblich, und kann wohl nicht füglich als Regel angegeben werden. S. 94. „Dem folgenden Gerichtstag ruft Kläger auf die Strafe des Ungehorsams gegen Beklagten an; er wiederholt diesen Antrag dringend, bis der Richter dem Antrage deferirt.“ Das muß ein hartherziger Richter seyn, der sich so lange bitten läßt. Und doch sagt der Verfasser auf der vorhergehenden Seite, daß der Richter diesem Begehren im 2ten Termine deferiren müsse. S. 129. „Die L. C. geschieht übrigens, wenn der Beklagte die wider ihn eingeführte Klage entweder gänzlich eingesteht, als wahr zugiebt.“ Ein ganz unrichtiger Begriff von der affirmativen L. C. Denn wo gar kein Streit weiter ist, da ist auch keine L. C. Die affirmative L. C. ist, wie der Verf. hernach sagt, wenn er zwar die Klage eingesteht, aber Einreden vorschützt. S. 182. „Verlangen wir von dem Beklagten selbst die Aushändigung der Urkunde, so setzen wir, um unsern Antrag zu rechtfertigen, den Grundsatz, daß sie eben die Eigenschaft haben müsse, die sie hat, da wir sie von einem Dritten anverlangen.“ Dieser Grundsatz ist ganz falsch; denn die Fälle, wannehr man den Beklagten und einen Dritten zur Edition anhalten könne, sind sehr verschieden. S. 499. „Eine jede Klagschrift hat drey Abtheilungen, 1) die Geschichte, 2) die Sache, 3) das Begehren.“ Wer wird unter der Sache den Grund der Klage, fundamentum agendi verstehen?

Von der Art des Verf. zu definiren, mag übrigens folgendes zur Probe dienen. S. 10. „Policeysachen sind die, wel-

welche den Kläger nicht sowohl als Privaten — als einen einzelnen Bürger des Staats, sondern als ein Mitglied der politischen Gesellschaft angehen — deren Entscheidung vorzüglich Einfluß aufs Publikum hat, und den politischen Körper des Staats mit interessirt." S. 123. „Der Vorstand ist nichts anders, als eine Sicherstellung auf den Fall." Wer wissen will, wie ein Urtel abzufassen, der komme hier und höre, S. 279. „Das Aeußere der absoluten Erkenntniß ist — arrige aures! — daß man mit Bemerkung der Rubrik der Sache anfange, und mit dem Ausspruch über die Kosten endige Auch sind hier neue Kautelen zu lernen, die Rec doch dem wißbegierigen Leser nicht vorenthalten will. S. 112. „Der Eingang ist ein sehr wichtiger Theil des Vortrags bey der Exceptionsschrift. Die Redekunst erfodert ihn; das Genie aber erzeugt ihn. Nicht selten sagt er das Lob des Richters, ja des Klienten selbst. Dies sind Grundregeln." In Wahrheit gräßliche Regeln! S. 145. „Können wir dem Antrag des Klägers mit Rechtsbestand nicht ausweichen, so suchen wir durch Verstand seine Absicht zu vereiteln." Eine herrliche Kautel für den angehenden Advokaten, um ihn zum Schikaneur zu bilden. Seitenlange Räsonnements gehören auch in kein Lehrbuch, besonders wenn sie noch dazu so schief ausfallen, wie das S. 13 vom Wechselrecht, das der Verfasser auf blosse Kaufleute eingeschränkt wissen will. „Es ist eine dem Wohl des Staats nicht angemessene Einrichtung, wenn man jemanden ohne Unterschied des Standes, des Vermögens und des Gewerbes diesem strengen Gerichte unterworfen sieht." — „Der Geistliche insgemein ist nicht fähig, W. auszustellen; warum der, der nicht geistlich — der weltlich ist?" Könnte der Verfasser den Grund davon gar nicht finden?

Der zweyte Abschnitt enthält eine kurze gleichsam tabellarische Uebersicht der gewöhnlichsten Klagen, in deren Stellung jedoch keine strenge Ordnung beobachtet ist. Der Verf. giebt von jeder kürzlich die Definition an, ihren Gegenstand, die darin befangenen Parthеyen, dabey zu führenden Beweise, und das Petitum. Wir wollen dieser Arbeit den Nutzen für den Anfänger nicht absprechen, ob er gleich alles das in den gewöhnlichen Lehrbüchern der gerichtlichen Klagen, und noch ausführlicher und vollständiger lesen kann.

Hier-

Hierauf folgen Formularien mit Anmerkungen, von Vollmachten, Requisitorialien, Gerichtsprotokollen, Positional- und Responsalhandlung, Eidesabnahme, Augenschein, Urkundenvorlage und Zeugenverhör. Rec. möchte den Verf. über diese Arbeit zwar nicht gern mißtrösten, zweifelt aber doch sehr, ob er für seine Mühe Dank erhalten wird, mit der er schier zu spät kömmt, da wir in den neuern Zeiten von Formularien sowohl außergerichtlicher als gerichtlicher Handlungen wirklich die vortrefflichsten Bücher haben, (wir müssen glauben, daß sie der Verfasser nicht gekannt hat) worin man alles weit besser und vollständiger als hier antrifft; besonders da die hier gelieferten Formularien gerade nicht als Muster zur Nachahmung zu empfehlen sind, und was die Gerichtsprotokolle betrifft, die Art, sie zu entwerfen, fast in jedem Gerichte verschieden ist. Wir wollen nur einiges ausheben, um unser Urtheil zu bestärken. S. 348 wird vom Protokolle gesagt: „die mündlichen Anträge müssen kurz, und insgemein nicht über 4 — 5 Zeilen seyn; ansonsten sie im ordentlichen Processe schriftlich geschehen müssen." Was für eine Behauptung! S. 453. Ein Beyspiel von einem Zeugenartikel: „Wahr, daß Zeuge des Amtmanns Vater gekannt, wie lange er ihn gekannt, und wie er solchen kennen lernen?" Schlechter konnte ihn doch wohl ein Anfänger nicht abfassen. Die erste Regel ist doch wohl, daß nur ein einziger Satz in jedem Artikel enthalten seyn müsse, um den Zeugen nicht zu verwirren, und seine Antwort gewiß zu erhalten. Nur noch eine Probe von Urteln, die für alles Uebrige dienen mag. S. 391 und 94 „wie wir zu Recht erkennen: Klägern anbey in die bey dieser Instanz aufgelaufenen Gerichtskosten fällig vertheilende — die aufgelaufenen Gerichtskosten gegeneinander compensirend und vergleichende" welcher Richter wird am Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch so ein Urtel fassen! Ja wer sollte es glauben, daß sie noch als Muster in einem Lehrbuche vorgeschrieben würden!

Den Beschluß macht eine Anweisung zur Punktation eines Processes. Der Verf. hat hier einen ganzen fraiten (wie er sich nach seiner eigenthümlichen Sprache ausdrückt) Rechtsfall durch die erste Instanz geführt, und gezeigt, wie die Klag-, Exceptions-, Replik- und Duplikschrift mit Vorsicht zu entwerfen sey, und worauf bey jeder besonders zu sehen. Dies ist nach Rec. Urtheil das Beste des ganzen Buchs, und

kann

kann für den angehenden Advokaten ganz nützlich seyn, da er sieht, wie er bey Entwerfung jeder Schrift ohngefähr räsonniren muß.

Was übrigens den Styl des Verf. im ganen Buche betrifft; so muß Rec. gestehen, daß er ihn neuerlich nicht leicht erbärmlicher und ekelhafter irgendwo gefunden hat. Vorzüglich besitzt er eine Stärke der Undeutlichkeit, und hat eine ganz eigenthümliche Art sich auszudrücken, in die man sich ordentlich erst hineinstudiren muß, um ihn allenthalben zu verstehen. Rec. könnte von jeder Seite Beyspiele davon geben; nur einiges zur Probe. S. 17. „Der lauteste Conflictus iurisdictionis der weltlichen und geistlichen Obrigkeit." S. 41. „Der Proceß hängt an einer Gerichtsversammlung." S. 67. „Alle diese Vorsichten sind Varsichten des Ueberflusses." S. 74. „Der Kläger darf bey Abfassung der Klage seinem Geist diese Betrachtung nicht entwischen lassen." S. 85. „Die Strafe des Ungehorsams ist nichts weniger, als eine Strafe des Leibs, oder des Beutels, sondern es ist die Strafe des Gesetzes (poena iuris)." Da lernt man eine hagelneue Eintheilung der Strafen, in Leibs-, Beutel- und Gesetzstrafen, die wir künftigen Systematikern empfehlen wollen. S. 177. „Confessio qualificata ist ein Eingeständniß mit verschiedenen Umständen umwunden." S. 219. „Und wie kann auch der Mensch, der fertigste, dessen Gedächtniß das festeste ist, in verwickelten grauen Geschichten — die Verfallenheiten, oft seiner Jugend, nach durchlebten Jahren, auf die Frage, ohne Nachsinnen, richtig antworten?" S. 355. „Die schriftliche Versicherung von einem Lumpen ist lächerlich." Zuweilen versteigt er sich gar ins Poetische, und dann ist es vollends nicht auszuhalten. S. 77. „Injurien sollen nicht geduldet werden; aber eine redende Feder, ein Vortrag im erhöheten Bilde, die Sprache einer erhitzten Seele soll der Richter mit Vergnügen hören." Bravo! S. 108. „Ein Vertheidiger der schwer athmet, wenn er nicht sein ganzes Herz ausgeschüttet hat, ist glücklich im Unglück keine Klienten zu haben." Noch ein feines Beyspiel kann man S. 520 lesen. Auch hat er reichlich gesorgt, durch ekelhafte Wiederholungen, wie folgende, den Leser noch mehr zu ermüden. S. 48. „Die Ursach unserer Beschwerde muß die nächste Ursach seyn, warum wir begehren; es muß keine andere Ursach vorhanden seyn, die näher an dem liegt,

was

was wir begehren, als die, die wir anführen." S. 230. „Hier erwartet man den Gesetzverständigen, den Rechtsgelehrten, den Mann von Rechtswissenschaft." Und doch verspricht der V. in der Vorrede, „er wolle diese Grundlinien in der bündigsten Kürze liefern," und was noch mehr ist, „die sich mit der hier vorzüglichen nöthigen Deutlichkeit nur immer vereinbaren könne." Wir wollen diese gepriesene Deutlichkeit doch einmal sehen. S. 7 schreibt er: „wir unterscheiden den eigentlichen Wohn- von dem blossen Amtssitz: denn ein Geschäftsträger domicilirt nie an dem Orte des amtlichen Wohnsitzes." S. 22. „Die veranlassende Ursache der besondern Gerichtsstellen ist sehr oft eine mehr beschleunigte Entscheidung der Streitigkeit." Solche Stellen kommen häufig vor. Wahrlich, wenn jeder Schriftsteller solche Gabe der Deutlichkeit hätte, so würden die armen Recensenten noch übler daran seyn! Manches hat Rec. denn doch mit allem Nachsinnen durchaus nicht verstehen können. So wenig er Lust hat, weiter abzuschreiben; so muß er doch dem Leser noch einen §. unter mehreren dieses Schlages zum Besten geben. Bey Gelegenheit der Exceptionsschrift heißt es §. 147. „Es ist ein weiterer Begriff vertheidigender Maaßnahm in Fällen starker Zudringlichkeit, nicht aber in Fällen der Unrichtigkeit, gleichwie sich oft Vertheidiger nicht schämen, sich erdreisten, in der Widerlegung etwas umständlich und laut zu werden: doch nur in Umständen ohne Folge: es giebt dem Gemälde mehrere Bestimmtheit und Ausdruck." Wer in diesen Nonsens Menschenverstand hineinbringen kann, mihi eris magnus Apollo. Jeder wird gewiß bey Lesung dieses § dem Verfasser aus vollem Herzen zurufen: Ja, Freund, wahrhaftig das ist schön; der Teufel selbst kanns nicht verstehn!

Die Sprache endlich ist höchst barbarisch, und Rec. der der sonderbaren Wortfügungen unserer Advokaten wohl gewohnt ist, hat doch zuweilen dabey gestutzt. Folgendes mag zur Probe dienen, wobey man jedoch zur Verständlichkeit hie und da die Erklärung hinzusetzen muß. Blatterdings, die Privaten, eintretten, gebetten, Lebsucht — wer sollte wohl glauben, daß das Lebensunterhalt bedeuten soll? — eine Bedienstung bekleiden, fürträglich st. zuträglich, beseitigen st. wegräumen, rathet st. räth, die Wesenheit, das Vielerley, der Widerspruch liegt im Offenen, ist eine Offenheit, Gesuch st. Fach, anstehen st. antragen,

besahe

befahren st. befürchten, untergelofener Mißbrauch, den Eid ausschwören — man denkt dabey an eine Fleischwunde — anverlangen, eine Handschrift, die jemanden ausgeschenkt ist, soll heißen, die jemand metu coactus ausgestellt hat, kriegerischer Vormund, ist nichts anders als — risum teneatis! — curator ad litem. Genug!

Nach der Vorrede haben wir von dem Verf. noch eine Menge wichtiger Schriften zu erwarten, denn er „gedenkt „dereinst den jungen Rechtsgelehrten mit Betrachtungen über „die wesentlichste itzt noch vorhandene innere und äußerliche „Mängel und Gebrechen der Justitzpflege, und die rathsamsten Mittel ihnen vorzubeugen oder abzuhelfen; über Regie„rungsverfassungen überhaupt, und die relativen Verhältnis„se zwischen Regierung und reichsständischen Kabinetten; über „die innere Verfassung und Einrichtung eines Regierungs„Kollegiums, und über die Bildung eines Reichsständischen „Regierungsraths zu allen ihn als Gesetzgeber und Vertheidi„ger der Gesetze, als Unterhändler und als Kommissar erwar„tenden Geschäften, an die Hand zu geben." — Sollte das wirklich sein Ernst, und nicht blos pro captanda benevolentia hingeschrieben seyn, wie man doch fast nicht anders glauben kann; so kann Rec. nicht umhin, ihm schließlich den freundschaftlichen und wohlgemeinten Rath zu geben, ja reiflich zu bedenken, daß zur Ausführung dieser so äußerst intrikaten Materien etwas mehr gehört, als praktischer Jurist seyn, und daß wenigstens diese Ausführungen, wenn sie auch meisterhaft gerathen sind, in einem schlechten und ekelhaften Style sich durchaus nicht lesen lassen.

Prm.

Ueber Zuchthäuser und Zuchthausstrafen, wie jene zweckmäßig einzurichten, und diese solcher Einrichtung gemäß zu bestimmen und anzuwenden seyen? von Carl Eberhard Wächter, Herzogl. Wirtembergischen Regierungs-Secretär. Stuttgardt, 1786. 216 Seiten. 8.

Seitdem die Todesstrafen so sehr vermindert, Landesverweisung und Staupenschlag, besonders aber die verstümmeln-

den Leibesstrafen so sparsam oder gar nicht mehr gebraucht werden, seit dieser Zeit vornehmlich sind die Zuchthäuser und deren zweckmäßige Einrichtung ein äußerst wichtiger Gegenstand für die Criminalgesetzgebung geworden; der Verf. hat sich daher ein gutes Verdienst um dieselbe gemacht, daß er, vornehmlich durch Benutzung und Vergleichung vieler Zuchthausordnungen und gesammelter Erfahrungen alles, was sich von Zuchthäusern sagen ließ, in einer guten Ordnung ziemlich vollständig zusammengetragen hat. Zuerst die hieher gehörigen Schriften, unter welchen wir allein die zwote vermehrte Ausgabe der Rälfischen Preisschrift von 1785. vermissen. 1. Kap. Geschichte der Zucht- und Arbeitshäuser in Deutschland; hier werden alle in Deutschland gemachte, hieher gehörige Anstalten, besonders im Schwäbischen Kreise, der Zeitordnung nach, erzählt, und ihre guten Folgen im peinlichen Rechte gerühmt; sie haben nach dem Verf. besonders in Rücksicht auf mittlere Strafen zwischen Gefängniß und Tod, (wobey vornehmlich die den Leib verstümmelnden Strafen anzuführen gewesen) auf Verminderung der Todesstrafen, und gelindere Grundsätze in der Tortur viel gutes gewirkt. Das 2te Kapitel handelt von Zuchthäusern überhaupt; im ersten Abschnitt von den Zucht- und Strafübeln in denselben; diese sind die Gefangenschaft, Arbeit, Schande, und zuweilen Schläge, von welchen allen ausführlich gehandelt wird; §. 42 enthält Vorschläge zu mehrerer Publicität dieser Strafe, deren Mangel noch ein Haupteinwurf wider sie ist, daß nach §. 43 Besserung der Züchtlinge nur bey demjenigen Endzweck des Staats seye, welche nach einer bestimmten Zeit wider sich selbst überlassen werden, möchten wir nicht behaupten. Die Fortsetzung der eigenen Handthierung dem Züchtling zu überlassen, widerräth der Verf so wie auch die gemeine Hausarbeiten wenigstens nicht den peinlichen Verbrechern überlassen werden sollen; in Rücksicht auf Schande sollen grobe Verbrecher von andern, z. B. ungerathenen Söhnen, Verschwendern u. dergl. (wir würden hieher besonders auch diejenigen, welche aus Unvorsichtigkeit eine Tödtung begangen, eine Feuersbrunst veranlaßt haben u. s. w. rechnen) abgesondert werden. Von Vermehrung der Strafe durch Schläge, Minderung der Kost, u. dergl. Der 2te Abschnitt handelt von Einrichtung der Zuchthäuser; z. B. von der Lage, Reinlichkeit, Weitläuftigkeit, Anzahl, von der Verbindung mit andern Anstalten, welche widerrathen wird, von

An-

Anstellung und Unterordnung der nöthigen Vorsteher und Officianten, Unterricht, Unterhalt, Gesundheitspflege, Gottesdienst, wobey aller Gewissenszwang zu verbannen, nicht aber für jede Religion eigene Geistliche anzustellen sind, von Kost, Kleidung und Schlafstätte, welche genau zu bestimmen, und keines andern Willkühr zu überlassen sind, von der Aufsicht über die Aufführung der Züchtlinge, ihrer klugen Absonderung, vom Zutritt anderer Personen, ihrer Correspondenz, Zuschicken von Geld und Victualien, Strafen und Belohnungen. Der dritte Abschnitt handelt von den Kosten der Anlage und Unterhaltung der Zuchthäuser nach sehr billigen Grundsätzen; das Recht sie anzulegen, wird dem Landesherrn mit Ausschluß des Gerichtsherrn zugeschrieben. In die Polizeyzuchthäuser, von welchen das dritte Kapitel handelt, welche zur Züchtigung und zu Versicherung eines gefährlichen Menschen gehalten werden, kommen z. B. Landstreicher, Bettler und sträfliche Müssiggänger, ungerathene Kinder und Mündel, (wobey jedoch Vorsicht gegen Stiefmüttern zu empfehlen wäre) Erwachsene, welche nie die Zucht der Obrigkeit erforderndes Leben führen, gefährliche Verbrecher, nachdem sie ihre Strafzeit erstanden; (dies hat die einzige Bedenklichkeit, daß ihnen damit offenbares Unrecht geschieht) diejenigen, welche gefährliche Drohungen gemacht, welche aus Melancholie oder Blödigkeit des Verstandes Schaden angerichtet, und Inquisiten, wider welche es an vollständigerm Beweise und an Geständniß fehlt; wodurch die Tortur und der Reinigungseid entbehrlich gemacht werden sollte. Endlich die Criminalzuchthäuser, von welchen das letzte Kapitel handelt, sollen härter und weniger willkührlich als andere seyn, und es sollen festgesetzte Abstufungen der Zuchthausstrafe, nicht nur in Rücksicht auf Dauer gemacht werden. Zuletzt von Vergleichung der Zuchthausstrafe mit andern Strafen.

Das erbschaftliche Versendungsrecht ohne Besitzergreifung aus dem Kameralrechte des Mittelalters beleuchtet, und aus dem Europäischen, Teutschen und Preußischen Privatrechte erwiesen, von D. Fr. Jonathan Fischer, Professor des Staats- und Lehnrechts zu Halle. Regensburg, 1786. 180 Seiten, 8.

den Leibesstrafen so sparsam oder gar nicht mehr gebraucht werden, seit dieser Zeit vornehmlich sind die Zuchthäuser und deren zweckmäßige Einrichtung ein äußerst wichtiger Gegenstand für die Criminalgesetzgebung geworden; der Verf. hat sich daher ein gutes Verdienst um dieselbe gemacht, daß er, vornehmlich durch Benutzung und Vergleichung vieler Zuchthausordnungen und gesammelter Erfahrungen alles, was sich von Zuchthäusern sagen ließ, in einer guten Ordnung ziemlich vollständig zusammengetragen hat. Zuerst die hieher gehörigen Schriften, unter welchen wir allein die zwote vermehrte Ausgabe der Rälfischen Preisschrift von 1785. vermissen. 1. Kap. Geschichte der Zucht- und Arbeitshäuser in Deutschland; hier werden alle in Deutschland gemachte, hieher gehörige Anstalten, besonders im Schwäbischen Kreise, der Zeitordnung nach, erzählt, und ihre guten Folgen im peinlichen Rechte gerühmt; sie haben nach dem Verf. besonders in Rücksicht auf mittlere Strafen zwischen Gefängniß und Tod, (wobey vornehmlich die den Leib verstümmelnden Strafen anzuführen gewesen) auf Verminderung der Todesstrafen, und gelindere Grundsätze in der Tortur viel gutes gewirkt. Das 2te Kapitel handelt von Zuchthäusern überhaupt; im ersten Abschnitt von den Zucht- und Strafübeln in denselben; diese sind die Gefangenschaft, Arbeit, Schande, und zuweilen Schläge, von welchen allen ausführlich gehandelt wird; §. 42 enthält Vorschläge zu mehrerer Publicität dieser Strafe, deren Mangel noch ein Haupteinwurf wider sie ist, daß nach §. 43 Besserung der Züchtlinge nur bey demjenigen Endzweck des Staats seye, welche nach einer bestimmten Zeit wider sich selbst überlassen werden, möchten wir nicht behaupten. Die Fortsetzung der eigenen Handthierung dem Züchtling zu überlassen, widerräth der Verf so wie auch die gemeine Hausarbeiten wenigstens nicht den peinlichen Verbrechern überlassen werden sollen; in Rücksicht auf Schande sollen grobe Verbrecher von andern, z. B. ungerathenen Söhnen, Verschwendern u. dergl. (wir würden hieher besonders auch diejenigen, welche aus Unvorsichtigkeit eine Tödtung begangen, eine Feuersbrunst veranlaßt haben u. s. w. rechnen) abgesondert werden. Von Vermehrung der Strafe durch Schläge, Minderung der Kost, u. dergl. Der 2te Abschnitt handelt von Einrichtung der Zuchthäuser; z. B. von der Lage, Reinlichkeit, Weitläuftigkeit, Anzahl, von der Verbindung mit andern Anstalten, welche widerrathen wird, von

Anstellung und Unterordnung der nöthigen Vorsteher und Officianten, Unterricht, Unterhalt, Gesundheitspflege, Gottesdienst, wobey aller Gewissenszwang zu verbannen, nicht aber für jede Religion eigene Geistliche anzustellen sind; von Kost, Kleidung und Schlafstätte, welche genau zu bestimmen, und keines andern Willkühr zu überlassen sind, von der Aufsicht über die Aufführung der Züchtlinge, ihrer klugen Absonderung, vom Zutritt anderer Personen, ihrer Correspondenz, Zuschicken von Geld und Victualien, Strafen und Belohnungen. Der dritte Abschnitt handelt von den Kosten der Anlage und Unterhaltung der Zuchthäuser nach sehr billigen Grundsätzen; das Recht sie anzulegen, wird dem Landesherrn mit Ausschluß des Gerichtsherrn zugeschrieben. In die Polizeyzuchthäuser, von welchen das dritte Kapitel handelt, welche zur Züchtigung und zu Versicherung eines gefährlichen Menschen gehalten werden, kommen z. B. Landstreicher, Bettler und sträfliche Müssiggänger, ungerathene Kinder und Mündel, (wobey jedoch Vorsicht gegen Stiefmüttern zu empfehlen wäre) Erwachsene, welche nie die Zucht der Obrigkeit erforderndes Leben führen, gefährliche Verbrecher, nachdem sie ihre Strafzeit erstanden; (dies hat die einzige Bedenklichkeit, daß ihnen damit offenbares Unrecht geschieht) diejenigen, welche gefährliche Drohungen gemacht, welche aus Melancholie oder Blödigkeit des Verstandes Schaden angerichtet, und Inquisiten, wider welche es an vollständigerm Beweise und an Geständniß fehlt; wodurch die Tortur und der Reinigungseid entbehrlich gemacht werden sollte. Endlich die Criminalzuchthäuser, von welchen das letzte Kapitel handelt, sollen härter und weniger willkührlich als andere seyn, und es sollen festgesetzte Abstufungen der Zuchthausstrafe, nicht nur in Rücksicht auf Dauer gemacht werden. Zuletzt von Vergleichung der Zuchthausstrafe mit andern Strafen.

Das erbschaftliche Versendungsrecht ohne Besitzergreifung aus dem Kameralrechte des Mittelalters beleuchtet, und aus dem Europäischen, Teutschen und Preußischen Privatrechte erwiesen, von D. Fr. Jonathan Fischer, Professor des Staats- und Lehnrechts zu Halle. Regensburg, 1786. 180 Seiten, 8.

Die Hauptabsicht des Verf. ist zu zeigen, daß es germanischer oder allgemeiner Privatrechtsgrundsatz seye, daß die Intestaterbschaft auf jeden Erben, ohne alle Besitzergreifung übergehe, welchen er aus der Beschaffenheit unserer ursprünglichen Staatsverfassung, und aus den sittlichen Begriffen der Urwelt zu entwickeln und aufzuklären sucht. Er nimmt ein Gemeineigenthum der alten deutschen Völker an, und ein Gemeineigenthum jeden Geschlechts, jedoch so, daß davon wieder dem Staat das Obereigenthum zusteht; welchem daher, wenn der Besitzer sein Guth veräußern wollte, dasselbe zurückgegeben werden mußte, um es dem neuen Besitzer zu verleihen; wovon die gerichtliche Auflassung ihren Ursprung hat. Daher erklärt der Verf. die nothwendige Einwilligung der Anverwandten bey Veräußerungen, und andere alte deutsche Anstalten und Gesetze. Weil also der Staat den kommenden Erben den Besitz ihres Erbtheils am Stammguth gleich in der ersten Einrichtung versicherte, so folgte hieraus der Satz des Verfassers. Das deutsche Sprichwort: **Der Todte erbt den Lebenden** ist nach §. 14 und ff. allgemeiner Grundsatz des heutigen Europäischen Privatrechts, dessen alle ältere Statuten und Gewohnheiten, alle ältere Glossatoren und Praktiker gedenken, welcher daher als allgemeine deutsche Rechtsgewohnheit anzunehmen ist, so lange nicht eine ausdrückliche Aufhebung durch besondere Gesetze bewiesen werden kann. Die Folge der Ausführung des Verf. ist nach §. 21 diese: daß bey der ersten Staatseinrichtung die Stammgüther gleich ganzen Geschlechtern auf vorige Zeit in den bürgerlichen und natürlichen Besitz übergeben worden, also nach der Natur der Stammfolge der Erbe, welcher sein Recht nicht vom letzten Besitzer herleite, keine Besitzergreifung nöthig habe, sondern mit der Existenz gleich in den Besitz eintrete, daß das Gesetz auf jeden Intestaterben (wenn er vom ersten Erwerber abstammt) den Besitz fortpflanze, dieser also dem Erben ohne und wider seinen Willen zufalle, und kein Zwischenraum zwischen dem Besitz des Erblassers und des Erben seye; daß daher dem Erben sogleich die interdicta retinendae und recuperandae possessionis zustehen, und er ohne Besitzergreifung die Erbschaft auf seine Erben versende. Am Ende folgen zwey Urtheln sammt Zweifels- und Entscheidungsgründen in der von Geusauischen Rechtssache.

Bb

So sinnreich und mit so vielem Aufwand von Belesenheit der Verf. seine Meynung ausgeführt hat, so wird sie doch den Beyfall gründlicher Rechtsgelehrten nicht erhalten. Der ganze Status controversiae scheint eine Unwissenheit des römischen Rechts, das so leicht von Nichtkennern verachtet wird, zu verrathen. Der Satz des Verf. wie er in der Aufschrift des Buchs und vieler Stellen vom Verf. ausgedrückt wird, ist ganz dem römischen Recht und der Praxis gemäß; der Verf. verwirrt nur die Begriffe von Antretung und von Besitznehmung der Erbschaft; jene besteht allein in der Erklärung dessen, dem die Erbschaft angefallen ist, daß er sie annehmen wolle; und er erhält dadurch ein Recht auf die Erbschaft, welches auch auf alle seine Erben übergeht; allein er erhält durch die Antretung nicht den Besitz der Erbschaft oder einzelner erbschaftlicher Dinge, sondern diesen muß er durch körperliche Handlungen erwerben, oder wenn ein Dritter im Besitz ist, ein remedium adipiscendae possessionis wider ihn anstellen; also eine angetretene, obwohl noch nicht in Besitz genommene Erbschaft wird selbst nach dem römischen Recht auf die Erben versendet, nur der Besitz derselben nicht, welchen der Erbe erst ergreifen muß; welchen aber auch der Erbe des Erben erst ergreifen kann. Wenn aber der Verfasser behaupten will, daß eine nicht angetretene Erbschaft, oder daß der Besitz einer angetretenen Erbschaft von selbst auf die Erben übergehe, so muß man sich wundern, wie er auf die allgemeine Aufnahme des römischen Rechts in Deutschland so wenig Rücksicht nimmt, welchem doch vorzüglich in dieser und verwandten Materien seine Aufnahme in Deutschland, und sein Vorzug von keinem Kenner bestritten werden kann. Man kann es kaum glauben, mit welcher Zuversicht hingegen der Verf. einen dem römischen Recht zuwider laufenden Satz für allgemeine deutsche Gewohnheit ausgeben kann, wovon er doch nur in einigen längst vergessenen deutschen Particulargesetzen oder Vorfällen, aus einem oder dem andern Winkel in Europa einige Beyspiele oder weit hergeholte Spuren findet; einen Satz, der, da er nur Stammgüther, und nur die vom ersten Erwerber abstammenden Erben beträfe, zu unzähligen Verwirrungen Anlaß geben würde; dessen Prämissen, als ob die Verwandten auf das Allodialvermögen einige Rechte hätten, und dergleichen heut zu Tag ganz unrichtig sind. Wer wollte nicht lieber in solchen Materien an das so genau und philosophisch bestimmte römi-

sche Recht sich halten, als an deutsche Rechte; welche einzelner nach seiner Phantasie sich bilden kann, und welche nie eine allgemeine Bestimmtheit hatten.

System der Gesetzgebung. Dritter Band. Aus dem Italienischen des Ritters Cajetan Filangieri. Οὐκ ἔστιν οὐδὲν κρεῖττον, ἢ νόμους πόλει καλῶς τιθέντες. Euripid. Ἱκέτιδες. Anspach, 1786. 533 Seiten in 8.

Das dritte Buch dieses schätzbaren Werks, welches den peinlichen Gesetzen gewidmet ist, enthält in diesem dritten Band in 24 Kapiteln nur diejenigen peinlicheu Gesetze, welche den Proceß betreffen; wobey wir, wie bey den ersten Bänden, das Wesentliche von dem, was dem Verf. eigen ist, anführen wollen. Der Zweck aller peinlichen Gesetze ist Ruhe der Bürger in Sicherheit, und bürgerliche Freyheit; sie müssen (und darauf ist nach dem Beschluß der Plan des Verf. angelegt) die drey großen Vortheile vereinigen: die größeste Sicherheit für den Unschuldigen, die größeste Abschröckung der Bösen, und die kleinsten freye Willkühr der Richter. Der Verfasser theilt das peinliche Verfahren in sechs Theile, wovon der erste die Anklage enthält. Nachdem der Verf. mit gründlicher Gelehrsamkeit ihre Verfassung bey andern Völkern, besonders bey den alten Griechen und Römern, und nach den Engelländischen Gesetzen untersucht, und mit der heutigen Verfassung derselben verglichen, so gehen in dem 4ten Kapitel seine Vorschläge dahin, daß, wie nach dem römischen Recht jeder Bürger das Recht anzuklagen habe, aber Prävarication und Calumnie ernstlich gestraft werde; auch soll der Unterschied der Privatverbrechen, in welchen nur der Beleidigte anklagen kann. von öffentlichen, und die Ausnahme gewisser Personen, welche nicht anklagen können, welchen nur die Dienstboten noch beyzurechnen sind, aus dem römischen Recht beybehalten werden; der Ankläger muß versprechen, sich vor der Anklage vor geendigtem Proceß nicht zurückzuziehen, er muß in einer bestimmten Formel seine Anklage vorbringen. Zu Verjährung der Anklagen wird die Zeit von drey Jahren bestimmt, das inquisitorische Verfahren findet nur Statt, wenn kein Privatankläger sich zeigt, und doch der Beleidigte beym Richter sich beschwert, und die Aussu-

chung des unbekannten Thäters verlangt; es werden, wie bey den Römern, eigene obrigkeitliche Personen angestellt, welche Erkundigungen einziehen, und dem Richter anzeigen, und besondere ausgezeichnete rechtschaffene Personen als obrigkeitliche Ankläger, welche im ganzen Staat zerstreut sind, die Urheber solcher Verbrecher, welchen Privatankläger mangeln, ausfündig machen, vor Gericht ziehen, und sich wie Privatankläger verbinden; wodurch der Verf. die von ihnen zu befürchtende Gefahr des Mißbrauchs ihres Amts zu heben sucht. Der zweyte Theil des Criminalverfahrens enthält die dem Angeklagten zu machende Anzeige, und die Sicherheit seiner Person; es wird hier besonders wider die Mißbräuche und schlimme Einrichtung der Gefängnisse, wider die Inquisition und deren geheimnißvolles Verfahren gesprochen. Sollten wir, (sagt unter andern der Verfasser) es dulden, daß das von einem stolzen Pabst erschaffene System stets noch die Oberhand über das behalte, welches die griechische und römische Weisheit im Schooße der Freyheit aufgerichtet habe? Der Verf. giebt hier auch wieder dem römischen System den Vorzug, man soll sogleich den Beschuldigten vorladen, vor den gehörigen Richter führen, ihm den Ankläger vor Augen stellen, die ganze Anklage bekannt machen, ihn nur alsdann gefangen setzen, wann seine Entfliehung zu besorgen, oder seine Verachtung des gesetzlichen Ansehens zu strafen ist, seine Person auf das Wort eines tüchtigen Bürgen beschlossen, einen Unterschied unter den Gefängnissen des Angeklagten und des Ueberwiesenen machen, und den Halsstarrigen nur als solchen, nicht als überwiesen und schuldig strafen. In dem dritten Theil des peinlichen Verfahrens von den Beweisen und Anzeigen der Verbrechen, wird das römische Recht, vornehmlich wegen der Folter, und vieler dahin einschlagender höchst ungerechter Gesetze, und die Praxis wegen des ungereimten Grundsatzes von ausgenommenen Verbrechen sehr getadelt; dem Geständniß, es sey frey oder ausgepreßt, giebt der Verf. nie die Kraft eines Beweises, weil immer außerordentliche Ursachen es hervorbringen; eben so unrichtig, als wenn er weiters behauptet, daß in den ehemaligen Gottesurtheilen eher als in der Folter ein Princip der Vernunft und Gerechtigkeit zu finden seye, und die mindere Schädlichkeit und Ungerechtigkeit der ersteren darzuthun sucht. Des Verf. Theorie von gerichtlichen Beweisen ist kürzlich die:

Ohne moralische Gewißheit, daß der Bürger dasjenige Verbrechen begangen, auf welches ein Gesetz der Strafe verordnet worden, kann er zu derselben verurtheilt werden; moralische Gewißheit ist der Zustand der Seele, da sie von der Wahrheit eines Satzes überzeugt ist, welcher das Daseyn einer Thatsache betrifft, die nicht unter unsern Augen geschehen ist; sie liegt in der Seele, Wahrheit und Falschheit aber in dem Satz selbst; moralische Gewißheit allein ist zur Verurtheilung nicht hinreichend, sondern sie muß mit dem gesetzlichen Criterium der Wahrheit verbunden seyn; das Gesetzbuch nämlich muß gewisse Erfordernisse eines gesetzlichen Beweises bestimmen, ohne welche der Richter das Verbrechen niemals für erwiesen annehmen kann; die zu Untersuchung der Wahrheit der Anklage verordneten Richter sollen nur diese drey Antworten geben können: Die Anklage ist wahr, sie ist falsch, oder sie ist ungewiß; erstere zieht die Verurtheilung, die zwote Lossprechung, und die dritte Suspension des Urteils nach sich. Der Festsetzung der Erfordernisse des gesetzlichen Beweises schickt der Verf. den Hauptgrundsatz voran: daß der Mensch einen kleinen Theil seiner Sicherheit in den Gerichten aufopfern müsse, um Sicherheit in der Gesellschaft zu haben; oder welches eben so viel ist: wenn wir in peinlichen Sachen nur auf mathematische Beweise sprechen wollten, so würde schlechterdings keine Sicherheit in der Gesellschaft zu erhalten seyn. Die erste Regel des Verf. von der Tüchtigkeit der Zeugen ist zu unbestimmt, und daß das unmittelbare Zeugniß des Schuldigen wider sich selbst nie von gesetzlichem Werth seyn sollte, ist sicherlich ganz falsch; der Zeuge soll schwören, und in Gegenwart des Richters und des Angeklagten seine Aussage thun, und dieser darf ihn darüber ausfragen; sowohl die Zeugen für als wider ihn müssen gehört werden. Eine nothwendige Anzeige allein macht nach dem Verf. einen vollständigen Beweis, und mehrere nicht nothwendige, wenn sie hinlänglich bewiesen sind; (ein gefährlicher Satz, wobey selbst in dem vom Verf. angeführten Beyspiel dem Angeklagten leicht Unrecht geschehen kann.) Der vierte Theil des peinlichen Verfahrens handelt von der **Vertheilung der richterlichen Geschäfte, und der Wahl der Richter über das Factum.** Hier giebt der Verfasser eine gründliche Erläuterung der römischen und englischen Gerichtsverfassung, welche beyde als Muster angegeben werden, und vergleicht sie mit andern, besonders mit der seines Vaterlandes,

wel-

welche der Verf. freymüthig und nachdrücklich tadelt; vorzüglich greift er die den Baronen zustehende peinliche Gerichtsbarkeit an, als die erste jener langen Ketten von Unordnungen, welche die bürgerliche Freyheit völlig vernichten; er beschreibt mit lebhaften Farben die abscheulichen Mißbräuche, welche mit derselben verbunden sind, und ihre Folgen; diese muß also aufgehoben werden, wozu der Verf. wegen Entschädigung der Lehnsbesitzer Vorschläge macht; der Verf. giebt für die Gerichtsverfassung einen neuen Plan, in welchem das System der Engländer mit dem, der beym Römer unter wenigen Abänderungen verbunden wird. Der Regent erwählt für jede Provinz auf ein Jahr einen Vorsteher, welcher die Anklage annehmen, den Ankläger in der Formel instruiren, unter mehr Anklägern wählen, den Beschuldigten die Anklage bekannt machen, u. s. w. vornehmlich aber ein Verzeichniß der Richter über das Factum bey Antritt seines Amts machen muß; das Verzeichniß soll 48 enthalten, wovon aber der Angeklagte und Ankläger auf mancherley Art verwerfen können, und 12 müssen urtheilen, ob die Anklage wahr, falsch oder ungewiß seye; der Fürst erwählt ferner für jede Provinz drey Richter des Rechts, welche alle Jahre in den Provinzien abwechseln, und eine Magistratsperson zur Seite haben, welche die wider sie angebrachten Klagen untersucht; sie haben allein auf das von den vorigen Richtern bestimmte Factum die Gesetze anzuwenden; alle Vierteljahre in der Provinz, und 6 Wochen in der Hauptstadt werden ordentliche, wegen schwerer Verbrechen auch außerordentliche Sitzungen gehalten Jede Gemeinde wählt alle Jahre mit Gutheißen des Vorstehers der Provinz einen Richter, welcher geringere Vergehungen summarisch untersucht und entscheidet, auch von größeren Verbrechen die Anzeige zu machen, und das Corpus delicti zu untersuchen hat. In dem fünften Theil des peinlichen Verfahrens, der Vertheidigung, gestattet der V. den Angeklagten zwar alle Mittel sich zu vertheidigen, aber keine Mittel zu verführen, und verbannt daher auch die rednerischen Künste. Der sechste Theil handelt vom Endurtel. Die Richter des Factum sollen nach vorher von den Richtern des Rechts erhaltenen Unterricht in den gesetzlichen Erfordernissen des Beweises (ein Umstand, der schwer auszuführen seyn dürfte) über die Existenz der Nichtexistenz des Beweises berathschlagen und urtheilen, und nach diesem Urtheil sollen die Richter des Rechts das Recht sprechen, und dawider finde keine

Appellation statt; nur der Präsident kann im Fall eines wider den Angeklagten offenbar ungerechten Urtels den König um eine zwote Untersuchung anflehen. Ein lossprechendes Urtel hat die Folge, daß jeder Ankläger, es liege dann bey einem öffentlichen Ankläger ein unvorsetzlicher Irrthum zum Grund, zum Schadenersatz verbunden, und der boshafte Ankläger der Calumnienstrafe unterworfen ist; der Ankläger kann im Fall der Lossprechung auch wegen Prävarication von andern angeklagt werden. Im Fall der Suspension des Urtels bekömmt der Angeklagte seine persönliche Freyheit wieder, verliert aber andere Vorzüge des Bürgers; im Fall der Verurtheilung muß die Vollziehung schleunigst, und mit der möglichsten Publicität geschehen.

Im

3. Arzneygelahrheit.

Alphonses (us) Le Roy, Wundarzt zu Paris, bewährtes Mittel, die Kinder gesund, hauptsächlich aber zu der gefährlichen Zeit des Zahnens, beym Leben zu erhalten. Uebersetzt aus dem Französischen durch J. A. H. Wien, bey Hörling, 1786. 8. 36 Seiten.

Der Verf. sieht den Durchbruch der ersten Zähne, als die erste periodische Krisis, an, welche der Arzt zu richten oder zu mildern suchen muß. (Hierbey eine alltägliche Tirade von Sympathie des Kopfes und Unterleibes, und von Blutanhäufung, ganz nach der Weise der Wundärzte gesagt.) Um diese Stockung und daher zu besorgende Gefahr zu hintertreiben, lege man (S. 19) einen Blutigel hinter jedes Ohr des Kindes. Auch gegen das Bösewesen und gegen die doppelten Glieder, helfen sie, und gegen den Ausschlag nach dem dritten Jahr Blasenpflaster hinter den Ohren. Dies alles hat der Verf. durch seine Aufmerksamkeit auf die succeßive Entwickelung der Organe (S. 32) gelernet, und sieht sich, als eine Stütze der Bevölkerung, an. (Nun wohlan! Es

es sey. Aber die Sache war ja vernünftigen Aerzten in Deutschland längst bekannt. Wozu also die Uebersetzung dieses höchst elenden Werkleins eines windigten Barbiers von Paris?)

Johann Gottlieb Kühn, d. A. u. W. D. Adj. des Königl. Kolleg. med. und Kreisphys. (in Bunzlau) praktische Abhandlungen einiger das Nervensystem betreffende Krankheiten. Breslau, bey Korn dem ältern, 1786. 8. 102 Seiten.

Ein gutgemeintes, aber höchst mittelmäßiges, und daher sehr entbehrliches Werklein, das seinen Brüdern ganz ähnlich sieht. Der Verf. will etwas von den Nervenkrankheiten sagen, und behandelt in 11. Kap. den Schwindel, die schlafsüchtigen Zufälle, die Konvulsion, die Kriebelkrankheit, die fallende Sucht, die Starrsucht, den Todtenkrampf, den kleinern und größern Grad der Ohnmacht, die Lähmung, den Schlagfluß, die Melancholie und deren höhern Grad, die Tollsucht. Schon der Plan und die Stellung verräth, daß der Verf. wohl nicht sehr über diese Krankheitsklasse nachgedacht hat; (denn manche Uebel, die hier stehen, möchten wohl ganz oder zum Theil ausfallen) und die Ausführung zeigt, daß er noch ziemlich verworrene Begriffe von den Nerven habe. Und dieser Mann wagt es (s. Vorr.), von pedantischen Schuldistinctionen zu schwatzen? Der Mann, der öffentlich sagen kann, das Gesicht und Gehör sey beym Schwindel in einer jähligen Zerstörung oder in einer Art von Hülle S. 1, und zwey Gran Bisam dagegen lobet S. 12, Grünspangeist gegen die Schlafsucht S. 16, Indianische (?) Brechwurzel gegen fehlerhafte Milch S. 29, zur Kur der Kriebelkrankheit, für nöthig hält; die Art und Weise zu wissen, wie und wodurch die feine scharfe Materie bis zu den Nerven gelangt ist S. 39, auch den Nervensaft verbessert haben will S. 49, den Sitz der Fallsucht im Innersten der Nerven sucht S. 50, das Stahlische Pulver aus Korallenmoos und Regenwürmern gegen die Epilepsie räth S. 56, blos den blutigen und wässerigen Schlagfluß annimmt, und alle andere Arten unter jenen begreift S. 87, der hat noch viele Lücken in seinen medicinischen Kenntnissen,

und muß wieder in die Schule gehen, um die Krankheiten besser kennen und eintheilen zu lernen.

Hr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Band XI. Erstes und zweytes Stück, zusammen 380 Seiten stark. 1785 und 86.

Die mehrsten Abhandlungen dieser beyden Stücken sind aus dem Londoner medical Journal, einer sehr reichhaltigen Quelle trefflicher Beobachtungen, genommen, und verdienen nicht nur durch diesen Weg unsern Landesleuten näher bekannt zu werden, sondern erfordern auch von uns wieder genauere Anzeige, ob sie gleich nicht deutsche Produkte sind. Bell macht den Vorzug der rothen China vor der gewöhnlichen schon wieder verdächtig, (zur Beruhigung des Rec., der auch nicht einmal in Versuchung gekommen ist, mit ihrem Gebrauche anzufangen) besonders bey der Verbesserung des Eyters. Bergius hat den Aufenthalt im Viehstalle bey der Lungensucht doch nicht ganz verwerflich gefunden. Die aus dem Engländer Stack hier ausgezogenen Beobachtungen sind wenig belehrend, und verdienten kaum hier eine Stelle, merkwürdig ist jedoch die so geschwind tödtliche Halskrankheit S. 48, die der Verf. aus Gewitterluft erkläret. (!) Ohne Zweifel sind Alex. Grants, (nicht Wilh.) Beobachtungen wichtiger, z. E. über die Wirkung des Opiums in venerischen Fällen, denn er hat große Erfahrung. Daß die Kranken nicht schläfriger wurden, auch bey großen Gaben desselben, S. 73, kömmt mit einer ähnlichen Erscheinung bey dem Brande überein, und verspricht uns grade alsdenn gewissern Nutzen wider die Krankheit. (So wenig Nachtheil inzwischen dieser oder andere Aerzte von dem Gebrauche dieses Mittels wollen gefunden haben, so sind doch der Schwindel, das Kopfweh, die auch Grant hier angiebt, verdächtig und drohend genug, und ohne an das zu erinnern, was der größte Vertheidiger dieser Methode in Deutschland (Michaelis) zuletzt schon selbst wider den Gebrauch erinnert hat, wollen wir nur die einzige Frage hier aufwerfen: Hat man denn solche Kranke lange genug nachher unter Augen gehabt, um ent-

scheiden zu können, daß das Opium auch nachher nicht noch eine weit traurigere Krankheit zurückgelassen, als die, man dadurch heben wollte?) Höchst merkwürdig ist die Wirkung des Opiums bey einem nicht venerischen Geschwüre, bey einem schwammigten Auswuchse am Beine S. 84, den der Rec. aus seiner und anderer Erfahrung sogleich für unheilbar würde erkläret haben. Ebenderselbe vom Nutzen des Opiums im Brande bey erfrornen Gliedern. Lind von dem verschiedenen Nutzen des Vitriolächers, wenn die Gicht oder das Podagra in den Magen getreten ist. Simmons vom Nutzen des rothen Fingerhuts in der Wassersucht, ist zwar schon in Deutschland bekannt, verdiente aber doch in dieser Sammlung aufgehoben zu werden. Warren über eben dieses Mittel S. 123. Mosely vom Nutzen des Quecksilbers im Wasserkopfe. (Der Rec. hat einem Kinde eine ungleich stärkere Gabe vom Quecksilber gegeben, und ihn eben so wenig auf die Speicheldrüsen wirken sehen.) Simmons über einige Erscheinungen, die er in Leichen wahnsinniger Personen gefunden. Die Hirnhäute selbst verdickt ꝛc. Doch diese Entdeckungen können den Deutschen nicht neu seyn, welche die von ihrem Greding gemachten Entdeckungen in diesem Fache kennen. Wicherings Art, den rothen Fingerhut zu geben. Blos ein Auszug aus desselben Buche. Mockir über die Behandlung eines innerlichen Wasserkopfs. Wenn es auch gleich nicht ein wahrer Wasserkopf war, so ist die Wirkung des Quecksilbers in diesem Falle doch sehr merkwürdig. Den Nutzen des Kupfersalmiaks bestätigen einige wenige gesammlete Fälle convulsivischer Beschwerden.

Hunter über die Beweise des Kindermordes. Ein von dem größten Geburtshelfer geschriebener und für die gerichtliche Arzneywissenschaft äußerst interessanter Aufsatz, der hoffentlich manche Person vom Tode retten wird. Ohngeachtet er schon in vielen deutschen Schriften abgedruckt ist, kann er doch nicht zu viel bekannt gemacht werden. Starte von einer Ergießung der Galle in die Bauchhöle. Nach einem Falle von einem Baume, wo wahrscheinlich einer der Gallengänge zerrissen war. Sehr selten. Chesson von einem Polypen im Herzen. Der Puls setzte nicht aus, der Polype war in der rechten Herzkammer. Man könne also aus dem Aussetzen des Pulses nicht auf einen Polypen schließen, zumal da er auch oft aussetze, wo kein Polype vorhanden

ben ist, und ein Polype gewöhnlich in der rechten Herzkammer befindlich sey, wo er nicht auf den Puls wirket, indem dieser von der Art abhänget, womit das Blut aus der linken Herzkammer in die Aorta getrieben wird. Man solle den aussetzenden und ungleichen Puls genauer unterscheiden. **Hamiltons Methode die entzündungsartigen Krankheiten mit Quecksilber und Mohnsaft zu behandeln**, verdient die Aufmerksamkeit aller praktischen Aerzte. Es ist nicht leicht eine Krankheit dieser Art, die er nicht damit geheilt haben will. Der deutsche Leser muß sich inzwischen wundern, daß dies die Lieblingsarzneyen der Engländer, auch fast bey allen übrigen Krankheiten nicht entzündlicher Art sind. Am glücklichsten war der Erfolg, wenn die Speicheldrüsen angegriffen wurden. Der Verf. wurde durch die in Ostindien gebräuchliche Methode die Leberentzündung mit Quecksilber zu heben, bewegt, sie auch auf Entzündungen anderer Theile anzuwenden, und beruft sich nun auf seine 18jährige glückliche Erfahrung. Bey **Adairs Bemerkungen über verschiedene Arzneymittel**, werden die Leser, wenn sie ja in Versuchung gerathen sollten, nachzuahmen, nicht vergessen, daß sie in Westindien, und größtentheils bey Sclaven gebraucht worden sind. **Simmons von der Heilung des Trippers.** Er hält dieses Uebel mit der Lustseuche für einerley Krankheit, denn die Schankermaterie in die Harnröhre gebracht, errege einen Tripper, und der Tripperausfluß wieder Schankers, ja die völlige Lustseuche; (wovon jedoch die Beweise und Thatsachen des Verf. den Gegnern noch nicht überzeugend genug scheinen dürften, zumal wenn er nachher S. 310 selbst gesteht, daß er den Tripper sehr oft ohne Mercurialmittel gehoben habe, und wie reimet sich dies mit der bald nachher geäußerten Idee, daß der Höllenstein bey einem Schanker das Gift nicht zurücktreibe, sondern zerstöre?) Von den Wirkungen der Kerzen. **Fowler von der Urintreibenden Wirkung des Tabacks.** Der Aufguß wurde sichtbar urintreibend, erregte zuweilen Uebelkeit, Schwindel. Hoffentlich erfahren wir in der Fortsetzung dieser Abhandlung, welche Art dieser Pflanze genommen, und wie stark der Aufguß verfertigt worden.

Die hier nicht angezeigten Abhandlungen aus diesen zwey Stücken der Sammlung sind wenig erheblich und von geringerm praktischen Nutzen.

Rg.

D. M.

D. M. J. Marx vermischte Beobachtungen. Aus dem Lateinischen übersetzt von B. Boehm, nebst Anmerkungen des Verfassers. Erste Sammlung. Berlin und Hannover, 1786. in der Schmidtschen Buchhandlung. 119 Seiten in 8.

Da der Verfasser seine gesammleten Beobachtungen, um sie gemeinnütziger zu machen, in deutscher Sprache fortzusetzen willens ist, und die Auflage der Urschrift vergriffen war: so übernahm Hr. Dr. Boehm die Uebersetzung derselben. — Der bey practischen Aerzten längst entschiedene Werth des Originals, welches zu seiner Zeit auch in dieser Bibliothek (im 2ten Stück des 27sten Bandes) angezeigt ist, überhebt uns jetzt der Mühe diese Uebersetzung genauer durchzugehen. Die erste Abhandlung aber, „über den schädlichen und nützlichen Gebrauch der Blasenmittel bey dem fieberhaften Wahnsinne" wünschten wir hauptsächlich von praktischen Aerzten beherzigt zu sehen, da zu unsern Zeiten so oft und von so manchen die spanischen Fliegen gemißbraucht werden, deren unzeitige Anwendung doch in hitzigen Krankheiten eben so verderblich, als der richtige Gebrauch derselben heilsam, ja unentbehrlich ist. —

Süe des jüngern gelehrte und kritische Versuche einer Geschichte der Geburtshülfe. Oder: Untersuchungen über die Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten der Aeltern und Neuern bey den Niederkünften ihrer Frauen, ingleichen über die Einrichtung der Hebammen, der Geburtshelfer und der Ammen von Beyden. Erster Band. Aus dem Französischen. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung, 1786. 536 Seiten in 8.

Um die Fortschritte der Entbindungskunst und die Geschichte der in ihr gemachten Erfindungen zu erlernen, kann dieses Buch, auch auf der entferntesten Weise nicht nützlich seyn; denn die Nachrichten, welche es enthält, betreffen alle nicht nur die unzuverläßigsten Anekdoten und unerhebliche allgemein

mein bekannte Dinge, sondern alles ist noch dazu so zweckloß, unordentlich und gedehnt hingeworfen, daß es auch dem läs- sigsten Menschen zum Zeitvertreib nicht einmal wird dienen können. Zur Probe und zum Beweise unseres gefällten Ur- theils sey es uns erlaubt aus der, dem Buche vorgedruckten Uebersicht der Materien, den Inhalt der paar ersten Para- graphen hier abzuschreiben. „Von der Omphalotomie," (wie gelehrt!) „oder der Durchschneidung der Nabelschnur und ih- „rer Unterbindung. Man hat nicht zu allen Zeiten die Na- „belschnur unterbunden. — Geschichte Jupiters in Anse- „hung dieses Punkts. — Was man darüber von Adam „und Eva zu halten habe, u. s. w." — Sehr passend hat al- so der Verf. seinem Buche als Motto aus dem Martial vordrucken lassen: Sunt mala plura quae legis hic. —

Im ersten Theil erzählt der Verf. mit ekelhafter Weit- schweifigkeit die abergläubigen Gebräuche und Gewohnheiten, welche Hebräer, Aegypter, Griechen, Römer, Araber, und in neueren Zeiten die Franzosen während der Schwangerschaft und bey der Entbindung beobachteten; und giebt eine detail- lirte Nachricht von allem, was man (in Paris) für und wi- der die neue Operation der Schambeintrennung geschrieben hat. Der zweyte Theil enthält, wie der Verf. sagt, eine historische, litterarische und kritische Untersuchung über den Zustand der Ammen bey den Alten und Neueren; und als Anhang, eine Beleuchtung der Frage, ob Fernelius die Unfruchtbarkeit der Catharine von Medicis geheilt habe? — — Der Vorrede des Uebersetzers zufolge, soll die Ge- schichte der Schriftsteller (doch nur der französischen) über die Entbindungskunst den zweyten Band anfüllen. Da dieser aber noch nicht deutsch abgedruckt ist, und wir keineswegs zweifeln, daß er seinem Vorgänger nicht völlig ähnlich seyn werde: so möchten wir dem Herrn Uebersetzer rathen, seine edle Zeit und das schöne Papier nicht an ihm zu verschwen- den. —

Eduard Rigby, Mitglieds der Gesellschaft der Wund- ärzte zu London, Versuch über die Mutterblut- flüsse, die vor der Entbindung von ausgetragenen Kindern hergehen; nebst vielen erläuternden Beob- ach-

achtungen. Nach der dritten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1786. 184 Seiten in 8.

Der Verfasser, welcher durch diese Abhandlung sowohl, als durch die fünf und achtzig ihr angehängten Beobachtungen sich als ein sehr erfahrner Geburtshelfer beweiset, theilt die Ursachen der, bey der Entbindung so oft entstehenden Blutflüsse in eine unvermeidliche, wenn die Nachgeburt auf den Muttermund angewachsen, und zufällige, wenn die Loßtrennung des Mutterkuchens durch einen andern Zufall bewirkt worden, und glaubt, man habe bisher auf diesen wichtigen Unterschied nicht sorgfältig genug Acht gegeben. Man müsse also bey eintretenden Blutflüssen, wenn man über die Lage der Sache irgend zweifelhaft sey, gleich mit mehreren Fingern oder die ganze Hand touchiren. (Eine Regel, deren Befolgung auch Recensent sich in seiner Praxis, bey jedem nur irgend ihm zweifelhaften Fall sich zum Gesetz gemacht hat, da die genaue Untersuchung des vorliegenden Falles zur sichern Bestimmung des Ausgangs, und der vorzunehmenden Handgriffe so unumgänglich nothwendig ist.) — Im erstern Fall, wenn nehmlich die Nachgeburt auf den Muttermund eingepflanzt ist, müsse man, bemerkt Hr. R. sehr recht, die Geburt, so bald es nur irgend thunlich sey, durch die Kunst, durch Wenden des Kindes nehmlich, endigen, welches bey der, durch den Blutverlust bewirkten Erschlaffung der Theile (und den noch nicht abgeflossenen Kindeswasser) gewöhnlich sehr leicht von Statten gehe. — Wenn aber der Blutfluß nur durch eine zufällige Trennung der Nachgeburt bewirkt sey, könne man die Austreibung der Frucht ruhig der Natur überlassen, wenn man nur durch die allgemeinen Mittel zu diesem Geschäft ihre Kräfte unterstütze. — Daß dieser letzte Grundsatz des Verf. zu allgemein sey, um in jedem vorkommenden, oft so gefährlichen Fall mit Sicherheit befolgt werden zu dürfen, muß Recensent um desto mehr fürchten, da aller der, auch nach unserer Erfahrung, in diesen Fällen wirksamsten Mittel, wir meynen des innerlichen Gebrauchs der krampfstillenden Arzneyen, der Zimmettinktur, des verdünnten Vitriolgeistes, und der äußerlichen Anwendung des kalten Wassers und Essigs, mit keinem Worte vom Verf. gedacht wird. Die Mittel, welche der Verf.

zur

zur Stillung dieser Blutflüsse anräth, sind das, von Puzos vorgeschlagene Sprengen der Kindeswasser, kühle nahrhafte Getränke, Rosentinktur, kühle Luft, ruhige horizontale Lage, und das Zusammendrücken des Unterleibes. — Seite 59 bemerkt der Verf., daß die Ohnmacht eines der wirksamsten Mittel sey, welche die Natur anwendet, diese Blutflüsse zu stillen, daß man also alles was reizet, und das geronnene, die Blutgefässe zuklebende Geblüt wegschafft, in diesen Augenblicken sorgfältig vermeiden, nach der Entbindung aber, wenn Ohnmachten und Blutflüsse von der Unthätigkeit (atonia) der Gebährmutter entstehen, diese reizende Mittel gleich anwenden müsse. — Im sechsten Monate der Schwangerschaft hält der Verf. es schon für möglich, die Hand in die Gebährmutter zu bringen, um durch die Wendung, wenn es nöthig ist, die Frucht herauszuholen. (Doch müßte wohl in dieser Periode der Schwangerschaft der Blutfluß noch von einer andern Ursache als der Einpflanzung der Nachgeburt auf den Muttermund mit bewirkt werden, da dieser um diese Zeit der Schwangerschaft, im gewöhnlichen Fall noch fest verschlossen ist.)

Von der Methode, welche der Verf. bey vorliegenden Mutterkuchen die Wendung zu machen, vorschlägt, müssen wir gestehen, daß sie in manchen Fällen nach unserer Erfahrung unschicklich und nachtheilig sey. Hier sind unsere Gründe. Der Verf. sagt, man solle in diesen Fällen den vorliegenden Theil der Nachgeburt mit dem Finger durchbohren, um durch diese Oeffnung die Hand in die Gebärmutter, und die Frucht aus derselben herauszubringen, weil auf diese Art, meynt er, kein neuer Theil des Mutterkuchens dürfte abgelößt werden. Recensent aber räth im Gegentheil, die Seite des Muttermundes aufzusuchen, an welcher der äußere Stand der Nachgeburt am nähesten ist, und diesen völlig zu lösen, um neben ihm hinzufahren, die Füße aufzusuchen, wo möglich in der Nachbarschaft derselben die Häute zu sprengen, und auf diese Art die Entbindung mit noch mehrerer Leichtigkeit, doch langsam, zu endigen. Denn für's erste ist es kaum thunlich, daß man den Mutterkuchen durchbohren könne, ohne durch dieses Hinausdrängen ihn entweder völlig, oder großentheils wenigstens von der Mutter zu trennen, — und wenn die Mitte der Nachgeburt gerade auf den Muttermund auflåge, so würde dieses Durchbohren, der größern

Dicke

Dicke des Kuchens wegen, mit noch mehrerer Schwierigkeit von Statten gehen. Da dieses zwar selten der Fall ist, so ist es auch aus eben der Ursache desto leichter den nahe liegenden Stand der Nachgeburt zu finden, und neben ihm hinzufahren. — Und endlich wird auf diesem Wege auch dadurch, daß erst die Hand, und nachher der in den Muttermund herabgezogene Körper des Kindes die offenen Blutgefässe durch ihr Volumen zu drücken, der Blutfluß während dem Entbinden merklich gestillt. Der Verfasser, welcher die von uns berührten Schwierigkeiten fühlte, wurde selber in einigen der erzählten Falle bewogen, unsere Verfahrungsart zu befolgen.

Unter den fünf und achtzig vom Verf. erzählten Beobachtungen entstand bey vier und dreißigen der Blutfluß von der vorliegenden Nachgeburt; fünf und zwanzig dieser Gebährenden wurde, durch die zeitig genug unternommene Wendung das Leben gerettet, bey sieben lief sie tödtlich ab, und zwo Frauen starben, ehe sie noch entbunden waren. In den übrigen ein und funfzig angeführten Fällen war der Blutfluß von einer zufälligen Lostrennung der Nachgeburt entstanden. Der Verf. überließ bey diesen allen die Entbindung der Natur, in dem er nur durch kühles Verhalten, und Sprengen der Kindeswasser sie in diesem Geschäfte unterstützte, und hatte die Genugthuung, alle ein und funfzig bey dem Leben zu erhalten.

Die Uebersetzung dieses Buchs scheint nicht von einem kunstverständigen Gelehrten gemacht zu seyn; denn manche Stellen, hauptsächlich in den Beobachtungen sind ganz unverständlich gerathen.

In dem eilften Stücke der neuen Sammlung für Wundärzte steht auch dieser Versuch über die Mutterblutflüsse wörtlich abgedruckt.

Dr.

William Cullens, der Arzneykunst Doktors und öffentlichen Lehrers der praktischen Arzneykunst zu Edinburg, Anfangsgründe der theoretischen Arzneykunst. Erster Theil, welcher die Physiologie enthält, aus dem Englischen. Leipzig, bey Fritsch. 1786.

Der berühmte Verfasser behandelt die Physiologie nach folgendem Plan. 1) Von der festen Materie, aus welcher ein großer Theil von den Werkzeugen des Körpers besteht. 2) Von dem Nervensystem. 3) Von der Bewegung des Bluts u. s. w. 4) Von den Verrichtungen, durch welche die verschiedenen festen und flüßigen Theile des Körpers unterhalten und wieder hergestellt werden. 5) Von den Werkzeugen, die zur Empfangung und Modificirung derjenigen Eindrücke der äusserlichen Körper dienen, die zu der Empfindung nöthig sind, und von den verschiedenen Verrichtnngen dieser Werkzeuge. 6) Von der Bewegung des ganzen Körpers oder der verschiedenen Theile desselben, welche von den Wirkungen der Muskeln abhängen. 7) Von den Verrichtungen, die beyden Geschlechtern eigen sind, und von der Erzeugung des Menschen. Wir wollen einiges Merkwürdige hier auszeichnen.

S. 14. 15. 16 theilt er das Nervensystem in vier Theile ein, 1) in die markigte Substanz, 2) in die Nerven, 3) in die empfindenden Enden der Nerven, 4) in die bewegenden Enden der Nerven (worunter er die Muskelfasern versteht).

S. 23. Die Empfindungen sind entweder Empfindungen des Eindrucks, welche von den Wirkungen der äusserlichen Körper entstehen, oder Empfindungen des Bewußtseyns, das ist diejenigen, welche davon hergebracht werden, daß die Seele sich ihrer eigenen Wirkungen und der Bewegungen, die sie hervorbringt, bewußt ist.

S. 45 nennt er diejenige Kraft, wodurch die Seele die Muskeln bewegt, die animalische Kraft.

Die innere Kraft der Muskelfasern, oder die von denselben abhangende Zusammenziehung kann durch gewisse äusserlich entweder an die Muskeln selbst, oder an die mit denselben verbundenen Nerven angebrachten Dinge erregt werden. In jedem Fall aber sind die Wirkungen, die diese äußerlich angebrachten Dinge hervorbringen, so genau die nehmlichen, daß uns diese den Schluß zu machen erlauben, daß sowohl die in den Nerven, als die in den Muskelfasern befindliche Materie, beyde von der nehmlichen Art sind. Es sind die Muskelfasern gegen gewisse Eindrücke empfindlich, und es sind dieselben auch auf andere Art Werkzeuge der Empfindung des Bewußtseyns. Auch dieser Umstand bewegt uns zu glauben, daß die Muskelfasern aus der nehmlichen Materie bestehen, welche das Subject der Empfindung in andern Theilen des Ner-

Nervensystems ist. Es scheint daher wahrscheinlich, daß die Muskelfasern als eine Fortsetzung der markigten Substanz des Gehirns und der Nerven anzusehen sind.

S. 47 ob die Nervenkräfte noch einige Zeit ohne Verbindung mit den Nerven und Muskeln fortdauern können, daran ist sehr zu zweifeln. Weil, wie er sagt, die Muskelfasern eine beständige Neigung sich zusammenzuziehen haben, so nimmt er in denselben eine eigene tonische oder Spannkraft an.

S. 68 nimmt er einen besondern Zustand der Erregung (Excitement) und Zusammenstellung (Collapse) der Beweglichkeit des Nervensafts an, um Schlaf und Wachen zu erklären.

S. 87 glaubt er, daß die Muskelfasern der Schlagadern, immer mehr an Reizbarkeit zunehmen, je weiter sie sich von dem Herzen entfernen. Keine schwankende Bewegung nimmt er in den Schlagadern an.

S. 88 die sogenannte Kraft der Hinleitung (Vis derivativa) in dem System der Schlagadern scheint nichts anders, als diejenige Kraft und Wirkung zu seyn, die von der Völle der mit einem Vermögen sich zusammen zu ziehen begabten Gefässe entsteht.

S 95. Bey dem Anfange des Lebens ist in den Schlagadern eine größere Menge von Blut, als in den Venen; wenn aber der Körper seinen Wachsthum erlangt hat, so nimmt das Verhältniß von der in den Blutadern vorhandenen Menge, gegen die in den Schlagadern immer zu. Eine jede Vermehrung der Wirkung des Herzens, treibt das Blut mehr nach den äußern als innern Theilen hin.

S. 110—111. In den Pflanzen nimmt er zwey nährende Substanzen an, die öligte und zuckerartige, welche beyde mit einander verknüpft, den nährenden Saft ausmachen.

S. 304. 305 erklärt er die anfangende Assimilation in dem Magen durch die Gährung, nämlich, daß die Magensäfte ein Vermögen besässen, die fixe Luft aus den Nahrungsmitteln zu entwickeln, welches der erste Schritt zu der Fäulniß und derjenige ist, welcher das Gewebe, und vielleicht auch die Mischung der Körper am leichtesten trennt. Faule Körper haben eine starke Kraft in vegetabilischen Substanzen, die fast immer im menschlichen Körper vorhanden sind, eine saure Gährung zu erzeugen, und daher bemerkt man immer

eine Säure im Magen. Diese Säure machet, daß die Wirkung der Fäulniß verschwindet, und es verliert sich auch ebenfalls die Säure wieder, wahrscheinlich deswegen, weil dieselbe durch die in dem Magen gegenwärtige faulligte und öligte Materie eingesogen und verbunden wird.

S. 128. 129 wie die wäßrigten und öligten Theile mit einander verbunden werden, und woher die in den Säften vorhandene Luft herkomme, und wann und wo solche in die animalischen Feuchtigkeiten gebracht, und durch was für Mittel dieselbe in den Feuchtigkeiten fest gemacht, und daraus wieder entbunden werde, wissen wir nicht. In dem Milchsaft ist die Luft locker verbunden, in den Lungen wird sie mehr figirt, in einigen abgesonderten Säften wird sie noch so figirt, in andern mehr entwickelt bemerkt.

S. 131. Eine gewisse mephitische Luft dünstet bey dem Ausathmen aus den Lungen weg.

S. 135. Die sogenannte Fibra Sanguinis nennt er Gluten, den Leim.

S. 137. Er nimmt drey Bestandtheile des Bluts an, nämlich die rothen Blutkügelchen, den Leim und die Serosität, welche letztere er für einen Theil des Leims in einer salzigen Feuchtigkeit aufgelöst, hält. Die rothen Blutkügelchen sieht er für kleine öligte Theile an, weil sie sich so leicht mit Wasser verbinden.

S. 162. Das Ganze der Fasern ist, seiner Meynung nach, eine Fortsetzung der Nerven, und die Nahrung der weichen und gleichartigen festen Theile wird zu denselben durch die Nerven gesuchet. Er setzt zum voraus, daß, wie es aus andern Gründen wahrscheinlich ist, der rindigte oder graue Theil des Gehirns, ein Absonderungswerkzeug sey, in welchen der Leim des Bluts, der vorher von aller ihm anhängenden salzigen Materie befreyet worden ist, nunmehr zu der Ernährung der festern Theile geschickt gemacht wird: welcher Leim sodann, wenn er in einem hinreichenden verdünnten Zustande auf das Werkzeug der Nerven ergossen wird, längst den Fasern derselben hindringt, und auf diese Weise zu den ursprünglichen und Keimfasern des Körpers gebracht wird. Eben so glaubt er, daß die markiate, oder, wie man sie nennen kann, die feste Materie der Nerven in dem lebendigen Körper beständig von einer subtilen, elastischen Feuchtigkeit begleitet wird, welche diesen markigten Theil der Nerven geschickt macht, die Werkeuge der Empfindung und Bewegung

wegung abzugeben; so wie dieselbe auch wahrscheinlich das Mittel ist, durch welches die ernährende Feuchtigkeit in die Substanz der Nerven von ihrem Ursprung bis an die Enden fortgeführt wird.

S. 163. Wie die flüßige Materie bey der Ernährung in die feste verwandelt wird, ist unbekannt.

Dieses ist also das System des Verfassers. Wir müssen gestehen, daß er sehr viel eigene sinnreiche Gedanken vorgebracht hat. Allein aus den gelieferten Auszügen erhellet auch, daß das Meiste nichts als Hypothesen sind, wozu keine Gründe in dem Körper angetroffen werden. Vieles ist nach Proportion gegen das Ganze zu weitläuftig abgehandelt; manches Wichtige nur obenhin berührt. Anderes Merkwürdige, ja ganze Verrichtungen der Körper mit tiefem Stillschweigen übergangen worden, so, daß wir zwar die Uebersetzung dieses Werkes von einem großen Manne, insofern dadurch seine Meynungen mehr bekannt und dadurch geprüft werden können, immer schätzen. Allein wir sehen im Grunde den Nutzen nicht ein, den Cullens Physiologie in Erhellung der Begriffe von den Verrichtungen des menschlichen Körpers, bey Aerzten und Wundärzten verbreiten wird.

William Cullens, der Arzneykunst Doktors u. s. w. kurzer Inbegriff der medicinischen Nosologie, oder systematische Eintheilung der Krankheiten von Cullen, Linne', Sauvages, Vogel und Sagar, nach der dritten vermehrten Ausgabe mit einigen Zusätzen. Erster Theil, welcher das Cullensche System enthält; zweyter, welcher die Systeme von Sauvages, Linne', Vogel und Sagar enthält. Leipzig, bey Fritsch. 1786.

Der Verfasser gestehet selbst in der Einleitung, daß sein System eben so wenig vollkommen, als diejenigen seiner Vorgänger sey. Unterdessen müssen wir gestehen, daß er durch die Verminderungen der Gattungen, welche Sauvages und andere überflüßig angegeben haben, wirklich mehr, als andere zum Nutzen der Nosologie geleistet hat. Sauvages hat 319, Linn. 328, Vogel 560, Sagar 351, Cullen aber

nur 179 Gattungen. Den Alten thut er, wie auch der Herr Uebersetzer mit Recht rüget, offenbar zu viel, wann er ihre Beschreibungen von den Krankheiten von geringem Nutzen hält, in dem sie nicht auf unsere Gegenden paßten, und auch die Schrifften selbst sehr verstümmelt und verderbt uns überliefert worden wären. Wir wollen hier nur die Anzahl seiner Classen und Ordnungen anführen, indem dieses Werk des berühmten Verfassers verdient in aller ächte Aerzte Händen zu seyn.

Die Classen der Krankheiten sind folgende. Erste Classe. Fieberhafte Krankheiten, Pyrexiae. Zweyte Classe. Nervenkrankheiten, Nevroses. Dritte Classe. Cachexien, Cachexiae. Vierte Classe. Localkrankheiten, Locales.

Die erste Classe hat folgende Ordnungen, nämlich: 1) Fieber. 2) Entzündungsartige Krankheiten, Phlegmasiae. 3) Ausschlagsfieber, Exanthemata. 4) Blutflüsse mit Fiebern. 5) Fieber mit andern widernatürlichen Ausleerungen, Profluvia.

In der zweyten Classe stehen folgende Ordnungen: 1) Schlafsüchtige Krankheiten, Comata. 2) Entkräftungen, Strynamiae. 3) Krampfartige Krankheiten, Spasmi. 4) Gemüthskrankheiten; Vesaniae.

Die dritte Classe enthält diese Ordnungen: 1) Cachexien mit einer Abnahme des Körpers, Marcores. 2) Cachexien mit Geschwulst des ganzen Körpers, Intumescentia. 3) Cachexien mit Hautübeln, Impetigines.

In der vierten Classe kommen folgende Ordnungen vor: 1) Krankheiten der äußerlichen Sinne aus einem Fehler des Sinnwerkzeugs, Dysaesthesiae. 2) Krankheiten der Bewegung aus einem Fehler der Werkzeuge, Dyscinesiae. 3) Widernatürliche Ausleerungen ohne Fieber, Apocenoses. 4) Unterdrückung der natürlichen Ausleerungen, Episthreses. 5) Geschwülste, Tumores. 6) Geschwülste, die aus einem Theile entstehen, der aus seiner natürlichen Lage gekommen ist, Ectopiae. 7) Trennungen des Zusammenhangs der Theile, welche in die Augen fallen, Dialyses.

Der Uebersetzer hat übrigens gegenwärtiges Werk außer einer guten Uebersetzung, auch mit bündigen Anmerkungen, begleitet.

Ej.

Phys.

Physikalische und medicinische Abhandlungen der Königlichen Academie der Wissenschaften in Berlin. Aus dem Lateinischen und Französischen übersetzt von Joh. Ludw. Conr. Mumler, D. d. Arzneygel. und Landphysic. des Wolfenbütt. Districts. Vierter Band. Mit Kupfern. Gotha, 1786. 8. 542 Seiten.

Herr M. fährt auf dieselbe nützliche Art, wie er anfieng, fort, den Freunden der Natur- und Arzneykunde die in den theuren Werken der K. Berlin. Academie befindlichen Abhandlungen im hinlänglichen Auszuge mitzutheilen. Aus dem Grunde hat er Herrn Meckels Abhandlungen sehr abgekürzt, weil sie schon ins Deutsche übersetzt waren; auch hat er sehr viele entbehrliche Zeichnungen ausgelassen. Einige in der physikalischen Classe befindliche Abhandlungen sind von der Beschaffenheit, daß sie eigentlich in die Classe der Abhandlungen der angewandten höhern Mathematik gehören. Hr. M. hat sie daher ausgelassen, und dagegen einige physikalische Abhandlungen aus andern Classen aufgenommen, weil sie zur Naturkunde gehören, und ohne höhere Mathematik verständlich sind. Wir billigen dies Verfahren sehr: nach diesem Plane sind in diesem Bande die Abhandlungen vom J. 1751 — 1756 enthalten: ihre Ueberschriften sind folgende: 1) Eller neue Versuche mit dem menschlichen Blute. 2) Gleditsch von der Pneumonanthe, deren Character von dem der Gentiana ganz verschieden ist. 3) Meckel anatomische Abhandlung von den Nerven des Gesichts. 1 — 4 Abschnitt. 4) Marggraf chemische Untersuchung des gemeinen Wassers. 5) Pott Untersuchung der Producte, die aus der Mischung der Vitriolsäure und des Salmiaks sich erzeugen. 6) Gleditsch von den orientalischen Heuschrecken, die haufenweise reisen, und im J. 1750 in der Mark Brandenburg großen Schaden angerichtet haben. 7) Gleditsch vom Begräbnisse des Maulwurfs und dem Bisamkäfer Silpha vespillo. L. 8) Springsfeld von der tremella thermalis gelatinosa reticulata, substantia vesiculosa. 9) Eller neue Versuche und Beobachtungen über die Vegetation der Saamenkörner der Pflanzen und Bäume. 10) Eller philosophische Betrachtungen eines sonderbaren Falles eines Knaben von zwölf

Jahren, dem ein Windmühlenflügel eine große Portion Gehirn aus dem Kopfe herausgeschlagen hatte, und der vollkommen geheilt wurde, ohne Schaden an seinen Seelenkräften zu leiden. 11) Mezens Betrachtung der Farben, die durch das Reiben durchsichtiger Flächen erzeugt werden. 12) Euler Versuch einer physikalischen Erklärung der Farben, die auf äußerst feinen Oberflächen erzeugt werden. 14) Sulzer neuer Versuch über die Höhenmessung durch das Barometer. 14) Pott chemische Untersuchung des flüchtigen Salzes des Ambra. 15) Marggraf chemische Untersuchung des Cedernholzes. 16) Meckel anatomische Untersuchungen, 1) über das Oberhäutchen und das Malpighische Netz, 2) über die Farbe der markigten Substanz der Negern, 3) von der Krankheit dieses Negern, die in einer speckartigen Verhärtung des Bauchfelles lag. 17) Zinn von der äußern Bekleidung der Nerven. 18) Eller Versuch über den Ursprung und die Erzeugung der Metalle. 19) Gleditsch Unterricht zur Kenntniß einheimischer Pflanzen, die anstatt der Eichenrinde zur Lohgerberey gebraucht werden können. 20) Verzeichniß der Pflanzen, die zu den Versuchen des Lohgerbens gebraucht sind. 21) Eller Untersuchung, ob die kupfernen Gefässe in der Küche wirklich gefährlich sind. 22) Marggraf von Bestandtheilen des Alauns. 23) Marggrafs Versuche mit der Alaunerde. 24) Marggraf Fortsetzung der Versuche mit der Alaunerde. 25) Gleditsch von dem strauchartigen Apfelbaume, und einer Abart desselben mit weiblichen Blumen, blätterlosen Blumen. 26) Eller Beschreibung einer einäugigten Mißgeburt. 27) Meckel anatomische Beobachtungen der Steine, die in verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers gefunden werden. 28) Meckel über die Krankheit des Herzens, 1ster Abschnitt, vom Zusammenhange des Herzbeutels mit dem Herzen. 29) Lehmann Geschichte des Chrysopras von Kosemitz. 30) Eller Untersuchung über die Erzeugung der Steine im menschlichen Körper. 31) Meckel über die Krankheiten des Herzens, 2ter Abschnitt, von der Entzündung des Herzens und des Herzbeutels.

Dm.

Q. Sereni Samonici de Medicina Praecepta Saluberrima. Textum recensuit, lectionis varietatem, notas interpretum selectiores suasque adiecit *Ioannes Christian. Gottlieb Ackermann*, Med. Doct. (iam Prof. Med. Altorfinus). Lipsiae, in bibliopolio Mülleriano. 1786. 8. 175 pagg.

Dieser Schriftsteller gehört zwar nicht unter die vorzüglichsten des Alterthums, hat aber das Glück gehabt, öfterer aufgelegt zu werden, als mancher anderer von grösserm Werth. Die Ursache ist entweder das Leichte und Flüßige der Versart, oder die Kürze der Kapitel, oder die Menge der empirischen Mittel, oder auch der Vorrath von Handschriften, die, leider! nicht über das 13te Jahrhundert reichen, und größtentheils mehr Schreibfehler, als gute Lesearten liefern. Inzwischen giebt diese neue, mit vielem Fleiß gefertigte, und mit Breitkopfischen Lettern sauber gedruckte Ausgabe den Freunden der alten Litteratur die süsse Hoffnung, daß es noch hie und da Aerzte giebt, welche ihre alten Bekannten für vieler Praxis nicht gar vergessen haben. Diesen ist hoffentlich der neu aufgestutzte Serenus bestimmt. Wir wollen also kürzlich anzeigen, was der Verf. hiebey gethan hat. In der Vorrede giebt er davon Rechenschaft. Zuerst von dem eigentlichen Urheber des Gedichts; (Er zeigt aus historischen Gründen, daß es der Sohn seyn müsse, nicht aber der Vater, wie man gemeiniglich glaubt.) dann beweiset er, daß das Meiste aus dem Dioskorides und Plinius, fast wörtlich, genommen, und der Versbau ganz nach dem Lucrez und Horaz, obgleich nicht immer mit dem besten Erfolg, geformt sey. Endlich beschreibt er die Handschriften, an der Zahl neunzehn, mit kurzer Bestimmung des kritischen Werthes, und auch die vornehmsten Ausgaben, ohngefähr 24, wovon einige blosse Nachdrücke sind. Das Verdienstliche des Herausgebers anlangend, so sind unmittelbar unter dem Text die vornehmsten Varianten gestellt, dann aber die besten Anmerkungen der Vorgänger abgekürzt beygefügt, ohne hier und da die Berichtigung zu vergessen. So scheint uns der Verf. seine Pflicht erfüllt, und seinen Beruf zum Herausgeber der Alten documentirt zu haben. Je mehr er sich in dieses Fach,

hierin studirt, desto mehr wird er fühlen, wo die Kritik strenger und genauer seyn sollte.

****

Francisci Henr. Birnstiel — de Dysenteria Liber. — Manhemii, Imp. Schwan et Golz. 1786. 316 Seiten in 8.

Es konnte nicht fehlen, daß das heut so stark betriebene Luftstudium auch in die practische Arzneykunde seine Einflüsse verbreiten mußte, glücklich, wenn sie entweder sich auf blosse Erklärungshypothesen einschränken, oder durch zweckmäßige Benutzung erweiterter chemischer Kenntnisse, zu Wohlthätern kranker Menschen werden. Gegenwärtiges Werk, so sehr auch die darinnen vorgetragene Meynung von der einzigen wahren Ursache der Ruhr, erwiesene Hypothese ist, hat dennoch einen entschieden praktischen Werth; der V. verzeichnet darinen mit Genauigkeit und Aufrichtigkeit drey Jahrgänge 1778 — 1780, in welchen die Ruhr in und um Bruchsal herrschte, die beygebrachten Krankengeschichten sind eben so zahl- als lehrreich. Nach dem historischen Theil geht der Verf. zu dem litterarischen über, untersucht die Ursachen, den Sitz und die Natur dieser Krankheit mit vieler Gelehrsamkeit. Eben so erzählt er mit Anführung der besten Schriftsteller alter und neuer Zeit die verschiedenen Heilarten, die wir dennoch etwas anders geordnet hätten. Endlich trägt er seine eigene Meynung vor. Er nimmt an, daß die wahre und einzige Ursache einer wahren Ruhr in einer übermäßigen Menge laugenhafter Schwefelleberluft (exsuperans aeris hepatici, seu sulphurei foetentis copia) bestehe, welche die Därme reizen, entzünden, und kurz, alle Zufälle der Ruhr hervorbringen solle. Diese Luft werde theils aus einheimischen Säften entwickelt, theils komme sie von außen, von Speise u. s. w., oder von eingesaugten Dünsten, welche aus der Blutrose wiederum in den Darmcanal abgesetzt werden. Dieser seye, wie die Lungen, dazu bestimmt, das überflüssige Phlogiston aus dem Blute abzuscheiden. Als Stützen dieser Meynung sucht der Verf. alles auf, was über die Entstehung und Wirkung mephitischer Luft gesagt worden. Wir bemer-

bemerken nur, daß, wenn jene gegründet wäre, alle Faulfieber, in welchen oft Winde von wahrem Schwefelgeruch abgehen, mit Ruhr begleitet seyn müßten, daß keine Jahreszeit, und vielleicht nur wenige Menschen von ihr verschont bleiben könnten. Auf jene Voraussetzung baut der Verf. auch seine Heilart, welche seinen Erfahrungen zu folge, in welche wir übrigens kein Mißtrauen setzen, oft in wenigen Stunden oder Tagen, auch da, wo sogar deutliche Fäulniß, Petechien u. s. w. waren, die Krankheit aus dem Grunde gehoben habe. Er giebt nämlich ohne alle vorhergehende Ausleerung alle halbe Stunden eine Unze von dieser Mixtur. Er läßt drey Quent. Wolferleyblumen (Fl. arnicae) mit neun Unzen siedenden Wassers angießen, eine halbe Stunde digeriren, und nach dem Durchsieden beymischen; des besten Weinessigs drey Unzen Eibischsyrup, oder Zucker zwey Unzen. Unmittelbar hernach giebt er drey Unzen eines Gemisches von drey Pfund Wasser, und fünf Quent. Vitriolgeist, welchen er aus einem Theile Nordhauser Vitrolöl, und sechs Theilen Wasser bereiten lässet. Hiedurch hofft er eine chemische Veränderung in den Gedärmen zu stande zu bringen; die Vitriolsäure verflüchtige vollends den Essig, und dieser gehe mit der vorhin so schädlichen laugenhaften Schwefelluft in ein heilsames antiseptisches Mittelsalz über; dem seye nun, wie ihm wolle, so ist diese Zusammensetzung in Verbindung mit schleimigten Getränke gewiß passend, wo faule Galle oder andere faule Säfte in den ersten Wegen sind. Er gebraucht ferner auch Stuhlzöpfchen mit camphorirten Oel bestrichen, und kalte Essigklystiere gegen den beschwerlichen Zwang. Ob aber diese Mittel, deren oder ähnlicher Wirksamkeit Rec. schon öfters erfahren hat, auch in der rheumatischen Ruhr hinreichen, bezweifeln wir, vielmehr ist hier ableitende und entzündungswidrige Heilart nöthig. Das Ruhrgift hält er für sehr flüchtig und ansteckend, und warnet gegen nähere Gemeinschaft. Ausleerende Mittel seyen nicht vorbauend, vielmehr gefährlich, dagegen solle ein Pulver aus Kampfer, Alaun, Salmiak und Zucker in dieser Rücksicht täglich genommen, vortrefflich seyn. Die Nachläßigkeiten des Stils, und selbst Fehler, als idaea, abslummere u. s. w. da sie nur in Schriften aus gewissen Ländern gefunden werden, halten wir für jesuitischen Sauerteig.

We.

Carl

Carl Roe's Abhandlung von den natürlichen Pocken, nebst einigen Bemerkungen und Beobachtungen über die Einimpfung derselben. Lemgo, bey Majer, 1786. 8. 84 Seiten.

Die Anlage dieser übersetzten Schrift ist ganz einfach. Der Verf. handelt zuerst von den verschiedenen Arten von Pocken. (So lange die Aerzte nicht allgemein einverstanden sind, wozu es bey der gegenwärtigen, vielleicht ewig daurenden Anarchie wohl schwerlich kommen wird, wenn schon nichts als gesunde Logik dazu gehört, Gründe der Ein- und Abtheilung festzusetzen, wovon man in der Nosologie nicht abweichen dürfte, so lange wird der eine, Art oder Gattung nennen, was der andere für blosse Varietät hält.) Er behält die (fehlerhafte) Sydenhamsche Eintheilung in einzelne und zusammenfließende Blattern bey, und rechnet unter jener: die gutartigen, die chrystallinischen, die zusammenhängenden, die warzenähnlichen, und die blutigen. Unter diese: die gelinden, die rosenartigen, die chrystallinischen, die schotenähnlichen und die nervigten. (Man könnte, wenn man das verschiedene Aussehen der Blattern zum Grunde der Verschiedenheit legen wollte, wohl noch mehrere aufzählen.) Die Beschreibung selbst jeder dieser sogenannten Arten könnte genauer seyn, auch Provinzwörter machen den Sinn der Uebersetzung hie und da ungewiß; z. B. was sind Schürchen? S. 5. In der Folge fühlt der Verf. selbst das Unschickliche seiner Eintheilung, wenn er diese Gestalten für blosse ungefähre (unwesentliche) Zufälle hält, die zur Unterscheidung der verschiedenen Arten von Pocken nichts beytragen. S. 25. Die Beschreibung der Perioden oder Stadien, deren eigentlich nicht viere, sondern fünfe sind, ist der Natur auch nicht ganz getreu. Die Hautdrüsen werden als der Sitz der Blattermaterie anerkannt. Mit der pathologischen Erklärung der Zufälle wird nicht jeder zufrieden seyn, z. B. der Speichelfluß werde durch die im Schlunde sitzenden Blattern verursacht. Wichtig ist der Satz, daß das Blattergift überall ebendasselbe seye, und die größere oder geringere Gefahr, sammt den verschiedenen Zufällen, von der Beschaffenheit des Subjects abhänge. Der Verf. will unter andern Besonderheiten beobachtet haben, daß Personen, deren Haare, sie mögen eine Farbe haben, welche sie wollen, am Vorkopfe kraus sind, oder

oder sich gern kräuseln, in groſser Gefahr seyen. Die Heilart ist nach den Stadien eingerichtet, und übrigens gut vorgetragen, nur wird auf die verschiedenen Gattungen nicht hinreichende Rücksicht genommen, welches zwar durch die umständliche, gegen jeden einzelnen Zufall zu richtende Heilart einigermassen vergütet wird. Um den Auswurf bey beschwerlichem Athemholen zu befördern, dürfte der Spermacet (Wallrath) eben nicht von den ausgesuchtern Arzneyen seyn. Den Quecksilbermitteln, die man sonst als vorbereitend zur Einimpfung gebraucht, giebt er Schuld, daſs sie mehrere Blattern hervorbringen, auch erkälte man sich leichter dabey. Eine sonderbare Erfahrung über das Blattergift ist, daſs es in einer messingenen Kugel verwahrt, eine grüne Farbe erzeugt, und die Kraft, die Krankheit mitzutheilen, verloren habe. Er wirft dabey die Frage auf, ob nicht vielleicht irgend eine Zubereitung von Kupfer sich als ein specifisches Mittel wider die Pocken beweisen möchte? Rec. ist des Dafürhaltens, daſs, wenn das Gift einmal in die Säfte gedrungen ist, kein specifisches Mittel mehr anwendbar seye, sondern die Ausscheidung von der Natur allein erwartet werden müsse. Gegen das allzukalte Verhalten warnt er, und zwar mit Grunde.

Fh.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Komisches Theater der Franzosen für die Deutschen, herausgegeben von J. G. Dyk. Zehnter und letzter Theil. Leipzig, 1786. in der Dykischen Handlung. 1 Alphb. 3 Bogen. 8.

Dieser Theil enthält 1) Mann und Frau, Wittwer und Wittwe, in drey Acten, vom Herausgeber nach le double Veuvage von du Fresny. 2) Der Instinct, oder: Wer ist Vater zum Kinde? in einem Acte, vom Hrn. Jünger, nach le faux Instinct von du Fresny. 3) Das Weibercomplot, in fünf Acten, vom Hrn. Jünger, nach les Bourgeois

Carl Roe's Abhandlung von den natürlichen Pocken, nebst einigen Bemerkungen und Beobachtungen über die Einimpfung derselben. Lemgo, bey Majer, 1786. 8. 84 Seiten.

Die Anlage dieser übersetzten Schrift ist ganz einfach. Der Verf. handelt zuerst von den verschiedenen Arten von Pocken. (So lange die Aerzte nicht allgemein einverstanden sind, wozu es bey der gegenwärtigen, vielleicht ewig daurenden Anarchie wohl schwerlich kommen wird, wenn schon nichts als gesunde Logik dazu gehört, Gründe der Ein- und Abtheilung festzusetzen, wovon man in der Nosologie nicht abweichen dürfte, so lange wird der eine, Art oder Gattung nennen, was der andere für blosse Varietät hält.) Er behält die (fehlerhafte) Sydenhamsche Eintheilung in einzelne und zusammenfließende Blattern bey, und rechnet unter jener: die gutartigen, die chrystallinischen, die zusammenhängenden, die warzenähnlichen, und die blutigen. Unter diese: die gelinden, die rosenartigen, die chrystallinischen, die schotenähnlichen und die nervigten. (Man könnte, wenn man das verschiedene Aussehen der Blattern zum Grunde der Verschiedenheit legen wollte, wohl noch mehrere aufzählen.) Die Beschreibung selbst jeder dieser sogenannten Arten könnte genauer seyn, auch Provinzwörter machen den Sinn der Uebersetzung hie und da ungewiß; z. B. was sind Schürchen? S. 5. In der Folge fühlt der Verf. selbst das Unschickliche seiner Eintheilung, wenn er diese Gestalten für blosse ungefähre (unwesentliche) Zufälle hält, die zur Unterscheidung der verschiedenen Arten von Pocken nichts beytragen. S. 25. Die Beschreibung der Perioden oder Stadien, deren eigentlich nicht viere, sondern fünfe sind, ist der Natur auch nicht ganz getreu. Die Hautdrüsen werden als der Sitz der Blattermaterie anerkannt. Mit der pathologischen Erklärung der Zufälle wird nicht jeder zufrieden seyn, z. B. der Speichelfluß werde durch die im Schlunde sitzenden Blattern verursacht. Wichtig ist der Satz, daß das Blattergift überall ebendasselbe seye, und die größere oder geringere Gefahr, sammt den verschiedenen Zufällen, von der Beschaffenheit des Subjects abhänge. Der Verf. will unter andern Besonderheiten beobachtet haben, daß Personen, deren Haare, sie mögen eine Farbe haben, welche sie wollen, am Vorkopfe kraus sind,

oder

oder sich gern kräuseln, in grosser Gefahr seyen. Die Heilart ist nach den Stadien eingerichtet, und übrigens gut vorgetragen, nur wird auf die verschiedenen Gattungen nicht hinreichende Rücksicht genommen, welches zwar durch die umständliche, gegen jeden einzelnen Zufall zu richtende Heilart einigermassen vergütet wird. Um den Auswurf bey beschwerlichem Athemholen zu befördern, dürfte der Sperma ceti (Wallrath) eben nicht von den ausgesuchtern Arzneyen seyn. Den Quecksilbermitteln, die man sonst als vorbereitend zur Einimpfung gebraucht, giebt er Schuld, daß sie mehrere Blattern hervorbringen, auch erkälte man sich leichter dabey. Eine sonderbare Erfahrung über das Blattergift ist, daß es in einer messingenen Kugel verwahrt, eine grüne Farbe erzeugt, und die Kraft, die Krankheit mitzutheilen, verloren habe. Er wirft dabey die Frage auf, ob nicht vielleicht irgend eine Zubereitung von Kupfer sich als ein specifisches Mittel wider die Pocken beweisen möchte? Rec. ist des Dafürhaltens, daß, wenn das Gift einmal in die Säfte gedrungen ist, kein specifisches Mittel mehr anwendbar seye, sondern die Ausscheidung von der Natur allein erwartet werden müsse. Gegen das allzukalte Verhalten warnt er, und zwar mit Grunde.

Fh.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Komisches Theater der Franzosen für die Deutschen, herausgegeben von J. G. Dyk. Zehnter und letzter Theil. Leipzig, 1786. in der Dykischen Handlung. 1 Alphb. 3 Bogen. 8.

Dieser Theil enthält 1) Mann und Frau, Wittwer und Wittwe, in drey Acten, vom Herausgeber nach le double Veuvage von du Fresny. 2) Der Instinct, oder: Wer ist Vater zum Kinde? in einem Acte, vom Hrn. Jünger, nach le faux Instinct von du Fresny. 3) Das Weibercomplot, in fünf Acten, vom Hrn. Jünger, nach les Bourgeois

solchen Arbeiten zu widmen. Er hat gewiß recht viel Anlage, und nichts von dem den heutigen Kraftgenies so eigenen Ueberspannten.

Die Insulaner oder das glückliche Ungewitter. Ein Drama in drey Aufzügen von J. N. von L...g. Augspurg, bey Klett und Frank, 1786. 6 Bogen in 8.

Ein Stück, das gar keinen dramatischen Werth hat. Der Plan ist sehr gemein; unnatürlich, daß Wilson 8 Jahre lang mit einem jungen Mädchen ganz allein auf einer wüsten Insel wohnt, daß sie sich lieben, und er dennoch erst nach diesen 8 Jahren den Muth faßt, ihr seine Liebe zu entdecken und um ihre Hand zu bitten, und eben so unnatürlich, daß der Vater die Niederträchtigkeit begeht, seine wiedergefundene Tochter dem redlichen Manne heimlich wegzukapern, der ihr Leben gerettet, und sie 8 Jahre lang so ehrerbietig und herzlich gepflegt hat, und das blos, um sie einem Seeofficier zu geben, der sie hier zum erstenmal sieht. Um diese Albernheit des Verfassers gut zu machen, muß der liebe Gott einen Sturm erregen, den Vater und die Tochter wieder an die Insel bringen, wo sie den armen Wilson verlassen haben, indeß der Schiffslieutenant zu rechter Zeit sein Grab in den Wellen findet.

Yr.

Unterhaltungsbibliothek zur angemessenen Ausfüllung müßiger Stunden für Jedermann. Erster Band. Quedlinburg und Blankenburg, bey Ernst. 1786. 226 Seiten, 8.

Wer so viele müßige Stunden hat, daß er wegen der Ausfüllung derselben verlegen seyn muß, für den mag diese Unterhaltungsbibliothek eine ganz willkommene Sache seyn. Für Jedermann dürfte sie nun eben nicht passen, weil nicht Jedermann gerne dieselben Sachen wieder lieset, auch nicht Jedermann seine Nahrung in ihnen findet. Dieser Band ent-

enthält: Zerbin, oder die neuere Philosophie, Fritz und Jette, oder: das war ein guter Vater, der Mohr von Venedig, Blesser, eine wahre Geschichte, Konrad von Adlerberg und Leonore von Lichtenau, der junge Reifenberg, Angeline, eine Klostergeschichte, Ludewig und Wilhelmine, und Rosalia. Auf die Rechtschreibung hätte bey dem Drucke mehr gesehen werden sollen; fast allemal steht daß für das. Oder ist diese Bibliothek für sa ganz müßige Seelen gesammlet, die nicht einmal auf das, was sie lesen, achten sollen?

Vi.

Gedichte von Jakob Friedrich Schmidt. Erster Band. Leipzig, bey Schwickert, 1786. 20 B. in 8vo.

Schon vor mehr als zwanzig Jahren machte sich der Verfasser dieser Gedichte durch seine poetischen Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte vortheilhaft bekannt, und wurde seitdem mit Recht unsern bessern Idyllendichtern beygezählt; auch wurden diese seine Gedichte von dem Abt Arnaud und Hrn. Prof. Huber ins Französische übersetzt. Nur die Härte seines hexametrischen Versbaues wurde von einigen Kunstrichtern getadelt, und man rieth ihm, seine Verse aufs neue zu überarbeiten. Erst neulich entschloß er sich, diesem Rathe zu folgen; und bey dieser Gelegenheit faßte er zugleich den Vorsatz, seine sämmtlichen ältern und neuern poetischen Arbeiten, die zum Theil einzeln und in zwey anderweitigen kleinen Sammlungen schon gedruckt wurden, zu sammeln, und in einer verbesserten Gestalt dem Drucke zu überlassen. Im gegenwärtigen ersten Bande liefert er Oden und Lieder, Idyllen, Hymenäen, Wiegenlieder, Erzählungen und Einfälle; und ein folgender zweyter Band wird die gedachten Gemälde, moralische Stücke, und Kirchengesänge enthalten.

In der Vorrede wünscht der Verf. seine Gedichte offenherzig und unpartheyisch beurtheilt zu sehen; und dies zu thun, ist die Absicht des Recensenten, der die mannichfaltigen glücklichen Anlagen dieses Dichters mit Vergnügen und freudiger Ueberzeugung erkennt, aber doch sein Gefühl von wahren

poetischen Schönheiten zu sehr verleugnen müßte, wenn er diesen Gedichten ausschließendes und unbeschränktes Lob ertheilen wollte. Ihr Werth ist, vornehmlich stellenweise, allzu ungleich; und der Verf. scheint bey ihrer abermaligen Durchsicht und Verbesserung etwas zu nachsichtig verfahren zu seyn, und seine kritische Feile mehr geschont zu haben, als er gesollt hätte. Denn daß es ihm nicht an Einsicht in die poetische Kritik fehle, davon hat er in seinem Kommentar über die horazischen Oden öffentliche Beweise gegeben.

Den Anfang dieser Sammlung machen lyrische Stücke, die großentheils einen scherzhaften Charakter haben, worüber der Verf. seines Amts halber (er ist Prediger zu Gotha,) eine Rechtfertigung in der Vorrede nöthig fand, die wir ihm gern und ohne Bedenken zu statten kommen lassen. Mit mehrerm Grunde aber möchte wohl diese Oden und Lieder der Vorwurf treffen, daß die meisten darunter sich zu wenig durch Neuheit, Interesse und Stärke oder Feinheit der Empfindung, und durch ächten poetischen Ausdruck auszeichnen. An einzelnen glücklichen Stellen und Wendungen fehlt es ihnen nicht; aber wohl an dem Verdienste, welches man bey der so zahlreichen Menge deutscher Oden und Lieder von einem lyrischen Dichter erwartet, dessen Arbeiten sich einer vorzüglichen Aufmerksamkeit, oder einer ehrenvollen Auswahl in einer mit Geschmack und strenger Kritik veranstalteten lyrischen Blumenlese, gleich der Ramlerischen, würdig machen sollen. Unter diesen lyrischen Stücken befinden sich sieben kurze Gesänge in Hexametern, die Orpheus in der Hölle überschrieben sind. Der Verf. hat sich dabey, wie er in der Vorrede umständlich sagt, vorzüglich um den guten Versbau Mühe gegeben, und die Fehler so mancher deutschen Hexametristen, die er dort sehr gut aus einander setzt, zu vermeiden gesucht. Diese Bemühung scheint ihm auch, im Ganzen genommen, nicht mißlungen zu seyn; nur das Subjekt selbst, das ohnedies so oft und viel schon ist bearbeitet worden, dünkt uns hier allzu gedehnt zu seyn, und nicht durchgängig die erforderliche lyrische Stärke, in Gedanken und Ausdruck, zu haben. Aber einzelne schöne, und wirklich dichterische Tiraden giebt es auch hier; besonders in den drey letzten Gesängen. — Ein Stück, wie folgendes, dergleichen auch noch ein paar andere sind, hätte der V. lieber ganz verwerfen sollen; wahren lyrischen Charakter hat es wenigstens durchaus nicht:

Paral-

Parallele.

1767.

Begraben sind in Nacht und Graus
Die Geister Mäv und Bav;
Da schlafen sie mit allem Recht
Den ew'gen Todesschlaf.

So wird die Kritikasterbrut
Der Klotze bald vergehn;
Sie muß den fürchterlichen Weg
Des ew'gen Todes gehn.

Hergegen liebt und strahlet noch
Im Sonnenglanz Virgil;
Er giebt, wie vor Jahrtausenden,
Noch himmlisches Gefühl.

So leben, nach Jahrtausenden,
Gleim, Ramler, Gerstenberg;
Hoch stehn sie, hoch im Sonnenglanz,
Trotz manchem Krittlerzwerg.

Auch die Idyllen sind keine sonderliche Bereicherung unserer poetischen Literatur, die in dieser Gattung so entschiedene Vorzüge hat. Der Verf. selbst hat sie in seinen Gemälden und Empfindungen aus der heiligen Geschichte weit glücklicher bearbeitet. In den hier gesammelten Schäfergedichten, die meistens Hirtengespräche, zum Theil auch wohl, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, Gelegenheitsgedichte sind, trifft man fast durchgängig auf lauter bekannte und verbrauchte Ideen, leicht genug, aber oft nur allzu leicht und kraftlos, versificirt.

Die darauf folgenden Hymenäen erregen durch diese Aufschrift mehr Erwartung, als sie, wenn man sie durchliest, befriedigen. Auch sie scheinen, wo nicht alle, doch größtentheils Hochzeitgedichte, und für ihre nächste Veranlassung der Aufmerksamkeit würdiger, als in dieser ihrer allgemeinern Bestimmung gewesen zu seyn. Man sieht wohl, daß der Geist der alten Dichter, besonders Katulls in dieser Gattung, dem Verf. nicht fremd ist; aber er scheint doch nicht in seiner ganzen Fülle und Begeisterung auf ihm zu ruhen.

Von **Wiegenliedern** gab der Verf. schon vor sechszehn Jahren eine kleine Sammlung heraus, die Recensent aber nicht zur Hand hat, um beurtheilen zu können, wie viel daraus hier beybehalten oder verbessert ist. Mit der griechischen Benennung der Ammenlieder, **Katabavkalesen**, sind die drey letzten Stücke bezeichnet, die eine scherzhafte Wendung und mythologische Anspielung haben.

An den **Erzählungen** wird man nun wohl eben nicht, wie der Verf. befürchtet, den Zuschnitt eines **Gellert** vermissen; aber eher den ganzen Zuschnitt der Erzählung überhaupt. Denn gleich die beyden ersten gehören mehr zu dem beschreibenden oder charakterisirenden, als zu dem eigentlichen erzählenden Gedichte. Die letzte, **Nerine**, ist nach der bekannten Petronischen Erzählung von der Matrone von Ephesus angelegt, und nicht schlecht erzählt; wenigstens gewinnt sie durch den eingewebten Dialog.

Zuletzt noch, **Einfälle**. — „Sollte ihnen Jemand die Ehre anthun, sie für Epigramme oder Sinngedichte zu halten, so wäre es dem Verf. desto lieber.“ — Auf die Ehre, gute und geistvolle Sinngedichte zu heißen, möchten sie denn doch wohl Verzicht thun müssen. Hier sind ein paar Proben:

Das Fräulein.

Ich nannt' ein Fräulein einst Mamsell, that's aus Versehn.
„Herr, mein Geschlecht hat keinen Tadel:
„Ich bin ein Fräulein!“ — Wohl, ich habe mich versehn;
Sie sind es; wären es vielleicht auch sonder Adel;
Denn — Männlein sieht man oft zu Ihnen gehn.

Ulrikens Ehemann.

Der Mann der netten Frau, der zärtlichen Ulrike,
Schickt, sagt man, sich zum Dienst des Staates schlecht;
Doch glaub' ich, daß er sich gut zum Pfalzgrafen schicke;
Er machte längstens schon unächte Kinder ächt.

F. M.

F. M. Klinger's Theater. Erster Theil. Riga, bey Hartknoch, 1786. 350 Seiten, 8vo.

— — Zweyter Theil, ebend. 372 S. 8vo.

Sehr rühmlich für den Verfasser, und überaus lehrreich für angehende Dichter sind die Geständnisse, welche er in der Vorrede in Ansehung seiner ältern, ehedem einzeln von uns beurtheilten Stücke ablegt. Er erklärt sie für individuelle Gemälde einer jugendlichen Phantasie, eines nach Thätigkeit und Bestimmung strebenden Geistes, die in das Reich der Träume gehören, mit dem sie so nahe verwandt zu seyn scheinen. Er sieht jetzt ein, daß man doch besser thue, dies alles im Stillen auszukochen, und daß alle diese Träumereien Kontrebande in der Gesellschaft, wie ihre Urheber selbst sind. „Erfahrung, fährt er fort, Uebung, Umgang, Kampf und Anstoßen, heilen uns von diesen überspannten Idealen und Gesinnungen, wovon wir in der wirklichen Welt so wenig wahrnehmen, und führen uns auf den Punkt, wo wir im bürgerlichen Leben stehen sollen. Eben diese lehren den Dichter, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen seyn, womit man an das Herz der Menschen schlagen müsse, wenn es eintönen soll." — Indeß meynt der Verf. doch, daß die auf der deutschen Bühne in neuern Zeiten entstandenen wilden Produkte, unter denen seine ehemalige Stücke mit die ersten waren, zu den nothwendigen Uebeln gehören. Wir Deutschen, meynt er, müssen erst durch diese Verzerrung gehen, bis wir sagen mögen: so und nicht anders behagts dem Deutschen Sinn. Das wilde Thun bisher scheint ihm nichts anders zu seyn, als eine Form zu suchen, die uns behage; und die darum nicht gleich vorgefunden sey, weil wir keine Nation ausmachen. Die einfachste Form sey gewiß die beste; aber ihm dünkt, der Deutsche möchte gern mehr Leben, Handlung und That sehen, als schallende Deklamation hören. Und ein solches Stück ist nun allerdings schwerer zu schreiben, als zehn wilde Phantasien, wo der unerfahrne Autor alles aus sich selbst nimmt. — Uebrigens enthält jeder dieser beyden Theile drey Stücke; der erste: 1. **Konradin**, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, das in jedem Betracht die erste Stelle verdiente, und sowohl durch sehr interessante Situationen, als durch Wahrheit und Würde

der Gesinnungen und des Ausdrucks ungemein gefällt. 2. Die Zwillinge, eins der ersten Trauerspiele des Verfassers, das, wie bekannt, von der Hamburgischen Direktion den Preis erhielt, und, bey aller darin herrschenden Wildheit und Unnatur, doch manche starke und hinreißende Scenen hat. 3. Die falschen Spieler, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, und ein sehr lehrvolles Sittengemälde, welches den Grundsätzen des Verf. eben so sehr zur Ehre, als seiner dem Schauspieldichter so nothwendigen, und doch unter uns gewiß nicht gmeinen Weltkenntniß zur Empfehlung gereicht. Nur Schade, daß im Dialog etwas allzu Eintöniges, Förmliches und Schwerfälliges herrscht, das den in der tragischen Sprache geübtern Dichter verräth. — Im zweyten Theile steht: 1. Der Schwur, ein Lustspiel in fünf Aufzügen; mit einer besondern Vorrede, die unter andern die sehr wahre Anmerkung enthält, daß unsere Schriftsteller das Ideal der Tugend gar zu gern aufstellen, daß wir alle Völker Europens an tugendhaften Romanen und tugendhaften Schauspielen übertreffen, und daß, zum Glück dieser Tugendritter, die Cervantes und Moliere zu den frommen Wünschen des klügern Theils des Volks gehören. Auch wird in dem Anhange einiges über die poetische Gerechtigkeit erinnert, die man überall beobachtet wissen will, und die der Verf. in diesem Lustspiel nun gerade nicht beobachtet hat. 2. Die neue Arria, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, schon vor mehr als zehn Jahren zum erstenmal gedruckt, und damals schon in unserer Bibliothek beurtheilt. Der Verf. gesteht, er wisse nun, daß man nicht so in der Welt zu Werke geht, er habe gegenwärtig ein viel vernünftigers und schicklichers Ding daraus machen können; aber er wollte ihm nicht gern das Kolorit der Jugend nehmen. 3. Sturm und Drang, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, noch aus eben der jüngern Epoche des V. und gleichfalls schon ehedem gedruckt und von uns angezeigt.

Bk.

Allgemeine Theorie der schönen Künste; in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt von Johann George Sulzer. Neue vermehrte Auflage.

ge. Erster Theil. 560 Seiten. Zweyter Theil. 589 Seiten. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1786. gr. 8vo.

Der Beyfall, welchen dies Sulzerische Werk, das eben deswegen auch keiner neuen umständlichen Anpreisung bedarf, im Ganzen erhalten hat, veranlaßte den Verleger, eine Verbesserung desselben bey dieser neuen Auflage zu wünschen; allein die Achtung, welche Deutschland dem Verfasser schuldig ist, und für sein Werk bisher bezeugt hat, schien keine andere Art von Verbesserung, als eine blosse Vermehrung, als einen Zusatz literarischer Nachrichten, zuzulassen. Diese sehr erhebliche, und in ihrer Art sehr verdienstvolle Vermehrung ist nun der wesentliche und empfehlende Vorzug der gegenwärtigen neuen Auflage geworden, die dadurch dem Publikum gewiß um so viel willkommener seyn muß. Man hat sie dem sowohl durch eigene beyfallswürdige Arbeiten, als durch die Besorgung des zweyten Bandes der Sulzerischen philosophischen Schriften rühmlich bekannten Herrn Rittmeister von Blankenburg zu verdanken, der zwar so bescheiden gewesen ist, sich nicht als Herausgeber zu nennen, dem aber der hier bewiesene große Fleiß so viel Ehre macht, daß es Undank sein würde, seinen Namen bey dieser Anzeige zu verschweigen.

Solche literarische Notizen, wie der Recensent dieses Werks in unserer Bibliothek (B. XXII. St. 1. S. 12.) demselben wünschte, wären freylich, wie der Herausgeber selbst gesteht, noch wünschenswürdiger gewesen; sie hätten aber eine völlige Umarbeitung der Artikel selbst nothwendig gemacht. Auch wäre mit der blossen Anführung der wichtigsten Schriften jeder Art nur wenigen gedient gewesen, deren Nachweisung man auch schon in andern bekannten Hülfsbüchern antrifft. Es blieb also nichts übrig, als für die Liebhaber der Literatur der schönen Künste, nicht für den blossen Liebhaber dieser Künste selbst, zu arbeiten, und dasjenige zu sammeln und anzuzeigen, was die Behandlung und den Zustand derselben in einzelnen Zeitpunkten und bey einzelnen Völkern, und ihren verschiedenen Zustand, oder den Zustand einzeler Gattungen derselben bey verschiedenen Völkern, und d. m. auf irgend eine Art ins Licht setzen, oder Licht über ihre Geschichte verbreiten kann. Freylich aber verstattete die Na-

tur des Werks nicht, jene Zusätze diesem Zwecke ganz gemäß einzurichten. Der Raum verbot es, sie sowohl vollständig, als umständlich genug zu machen. Die Zusätze wären viel weitläuftiger, als die Artikel selbst, geworden; und Rückweisung auf andere Werke würde doch immer noch nothwendig geblieben seyn. Der Herausgeber hat daher mehr, Materialien liefern, als diese Materialien immer selbst gehörig verarbeiten, mehr Anleitung zu dem Studium der Geschichte der Künste geben, als diese Geschichte selbst darlegen können. Auf die Kritik der Artikel selbst hat er sich selten eingelassen. Nur, wenn ein Artikel, wie z. B. der Artikel Anständig, offenbar auf schielende, oder falsche Begriffe zu leiten schien, hat er sich eine kleine Berichtigung, obgleich auch dann nur selten, erlaubt.

Nicht leicht hätte diese so nützliche, aber auch äußerst mühsame Arbeit, in bessere Hände fallen können, als in die Hände eines Mannes, der durch die Mannichfaltigkeit, den Umfang, die Einrichtung, Anordnung, und verhältnißmäßige Vollständigkeit der mitgetheilten literarischen Nachweisungen eine sehr ausgebreitete Kenntniß der schönen Literatur, und eine gewiß seltene Geduld in der Sammlung und Auftreibung bibliographischer Notizen verräth. Durch seine Bemühung ist nun einem sehr wesentlichen Mangel des Sulzerischen Wörterbuchs sehr glücklich abgeholfen; und sie wird dadurch noch um so viel gemeinnütziger worden, daß man die hier gelieferten Zusätze für die Besitzer der ersten Auflagen des Werks in einem besondern Abdruck zu liefern verspricht, welcher hoffentlich mit den beyden letzten Theilen dieser neuen Auflage zugleich erscheinen wird.

Zerstreute Blätter von J. G. Herder. Zweyte Sammlung. Gotha, bey Ettinger, 1786. 1 Alph. 4 B. 8vo.

Zuerst wieder vier Bücher Blumen, aus der griechischen Anthologie gesammelt. Ihre Auswahl sowohl, als ihre Verpflanzung auf deutschen Boden, macht dem Geschmack und der Geschicklichkeit ihres Sammlers viel Ehre. Es giebt äußerst glücklich gewandte Gedanken darunter, die in der Uebersetzung nichts verloren haben; z. B.

Der

Der warme Quell.

Unter diesen Platanen lag einst in lieblichem Schlummer
Amor: die Fackel lag neben der Quelle gesenkt.
Und da sprachen die Nymphen: „was sollen wir thun mit der Fackel?
Löschen wollen wir sie! kühlen der Sterblichen Herz!“
Und sie tauchten sie nieder; da mischten sich Wellen und Liebe;
Liebende Nymphen, ihr strömt selber nun zärtliche Glut.

Aber eben, weil in diesen kleinen Stücken so viel Feinheit und Politur sichtbar ist, bemerken wir einige, an sich wenig erhebliche, Unrichtigkeiten des Ausdrucks. S. 21 wird von Amor gesagt, daß er sterblichen Menschen den Schlummer raubt, und ihnen so oft Nächte voll Sorgen gewährt. Dies letzte Wort scheint uns hier nicht ganz bequem zu stehen. — So müßte auch S. 23 statt:

— — — verzeih mir,
Holde, daß Hoffnung mir dennoch die süssere sei!

billig ist für sei stehen, welches der Verf. vielleicht des Hiatus wegen nicht setzte. Dem wäre aber durch bleibt abgeholfen. — S. 29 macht die verschiedene Quantität der beyden Wörter um dich in dem fünften und sechsten Verse einen auffallenden Mißlaut:

Denn du bist todt! Es weinen um dich des Gedächtnisses Töchter
Alle; doch bitterer weint um dich Kalliope nur.

Mehr englisch als deutsch ist auch wohl S. 59 der Ausdruck von der Liebe: „Honig ist Galle zu ihr,“ anstat, gegen sie, oder, mit ihr verglichen. — Und ziemlich hart wird S. 65 von einem Bilde gesagt: „ich weiß nicht, wem beider es ähnlicher sei,“ für: wem von beiden.

II. Anmerkungen über das griechische Epigramm. Zweyter Theil der Abhandlung, die in der ersten Sammlung dieser zerstreuten Blätter angefangen wurde. Zuerst

wird der von dem sel. Lessing dem ersten Theile der neuen Ausgabe seiner vermischten Schriften einverleibten zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten mit dem ihnen gebührenden Lobe gedacht; denn sie verrathen auf allen Blättern den feinen Geist, der ihn auch bey der kleinsten Materie nicht verließ. Indeß fand der Verf. seine Erklärung und Entwickelung des Epigramms nicht so umfassend und genetisch, als manche andere vortreffliche Theorien dieses philosophischen Dichters. In der von ihm gegebenen Erklärung wird, wie man weiß, das künstliche Epigramm mit der eigentlichen Aufschrift verglichen, und von jenem gesagt, daß darin, nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit erregt, hingehalten und befriedigt werden soll. Hier, meynt der Verfasser, hätte auch des Denkmals selbst erwähnt werden, und es hätte heißen müssen: „nach Art des Denkmals und seiner Aufschrift." Denn freylich ist es nicht die Aufschrift, sondern das Denkmal, welches die Erwartung erregt und hinhält. Ferner findet er den Ausdruck: nach Art der Aufschrift, unbequem; und, wie es scheint, mit Recht. Denn manche alte Sinngedichte waren wirkliche Aufschriften. Ferner wird nicht bestimmt, von welcher Art die hier erregte und befriedigte Aufmerksamkeit sey. Bloße Neugier kann es nicht seyn; und so werden auch die Wörter, Erwartung und Aufschluß, die sich überdem nicht völlig entsprechen, auch in solche verwandelt werden müssen, die mehrere Empfindungen in sich fassen, und ihre Befriedigung ausdrücken. Und dazu hält der Verf. die beyden Wörter, Darstellung (Exposition) und Befriedigung für die schicklichsten. Endlich müsse es auch nicht eben nur ein Denkmal seyn, das, mit seiner Inschrift zusammengenommen, die natürlichen Theile des Epigramms giebt, da jeder Gegenstand in der Welt, lebendig oder todt, gegenwärtig oder abwesend, ein Werk der Kunst oder der Natur, angenehm oder widrig, ein Objekt der Inschrift werden kann. Als Aufschrift betrachtet wird also das Epigramm nichts als die poetische Exposition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenstandes zu irgend einem genommenen Ziel der Lehre oder der Empfindung. Nach dieser vorläufigen Kritik kömmt nun unser Verfasser auf den Ursprung und die erste Gestalt des Epigramms. In seinem ersten Ursprunge, als Aufschrift, erscheint es rein historisch; und von ähnlicher Art waren auch die ältesten

poetischen Epigramme. Auch sie enthielten zuvörderst nur historische Umstände, die das Denkmal selbst in seiner stummen Sprache nicht sagen konnte. Gar bald aber entstand daraus, daß die Poesie den Gegenstand, oder den, der ihn gesetzt hatte, nur mit einiger Empfindung nannte, schon unvermerkt eine schönere Exposition, die der Grund und gleichsam die Urform des griechischen Epigramms ist. Unsere Empfindung stimmt darin völlig mit des Verf. Gefühl überein, daß manche dieser simpeln Expositionen auch für uns viel mehr Hohes, Rührendes und Reizendes haben, als die geschraubte epigrammatische Spitzfindigkeit späterer Zeiten. Er giebt davon einige glücklich gewählte Beyspiele. Sodann redet er von den mehreren Gattungen des Epigramms, deren es, außer jenen einfachen oder darstellenden Form, bey den alten und neuern Dichtern giebt. Die erste darunter, die blos der Exposition des Gegenstandes seine Anwendung platt und plan hinzufügt, nennt er das paradigmatische oder Exempel-Epigramm; eine zweyte und bessere, wo der Dichter die Absicht des Künstlers in Kunstwerken bemerkte, und den von ihm gefaßten Gesichtspunkt angab, ist das schildernde Epigramm; und dies gieng hernach auch auf Gegenstände der Natur über, die man für die Empfindung belebte und personificirte. Wo das Zwiefache in einem Objekt unter Einen Gesichtpunkt gebracht wird, erhält dadurch Wendung, und eine Art von Handlung. Wird diese Wendung weit fortgeführt, so entsteht die Art von Epigrammen daraus, die man die täuschenden nennen könnte. Endlich giebt es noch eine Art des Sinngedichts, welche der Verf. die rasche und flüchtige nennt, wo zwey Gedanken unerwartet zusammentreffen, und einander auflösen. In diesen ist der Ausgang eigentlich Spitze oder Pointe. Alle diese Gattungen nun rückt der Verf. zusammen, und vereinigt sie zu dem Einen Hauptbegriff des Epigramms, daß es ein gegenwärtiges Objekt zu einem einzelnen festbestimmten Punkt der Lehre oder der Empfindung poetisch darstelle, oder wende und deute. Der Name Sinngedicht ist daher, zumal für die schönsten Gattungen, sehr treffend gewählt. Aus dieser Erklärung lassen sich, wie hier gezeigt wird, die gewöhnlichen Regeln des Epigramms, von der ihm nothwendigen Kürze, Anmuth, Scharfsinn, nicht nur finden, sondern sie nehmen auch aus ihr Grund und Ursache her. Auch läßt sich daraus am besten der Unterschied des Epigramms von andern ihm verwande

wandten kleinen Gedichten bestimmen. Zuletzt wird noch die Erheblichkeit und der Nutzen dieser ganzen, mit vielem kritischen Scharfsinn angestellten, Untersuchung aus guten Gründen dargethan, und das griechische Epigramm auch als ein schönes Vorbild jugendlicher Uebungen empfohlen.

III. Hyle. Kleiner griechischer Gedichte erste und zweyte Sammlung. Es sind Fabeln, Idyllen, lyrische Stücke, Fragmente von Lehrgedichten, Hymnen, u. s. f. Was der Verf. mit dieser kleinen Sammlung eigentlich im Sinne hat, wird, wie er sagt, die Folge zeigen; hier können sie füreerst schon zu desto besserer Wahrnehmung des Unterschiedes dieser kleinen Gedichte von dem eigentlichen Epigramm dienen. Man wird sie mit eben dem Vergnügen lesen, wie die Blumen aus der griechischen Anthologie, und dem Verf. für die Verpflanzung dieses Lustwäldchens nicht weniger, als für jene, danken. Hier nur zwey kleine Stücke zur Probe, wovon das erste schon mehrmals, aber nie so gedrungen und glücklich, übersetzt ist:

Die Wünsche des Lebens.

Gesundheit ist dem sterblichen Mann
Das Erste; das Zweite, Wohlgestalt;
Das Dritte, Reichthum ohne Betrug;
Das Vierte, mit seinen Geliebten sich jung erfreun.

Ein Rath.

Ich will dir sagen, mein liebster Freund,
Ich weiß, du hörst es gern:
Den Traurigen muß man lieben und bey ihm seyn;
Doch, mit ihm sprechen nicht.

IV. Nemesis. Ein lehrendes Sinnbild. Nur durch Mißverstand ist der Name Nemesis furchtbar geworden; und diesen Mißverstand zu heben, und diese ernste Göttin in ihrer wohlthätigen, schönen Gestalt zu zeigen, ist diese kleine Abhandlung geschrieben. Der Grundbegriff, den die Griechen mit diesem Worte verknüpften, war Mißfallen, geheimer Tadel, und zwar über Glück, Ruhm, u. dergl. An mehr als einem Ort erklärt Aristoteles die Nemesis für den Unwillen, den Menschen am Glück der Unwürdigen, oder

an

an dessen unwürdigem Gebrauch haben; und sie steht dem Neide und der Schadenfreude als Tugend in der Mitte. Das schönste Bild der Nemesis bey den Alten war zu Rhamnus bey Athen, vom Agorakritus verfertigt, der mit dem Alkamenes wetteifernd an einer Bildsäule der Venus gearbeitet hatte. Als die Athenienser das Werk dieses letztern vorzogen, verwandelte jener seine Venus in eine Nemesis. Ueber diese Umänderung, und die große Schicklichkeit derselben findet man hier einige gelehrte und feine Bemerkungen; auch werden aus der Anthologie verschiedene Sinngedichte auf diese so berühmte Bildsäule in einer sehr glücklichen metrischen Uebersetzung angeführt. So auch ein Hymnus aus sie, der sie in ihren Attributen, mithin in ihrer Bedeutung so kenntlich macht, als ob eine Reihe von Bildsäulen vor uns stünde. Nemesis war also keine Rach- und Plagegöttin, auch nicht einerley mit der Gerechtigkeit; auch keine Glücksgöttin; sondern gleichsam die Zunge an der Glückswage; kurz, die Göttin des Maaßes und des Einhalts; die mißbilligende Göttin, die dem Sterblichen folgt, still in den Busen blickt, und ihm die kleinste Ueberschreitung ernst verdenket. Hie und da wird aber freylich ihr Name, und noch mehr ihr Beywort Adrastea, in weiterer Bedeutung gebraucht. — Es liegt in der menschlichen Natur, daß wir eher und stärker mit den Unglücklichen, als mit den Glücklichen sympathisiren, weil unsere Kräfte, wenigstens unsere Neigungen bey dem Unglück des Andern mehr aufgeboten, und auf eine angenehmere Art ins Spiel gesetzt werden, als bey seinem satten Glücke. In dem letztern Falle vergleichen wir unsern Zustand mit dem Zustande des Glücklichen; und so entsteht die leichteste Art der Nemesis, die eigentlich noch kein Neid, sondern nur eine Art von selbstischer Gleichgültigkeit ist. Bey rohen Gemüthern bricht sie bald in kalten Unwillen aus; in edeln Gemüthern aber erhält auch selbst dies kalte Betrachten der Sitten anderer in ihren glücklichsten Stunden seine reine Natur; und da es sich weder mit dem Neide noch mit dem Mitleiden mischt, so wird es der schärfste Punkt ihrer Urtheilswage. Dies ist die gute Nemesis, die kalt und gleichgültig blickt; aber auch geschont und versöhnt werden kann; nämlich dadurch, daß man sie selbst zur Aufseherin seines Glücks und seiner Sitten macht. Ein weises, lehrendes Bild! Denn in unserm ganzen Leben, was ist uns schwerer zu lernen, als Maaß im Glück? Was hält uns da mehr

vom

vom Uebermuth ab, als die innere Nemesis unserer Gedanken? wir müssen uns selbst zügeln lernen, auch wenn Hoffnung unsere Schritte beflügelt. — Zuletzt bemerkt der Verf. noch den schönen Geist, der in dieser, so wie in allen moralischen Dichtungen der Griechen herrscht.

V. **Wie die Alten den Tod gebildet? Ein Nachtrag zu Lessings Abhandlung desselben Titels und Inhalts.** In sieben Briefen, wovon der erste Entwurf schon vor mehr als zehn Jahren im *Hannoverischen Magazin* bekannt gemacht wurde. Daß sie der Verfasser jetzt, nach L. Tode, berichtigt und vermehrt herausgiebt, geschieht, wie er versichert, aus einer sehr reinen, patriotischen Absicht. Lessings Scharfsinn durchschnitt, und meistens glücklich; aber so blieb auf beyden Seiten manches unbemerkt, worauf sein gerade durchdringender Blick nicht fiel. Aber nur durch das vielseitige Betrachten Eines und desselben Gegenstandes wird die Wahrheit befördert. Man wird daher in diesen Briefen manches noch mehr und genauer erörtert, manches näher bestimmt, eingeschränkt und berichtigt finden, mit einem Scharfsinn und einer Sachkenntniß, die der Untersuchung selbst, und des Vorgängers, dem unser Verfasser forschend und prüfend nachgeht, sehr würdig sind. Zuvörderst wird gezeigt, daß es nicht so ganz richtig sey, daß der Tod der Alten nur der schöne Genius mit der umgekehrten Fackel war; daß derselbe eigentlich nie die Gottheit, d. i. das personificirte Abstraktum des Todes habe bedeuten sollen. Es sind sehr viele Kunstwerke, selbst Grabmäler, wovon hier eine ziemlich zahlreiche Reihe von Beyspielen gegeben wird, mit dem mannichfaltigsten Gebrauch der Genien da. Diese waren lauter willkührliche Verzierungen von mannichfacher Anspielung. Daraus folgt überhaupt die Lehre, daß man mythologische Götter und allegorische Wesen, dergleichen diese Genien sind, nicht völlig für Eins zu nehmen habe; und daß man diesen letztern keine festere Gestalt geben müsse, als sie ihrem Ursprunge und ihrem Namen nach haben. Schlaf und Tod, oder vielmehr die Genien des Schlafs und des Todes waren nur blos allegorische Brüder. Die Griechen drückten ihre verschiedenen Vorstellungsarten vom Tode auch mit verschiedenen Benennungen aus, die hier im dritten Briefe lehrreich durchgegangen und erläutert werden. Der eigentliche Tod, der Thanatos, war auch ihnen ein fürchterliches Wesen; so sehr, daß

sie

sie selbst seinen Namen nicht gern nannten, und lieber Ὕπνος statt Θανατος sagten. Aus Sprache und Kunst ward er verbannt, und in der letzten ein Genius an die Stelle gesetzt, der nicht den Tod vorstellen, sondern vielmehr seine Idee verhindern sollte. Und so waren diese beyden Genien nichts anders, als ein Euphemismus der Kunst. Der Schlaf war dabey der Hauptgenius, von dem der zweyte nur seine Bedeutung nahm. Wenn also nur Einer da ist, so ist dieser nicht für den Tod, sondern für den Schlaf zu halten. Auch muß man ihre Bedeutung nicht über die Schranken der Allegorie treiben; denn sie sind eigentlich blos Symbole der Ruhe, Bewahrer der Urne oder des Todtenhauses. Man muß ferner die Namen dieser allegorischen Gestalten nicht auf Figuren anwenden, die nicht an ihrer Allegorie Theil nahmen. Als blos allegorische Bezeichnung der Ruhe im Grabe bekommen diese beyden Genien einen viel weitern Umfang, und werden brauchbare Gestalten für alle Völker. Im fünften dieser Briefe wird sehr schön gezeigt, was die Alten über den künftigen Zustand Tröstendes geträumt haben, in so fern es ihre Kunst auszudrücken vermochte. Besonders werden hier die vielen und glücklichen Anspielungen auf den Zustand der scheidenden und abgeschiedenen Seele in der bekannten Fabel von der Psyche vortrefflich entwickelt. Im sechsten Briefe geht der Verf. zur Prüfung und nähern Bestimmung des zweyten Theils der Lessingischen Untersuchung über, der die Frage betrifft, ob die Alten Skelete gebildet, und was sie damit haben sagen wollen? Er glaubt mit L., daß dadurch *larvae* angedeutet, aber nicht, daß unter diesen eine Art abgeschiedener Seelen verstanden worden. Vielmehr war das Skelet ein Bild des entseelten Leichnams. Endlich untersucht noch der siebente Brief, woher die neuere Idee von dem Bilde des Todes entstanden sey. Nicht aus dem Orient; sondern aus den ersten Zeiten des Christenthums, besonders in den nördlichen Ländern. In diesem neuern Todesbilde sind eigentlich zwey einander widersprechende Wesen, die Zeit und das Bild eines Leichnams vereint, deren Jedes die Alten kannten, Jedes aber für sich und in sich selbst bestehend brauchten. — Man muß sich darauf freuen, daß der Verfasser über mehrere Lessingische Arbeiten solche Anmerkungen, wie die gegenwärtigen, herauszugeben verspricht.

chenen artistischen Bemerkungen. 7) Nachricht von dem Nürnbergischen Kunst- und Miniaturmaler C. F. K. Klemmann. 8) Nachricht von dem Landschaftsmaler Mannskirsch zu Koblenz. 9) Beschluß der Anzeige Wienerischer Prospekte. 10) Vermischte Nachrichten. 11) Todesfall des Anspachischen Koncertmeisters Kleinknecht.

Das acht und zwanzigste Heft setzt zuvörderst jene artistischen Bemerkungen fort; liefert hernach eine Beschreibung des Antikensaals zu Manheim; einen Aufsatz von Wachsfiguren; von Kupferstichen mit Buchstabenschrift; von dem Maler und Bauinspektor Probst in Oehringen; über zwey Wiener Virtuosen Gehring und Tirry; Verzeichniß der Kupferstiche und Blätter in Schwarzkunst von Joh. El. Haid in Augsburg; von J. G. Müllers Kupferstichen; Wiener Preisaufgaben; vermischte Nachrichten, und Todesfälle. — Der Herausgeber fährt fort, Künstlern und Kunstliebhabern durch seine periodische Schrift manche angenehme und belehrende Unterhaltung zu schaffen, und zur Chronik und Geschichte der Kunst manche denkwürdige Materialien zu sammeln.

Des Ritters Anton Raphael Mengs hinterlassene Werke. Nach den Originalhandschriften übersetzt, und mit ungedruckten Aufsätzen und Anmerkungen vermehrt, herausgegeben von M. C. F. Prange. Erster Band. 20 Bogen. Zweyter Band. 20 Bogen. Dritter Band. 20 Bogen. Halle, in Hendels Verlage, 1786. gr. 8.

Der spanische Gesandte zu Rom, Herr von Azara war einer der vornehmsten Freunde und Verehrer des berühmten Mengs, der seinem Andenken ein Denkmal errichten ließ, seine hinterlassenen Schriften in italienischer und spanischer Sprache herausgab, und sie mit einer vortrefflichen Biographie des großen Künstlers begleitete. Nicht lange hernach erschien die historische Lobschrift des Hrn Bianconi, wozu Hr. Ratti, ein Schüler des Künstlers, ein Epilog verfertigte; und dazu kam noch die von Hrn. Amaduzzi in der arkadischen Gesellschaft zum Rom gehaltene Trauerrede.

Im Deutschen hat man bisher zwar viele einzelne Schriften dieses unserm Vaterlande so sehr zur Ehre gereichenden Künstlers erhalten; aber es war sowohl der allgemeinen Dankbarkeit seiner Verdienste gemäß, als zur Verbreitung ächter Kunstkenntnisse wünschenswerth, auch seine sämmtlichen Werke in unserer Sprache zu besitzen. Herr Professor Becker zu Dresden war der erste, der gleich nach Bekanntmachung der italienischen Sammlung derselben, eine mit Zusätzen vermehrte Uebersetzung dem deutschen Publikum ankündigte. Von ihm war schon ehedem ein Beytrag zur Berichtigung der Mengsischen Familienumstände ins Deutsche Museum eingerückt worden; und man konnte sich von einem Manne, der so viel Geschmack und Kunstkenntniß besitzt, eine sehr glückliche Ausführung dieses Unternehmens versprechen. Verschiedene Hindernisse verzögerten indeß diese Ausführung, und sie wurde zuletzt fast zweifelhaft. Dies veranlaßte Hrn. M. Prange, sich dieser Arbeit zu unterziehen, und Hr. B. war willfährig genug, sie ihm abzutreten, und ihm, nach Vergütung seiner bisher auf dies Unternehmen verwandten Unkosten, zwey der wichtigsten ungedruckten Aufsätze von Mengs zu überliefern, nämlich den von den verschiedenen Schulen der Malerey, und den über das *Je ne scais quoi* in der Kunst, die er beyde von dem verstorbenen Akademiedirektor Guibal zu Stuttgardt erhalten hatte. Von diesem letztern sind auch einige Ergänzungen, Mengs Leben und Werke betreffend.

Außer den hier gelieferten drey Bänden verspricht Herr P. noch einen vierten, der noch einige andere kleine Aufsätze von M. enthalten soll. Daß in allen hier gesammelten Schriften überaus viel Gutes und Lehrreiches vorkomme, brauchen wir dem, der manche von ihnen schon einzeln kennt, nicht erst zu sagen. Manches freylich hätte sich bestimmter, kürzer und gedrungener vortragen lassen; aber man muß dabey immer bedenken, daß M. nie Schriftsteller von Profession war, sondern nur gelegentlich seine Ideen und Bemerkungen über die Kunst niederschrieb, und seinen Freunden mittheilte. Daher auch manche Wiederholungen, wenn er gleich jedesmal die nämlichen Ideen in ein neues Licht zu stellen wußte.

Es würde zu umständlich seyn, die in diesen drey Bänden enthaltenen Aufsätze nach der Reihe durchzugehen, und

 jeden

jeden besonders zu beurtheilen; und es sey daher an ihrer wiederholten Empfehlung an Künstler und Kunstliebhaber genug, die beyde überaus viel Nutzen daraus schöpfen werden. Nur noch den Inhalt jedes Bandes wollen wir anzeigen, um dadurch die Aufmerksamkeit etwas mehr zu reizen.

Band I. enthält: zwey Oden auf den Tod des Ritters Mengs, die eine von einem ungenannten italiänischen Dichter, die auch schon vor einigen Jahren vom Hrn. Prof. Preiß zu Stettin mit einer noch hier beygedruckten, deutschen Uebersetzung und Erklärung herausgegeben ist; die zweyte von Hrn. Bertola. — Merkwürdigkeiten aus M. Leben. — Verzeichniß seiner Gemälde. — Historische Lobschrift auf ihn von Bianconi, mit Anmerkungen. — Schreiben von M. über den Ursprung, Fortgang und Verfall der zeichnenden Künste.

Band II. Betrachtungen über die Schönheit und den guten Geschmack in der Malerey. — J. N. von Azara Anmerkungen über diese Betrachtungen. — Mengs Betrachtungen über die drey großen Maler, Raphael, Corregio, Titian, und über die Alten. — Fragment einer Rede über die Mittel, die schönen Künste in Spanien blühend zu machen. — Brief an Herrn Falconet. — Untersuchung dessen, was man in den Künsten ein gewisses *Je ne sçais quoi* nennt.

Band III. Schreiben an Hrn. Anton Pons. — Brief an den Hrn. Fabroni, Oberaufseher der Universität zu Pisa. — Bemerkungen aus dem Leben und den Werken des Anton Allegri, mit dem Zunamen Corregio. — Betrachtung über den Werth dieses Künstlers. — Praktischer Unterricht in der Malerey. — Gedanken über die Akademie der schönen Künste zu Madrit. — Brief des Hrn. Direktors Guibal zu Stuttgardt, von der Verschiedenheit der Urtheile über Gemälde.

Vor dem ersten Bande steht das Bildniß des Ritters, nach ihm selbst von Geyser sehr gut gestochen.

Jf.

Briefe über Rom, nach Anleitung der davon vorhandenen Prospekte von Piranesi, Panini, und

andern

andern berühmten Meistern. Dritten Banzes zweyter Heft, mit vier Blatt Kupfern. Dresden, in der Hilscherschen Buchhandlung, 4to. 4 Bogen.

Der gelehrte Architect Hr. Weinlich fährt fort in seiner beliebten Kürze über Roms alte übrig gebliebene und neue Baukunst seine scharfsichtigen Urtheile mitzutheilen. Im 29sten Briefe zählet er die Kolonna Trajana mit recht unter die erste Klasse menschlicher Produkte, die von vielen als das einzige Muster der Toscanischen Ordnung, mit eben dem Rechte zur Dorischen Ordnung zu zählen dem Verf. als ein Monument erscheinet, zu welchem die Form der Säulen erwählt worden, ohne sie gerade zu unter den Zwang der sogenannten fünf möglichen Säulenordnungen zu setzen. Auf dieser Säule sind an die drittehalb tausend Figuren, die Größe dieser Figuren beträgt unten an zween franz. Fuß, die obern aber sind einige Zoll höher, so daß die Größe nach und nach zunimmt, um sie dem Anschauenden alle in fast gleicher Größe erscheinen zu lassen. Die Höhe derselben ist hundert und achtzehn Fuß. Im 30sten Briefe erläutert Er seine Gedanken über die Säulenordnungen — Hier erscheinen vortreffliche Bemerkungen über das Wort Ordnung, und die 5 Säulengattungen. Hierauf ist vom Platze Kolonna und der darauf stehenden Kolonna des Marcus Aurelius als ein plumpes und dem Ansehen widriges Werk die Rede. Angeführt werden alsdann der Pallast Spada in Betracht seiner Größe und Facciaden, und der Pallast Chigi wegen seiner Länge und Menge vortrefflicher Malereyen, dann die ansehnliche Sammlung von alten Statuen und Büsten befindet sich nicht, wie D. Volkmann meldet, allhier, sondern in Dresden. Zum Schluß finden sich noch gründliche Bemerkungen wider die Säulenverzierungen an den Außenseiten der Stadtgebäude. Der 31ste und 32ste Brief sind voll von der Beschreibung des in Rom noch vorhandenen ältesten Gebäudes, des Pantheon, jetzo Rotonda genannt. Etwas vollkommeners und genauers haben wir von diesem schätzbaren alten Gebäude nirgends gelesen.

Am.

6. Romane.

Das Veilchen, eine Geschichte. Aus dem Französischen übersetzt. Sorau, in der Deinzerischen Buchhandlung. 1786. 116 Seiten, 8.

Nur mit wenigen veränderten Worten, so gar mit allen Gedankenstrichen, mit allen eingeschlichenen Gallicismen ganz dieselbige Uebersetzung von Wort zu Wort, die in dem achten und neunten Band der Bibliothek der Romane eingerückt ist. Wie unbedeutend aber jene Veränderungen, wie wenig sie Verbesserungen sind, können unsere Leser schon aus den wenigen Proben sehen, die wir ihnen vorlegen wollen. In der Bibliothek der Romane heißt es: der Graf von Dammartin hatte sie auf seinem Sterbelager gebeten, und in dieser Uebersetzung S. 2 bat sie auf seinem Sterbelager; in jener: die gute Mutter fühlte ihnen an die Stirnen, fand sie glühend, in dieser S. 13. und fand sie glühend; in jener, diesen Grafen (von Forest) schildert der Verfasser groß, hager, in dieser S. 15., diesen Graf war groß, hager; in jener, unter allen hatte die Königin Gerards Stimme unterschieden, in dieser S. 15. Unter allen bemerkte die Königin Gerards Stimme. Hie und da sind Wörterchen, aber größtentheils zum Nachtheil der Uebersetzung, eingesetzt oder weggelassen, oder umgeändert worden. Sie verwandelt das Mühmchen in eine Muhme, ihr gutes Herzchen in ein gutes Herz, streicht am unrechten Orte ein aber weg, setzt es eben so unschicklich an einem andern Orte wieder ein, und ist und bleibt übrigens durchaus, sogar mit dem schon in der erstern Uebersetzung beybehaltenen französischen Gesang, dasselbe, was jene Uebersetzung war. Das ist genug, um zu entscheiden, zu welcher Gattung von litterarischen Produkten diese Uebersetzung gerechnet werden müsse.

Bi.

Noch 18 Briefe von Sternfeld, Menschenkennern und Liebhabern der Natur zu Gefallen herausgegeben von seinen Freunden. Coburg, bey Ahl. 1786. 12 Bogen, 8.

Die erste Lieferung ist nicht in des Recensenten Hände gekommen; die vorliegende enthält nichts, das des Drucks werth wäre. Es ist, wie es scheint, eine Sammlung wirklich geschriebener unbedeutender Briefe. Hie und da läuft wohl ein leidlich witziger Einfall mit unter; aber der größte Theil der Betrachtungen über allerley Gegenstände, der Schilderungen von sehr gemeinen Scenen und der unerträglich hinkenden Gleichnisse erwecken Langeweile. Alles scheint dem Verfasser neu; der einfache Mechanismus einer fliegenden Brücke, die Freuden, die man an einer table d'hôte schmeckt, u. dergl., worüber er ein Langes und Breites erzählt. Die Schreibart ist sehr unrein, wenn auch das Ganze nach Maaßgabe der angehängten langen Anzeige aller Druckfehler verbessert würde.

Yr.

Die Strafe jugendlichen Leichtsinns oder Begebenheiten des Grafen von S... Eine wahre Geschichte. Münster und Osnabrück, in Commission bey Perrenon. 1786. 16 Bogen, 8.

Ein Roman, ganz im Geschmack des weiland beliebten und berühmten Dresdner Thürmers. Hr. F. J. Pallini zu Burgsteinfurth in Westphalen legt dieses sein Meisterstück der regierenden Gräfin von Bentheim Steinfurt zu Hochdero Füßen, und verlangt für dieses Compliment weder einen nähern Zutritt zu Ihro Durchlaucht noch sonst etwa gar eine Belohnung, sondern einzig und allein von der erhabenen Einsicht Dero hohen Person die Anzeige seiner in dieser Schrift begangenen Fehler. Diese Forderung ist so lustig, als der Grund, auf den er sie baut, „denn, fährt er fort, gleich wie Hochdieselben die Gemalin eines weisen, gerechten und erhabenen Gatten sind, eben so sind sie auch die Mutter vier liebenswürdiger Kinder u. s. w. Fallacia cau-

causae non causae! Es muß ohne Vergleich weniger mühsam seyn, vier Kinder zu gebähren, als einem Schriftsteller von Hrn. Pallinis Art alle seine Fehler, Lächerlichkeiten und Abgeschmacktheiten aufzudecken. Das ganze Buch enthält nichts als ein Gewebe von Liederlichkeiten und fader Moral, die Studentenstreiche des Helden, seine Reisen nach Frankreich und Italien, seine Gefangenschaft in Tripoli ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Za.

Das besiegte Vorurtheil oder Falkenberg und Caroline. Ein Gemälde für Jünglinge und Mädchen in Briefen von F. A. von S. Zwey Theile. Stendal, bey Franzen und Grosse, 1787. 332 Seiten in 8.

Wir glauben es dem Verf. herzlich gern, daß sein Roman eine wahre, und wenn er will, seine eigene Ehstandsgeschichte enthält; denn es ist die Alltagsgeschichte so vieler tausend Erdensöhne, die eben so gut, als der Verf. die Briefe, die sie mit ihren Dulcineen im ledigen Stande gewechselt hatten, sammeln, und zum Trost einiger fühlenden Herzen zum Druck befördern könnten. Falkenberg und Caroline sehen und lieben einander, und schwören sich ewige Treue zu; allein der Onkle des erstern will nichts von der Verbindung wissen, weil sein Neveu kein Amt, und die Geliebte kein Vermögen hat. Indessen schreiben die Liebenden einander ein Pack Briefe, winseln über ihre Leiden, trösten sich mit Tugend und Religion im langweiligsten Postillentone, werden mit unter vor lauter Liebe krank; endlich erkennt das Kammergericht zu Wezlar der Karoline eine uralte strittige Erbschaft zu, und macht der langweiligen Tragödie ein seliges Ende. Als Episoden sind ein Paar eben so alltägliche Geschichten eingerückt, die mit der Hauptgeschichte in keiner Verbindung stehen; übrigens wird das Buch keinen Schaden anrichten, denn der Verf. ist eine gute christliche Haut.

Pf.

Dschinnistan, oder auserlesene Feen- und Geistermährchen, theils neu erfunden, theils neu übersetzt

setzt und umgearbeitet. Erster Band. Winterthur, bey Steiner und Compagnie, 1786. 21¾ Bogen, gr. 8vo.

Der ungenannte Herausgeber dieser Sammlung, in dem wir einen unserer ersten und berühmtesten Schriftsteller zu erkennen glaubten, oder die doch wenigstens seines grossen Talents in dieser Erzählungsart nicht unwürdig wäre, erregt sogleich durch die Vorrede viel Aufmerksamkeit, die sehr gut geschrieben ist, und verschiedene feine Bemerkungen über die Geister- und Feenmährchen enthält. „Es scheint seltsam, heisst es hier unter andern, daß zwey so widersprechende Neigungen, als der Hang zum Wunderbaren und die Liebe zum Wahren, dem Menschen gleich natürlich, gleich wesentlich seyn sollen; und doch ist es nicht anders." „In allen Dingen ist, wie Pindar sagt, derjenige Meister, der es durch die Natur ist; indessen giebt es gleichwohl keine Naturgabe, die nicht durch Kunst zu ihrer Vollkommenheit gebracht würde; und jede Kunst hat ihre Regeln, Handgriffe und kleine Geheimnisse. Unstreitig gilt dies auch von der Gabe und Kunst, Mährchen zu erzählen; jene ist nicht so gemein, diese nicht so leicht, als sich wohl viele einbilden mögen." — „Man fand, daß Witz und Laune, ja sogar Philosophie, und selbst Philosophie von der esoterischen Art, sich mit dieser popularen, von aller Prätension so weit entfernten Dichtart sehr wohl vertrage; und daß sie eine sehr gute Art sey, gewisse Wahrheiten, die sich nicht gern ohne Schleyer zeigen, in die Gesellschaft einzuführen; oder solche, die in einem ernsthaften Gewande etwas abschreckendes haben, gefällig und beliebt zu machen. — — Dem zufolge könnte die Dichtart, von welcher hier die Rede ist, gewissermassen eine Lehrart sokratischer Weisheit werden; auch fehlt es nicht, besonders im Englischen, an mehr und minder glücklichen Versuchen in dieser Art." — Von der gegenwärtigen Sammlung sagt der Verf. noch, daß er sichs dabey zum Gesetz gemacht habe, von jeder Gattung Mährchen diejenigen, die man für die artigsten, sinnreichsten, und interessantesten hielt, auszuheben, und mit einander abwechseln zu lassen, und daß sie sich übrigens blos auf wunderbare Erzählungen einschränken werde. Die hier gesammelten Stücke sind übrigens mehr frey und in eigener Manier nacherzählt, als

blos übersetzt. Manches ist von den Originalen weggelassen, manches hinzugethan, manches verändert, manches zusammengezogen worden. Der Herausgeber würde sich, wie er sagt, ein Gewissen daraus machen, einem Originale die kleinste Schönheit zu nehmen; hingegen trägt er auch kein Bedenken, ihm deren so viele zu leihen, als er kann. In der Folge sollen auch noch ganz neue Stücke von eigener Erfindung und Komposition hinzukommen. Auch die Schreibart hat er klassisch zu machen gesucht; denn freylich müssen Produkte dieser Art Werke des Geschmacks seyn, oder sie sind Nichts. Kurz, man kann sich hier eine Sammlung von wirklich in ihrer Art guten und auserlesenen Stücken versprechen, wobey Niemand Gefahr laufen wird, weder Kopf noch Herz, Geschmack noch Sprache zu verderben, und wodurch man aller andern in diesem Fache leicht entbehren wird. Recensent dankt seines Theils dem Verf. für das äußerst unterhaltende Vergnügen, mit welchem er die sechs in diesem ersten Bande enthaltenen Erzählungen gelesen hat, und welches er allen Freunden geschmackvoller und nicht gewöhnlicher Erholung mit Gewißheit daraus versprechen darf. Auch das Aeußere, sowohl des Papiers und Drucks, als der beygefügten saubern Schellenbergischen Kupfer, ist dazu eine Einladung mehr.

Bk.

Leopold von Mannsfeld. Eine Geschichte in Briefen. Hamburg, bey Hofmann. 1787.

Als Recensent dies Buch zur Hand nahm, und die ersten Bogen durchgelesen hatte, glaubte er unter dem Vehikel der Geschichte, einen neuen Beytrag zum Erziehungswesen zu finden; aber nach Durchlesung des Ganzen, findet er einen Roman nach gewöhnlichem Schnitt und Form; das heißt: eine Liebesgeschichte, die sich sehr tragisch mit dem Tode des Helden endigt. Leopold von Mannsfeld ist dieser junge Held, bey dem ein gewisser Homburg Hofmeister werden soll, und es nicht werden will, weil ihm diese Lebensart bisher wenig Nutzen geschafft hat, aber nach einer langen Declamation dagegen sich dennoch dazu entschließt, da er zugleich Justitiarius zu Rohbeck wird. Er begleitet seinen Untergebenen erst in

die Residenz, wo sich Leopold bey Hofe in ein armes Fräulein Cornelie von Wittenhof verliebt. — Gelegentlich eine Apologie des Spiels, die viel Halbwahres, noch mehr aber Einseitiges hat. Allein Leopolds Vater, ein sehr ehrgeiziger und planvoller Mann, des Dafürhaltens, daß ein Edelmann nicht nach Neigung, sondern nach Geld heyrathen müsse, versagt seine väterliche Einwilligung, und flucht dem sich sperrenden Sohne. Leopold verläßt sofort das väterliche Haus, begiebt sich zur französischen Armee, und wird, eben da ihm sein Vater verziehen, und seine Einwilligung zur Heyrath mit Cornelien gegeben, von einem angeblichen Officier, im Grunde aber verlaufenen Mönche, einem Spieler von Profession, Almaroren mit Namen, in einem Duelle, entleibet.

Sb.

Lebensscenen aus der wirklichen Welt. Vom Verfasser der Emilie Sommer. Fünftes Bändchen. Leipzig, bey Kummer. 1786.

Inhalt: 1. Der Naturmensch, ein und zwanzigste. 2. Die neue Lucrezia, oder die Rache der Bruderliebe, zwey und zwanzigste. 3. Die Schauspieler, oder Liebe um Liebe, drey und zwanzigste. 4. Die lebende Todte, vier und zwanzigste. 5. Der Fündling, oder die Mutter, die ihren Sohn nicht kennt, fünf und zwanzigste Scene.

Herr Thilo, dieser rüstige, zu jeder Messe fertige Schmierer, beschenkt sein Publikum abermals mit einem Bändchen Lebensscenen im gewöhnlichen Geschmack. Jede Seite ist auch hier wieder ein Beleg zu unserm Urtheil über die vorigen Bändchen, das heißt, eine neue Sammlung von Sprachfehlern, abgeschmackten Empfindeleyen, überspannten Beschreibungen, trivialen Bemerkungen, hochtönenden Sentenzen, und der Vortrag äußerst schleppend.

Uf.

7. Ma-

7. Mathematik.

Leipziger Magazin für reine und angewandte Mathematik herausgegeben von J. Bernoulli und C. F. Hindenburg. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung. 1786. groß 8. Erstes Stück. Mit zwey Kupfern. Zweytes Stück. Mit drey Kupfern. Beyde Stücke haben in fortlaufender Seitenzahl 280 Seiten.

Nach dem Verlangen mehrerer hat das Leipziger Magazin zwey Abtheilungen bekommen, davon die eine blos physikalische und ökonomische, die andere aber blos mathematische Aufsätze enthalten soll. Letztere, welche, wie die erste, einen Band für sich von 4 Stücken (jedes Stück besteht aus wenigstens 8 Bogen) ausmachen soll, besorgen die Herrn Professoren Bernoulli und Hindenburg. In beyden Magazinen sollen, wie vorher nur solche Aufsätze geliefert werden, die noch nirgends gedruckt, dabey gemeinnützig sind, und nicht das Bekannte wiederholen. Auch Anzeigen von Entdeckungen sollen nebst Recensionen und Auszügen, aber letztere nur von merkwürdigen und guten Schriften geliefert werden. Hr. Bernoulli will auch nach und nach die Lambertschen hinterlassenen Schriften darin bekannt machen.

Der Inhalt des ersten Stücks ist

1) A. G. Kästners Beschreibung von Thürneissers gläsernem Vogelbauer. Der Mann hatte einen Vogel, der mitten im Wasser mit um sich schwimmenden Fischen lustig herumsprang. Wie das habe geschehen können, erklärt Herr Hofrath Kästner an zwey gläsernen Gefässen; in deren innerm der Vogel saß. Der mit Wasser angefüllte Zwischenraum zwischen diesem und dem äußern enthielt die Fische. — Ist diese erste Abhandlung gleich nicht gemeinnützig, so ist sie doch curiös.

2) J. A. Kritters Geschichte der in Deutschland überhand nehmenden Sterbekassen und Denkthalergesellschaften, nebst

nebst Beurtheilung über die Gerechtigkeit und den Bestand derselben. Hr. Kritter schränkt sich hauptsächlich auf die Niedersächsischen Societäten ein, und prüft zuerst die Bremische Trauerpfennigbeysteuer von 1768, deren Fehler er schon in seiner Auflösung der wichtigsten Fragen über dauerhafte Witwenkassen angezeigt. Dies bewirkte so viel, daß die Unternehmer zu den 300 Genossen noch 15 Ueberzählige aufnahmen, welche die Sterbegulden mit bezahlen mußten. Er zeigt nun, daß auch dieses die Kasse vom Untergange nicht retten könne. Weil die Sache so einträglich für die Unternehmer war: so errichtete nicht nur der Stifter der erstgedachten, Hr. Renner, ein neues Denkthalerinstitut nach demselben Plane, mit dem Unterschiede, daß man hier einen Thaler statt eines Guldens bey jedem Sterbefalle zahlt, wobey nachher noch 6 Ueberzählige angenommen wurden. Da hier nicht so viel alte Männer aufgenommen wurden, als in der ersten: so wird sie sich einige Jahre länger erhalten. 15 Jahre darauf kam daselbst noch eine neue Trauerpfennig- und Denkthalergesellschaft auf, weil bey den vorigen Instituten 140 Exspektanten sich gesammlet hatten. In dieser sammlen die künftigen Exspektanten für sich eine Prämienkasse. Er zeigt aber, wie solche Kassen eingerichtet werden müssen, wenn man das Kapital zu 4 pro Cent mit Zinseszinsen nutzen kann. So bekannt nun auch diese Grundsätze seit der Reform des ältern Kalenbergischen Witweninstituts sind: so sind doch nach der Zeit noch verschiedene neuere Institute dieser Art entstanden, wobey man nicht die geringste Rücksicht darauf genommen: als die neue Hildesheimische Sterbethalergesellschaft, worin die Allermeisten gewinnen, und Keiner verlieren soll, ferner die 1783 in der Stadt Einbeck errichtete Trauerpfenniggesellschaft, eine in der Braunschweigischen Stadt Seesen und dem Harzdistrikte, desgleichen in der Stadt Oldendorf und dem Weserdistrikte, jede von 400 Personen, welche beyde nach 24 Jahren banquerott werden müssen. Von diesen geht er die Einbecksche besonders durch.

3) Seltene, eigene und fremde optische Bemerkungen, mit denen der Hr. Bouguer und Boskowich und den neuesten des Hrn. Prof. Büsch in Vergleichung gestellt von M. F. C. Jetze. Sie betreffen Luftbilder, die er in schattigte und helle eintheilt. Ein Luftbild der erstern Art sahen die französischen Mathematiker auf den Bergen in Quito. Sie erblick-

blickten ihr eignes Schattenbild in concentrischen Kreisen um den Kopf mit sehr lebhaften Farben in den Wolken. Man sehe die Memoires de l'Academie des Sciences à Paris 1744. S. 164 u. f. Le Maire und Boscowich sahen bey der Messung einer langen Standlinie am Ufer des Meers bey Rimini, an deren Ende 20 Fuß hohe dicke Pfähle errichtet waren, jeder aus seinem Standpunkte den Pfahl Abends und Morgens, aber nicht Mittags. Endlich sah Boscowich des Mittags nicht nur den Pfahl, sondern auch die umliegenden Gegenstände in der Luft schwebend, wie einen Spiegel. Dies waren helle Bilder. Letztere Erscheinung hat ihren Grund in den aus allen Punkten der Körper ausfahrenden Lichtstrahlen, welche das Meer zurückwarf. Hr. J. sah in Esthland auf einem alten Schlosse bey Weseberg ähnliche Erscheinungen. Unter andern sah er die 14 Meilen davon liegende Stadt Reval und den Finnischen Meerbusen mit den darin segelnden Schiffen auf dem Berge bey Weseberg, von welchem man doch bey hellem Wetter nur etwa 3 Meilen ins Land herumsehen konnte. Auch Hr. Büsch erzählt dergleichen Erscheinungen in seinem Traktate, und Hr. Dechales berichtet am Ende seiner Dioptrik, daß nach dem Berichte seines Lehrers die Einwohner zu Vesul in Burgund durch die Erscheinung des heiligen Michael mit dem Schwerdte in den Wolken sehr in Schrecken gesetzt wären. Am Ende fand man, daß es das Bild der Thurmfahne war. Aus den hier angeführten Gründen zur Erklärung der Erscheinungen will er am Ende die Fabel des Lynceus zu einer wahren Begebenheit machen. Dieser sah auf einem Vorgebirge in Sicilien die Schiffe im Hafen von Karthago, welcher 48 geographische Meilen davon entfernt war. Bey dem ganzen Beweise kömmt es blos darauf an, zu zeigen, auf welche Art es möglich sey, daß ein Strahl vom Hafen an das Sicilianische Vorgebirge habe kommen können, und diesen Beweis vermißt man eben so sehr, als den, daß eines Schiffes Schwinkel in solcher Weite ein Bild malen könne. Denn was auch über den letzten Punkt gesagt ist, kann uns nicht hinlänglich befriedigen.

4) Versuch über die Logarithmen, worin zwey neue Wege zu deren Berechnung vorgeschlagen werden, von Abel Burja. Wenn l. n für die Basis a = 23,645: so ist

$$a^{23,645} = (a^{10})^2 \cdot (a^{1})^3 \cdot (a^{\frac{1}{10}})^6 \cdot (a^{\frac{1}{100}})^4 \cdot (a^{\frac{1}{1000}})^5 = n$$

Es

Es fragt sich: wie findet man am bequemsten diese Potenzen der a. Hr. B. schlägt dazu 2 Wege vor, wobey er sich der Näherungsmethode bedient. Um Anfängern begreiflich zu machen, daß die Logarithmen weiter nichts als die Exponenten der Potenzen einer Zahl a sind, welche die Basis oder Wurzel heißt, verdient die Angabe des Hrn. Burja allen Beyfall. Daß sie aber bequemer und leichter seyn sollte, als die vom Herrn Euler in seiner Analysi infinit. Cap. 7. gelehrte Methode, kann Recensent nicht behaupten.

5) Von dem Leben, den Schriften, und besonders von den astronomischen Anstalten und Beobachtungen des ohnlängst verstorbenen Doct. von Wolf. Dieser merkwürdige Gelehrte ward zu Coniz in Westpreußen den 26sten Januar. 1724 gebohren, und erhielt 1748 zu Erfurt die medicinische Doctorwürde. Er ward hierauf Leibarzt erst beym Fürstbischof von Posen, und hernach 1753 beym Fürst Lubomirski, mit dem er durch Ungarn, Oesterreich, und einen großen Theil von Deutschland, Holland und Frankreich reisete. Nachher reisete er auf eigene Kosten durch Italien, Schweiz, Deutschland, Holland und England, wo er Mitglied der Königl. Societät ward. Er machte nachher noch eine Reise mit dem Fürsten Czatorysfi. Auf dem Reichstage 1766 ward er vom Könige von Polen geadelt. Warschau ward ihm wegen des starken Einflusses eines fremden Hofes in die Regierungsangelegenheiten unerträglich, und er zog 1771 nach Dirschau in Pomerellen, und von da 1773 nach Danzig, wo er bald eine starke medicinische Praxis und das Amt eines Leibarztes bey dem Abte von Oliva bekam. Dabey studierte er besonders die Naturgeschichte und Astronomie. Er dachte an eine Universalsprache in der Botanik, wovon er aber selbst sagte, daß seine Arbeit zwar gelobt, aber nicht genutzt werden würde. Schon in Dirschau stellte er astronomische Beobachtungen an. In Danzig legte er die Sternwarte mit der Stiftung an, die im folgenden Stücke beschrieben wird. 1780 langten die Instrumente an, und 1781 legte er den Grund zur Sternwarte, welche 1782 fertig ward. Er starb 1784 an der Wassersucht.

6) Beschreibung der Sternwarte von D. N. M. von Wolf. Sie liegt auf dem obersten Bollwerke des Bischofsberges mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und ungefähr auch mit Stockholm unter einem Meridian, gerade in der

der Gegend, wo man die stärkste Krümmung der Erdoberfläche vermuthet. Er schlägt daher vor, mittelst 40 bis 50, in 2 Reihen postirter, Schiffe, und des Hadleyschen Octanten die Entfernung von Stockholm recht genau zu messen. Sein Mauerquadrant von Simson hält 6 Fuß im Halbmesser. Dieser sowohl, als das Passageinstrument sind an sehr grossen Quaderstücken auf einer Mauer angebracht, und können wegen der Oeffnung, die man im Dache machen kann, im Meridiane durch das Zenit bewegt werden. Es werden noch die übrigen Instrumente beschrieben, kostbarer als sie Hevel hatte, und was den dauerhaften Nutzen dieser Sternwarte auch der Nachwelt sichert: so hat er ein ansehnliches Kapital niedergelegt, wovon nicht nur Gebäude und Instrumente, sondern auch ein Astronom unterhalten werden können.

7) Auszüge und Recensionen von

1) Der Cometographie par M. Pingré und 2) dem Trattato d'Astronomia di Vito Caravelli, aus dem Journal des sçavans, 1785.

8) Nachrichten und Anzeigen

1) Des Herrn Ritters von Angos Beobachtungen und Bestimmungen der Elemente der Bahn des 2ten im Jahre 1784 erschienenen Kometen auf der Sternwarte des Großmeisters zu Maltha.

2) Desselben eben daselbst angestellte Beobachtungen der Bedeckung der Venus durch den Mond, 1784.

3) Astronomische Beobachtungen und Bemerkungen aus Frankreich, wo für die Königl. Sternwarte zu Paris ein neuer Mauerquadrant von 7½ Fuß im radius gemacht wird.

4) Hr. Jac. Bernoulli Nachricht aus Wien von einem neuen Krahn des Mechanikus Knaus.

Die Abhandlungen im zweyten Stücke sind

1) Theorie der Parallellinien, von J. H. Lambert. Der sel. Lambert sucht den berüchtigten 11ten Grundsatz des Euklids, der doch so sehr eines Beweises bedarf, dadurch zu rechtfertigen, daß er dieses zu einem Grundsatz des Euklids macht: alle Sätze und Erklärungen so lange als blosse

Hypo-

Hypothesen gelten zu lassen, und nichts Dinges eher zu beweisen, als sie selbst erwiesen sind. In so fern kann dieser 11te Grundsatz seinen Platz immer behalten; denn er ist an sich möglich, und Euklid beweiset nichts eher daraus, als bis er die Lehrsätze von den Parallelen erwiesen. Uebrigens fügt Lambert sehr sinnreiche Betrachtungen hinzu, aus welchen dieser Grundsatz für sich als Folge anderer Euklidischen Sätze könne erwiesen werden.

2) Ueber eine von Lambert erfundene neue Art von Sonnenuhr, von L. Oberreit. Lambert machte in den Berliner Ephemeriden eine ganz neue Art von Azimutaluhren bekannt. Er zeigte, daß man statt der Ellipse den Zirkel gebrauchen, und diesen, wie die Aequinoctialuhren in gleiche Theile für die Stunden eintheilen könne, wenn man den Zeiger nach der Deklination der Sonne auf den ihr zugehörigen Punkt in der Mittagslinie schieben könnte, und ihm einen Winkel gegen die Horizontalfläche gäbe, der die Größe eines rechten Winkels weniger der halben Aequatorhöhe hätte. Auf Mauern, wo das Verschieben des Zeigers Unbequemlichkeiten verursachen könnte, schlägt Hr. Oberreit excentrische Kreise vor, deren Theilpunkte für die Stunden man findet, wenn man parallel mit der Mittagslinie durch die Theilpunkte eines Kreises Linien zieht. Lambert richtete die Uhr auch für schiefe Flächen ein, und zeigte, wie sie auch nach der mittlern Zeit gestellt werden könnte, wenn man ihr die Form eines um seinen Mittelpunkt beweglichen Ringes gäbe, ingleichen wie sie in Verbindung mit einer andern dienen könnte, die Mittagslinie zu finden. Hr. Oberreit findet sie aber für sich allein dazu tüchtig.

3) Kritters Abhandlung von gerecht eingerichteten und dauerhaften Waisenkassen, nach schon bekannten Grundsätzen.

4) Analytische Auflösung einer Aufgabe über die an den Aerostaten anzubringenden Fallschirme, von Jacob Bernoulli. Wenn d den Durchmesser des Fallschirms, P das Gewicht der am Aerostaten hangenden Körper, die durch den Fallschirm gesichert werden sollen, H die Höhe, von welcher man ohne Gefahr herabspringen kann, etwa 6 bis 8 Fuß, und A das Gewicht eines Kubikfußes Luft in der untern Region bedeutet, daß er $\frac{1}{12}$ Pfund nach franz. Gewichte annimmt: so ist $d^2 = \frac{14\,P}{11\,HA}$ z. B. für P = 400 Pfund wäre d = 32 Fuß.

5) Leichte Auflösung eines Problems aus der höhern sphärischen Trigonometrie, von Nik. Fuß. Die Aufgabe ist: aus 2 in einem größten Kreise gegebenen Punkten auf der Kugelfläche ein Dreyeck zu zeichnen, dessen Spitze in einen andern größten Kreis falle, und dessen Inhalt ein Maximum sey. Die gebrauchten Vortheile bey der Integralrechnung machen diese Auflösung angenehm.

6) Auszüge und Recensionen neuer Bücher.

1) Hrn. Camerers in Tübingen Nachricht und Probe von seiner noch ungedruckten Uebersetzung der Simsonschen Ausgabe von Apollonii locorum planorum, Lib. II. aus einem Briefe an einen Freund. Das Ganze wird ungefähr ein Alphabet stark werden. Die Zusätze sollen eigentlich in einem analytischen trigonometrischen Kalkul bestehen, denen noch einige Beyspiele von geometrischen mit Hülfe der Oerter aufgelösten Aufgaben als nützliche Anwendungen dieser Sätze beygefügt werden sollen. Das Format wird etwa wie das für Euklids data nach Schwabs Ausgabe seyn. Von ganzem Herzen stimmt Rec. dem Urtheile des Hrn. Hindenburgs bey, wenn er dergleichen Arbeiten in unsern Tagen, wo man, ohne mit der vortrefflichen Euklidischen Methode erst bekannt zu seyn, sogleich sich mit der Algebra und höhern Analysis abgiebt, unter die verdienstlichen rechnet. Newton selbst bereuete es, daß er in den ersten Jahren seines mathematischen Fleißes zu geschwind zu den Werken des Cartesius und anderer Algebraisten übergegangen wäre.

2) Fortsetzung der Rechenkunst in Anwendungen auf mancherley Geschäfte, von A. G. Kästner.

3) Auszug aus den Anfangsgründen und dem Lehrbegriff der mathematischen Wissenschaften, von W. J. G. Karsten. Beyde Bücher von entschiedenem Werthe hat Hr. Hindenburg recensirt.

4) Ad fratrem C. G. Eschenbach Epistola H. C. V. Eschenbach A. M. Inest in locum Kaestnerianum de multipliangulorum tangentibus commentatio. Lipsiae 1785. apud Schwickertum, 4. enthält neue

Kupf-

Kunstgriff bey Bestimmung des n fachen Bogens aus der Tangente des einfachen. Auch diese Recension ist vom Hrn. Hindenburg.

6) Dissertation sur l'Observation de la longitude à la mer etc. Piece couronnée en [illegible] par la societé provinciale des Arts et Sciences d'Utrecht par M. le Chevalier de la Coudraye. Die Methode, die Meereslänge durch Distanzen der Fixsterne zu finden, ist die des Hrn. Ritters von Borda. Die Abhandlung enthält so viel, als zum Unterrichte der Seefahrer nöthig ist. Aus dem Journ. des Scavans. Nov. 1785.

7) Nachrichten und Anzeigen.

1) und 2) von Hrn. Herschels Entdeckungen mit seinem Teleskope von 20 Fuß Fokallänge. Was Hr. Darquier glaubt, daß das Teleskop so viel an Deutlichkeit verliere, als man an Vergrößerungen gewinnt, scheint wohl durch Hrn. Herschels Entdeckungen selbst schon widerlegt zu seyn. Er hat nun schon bis den 12ten Jun. 1785 auf 1249 Nebelsterne oder Sternklumpen, und darunter neuerlich 6 Himmelskörper von einer ganz neuen Art beobachtet. Er nennt sie wegen ihrer so rein abgeschnittenen Scheibe und des gleichförmigen Lichts planetische Nebelsterne. Er will sich nun ein Teleskop von 40 Fuß Brennweite, und 4 Fuß Durchmesser machen. Er wohnt jetzt zu Clayhall bey Windsor.

3) Opposition des Saturn und Jupiter 1785.

4) Auszug eines Briefs vom 12ten Febr. 1786 über die herauszugebenen Beyträge zur Mathematik und Naturlehre, deutsch mit Anmerkungen des Herrn Verfassers.

5) Praemium ab Acad. scientiar. imper. Petropol. publice propositum. Die Preisfrage betrifft den Fall, wenn ein Komet der Erde so nahe käme, daß sie wechselseitig auf einander wirkten: was da geschehen würde?

Dt.

Nachricht von dem neuen Grundbaue zu einer Anzahl Häuser in Potsdam — von H. L. Manger, Kön. Bauinspector. Drittes Stück. Potsdam, 1786, Horvath. Die Seiten fortgezählt 209—332. Sechs Kupfertafeln, zu jeder eine Seite gedruckte Erklärung.

Ueber den Gebrauch der Rammen zum Einschlagen der Pfähle. Versuche mit einem Modelle, wo ein Längenfuß durch 3 rheinl. zwölfth. Zolle ausgedruckt, und alles, auch die Taue verhältnißmäßig war. Wenn sich der Pfähle Querschnitte = 2 : 1 verhielten, ward der schwächere beynah noch einmal so tief eingetrieben als der stärkere. Mehrere Untersuchungen über die Wirkungen des Bärfalles. In 17[illegible] kam ein Kön. Befehl: Alle Fundamentmauern, so weit sie in Erde und Erdfeuchtigkeit kämen, sollten mit blossem frischgebrannten und gelöschten noch heißem Kalke ohne den geringsten Zusatz von Sand und dem Sande ähnlichen Ingredientien aufgeführt werden. Man erfuhr, diesen Befehl habe ein italiänischer Baumeister nach seinen Erfahrungen am Poflusse, veranlaßt, wo er so ganz zu Stein gewordene Mauern aufgeführt. Weil aber nicht aller Kalk einerley ist, so wurden Versuche angestellt, welche zeigten, daß man hie anders verfahren müsse. Sehr wichtige Erfahrungen von eigenen Schweren allerley beym Bauen gebräuchlicher Materialien, wozu oft Würfel von ½ Fuß Seite, also ⅛ Cubf. Inhalt gebraucht worden. Ein Cubikf. frische Mauer über der Erde wog anfangs 102 Pf. 18 Loth, nach völliger Austrocknung 96 Pf. 1½ Loth, verliert also den sechszehnten Theil des ersten Gewichts. Eine Quadratruthe dieser Grundarbeit kostet 243 Th. 13 Gr. 7 Pf. Mangel an Hanf veranlaßte Hrn. M. auf Taue von Flachs zu denken. Die Seiler wandten ein, der Flachs sey zu kurz dazu. Hr. M. fand, daß guter Flachs gegen 2 Fuß, Hanf nur etwas über 2, höchstens 3 Fuß lang war. Es ließen sich auch fláchsene Tauen machen; aber so viel Haltbarkeit hatten sie nicht. Die Festigkeit einer fláchsenen Leine war gegen die einer hänfenen ohngefähr wie 2 : 3. Getheerte Taue thaten in trockner Wärme nicht gut, vermehrte die Friction, und verbrannten gleichsam in sich selbst. Auch ungetheerte litten im trocknen

[illegible] der [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] in der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible]
[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible]
[illegible] Nachricht [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], wo man nicht den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] zeigt auch, daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], einige [illegible] [illegible] zur [illegible] [illegible]
[illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] aufgeführt habe, [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]
[illegible], auch der [illegible] zur [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] zu [illegible].

Nachricht von dem neuen Grundbaue zu einer Anzahl Häuser in Potsdam — von H. L. Manger, Kön. Bauinspector. Drittes Stück. Potsdam, 1786. Horvath. Die Seiten fortgezählt 209 — 332. Sechs Kupfertafeln, zu jeder eine Seite gedruckte Erklärung.

Ueber den Gebrauch der Rammen zum Einschlagen der Pfähle. Versuche mit einem Modelle, wo ein Längenfuß durch 3 rheinl. zwölfth. Zolle ausgedruckt, und alles, auch die Taue verhältnißmäßig war. Wenn sich der Pfähle Querschnitte = 2 : 1 verhielten, ward der schwächere beynah noch einmal so tief eingetrieben als der stärkere. Mehrere Untersuchungen über die Wirkungen des Fallkörpers. In 17[illegible] kam ein Kön. Befehl: Alle Fundamentmauern, so weit sie in Erde und Erdfeuchtigkeit kämen, sollten mit blossem frischgebrannten und gelöschten noch heißem Kalke ohne den geringsten Zusatz von Sand und dem Sande ähnlichen Ingredienzien aufgeführt werden. Man erfuhr, diesen Befehl habe ein italiänischer Baumeister nach seinen Erfahrungen am Po-Flusse, veranlaßt, wo er so ganz zu Stein gewordene Mauern aufgeführt. Weil aber nicht aller Kalk einerley ist, so wurden Versuche angestellt, welche zeigten, daß man hie anders verfahren müsse. Sehr wichtige Erfahrungen von eigenen Schweren allerley beym Bauen gebräuchlicher Materialien, wozu oft Würfel von ½ Fuß Seite, also ⅛ Cubikf. Inhalt gebraucht worden. Ein Cubikf. frische Mauer über der Erde wog anfangs 102 Pf. 18 Loth, nach völliger Austrocknung 96 Pf. 1⅓ Loth, verliert also den sechszehnten Theil des ersten Gewichts. Eine Quadratruthe dieser Grundarbeit kostet 243 Th. 13 Gr. 7 Pf. Mangel an Hanf veranlaßte Hrn. M. auf Taue von Flachs zu denken. Die Seiler wandten ein, der Flachs sey zu kurz dazu. Hr. M. fand, daß guter Flachs gegen 2 Fuß, Hanf nur etwas über 2, höchstens 3 Fuß lang war. Es ließen sich auch flächsene Tauen machen; aber so viel Haltbarkeit hatten sie nicht. Die Festigkeit einer flächsenen Leine war gegen die einer hänfenen ohngefähr wie 2 : 3. Getheerte Taue thaten in trockner Wärme nicht gut, vermehrte die Friction, und verbrannten gleichsam in sich selbst. Auch ungetheerte litten im trock-

nen

nen und warmen Sommer außerordentlich, zumal über meßsingene Scheiben, die man deswegen abschaffen mußte. Namen der Maurer- und Zimmermeister, darunter Lehrer Hr. M., denn als Candidatus Juris und Bauconducteur, hat er noch diese Arbeiten gewerkmäßig gelernt. (Welches sehr zu seinem Lobe gereicht, die Herren, die Baumeister werden, ohne daß sie was weiter gelernt haben, als Risse copiren, werden dann von den Werkleuten ausgelacht und hintergangen.) Rechtfertigung, daß er keinen Gewinnst bey dieser Arbeit gemacht; wenn es mit ihm nicht zu spät wäre, würde er noch ein Arzt oder ein — Theologe. (Er muß also die Theologenprofession einträglich finden. Doch würde er da seine bisherige Geschicklichkeit nicht sehr brauchen können, weil jetzo die Theologen lieber einreißen als bauen, am allerwenigsten Grund, der nicht ganz fest war, sicherer zu machen, bekümmert sind.) Register, besonders der Kunstwörter. Das erste Kupfer zeigt Potsdam nach einer Zeichnung des Imprimeur und nachh. Kammerherrn von Suchodolez, 1683, nebst dem Zustande 1783; auf den folgenden sieht man Rammen, ein Schaufelwerk Wasser auszuschöpfen, Rostgrund, Stellung der Arbeiter u. dergl. Ueber diesen Band, dessen gleichen in der Größe vielleicht nicht sogar häufig vorkommen dürfte, obgleich ähnliche Fälle sich immer ereignen, ist Hrn. M. Nachricht ungemein lehrreich. Vieles in ihr auch brauchbar, wo man nicht eben sumpfigen Boden fest machen muß. Sie zeigt auch, daß Hr. M. nicht nur wie sonst manche Baumeister, einige mathematische Lehren zum nothdürftigen Gebrauche ins Gedächtniß gefaßt, sondern sich durch gründliche Känntniß aufgeklärt habe, bey jeden Vorfällen das Nöthige zu erfinden, auch das Verfahren zum allgemeinen Unterrichte so nützlich zu beschreiben.

M.

Kurze und faßliche Einleitung in die Geometrie, Astronomie und Chronologie. Tübingen, 1786. 9 Bogen, 8. 1 K.

Der Vortrag ist katechetisch oder vielmehr examinatorisch, ohngefähr so, wie es in den Katechismen gewöhnlich ist. Wir zweifeln auch hier, ob der Lehrling seine

auswendig gelernten Antworten allenthalben verstehe. Es wird gleich im Anfange der Geometrie gefragt: wie entsteht eine Länge? A. Wenn sich ein Punkt von einem Orte zum andern bewegt. (Was ist aber ein Punkt?) Ferner: wie entsteht eine Fläche? A. wenn sich eine Linie auf die Seite bewegt. Und: wie entsteht ein Körper? A. wenn sich eine Fläche in die Höhe oder Tiefe bewegt. Darauf: wie stellt man sich diese Größen in der Geometrie vor? A. Nicht wie sie in der Natur vorhanden sind, sondern durch die Einbildung abstrahirt man sie blos von der Natur, daß man sich einen Punkt ganz untheilbar, eine Länge ohne alle Breite, eine Fläche ohne alle Dicke, und einen Körper ohne alle Verschiedenheit der Materie vorstellt. Vollkommen die gewöhnliche Methode der Katechismen bey dem Vortrage übersinnlicher Begriffe aus der Dogmatik. Dieser Anfang läßt vermuthen, daß der Verf. die Geschicklichkeit, Kindern oder Personen von geringen Fähigkeiten, etwas faßlich zu machen, noch nicht besitze. Er sagt weiterhin: ein Prisma entsteht, wenn sich ein Triangel oder Vieleck eine gewisse Höhe über sich hebt. Und: Ludolph von Cölln (sollte heißen, von Ceulen oder van Collen, aus Hildesheim gebürtig, der aber in Holland gelebt hat) hat das Verhältniß des Durchmessers eines Kreises zum Umfange noch genauer ausgedrückt, als Archimedes, nämlich wie 100 zu 314. Allein dieses Verhältniß ist von dem Verhältniß 7 zu 22 (welches eigentlich bey A. nur eines von zwey Verhältnissen ist, zwischen welchen das wahre fällt) noch sehr wenig unterschieden. Daß Ludolph die Peripherie bis auf 32 Decimalstellen gefunden habe, ist ja bekannt genug. Des Verf. Absicht ist recht gut, und sein Büchlein ist nicht ganz unbrauchbar; aber er scheint, wie manche andere zu glauben, daß Bücher für Kinder sich leicht schreiben lassen, da eben diese gewiß viel Kunst, Kenntniß und Vorsicht erfordern.

Die Astronomie hat der Verf., wie er selbst anzeigt, aus Hrn. Klügels Astronomie (in desselben Encyklopädie) genau und von Wort zu Wort ausgezogen. Aus eben diesem Werke hat er auch die Chronologie entlehnt. Es ist aber doch einiges unrichtig ausgezogen, als von der Polhöhe, der Höhe des Aequators und Declination. Von der sphäroidischen Gestalt der Erde verworren und unzusammenhängend. Die Erde und die übrigen Planeten hangen frey in der Luft (S.65), wel-

welches Hr. Kl. wohl nicht wird gesagt haben, so wenig als derselbe von dem Winkel der Horizontalparallaxe, die ein Stern mit der Horizontallinie gegen den Beobachtungsort auf der Erde und den Mittelpunkt derselben macht, kann geredet haben. Die Parallaxe konnte hier ganz wegbleiben. Die Erklärung der Verschiedenheit der Tage (nicht Täge) und Nächte ist nicht ganz gut gerathen, ohne Zweifel durch Schuld des Verfassers. Die Ordnung des Vortrages ist nicht die beste. Am natürlichsten wäre es gewesen, zuerst blos die scheinbaren Bewegungen zu erzählen, und darauf die wahren Bewegungen überhaupt historisch zu erklären.

L.

---

8. Weltweisheit.

Versuch einer praktischen Logik oder einer Anweisung den gesunden Verstand recht zu gebrauchen. Leipzig, 1786. in der Müllerschen Buchhandlung, in 8. 194 Seiten.

Der Verf. hat von logischen Lehren manches gehört und gelesen, aber nichts gehörig verdaut, wir wollten ihm daher rathen, die Philosophie mehr und anhaltender zu studieren, ehe er sich zu ihrem Lehrer aufwirft; besonders da es ihm nicht an Talenten zu fehlen scheint, deutlich zu fassen und auszudrücken, auch etwas zu übersehen, wenn er es einmal recht durchgesehen hat. Ueberall wimmelt es von unbestimmten, halb wahren Sätzen, überall fehlt Zurückführung der Sätze auf ihre ersten Gründe, mithin systematischer Zusammenhang einzelner Lehren. Schon der Titel enthält davon Proben, jede Logik ist ihrem Wesen nach praktisch, eine blos theoretische ist contradictio in adjecto. Oder soll praktisch eben so viel heißen, daß sie nur das enthält, was in den meisten Fällen anwendbar ist? Dann ist der Gedanke sehr unschicklich ausgedruckt. Gegenwärtige Logik ferner ist dem gesunden Verstande besonders bestimmt; haben etwa andere Logiken den Verstand ungesund gemacht? Auch das ist wesentliche Bestim-

stimmung der Vernunftlehre. Doch der Verf. denkt sich hier einen Unterschied, in den Vorkenntnissen sagt er, nach der Maaße, wie die Menschen ihren Verstand zu üben gewohnt sind, lassen sich drey Grade denken — deren erster ist natürliches Vermögen zu denken, der zweyte, gelegentliche, durch menschliche Gesellschaft und in deren Umgange geübtes Vermögen zu denken, ist dann eine den meisten Menschen wenigstens zuzuschreibende Fertigkeit im Denken, d. h. gemeiner Menschenverstand, oder gesunder Verstand? der dritte Grad wird nur durch lange kunstmäßige Uebung nach wissenschaftlichen Regeln erlangt, und heißt Tiefsinn. — Sey also dieser Versuch, eine Anweisung für den gesunden Verstand, — der Logiken um gelehrte Wortkrämer zuzustutzen, giebt es genug. Bestimmt sehen wir hier den Unterschied zwischen gegenwärtiger und bisherigen Logiken noch nicht; indeß scheint so viel durch, der Verf. will die Subtilitäten vermeiden, also von den mancherley Regeln für Syllogismen, den Arten und Benennungen der Sophismen, nicht handeln; auch also nicht von dem was eigentlich die Gelehrsamkeit des höhern in der Philosophie betrifft, den Beweisen und Theorien a priori, als welche für den gemeinen Menschenverstand nicht sind. Dieser Unterschied ist so gut als keiner, theils weil er ihn selbst wieder aufhebt, denn er handelt auch von den Regeln Begriffe zu machen, die doch der gemein Verstand nicht gebraucht: theils weil von Folgerungen und Schlüssen, als Operationen des gemeinen Verstandes doch auch muß gehandelt werden, deren Theorie sich ohne jene Subtilitäten nicht mit vollkommener Präcision und Richtigkeit vortragen läßt. Der gemeine Verstand endlich, für sich, bedarf keiner kunstmäßigen Anweisung, weil die Schwierigkeiten und Fehltritte erst da hauptsächlich sich veroffenbaren, wo es auf dessen Erhebung zur wissenschaftlichen Erkenntniß ankömmt. Die übrigen Regeln lernen sich leicht aus Erfahrung, und werden auch instinktartig vom gemeinen Verstande beobachtet. Für wen ist also diese Logik? Für Gelehrte, die Wissenschaft suchen, nicht; für andere, die sich mit gemeiner Erkenntniß begnügen, auch nicht; weil sie sie nicht nöthig haben. Zudem hat solche Popularisirung offenbar in Ansehung der Wissenschaften, Nachtheil, der Ungelehrte, wenn er so etwas liest, glaubt alles Wissenswürdige darin gefunden zu haben, und verachtet nun alle, die tiefere Einsichten fordern. Fühlbar hat dies Bestreben den Wissenschaften unendlichen Nach-

theil

theil bisher gebracht, was nicht jeder mit seinen fünf Sinnen betasten kann; wird fast nichts mehr geschätzt, so offenbar es auch Gelehrten ist, daß gerade dies den unerheblichsten Theil unserer eigentlich wissenschaftlichen Erkenntniß ausmacht. Hoffentlich wird der Verf., wenn er in der Philosophie weiter geht, das einmal selbst lebhaft fühlen.

Jetzt noch einige Proben von unrichtigen und superficiellen Gedanken, die vielleicht den Verf. tiefer zu forschen ermuntern können, um dessentwillen sie auch blos hergesetzt werden. Alle unsere Kenntnisse kommen aus Empfindungen, setzt er gleich anfangs fest, ohne genau zu bestimmen, was er unter Empfindungen will verstanden haben. Vermuthlich denkt er blos Sensationen, Eindrücke durch die äußern Sinne, wenigstens ist keine Spur, daß er mehr versteht. So aber ist dieser Satz offenbar falsch, die innern Empfindungen, diese Hauptquelle von Kenntnissen, die eigentliche Grundlage alles Wissens a priori, alles wissenschaftlichen, werden gänzlich übergangen. Von der Empfindung lehrt er, sie entstehe, wenn wir durch das Bewußtseyn ein Bild, eine Vorstellung von dem empfundenen Gegenstande aufnehmen, diese Vorstellung nennen wir eine Empfindung. Vorstellung und Empfindung unterscheidet der Psycholog sorgfältig, unterscheidet auch der Verfasser, wenn er unten von richtigen Vorstellungen handelt; hier aber sind sie eins. Ist Empfindung Vorstellung des Empfundenen, was ist dann Vorstellung einer Empfindung, etwa Vorstellung von einer Vorstellung? Als ein zweytes Kriterium von Wahrheit der Empfindungen, setzt er, es müssen die Nerven gerade den Eindruck zur Seele bringen, den sie durch die Einwirkung des ersten Körpers erlitten haben; das thun sie ja aber auch, wenn in einer Entfernung der viereckte Thurm rund gesehen wird. Die Regeln für die Richtigkeit der Empfindungen müssen aus deren Natur, aus dem, was ihren natürlichen Gang aufhält oder hindert, hergeleitet werden, wenn sie Festigkeit und Brauchbarkeit haben sollen, davon sagt aber der Verfasser kein Wort, er setzt sie, ohne solche Ableitung hin. Freylich sind sie an sich einleuchtend genug, und der gesunde Verstand nimmt sie ohne Widerstand als Wahrheiten an, aber das genügt doch den wissenschaftlichen Forscher nicht. Noch weniger den, der selbst hierüber keine Erfahrungen gesammlet hat, also

auch nicht allein erst zu bildenden gesunden Menschenverstand.

Dr.

Menschenkenntniß — gesammelt von J. G. Meißner. Zweyter Theil. Liegnitz, bey Pappäsche, 1786. 8. 13 Bogen.

Das Urtheil, welches wir schon über das erste Bändchen gefällt haben, gilt auch von diesem. Die Gegenstände, über welche der Verf. nach seiner Art zwar in Paragraphen, aber nicht systematisch moralisirt, sind: die Jugend, die Ehe, gesellschaftliche Unterhaltung, und Kunstgriff einiger Menschen, andere zu gewinnen. Man findet unter vielen nicht neuen und ganz gewöhnlichen Bemerkungen auch hier manche richtige und nützliche, in einem geraden Tone gutherzig hingesagt, der keinen Zweifel übrig läßt, daß es der Verfasser mit den Menschen, so wie mit seiner Schriftstellerey recht gut meyne.

Ue.

Einleitung in die Seelenlehre von Jacob Friedrich Abel, Prof. der Psychologie und Moral an der hohen Karlsschule. Stutgart, bey Metzler. 1786.

Ueber die Quellen der menschlichen Vorstellungen von Jacob Friedrich Abel. Stutgart, 1786.

Beyde Werke des Herrn P. Abel stehen in einem so genauen Zusammenhange mit einander, daß wir sie hier in der Anzeige sehr füglich zusammenfassen können. Denn das Letztere ist, wie der Verf. auch selbst in der Vorrede gesteht, nichts anders als ein Kommentar über das erstere, welcher eigentlich zur Absicht hat, diejenigen Materien, welche in der Einleitung in die Seelenlehre nicht ausführlich genug entwickelt werden, wenigstens so ausführlich darzustellen, daß sie jedem Leser, auch ohne Hülfe einer Erklärung, von selbst verständlich sind. Die Einleitung in die Seelenlehre

Lehre unterscheidet sich besonders dadurch von den gewöhnli-chen, daß darin schon manches aus der Kantischen Philoso-phie genutzt ist; welche unstreitig über die Kräfte der Seele und ihre Operationen, vorzüglich in Absicht des Denkens, ein großes Licht verbreitet, wenn man gleich nicht das ganze Re-sultat derselben annehmen möchte. Der Plan, der bey die-sen Schriften zum Grunde liegt, ist zunächst beweisen, daß die Seele etwas für sich Bestehendes, Substantielles sey, dann ihre Natur und endlich ihre Wirkungsart mit den Ge-setzen derselben zu erforschen. Ich werde mich bemühen, nur aus jeder Schrift die Hauptgedanken des Verf. herauszuhe-ben, doch so, daß ich dabey die Wiederholungen vermeide, welche in den Werken selbst vorkommen. So gut auch gleich anfangs, obzwar nur mit den gewöhnlichen Gründen, die Selbstständigkeit der Seele bewiesen wird, so vermißte doch Recensent sehr die Widerlegung der Kantischen Einwürfe ge-gen dieselbe, welche wirklich die allersonderbarsten in jenem ganzen System zu seyn scheinen, und um so gefährlicher sind, da sie unser ganzes individuelles Daseyn ungewiß machen, und unsere Seele in ein blos fließendes logisches Subjekt ver-wandeln, das in keinem Augenblick dasselbe bleibt, sondern in einem beständigen Fluß von Veränderungen schwebt. Wie sehr angebracht wäre es da nicht gewesen, bey dieser Gele-genheit die wichtige Frage zu untersuchen, wie das Denken, welches doch erst allen Schein und alle Täuschung möglich macht, selbst Schein und Täuschung seyn könne. Allein die-se Frage übergeht der Verfasser ganz, und thut nur über-haupt dar, daß die Seele eine Substanz, und zwar nur eine vorstellende Substanz ist, und nur Eine Kraftäußerung be-sitzt, welche Empfindung heißt, in so fern sie auf diese oder jene Art durch Schmerz oder Lust affizirt wird; Denken, in so fern diese Modifikation sich auf etwas von ihr selbst verschie-denes beziehet, und endlich Wille, so fern sie stets mit einer Selbstthätigkeit verbunden erscheint, die durch jene rege ge-macht wird. Hierauf folgen Betrachtungen über das Werk-zeug der Seele, den Körper, seine Verbindung mit ihr, über die Sinne, Einbildungskraft, und die Gesetze ihrer Wirkun-gen. Vorzüglich gut werden hier die Associationsgesetze ent-wickelt. Es erwecken sich 1) ähnliche Ideen, 2) kontrasti-rende Begriffe, darum weil das Daseyn entgegengesetzter Stimmungen Körper und Seele in größere Thätigkeit setzt, vielleicht auch weil durch einen der contrastirenden Begriffe der

der allgemeine Begriff, unter dem sie beyde enthalten sind, und dann durch diesen der andere von den contrastirenden sich darstellt. 3) Die coexistirenden erwecken sich um so mehr, je häufiger, genauer und näher ihre Gleichzeitigkeit war, und je mehr sie während derselben auf einander wirkten. 4) Succedirende schon darum, weil die letzten von den vorhergehenden mit den ersten von den nachfolgenden gleichzeitig sind. Wirkung und Ursache erwecken sich um ihrer beständigen Folge auf einander, und um ihres subjectiv nothwendigen Zusammenhangs in der Seele willen. Alle übrigen Verhältnisse, z. B. Zeichen und Bezeichnetes lassen sich auf die vorigen zurückführen. Ueber die Anwendung dieser Gesetze, und wie die Seele durch dieselbe geleitet, ihre Begriffe, Urtheile und Schlüsse bildet, bemerkt der Verf. zwar manches Richtige; allein er wird darin gar zu trocken, weil er es gar nicht auf die Erklärung gewöhnlicher Erscheinungen in der menschlichen Natur anwendet, wodurch es erst Interesse hätte erhalten können. So hätte er z. B. die Bemerkung, daß die Thätigkeit des Verstandes, das Gesetz der Aehnlichkeit und des Kontrastes, seine Unthätigkeit aber das Gesetz der Gleichzeitigkeit und Folge begünstigt, dadurch fruchtbar und interessant machen können, daß er gezeigt hätte, wie dieses die Hauptquelle des gewöhnlichen Aberglaubens sey, indem der ungebildete und rohe Mensch, bey dem der Verstand noch nicht wirksam werden kann, aus dieser Ursache so geneigt ist, Dinge und Phänomene, die von ohngefähr und zu gewissen Zeiten zusammentreffen, als Wirkung und Ursache anzusehen. Auch hätte sich hier noch sehr füglich etwas über den wichtigen Einfluß der Associationsgesetze auf die Entstehung und Befestigung der Neigungen erinnern lassen. Der dritte Abschnitt enthält Reflexionen über die Applikation der Seele auf die gegebenen Materialien und ihre Gesetze, über das Denken, und die verschiedenen Aeußerungen desselben durch Urtheilen, Schlüssen u. s. w. Wie sehr der Verf. hierin den Kantischen Grundsätzen folgt, sieht man daraus, daß er sich unter andern so ausdrückt: „Alle transcendentale Begriffe werden darum „für nothwendig wahr gehalten, weil sie aus nothwendiger „Uebertragung der subjectiven Regeln der Verstandesgesetze „aufs Objective entstanden, und also so nothwendig als jene „selbst sind. Die Anwendung dieser transcendentalen Begriffe auf die äußern Eindrücke, und auf diejenigen, die wir „aus dem innern Bewußtseyn erhalten, macht die eigentliche

Erfah-

„Erfahrung aus. Endlich erheben wir uns auch über die Er„fahrung, als welche immer noch Erscheinung bleibt, und „suchen etwas, das nicht mehr Erscheinung aber Quelle al„ler Erscheinungen ist. Das Daseyn solcher Etwas wird „durch die Kategorien bestimmt, ihre innere Beschaffenheit „aber kann durch nichts bestimmt werden." An einer andern Stelle, wo der Verf. die Verstandesbegriffe völlig nach Kantischer Maniere entwickelt, heißt es: „Alles Denken bezieht „sich auf ein Etwas, welches wir denken. Da nun Denken „einer Seits ohne Beziehung auf ein solches Etwas gar nicht „möglich ist," (denn ohne dieselbe würde die Seelenäußerung „aufhören, ein Denken zu heißen) „und anderer Seits dies „Etwas gänzlich nur durch jenen Aktus des Denkens bestimmt „wird, (denn es ist nicht mehr und nicht weniger, als wozu es durch diesen gemacht wird) „so muß alles, was von den „Gesetzen des Denkens als nothwendig und richtig gesagt „wird, auch von jenem gedachten Etwas gesagt; das ist, die „subjectiven Regeln des Verstandes müssen objectivisch gemacht „werden." Gerade so drückt sich Hr. Kant über seine Kategorien und ihre Nothwendigkeit aus, welche letztere er blos daraus herleitet, daß der Verstand seine Begriffe nicht, wie man bisher geglaubt hatte, aus der Natur und Erfahrung schöpft, sondern seine subjectiven Denkgesetze der Natur vorschreibt, sich selbst erst eine Erfahrung bildet, und seine Begriffe also nothwendig allenthalben wiederfinden muß. Allein der Verf. hätte doch nicht diese Behauptungen so geradezu annehmen sollen, besonders da er noch eine eigene Schrift herauszugeben verspricht, worin er beweisen will, daß die Kategorien nicht a priori in der Seele liegen. Denn diese Sätze gelten doch nur erst dann, wenn vorher bewiesen ist, daß die objective Welt, welche den Erscheinungen zum Grunde liegt, sich gegen die Operationen unsers Verstandes ganz und gar leidend verhält, gar kein Verhältniß zu unserer Denkkraft, und gar keine Beziehung auf unsere Art sie uns vorzustellen hat. Ist aber die Außenwelt auch nach gewissen Gesetzen geordnet, welches doch wohl vernünftig ist, anzunehmen, und steht sie mit unserm Vorstellungsvermögen in einem solchen Verhältniß, daß die eine für das andere geschaffen ist; so ist es doch auch höchst wahrscheinlich, daß ihre beyderseitigen Gesetze sich nicht einander widersprechen, sondern übereinstimmen, und die Begriffe des Verstandes in der objectiven Welt, obgleich unter einer andern Gestalt realisirt sind. Nimmt

man nun dieses an, so fließt natürlich aus dieser Verbindung die Nothwendigkeit der Verstandesbegriffe, die auf jene Art doch immer nur sehr unvollständig erklärt werden kann, weil Hr. Kant gar keine Rücksicht auf die Außenwelt nimmt, ja das Daseyn derselben nur für problematisch ausgiebt. Diese große Schwierigkeit wird hier gar nicht berührt, und daher kömmt es denn auch wohl, daß der Verf. den Kantischen sogenannten kritischen Idealismus ohne alle Prüfung, welche er doch noch so sehr zu bedürfen scheint, annahm, und unter andern sagen konnte: „Die Kategorien sind blosse Formeln, „die erst durch ihre Anwendung auf Erscheinungen etwas „Wirkliches darstellen. Aber diese Darstellung des Wirklichen „ist nur subjectiv wahr, das ist, das Absolute in den Din„gen Vorhandene kann und muß von uns, aber gerade nur „von uns auf diese eigenthümliche Art vorgestellt werden, ob „wir gleich weder die Darstellungsart eben derselben Eigen„schaften von andern, noch das innere Wesen der Dinge selbst „dadurch bestimmen können.“ „Hingegen ist sie als subjecti„visch gewiß, weil unsere Denkgesetze uns nöthigen, die Be„griffe also zu bilden, anzuwenden und zu glauben. Die Er„scheinung supponirt zwar etwas, das nicht Erscheinung, son„dern die Quelle desselben ist, und wir suchen also diese in„nere Quelle oder das Wesen der Dinge. Aber doch kennen „wir nur ihr Daseyn, nie ihr Wesen, weil wir nie etwas an„ders als die Erscheinung zu Denken vermögen; doch dient „uns Kenntniß der Wirkung, die ein Objekt auf eine Seele „und Organisation macht, wie die unsere, statt des Wesens „selbst, und ist zu unserm Gebrauch hinlänglich. Hauptsäch„lich giebt es vier solche Gegenstände, deren Wesen wir aber „vergebens suchen, die Körper, die Geister, die Welt und „Gott.“ — Wie stimmt hiermit aber die hernach folgende Widerlegung des Skepticismus wieder überein, worin überdem noch eine Verwechselung der formellen und materiellen Sätze herrscht?

Etwas mehr geht der Verf. in seiner Vorstellung über die Bildung der Begriffe von Raum und Zeit vom Herrn Kant ab, welche er aus dem Abstractionsvermögen herleitet. Er stellt sich nämlich die Sache so vor. Die Seele denkt sich erst das Aehnliche von allen körperlichen Eigenschaften, doch so, daß in dem neuen Ganzen nichts von den bestimmten Eigenschaften der Körper mehr sichtbar ist. Dies thut sie um so

so lieber, da sie hierzu nicht nur durch das natürliche Gesetz aus allem das Allgemeine herauszuziehen gereizt wird, sondern da sie auch noch überdies für ihre Phänomene ein enthaltendes und angemessenes Bild sucht. Das so entstehende neu gebildete Ding ist also nicht gefärbt, nicht solid, es hat keine Größe, keine Figur, weil alle diese Eigenschaften auf eine oder die andere Art bestimmt sind; es ist blos ein Ausgedehntes, Unendliches, ohne körperliche Eigenschaften, obgleich alle Körper in sich Enthaltendes, und nach Wegnahme derselben noch übrig Bleibendes. Eben so bildet sich der Begriff der Zeit aus den Veränderungen, die wir in uns wahrnehmen. Auch ist sie ein Ausgedehntes, Unendliches, alle Veränderungen in sich Enthaltendes, und nach ihrer Wegnahme noch übriges, aber selbst nicht veränderlich, noch mit irgend einer bestimmten Eigenschaft begabt. Aus der Natur dieser Begriffe folgen nothwendig gewisse Grundsätze, als: Alles ist irgendwo, da oder dort, nahe oder entfernt, alles ist in der Zeit, jetzt, ehemals, künftig, gleichzeitig, fortdaurend, oder verändert. Auch entsteht hieraus die eigentliche mathematische Lehrart. Die Geometrie hat nämlich den Raum, und die Arithmetik die Zahlen zum Gegenstande. Zählen aber geschieht nicht anders, als vermittelst der Zeit. Diese Erklärungsart der Entstehung der Begriffe von Raum und Zeit hat unstreitig vieles vor der Kantischen voraus, nach welcher sie die blossen Formen der Sinnlichkeit, oder die nothwendigen Gesetze und Bedingungen sind, unter denen sinnliche Anschauungen erst möglich werden, so sehr auch Hr. Kant sich bemühet, sie damit zu widerlegen, daß nach derselben sich die Nothwendigkeit und Gewißheit jener von unserm Verf. angeführten Grundsätze nicht einsehen lasse. Allein es ließe sich darüber vielleicht noch eine andere Meynung annehmen, die auch schon in dieser Bibliothek bey Gelegenheit der Schulzischen Erläuterungen über Kants Kritik vorgetragen ist, und nach welcher der Grund, warum wir alles im Raum und in der Zeit anschauen müssen, theils in der Einschränkung unserer Seelenkraft, die nicht alles mit einmal fassen kann, theils in der Mehrheit und Veränderlichkeit der Gegenstände selbst gesetzt wird. Diese Meynung wäre nicht allein der Natur der Seele am angemessensten, sondern sie höbe auch jene Schwierigkeit wegen der Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Begriffe von Raum und Zeit am leichtesten. Den Abschnitt über die Sprache, ihren Ur-

sprung,

sprung, und ihre Ausbildung übergehe ich, weil er nicht viel Neues und Eigenthümliches enthält. Ueberhaupt, sagt der Verfasser, erfinden wir, durch Gehör, und die Verbindung der Empfindungen mit den Sprachwerkzeugen unterstützt, durch die eigene Natur des Denkens fähig gemacht, und durch äußere Verhältnisse der Gesellschaft veranlasset und gedrungen, die Sprache. Nach einigen nun folgenden Bemerkungen über die Empfindungen und ihre Wiedererweckung, über Sympathie und Gewohnheit, betrachtet der Verf. endlich den Willen, welchen er ein stets wirksames Streben nach angenehmen Empfindungen nennt, oder bestimmter zu reden, nach hinlänglicher Beschäftigung oder mäßig unterhaltenden Vorstellungen. Er ist frey, in so fern er nicht blos nach den äussern Eindrücken, sondern nach eigener Natur, nicht nur nach dem lebhaftesten und gegenwärtig angenehmsten, sondern auch nach dem fürs Beste gehaltenem sich bestimmen kann. Freyheit enthält 1) Willkühr der Aufmerksamkeit, verbunden mit einem auf vieles sich ausdehnenden Verstande, durch welche beyde wir mehrere Arten zu handeln sehen und hervorbringen können, und keine ausschließend ergreifen dürfen; 2) Selbstthätigkeit, um sich durch eigene Kräfte ohne fremden Einfluß zu einer der möglichen Wirkungsarten zu bestimmen. Aber ohngeachtet dieser Freyheit geschieht doch alles in jedem einzelnen Fall bestimmt, nur auf eine einzige Weise, und das Gefühl der Zufälligkeit stammt nur aus Nichterkenntniß der meistens dunkeln Ursachen, und aus dem Vorurtheil, daß nur das durch ein fremdes außer uns vorhandenes Ding gewirkte, und folglich aus äußerm Zwang entstehende nothwendig bestimmt sey. Den Beschluß des Ganzen machen endlich des Verf. Gedanken über die äußere Natur des Menschen, die äußerliche Beschaffenheit seines Körpers und seine äußerlichen Umstände, wobey auch das Sonnensystem in Betrachtung kommt, und so endigt sich diese Einleitung zur Seelenlehre gerade damit, womit Hr Herder, dem unser Verf. hier überhaupt nur nachschreibt, in seinen Ideen zur philosophischen Geschichte der Menschheit den Anfang macht. Zur Probe mag hiervon noch folgendes dienen. „Das Sonnen- und Weltsystem," heißt es, „enthält zum Theil den Grund von der bestimmten Beschaffenheit der Erde, unsers Körpers, und unserer Eindrücke. Ueberdem ist die Erde in Rücksicht auf das erste ein mittlerer Stern, nicht so weit von der Sonne entfernt als Saturn, und nicht so

nahe

nahe als Venus; und eben durch diese Stellung werden auch ihre übrigen Eigenschaften und Bewegungen zum Theil bestimmt. Sollte auch wohl nicht hierin eine Proportion zwischen dem Erdball und seinen Producten, folglich unserm Körper statt finden, sollte also nicht auch ein mittlerer Grad des Wachsthums unsere Bestimmung hienieden seyn? Endlich ist sie in Rücksicht auf die Sonne und die ganze übrige Welt ein Stern unter Sternen, wirkend auf alle, aber noch mehr leidend von allen; im übrigen aber gerade auf dem Punkt des großen Ganzen stehend, wo sie ihre Rolle am vollkommensten spielt, und von dem sie ohne ihre eigene Zerrüttung, und ohne Zerrüttung des Ganzen nicht kann weggenommen werden. Eben so der sterbliche Mensch. Gesetzt, zwar nicht auf die allerangenehmste und höchste, aber doch auf eine ihm angemessene, immer noch wirksame und angenehme Stelle steht er nicht einsam, sondern unter Millionen niederer und höherer Geister wirkend ohne Zweifel, obgleich nie mittelbar auf sie, aber noch mehr durch sie bestimmt, ein blosses Erdengeschöpf, aber doch ein nicht unwürdiger, vielleicht nur noch nicht reif gewordener Bruder des Seraphs." Ganz Herderischer Schwung. — Man wird übrigens schon aus dieser Anzeige des Inhalts sehen, daß diese Seelenlehre sich weder durch Neuheit des Plans noch der Materien auszeichnet. Auch zweifle ich, ob das Buch zu einem eigentlichen Lehrbuch, wozu es bestimmt ist, recht brauchbar seyn kann, weil theils nicht die genaue Ordnung und der feste Zusammenhang darinn herrscht, der hiezu so nothwendig ist, theils die Theorie zu trocken, nur immer im Allgemeinen, und ohne alle Belege aus der Erfahrung vorgetragen, und folglich dem mündlichen Vortrage des Lehrers zu viel hinzuzusetzen überlassen ist. Indessen ist es als Sammlung, und wegen mancher guten Bemerkungen immer brauchbar.

Bey der zweyten Schrift: Ueber die Quellen der menschlichen Vorstellungen, hatte sich der Verf. eigentlich den Zweck vorgesetzt, ein Buch für diejenigen zu liefern, welche die Seelenlehre durch eigenes Studium, und ohne besondern Unterricht eines akademischen Lehrers erlernen wollen, und sie hat unstreitig durch Ausführlichkeit und Deutlichkeit des Raisonnements, und durch mehrere Anwendung auf psychologische Erfahrungen sehr viele Vorzüge vor der ersten, daher wir auch mit Vergnügen ihrer Fortsetzung entgegen sehen. Nur

der Titel scheint mir nicht völlig zu dem Inhalte zu passen. Der Verf. versteht nämlich unter den Quellen der menschlichen Vorstellungen, die er hie abhandelt, besonders Sinne und Einbildungskraft, und in so fern wir durch beyde unsere ersten Ideen bekommen, verdienen sie auch in einem gewissen Sinne diese Benennung. Allein genau zu reden, sind sie doch nicht eigentlich Quellen unserer Vorstellungen, sondern nur die Mittel und Werkzeuge, wodurch wir unsere Vorstellungen bekommen. So wenig ich nämlich den Eimer, mit dem ich Wasser aus dem Brunnen schöpfe, die Quelle nenne; eben so wenig kann ich auch die Kräfte der Seele, oder vielmehr die Seele selbst, in so fern sie nur eine und dieselbe Kraft hat, die Quellen unserer Erkenntniß nennen. Vielmehr ist die ganze uns umgebende Natur mit allen ihren Gegenständen, Modifikationen und Gesetzen die Quelle, aus welcher wir unsere Begriffe hernehmen, und sie giebt uns die ersten Materialien an die Hand, die durch unsere Seelenkräfte alsdann zwar in ganz neue und veränderte Formen umgebildet werden, aber doch immer Merkmale ihres objektiven Ursprungs an sich tragen. Es müßte denn seyn, daß wir nach Hrn. Kants und seiner Schüler idealistischem System das Daseyn der Außenwelt ungewiß machen, oder eigentlich vernichten, und also unser Seelenvermögen zu Werkzeugen und zu Quellen unserer Ideen zugleich machen wollten, welches doch unser Verf. selbst widerlegen will. Sehr ausführlich trägt der Verf. hier gleich anfangs die Beweise für die Einfachheit der Seele vor, welche ich nur kurz berühren will. „Bey unserer Vorstellungskraft,“ heißt es, „findet darin keine Zusammensetzung statt, weil eine jede Kraft „nur in den einzelnen Substanzen, nicht außer denselben in „einem Dritten oder Ganzen aus der Sammlung der einzelnen entstehendem, liegt. Denn dies Dritte oder Ganze „wären entweder nur eben diese Substanzen, so fern man „dieselben als verbunden denkt, oder etwas von ihnen verschiedenes. Im ersten Fall würden also nur die einzelnen Substanzen selbst seyn, in denen die Kraft läge. im andern Fall „könnte sie in nichts, nirgends liegen.“ (Hier hätte doch, dünkt mich, der Grund hinzugesetzt werden müssen, warum sie in diesem Fall in nichts liegen könne, der offenbar kein anderer ist, als daß ein Ganzes eigentlich nichts wirkliches in der Natur ist, sondern erst in der zusammenfassenden und vereinigenden Vorstellungskraft seine Existenz erhält.) Auf

den Einwurf, daß doch oft durch Verbindung mehrerer Kräfte eine Wirkung entstehe, die durch jede einzelne nicht erhalten werden könne, antwortet der Verfasser, „daß dies nur „der Fall sey, entweder, wenn die mit der einen Kraft ver„bundenen Kräfte durch Wegräumung der Hindernisse, oder „durch unmittelbare Reizung und Erweckung ihrer Thätigkeit, „Triebfedern und Werkzeuge derselben werden, oder auch „wenn sich die Wirkungen der verbundenen Kräfte mit der „Wirkung der Kraft selbst vereinigen, um durch diese Verei„nigung ein größeres Ganze zu erzeugen. Dies letzte ist aber „doch nur alsdann möglich, wenn die Wirkungen sich an ei„nem Ore sammeln können, wenn sie also nicht in der wir„kenden Kraft eingeschlossen bleiben, sondern außer dieselbe „sich herausbegeben. Da die Körper immer eine äußere, sie „in Wirksamkeit setzende Kraft erfodern," (aber auch der Körper bewegt sich von selbst, ohne allen äußern Anstoß nach der Richtung der Schwere, wenn er keine Hindernisse antrifft,) „da ferner die bewegenden Kräfte, und also auch die Körper „ihre Wirkungen außer sich äußern, und sich also mehrere „Wirkungen in einem Punkt vereinigen könn n, so lassen die „Körper oder die bewegenden Kräfte beyde Arten der Zusam„mensetzung zu. Auch eine Vorstellungskraft kann vielleicht „die Vereinigung mit andern Substanzen nöthig haben, um „in Wirksamkeit gesetzt zu werden. Aber dann sind die verbun„denen Substanzen nur Werkzeuge und Triebfedern der Den„kenden, nicht Bestandtheile. Die zweyte Art von Zusam„mensetzung aber ist bey den Vorstellungskräften nicht mög„lich; weil die Veränderungen eines empfindenden und den„kenden Wesens in ihm selbst sind, nicht außerhalb demsel„ben in einem fremden, und also nicht sich aus der einen Kraft „in die andere begeben, oder sich in einem Punkt sammeln „können. Können sich aber die Wirkungen nicht sammeln, „so kann auch der ganze Effekt, der Gedanke oder die Empfin„dung nicht die gesammlete Summe mehrerer denkenden und „empfindenden Substanzen seyn." Ferner nimmt der Verf. seine Gründe für die Einfachheit der Seele aus jeder besondern Art unserer Seelenäußerungen her. Jede Vergleichung fordert die Einsicht in die Beziehung eines Begriffs auf einen andern, und also ein Zugleichseyn beyder in der Seele in dem Augenblick, da sie das Urtheil fällt. Besonders würde das Gedächtniß und jene große Wirkung desselben, das Gefühl der Personalität, ohne Einheit der Seelensubstanz unmöglich

 seyn.

seyn. Eine Empfindung ist überdem die Summe von vielen, deren jede einzeln genommen auf eine ganz andere Art, als jetzt in der Verbindung mit den übrigen uns einst rührte; ist aber die Seele zusammengesetzt, und also eine Empfindung in der einen, die andere in der andern Substanz; wie soll, da keine aus der sie enthaltenden Substanz heraustreten kann, jede von der andern modifizirt werden, wie eine aus vielen entstehen? Der dritte Beweis beruht endlich auf den Zusammenhang der Kraftäußerungen unter einander. Wie sollen sich, ohne die Einheit des denkenden Subjects die Kräfte z. B. Denken und Empfinden, gegenseitig modifiziren, erwecken, erhöhen oder vermindern? Denken und Empfinden heben sich sehr oft wechselsweise auf, nicht, weil die Natur des einen der Natur des andern widerspricht; denn sie verstärken sich ja auch oft wechselsweise, die Ehrfurcht gegen einen rechtschaffenen Mann kann sich mit unsern Kenntnissen von ihm vermehren; sondern weil, indem die Seelenkraft auf eins angestrengt wird, gleichsam kein Raum für das andere mehr übrig bleibt. Es muß also eben diese Kraft, welche denkt, auch empfinden, und also müssen alle unsere Kräfte auch in einer Substanz wohnen. Die Gründe, welche man daraus hernimmt, daß der Körper sich beständig, und nach einigen Jahren ganz verändert, die Seele aber immer dieselbe bleibt, daß ferner die bewegenden und vorstellenden Kräfte darum wesentlich von einander verschieden sind, weil jene nur durch andere, diese auch ohne Hülfe anderer in Thätigkeit gesetzt werden können, will der Verf. aus der Ursache nicht als überzeugend gelten lassen, weil die Natur wohl einen Körper bilden könne, der eben so wenig als die Seele einer gänzlichen Umschaffung fähig sey, und weil die bewegenden und vorstellenden Kräfte wohl zugleich in einer Substanz wohnen könnten. In der zweyten Untersuchung bemüht sich der Verf. zunächst zu beweisen, daß alle Seelenvorstellungen aus den Sinnen entspringen. Er tritt nämlich der Meynung bey, daß zur klaren Darstellung, Auswickelung und ersten Bildung der Vorstellungen nicht blos Veranlassung, sondern auch Stoff in der Erfahrung gegeben werde, doch so, daß derselbe blos in den sinnlichen Eindrücken, oder in den durch jene erweckten Operationen liege, und daß er mehr oder weniger sogar bis zur Bildung neuer, einfach scheinender Vorstellungen umgeschaffen werde. Die Gründe für diese Meynung nimmt er theils aus den Vorstellungen selbst her, die alle,

auch

auch die unsinnlichen (weil auch diese ein äußeres Objekt haben müssen) aus den Sinnen ihren Ursprung haben, theils aus der Theorie der Phantasie, welche beständig Bewegungen im Gehirn voraussetzt. Wenn er aber die Einwürfe gegen diese Meynung damit abweist, daß die tiefe Untersuchung der ganzen Frage über die angebornen Ideen, in die Metaphysik gehöre; er sich hier aber mit der physischen und empirischen Betrachtung des Menschen begnüge; so scheint mir dies seinem sonstigen Verfahren zu widersprechen, indem er sich doch oft in metaphysische Untersuchungen einläßt, um so mehr, da überdem die Schwierigkeit so sehr groß nicht zu seyn scheint, wenn man zugiebt, daß zwar die ursprünglichen Regeln und Gesetze unsers Denkens und Empfindens allgemein und angeboren sind, die einzelnen Empfindungen und Begriffe aber erst durch die Sinne der Seele mitgetheilt, und von ihr alsdann weiter bearbeitet werden. Und wie endlich diese ganze Theorie, daß alle Seelenvorstellungen aus den Sinnen entstehen, mit dem vom Verf. in dem ersten Werke angenommenen Kantischen transscendentalen Idealismus, oder mit dem Grundsatze, daß der Verstand die Natur schaffe, ihre Gesetze nicht durch Abstraction aus der Sinnenwelt hernehme, sondern seine eigene Gesetze auf eine von ihm selbst gebildete Natur übertrage, zu vereinigen sey, dies vermag ich nicht einzusehen. Der ganze folgende Abschnitt enthält sehr gute Bemerkungen über die Nerven und ihren allgemeinen Zusammenhang, die der Verf. nicht als gespannte Sayten, sondern als hole Röhrchen anzusehen geneigt ist, in denen ein feines flüßiges Wesen fließe, welches durch die in der Rinde des Gehirns befindlichen Gefäße, vielleicht auch in den Nerven selbst abgeschieden, und dann in die holen Markfasern abgesetzt wird. Was nun die Verbindung zwischen Leib und Seele anbetrifft, so werden die vornehmsten Meynungen darüber angeführt. Der Verf. gesteht zwar die Schwierigkeiten, welchen sie alle ausgesetzt sind; indessen ist er doch der Hypothese von dem physischen Einfluß geneigt, dessen Möglichkeit sich aus der eingebildeten Entgegensetzung des Einfachen und Zusammengesetzten nicht widerlegen lasse, weil ja auch bey der Wirkung der Körper auf Körper, nur die einzelne Substanz auf die einzelne, Einfaches auf Einfaches wirke. Wirkt aber Substanz auf Substanz, heißt es, so wärmt eben die Sonne die Tulpe, das Veilchen, die mich oder das Thierchen wärmt, so leuchtet sie dem Newton wie der Grasmücke.

Auch ist eben das Pferd, das für sich selbst Zweck der Schöpfung ist, zugleich ein zum Vergnügen anderer bestimmtes Wesen; kurz, bey dem wirklichen Einfluß ist Erreichung vielfacher, großer Zwecke durch die kleinsten Mittel möglich. Bey den übrigen Hypothesen steht alles einsam und leer, ohne Freund und Feind, und jede Veränderung in einer Substanz fordert eigene neue Kraft und Anstrengung. Auch wird überhaupt mehr Kraft, Thätigkeit, Harmonie und Größe durch den physischen Einfluß in das ganze System gebracht. Sehr richtig wird die ganze Frage: ob die Seele durchdringlich oder undurchdringlich sey, damit abgewiesen, daß der Begriff der Undurchdringlichkeit blos subjektivisch sey, und von unserer besondern Art abhange, uns die Dinge vorzustellen. Hierauf kömmt der Verf. endlich auf die Quellen unserer Vorstellungen selbst; ich übergehe aber alles, was er hier über die Sinne, den Mechanismus der Empfindungen, die Rückwirkung, die Gesetze der gleichzeitigen Eindrücke, und über die Einbildungskraft sagt, weil das Meiste davon nur ausführlichere Wiederholung desjenigen ist, was der Verf. über diese Materien schon in der Seelenlehre bemerkt hat.

Rk.

---

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte; herausgegeben von dem Legationsrath Lichtenberg zu Gotha. Dritten Bandes viertes Stück und vierten Bandes erstes Stück. Mit Kupfern. 1786. Gotha, bey Ettinger.

Noch immer erhält sich dies Magazin in seiner Mannigfaltigkeit und Würde; also nur etwas von den darin enthaltenen Aufsätzen.

1) **Ueber einige physikalische Merkwürdigkeiten der Gegend von Burgtonna im Herzogthum Gotha, nebst einigen zufälligen Gedanken über die Veränderung unserer Erdfläche; vom Pr. Voigt.** Es ist diese Ge-

Gegend schon seit dem vorigen Jahrhundert der verschiedenen Naturseltenheiten wegen, als Elephantengerippen, Hirschgeweihen und mancher anderer Petrefakten, die sich hier gefunden, merkwürdig gewesen. Der Verf. meynt, daß diese Fossilien überall unter der Erdfläche verbreitet sind, und nur da gefunden werden, wo sie durch reißende Fluten oder andere Umstände ans Tageslicht gebracht werden. Daß diese Thiere einst bey uns gelebt haben sollten, meynt der V. übrigens nicht, sondern nach seiner Idee sollen sie durch große Fluthen aus weit entfernten Gegenden hergebracht werden. Diese Ueberschwemmungshypothese erklärt sich der Verf. so: das Meer thürmt unaufhörliche große Massen auf, die zuletzt umstürzen, und Gegenden, die vorher mit Wasser bedeckt waren, in festes Land verwandeln. Dies auf die Art verdrängte Wasser sucht sich natürlich wieder Auswege, und überschwemmt nun andere Gegenden, die vorher Land waren, so, daß auf solche Art vielleicht alle hundert tausend Jahre alle trockene Theile der Erde Wasser, und Wassergegenden Land werden. — Die Folgen, welche der Verf. aus dieser Hypothese für Kultur, Künste und Wissenschaften herleitet, sind auffallend genug. Kultivirte Völker werden wieder zu Kindern, und rohe Nationen ersteigen den höchsten Grad der Kultur, so wie das Meerwasser wechselt! — 2) **Ueber das gebundene Feuer** (dasjenige nämlich, was ohne seine Wirkungen zu zeigen in den Härzern versteckt liegt,) **vom Herrn Ritter Bandriani** 3) **Ueber die Reizbarkeit der Geschlechtstheile bey den Pflanzen, vom Herrn Desfontaines.** 4) **Ueber die Vorzüge und Wirkungen des Kaffee. Aus dem englischen Werke des Herrn Mosely über den Kaffee.** Kürzlich ist wohl dem Kaffee keine solche Lobrede gehalten; fast gegen alle Leibesgebrechen soll er seine Dienste thun. 5) **Neue Betrachtungen über die Bestandtheile der Haselwurz**, Asarum europaeum L. Enthält chemische Versuche, die Hr. Gorz, Apotheker zu Frankfurt auf Dr. Gleditsch Veranlassung damit vorgenommen hat. 6) **Ueber die physischen Merkwürdigkeiten des Sumpfs Diamal Swamp in Nordamerika; vom Herrn Jones, einem Einwohner der dortigen Gegend.** Er liegt in der Mündung des Delaware, zum Theil im Maryländischen Gebiet. Die ganze Strecke desselben, die 200,000 Morgen Landes beträgt, liegt in der vollkommensten Pläne, und ist bis zum zwanzigsten Theil mit den schön-

sten Cedern bewachsen. Feuersbrünste, die von Zeit zu Zeit hier entstehen, richten aber große Verwüstungen darunter an. Noch im Jahr 1782 wurden in zwölf Stunden 4000 Acker Landes auf die Art verwüstet. Der Schimmer dieses Feuers konnte auf 70 Meilen weit gesehen werden, und der Horizont war über 420 Meilen weit im Umkreise davon erleuchtet; an den Küsten des Meers fand man 14 Meilen von der Brandstelle eine große Menge Kohlen. — Es halten sich in diesen Cedernwäldern viele Bienen auf, daher man hier eine Menge von Honig, einzelne Stücken zu 18 Fuß lang, findet. Dieser Ueberfluß des Honigs lockt auch viele Bären an, die den Einwohnern statt Spürhunde zum Aufsuchen des Honigs dienen. Schlangen finden sich dagegen nur selten. 7) **Nachricht von einigen Naturprodukten der Insel Ceylon.** Aus den Nachrichten des verstorbenen Mecklenburg Schweriniſchen Amtmanns Wolff, der vormals Regierungssekretär auf Jaffanapatnam war. 9) **Ueber die unmittelbare Wirkung der Luft auf die Oberfläche des menschlichen Körpers.** Der Verf. dieses Aufsatzes empfiehlt gar sehr, den Körper auf ähnliche Art durch ein Luftbad zu stärken, wie man es sonst im Wasser nur gewohnt war, indem man ihn eine ganze oder halbe Viertelstunde nackend der atmosphärischen Luft preis giebt. — Es fehlt also nur noch ein Feuerbad, so wären wir in allen vier Elementen mit Bädern versorgt, da in England die Erdbäder auch nicht mehr neu sind. — Alsdann folgen Anzeigen neu erfundener Maschinen, merkwürdiger Naturerscheinungen und kurze Nachrichten, insgesammt sehr interessant.

Vierten Bandes erstes Stück. 1) **Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Bergkommissär Rosenthal an den Herrn Legationsrath Lichtenberg, als ein Beytrag zu dessen Verhaltungsregeln bey Donnerwettern.** Die Richtigkeit der Bemerkung: daß das Barometer bey Annäherung der Gewitterwolke steigt, und bey Entfernung derselben wieder fällt, wird hier durch verschiedene Erfahrungen bestätigt. 2) **Ueber den Grad der Kälte, bey welchem das Quecksilber gefriert.** Aus Blagdens Geschichte dieser Versuche: Phil. Transact. LXXXIII. 3) **Nachricht von den Erscheinungen nach der Operation eines Staars an einem Blindgebohrnen.** In dem Augenblick, da der Kranke die ersten Stralen des Lichts empfing, verfiel

fiel er in eine Art konvulsivischer Entzückung, die einer Ohnmacht nahe war. Als ihm endlich seine Mutter um den Hals fiel, die er an der Stimme erkannte, konnte er nichts weiter herausbringen, als die Worte: „o Gott, wo bin ich! seyd ihr meine Mutter?“ und so fiel er in Ohnmacht. Als er sich wieder erholt hatte, versuchte er einige Schritte vorwärts zu gehen, aber alle Gegenstände schienen ihn schüchtern zu machen. Als man ihm endlich die Augen wieder verband, und in ein verfinstertes Zimmer brachte, ward er untröstlich; er warf seinen Verwandten vor, daß sie sich der Zauberey bedient hätten, um ihn zum Besten zu haben. 4) **Beytrag zur Naturgeschichte der Hottentotten**, aus Sparrmann. 5) **Anmerkungen über die Nilpferde; vom Hrn. Sonnini von Morançour.** Seit 1658 scheinen diese Thiere sich gänzlich aus Egypten verloren zu haben, welches dem eingeführten Gebrauch des Feuergewehrs zugeschrieben wird. Ist man mit der Naturgeschichte dieser Thiere erst genauer bekannt, so wird man, nach der Behauptung des V. finden, daß der Hippopotamus in Flüssen ein ganz anderes Geschöpf ist, als der Hippopotamus in der See, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die meisten Seepferde, welche die Reisenden für Flußpferde ausgeben, nichts anders als Abarten von großen Seekälbern sind. 6) **Beobachtungen über die Gefahr, welche das Athemholen einer verderbten Luft zuwege bringen kann.** Aus einer Adresse des Dr. Hawes an den König von England an das Parlement in England. Pristley und White fanden schon, daß ein gesunder Mensch durch blosses Ein- und Ausathmen in einer Minute auf eine ganze Galon reine Luft verderben könne. Der Verf. leitet hieraus sehr richtige und schon oft gesagte Warnungen für die verdickte Luft in dicht verschlossenen und Krankenzimmern her, und macht zugleich auf den ungesunden Qualm aufmerksam, der in den Zimmern der Reichen von dem vielen Lichterdampf natürlich entstehen muß. 8) **Ueber den Maarscheln (maarskon)**, aus Sparrmann. 9) **Ueber die Ursache der Wurmtrockniß**, aus einer Abhandlung des Oberforstmeisters von Staff zu Ilmenau, betitelt: **Etwas über den Borkenkäfer oder die Baumtrockniß fichtener Waldungen.** Leipzig, 1786. 8. 10 und 11) **Von den Holzläusen oder weissen Ameisen, ingleichen den größten braunen in Surinam.** Ein sehr kurzer Auszug aus der großen Abhandlung in den Phil. Transact. die

auch im Univerf. Magazine LXIX und dessen Supplementband befindlich ist. 12) Entdeckung verschiedener Pechsteinarten. 13) Chemische Untersuchung des elastischen Steins, von Hrn. Klaproth. 14) Neu entstandener Wasserstein oder Kalchspath-Krystallisation. — Anzeige neuer Maschinen; besonders einer sehr sinnreich eingerichteten Geocyclischen. — Merkwürdige Naturerscheinungen: ein ungeheurer Raupenzug ins Hildesheimische, am Ende des Mays, 1786. — Nachrichten.

Mb.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, von einigen Liebhabern dieser Wissenschaften. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 8. Dritten Bandes drittes Stück. 1786. Bogen R— Aa.

Dieses Stück enthält vier wohlgewählte Abhandlungen. I. Hebenstreits weitere Ausführung seiner kleinen Schrift de natura aquae aerea, in welcher er die Geschichte der neuern Lehre von der Zerlegung des Wassers in reine und entzündbare Luft, und die sie betreffende Erfahrungen zu erzählen anfängt, S. 1 — 16. 273 — 292. II. Die Fortsetzung des Aufsatzes über die Luftgattungen nach Priestley, S. 293 — 332. Hier ist von der vitriolsauren, von der Salpeterluft (und zwar von der, die man zum Unterschied der eigentlichen wahren Salpeterluft salpetersaure Luft nennen sollte, wenn sie anderst wirklich Luft ist), von der kochsalzsauren Luft, von der spatsauren Luft, von der laugenartigen, und von der vegetabilisch sauren Luft die Rede. III. Schwediauer über die Erzeugung des Ambers S. 333 — 347, so wie der folgende Aufsatz aus den philosophischen Transactionen. Der Verf. zeigt, daß er der flüßige Mist kranker Pottfische, so wie der sogenannte Wallrath in eigener dreyeckigen Höle ihres Schädels enthalten ist. IV. K. Blagden Geschichte der Versuche über das Gefrieren des Quecksilbers, S. 347 — 383.

Hf.

An-

Anleitung Wetterleiter an allen Gattungen von Gebäuden auf die sicherste Art anzulegen, von J. Jacob Hemmer, kuhrpfälzischen geistlichen Rath und ersten Hofkapellan — Mit einer Kupfertafel. Offenbach am Mayn, bey Weiß und Brede, 1786. 8. 162 Seiten.

Das Buch ist ein Nachdruck, wobey Hr. Weiß sich das Verdienst gemacht hat, die sonderbare Orthographie des Herrn Verfassers in die gewöhnliche zu verwandeln. Dies und daß das Buch nicht durch den gewöhnlichen Weg des Buchhandels, sondern durch einen Manheimer und Frankfurter Buchbinder verkauft werden sollte, führt Hr. W. zur Rechtfertigung seines Unternehmens an. Freylich wäre es Schade gewesen, wenn diese Schrift nicht gehörig wäre unter das Publikum gebracht: denn sie ist wirklich eine der vorzüglichsten, die wir über diese Materie haben.

Herr Hemmer, der über 81 Blizableiter an fürstlichen Schlössern, Kirchen, Privatgebäuden, und sogar einen an einem Schäferkarren angelegt, hat gewiß eine ganz vorzügliche Stimme, wenn nach der besten Einrichtung eines Blizableiters gefragt wird. Seine Abhandlung ist theoretisch und praktisch. Im ersten, oder, wie er sagt, im beschaulichen Theile trägt er die Grundlehren der Elektricität überhaupt, und des Blitzes insbesondere nach seinen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen vor; im zweyten leitet er daraus die Einrichtung des Wetterableiters her, deren Werth er durch den Erfolg bestätigt, zu welchem Ende er eine Geschichte sowohl der guten, als widrigen Wirkungen derselben beyfügt. Endlich hat er die Bedenklichkeiten gegen die Wetterableiter zu heben gesucht, auch die Frage beantwortet: Wem das Geschäfte Wetterableiter anzuordnen, anvertraut werden solle.

Im theoretischen Theile nimmt er in Ansehung der positiven und negativen Elektricität Franklins Hypothese an, und nennt deshalb die erste Art die gestärkte, die andere die mangelhafte. Was sollen doch die neuen Terminologien, die noch dazu auf falsche Begriffe führen? Er behauptet §. 48 und glaubt es a priori bewiesen zu haben, daß alle Wolken und Nebel positiv elektrisch sind, wider die Erfahrung des

Chappe d'Auteroche, und neuerlich des Hrn. Saussure und Tralles. Letzterer fand den Staubregen am Regenbache und andern Wasserfällen der Alpen negativ electrisch. Ja die von ihm selbst angeführten Erscheinungen beweisen es deutlich, daß die Elektricität der Gewitterstangen bald positiv, bald negativelektrisch ist, und dieses so abwechselnd, daß er selbst bey einem und demselben Gewitter innerhalb einer Stunde 8 Abänderungen gemerkt hat. Nun sind unsere Wetterstangen blos Ableiter aus den Wolken in die Erde. Wenn daher die innern Theile keine gute Verbindung damit haben; so können sie bey einer negativen Wolke (oder Dunstkreise, das ist im Grunde in Ansehung des Effekts einerley) allerdings das Einschlagen des Blitzes aus dem Hause in die Wetterstange befördern; ein Umstand, der sich gewiß durch wiederholte traurige Erfahrungen schon öfters würde bestätigt haben, wenn nicht zufällige Einrichtungen die Abführung der Electricität aus dem Gebäude in die Stange befördert hätten. Uebrigens kennt man nach gerade die wesentliche Einrichtung eines solchen Blitzableiters, und die dabey nöthigen Behutsamkeitsregeln so gut, daß Rec. es für überflüßig hält, weiter etwas über den Inhalt des Buchs zu sagen.

Pf.

Taschenbuch für die Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1786. Siebentes Jahr. Weimar, in der Hoffmannischen Buchhandlung, in 12. 15 Bogen.

„So viel es mir immer möglich gewesen (sagt Herr Göttling in dem kurzen Vorberichte), habe ich bey der Wahl des Inhalts dieses Jahrganges, eben so wie bey den vorhergehenden, darauf vorzüglich Rücksicht genommen, den Liebhabern dieser Wissenschaften, nützliche und interessante Aufsätze und Nachrichten mitzutheilen u. s. w.“ Daß er dieses wirklich also geleistet habe, davon wollen wir unsern Lesern einiges zur Probe, als Beweis geben. In dem ersten Abschnitte, als der Fortsetzung der kleinen Bemerkungen aus der Chemie, zeichnen sich folgende interessante Aufsätze aus: Mindererus Geist durch Hülfe einer gegenseitigen Verwandtschaft vermittelst der Destillation. Hirschhorngeist mit Bernstein, ohne

ohne Bernsteinsalz — beyde vom Hrn. Löwe eingesandt. In mancher Rücksicht nützlich ist die Beschreibung der Salmiakbereitung auf dem nassen Wege, denn man siehet hieraus, wie behutsam der Chemist verfahren müsse, um nicht zu Irrthümern Anlaß zu geben. Eisentheile im Wasser lassen sich mit Cochenille am besten entdecken, denn das äußerst schwache eisenhaltige Wasser erhält davon eine violette Farbe. Ein Beyspiel einer freywilligen Entzündung fand Herr Müller bey der Frankfurter Kupferdruckerschwärze, nachdem diese in einem irdenen Topfe geglühet worden. Hrn. Schönwald betraf bey Bereitung der Phosphorsäure das Unglück, daß die Gefäße in seiner Gegenwart zersprangen, und er fünf Monate unter den heftigsten Augenschmerzen zubringen müssen. S. 29 ein auffallendes Beyspiel einer freywilligen Entzündung, welche Ludolfen begegnete. Die Verwandlung des Weingeists in Wasser S. 33 ist merkwürdig, und für die Physiker lehrreich — eben so: S. 41. Versuch mit versüßter Salzsäure, und S. 45 fernere Bestätigung der Flußspathsäure auf gläserne Gefäße. Behandlung des Camphers mit Salpetersäure, von Rosegarten, der Campher wurde am Ende gänzlich dephlogistisirt — derselbe ließ sich in ein Oel verwandeln, doch erforderten zwey Unzen Oel, sechs Pfund Salpetersäure — einiges über Herrn Klaproths Eisentinktur. Zuckersäure aus dem Extrakte des Buchenholzes S. 49. Interessant ist S. 59. die Scheidung des mineralischen Laugensalzes vom Kochsalze. Nach Scheickel löset die Zuckersäure das Gold vollkommen auf — die Auflösung verhält sich eben so, wie die Auflösung des Goldes in Goldscheidewasser. Nach Herrn Wiegleb's Versicherung ist die Methode des Nikolas den Phosphor zu bereiten, unter allen gegebenen Vorschriften, die vortheilhafteste. In Dippels chemischer Seife fand Hr. Göttling Crystallen, welche aus vegetabilischem Laugensalze, vitriolisirtem Weinstein mit wenigen Oeltheilen getränkt, zusammengesetzt waren. Noch einige Beyspiele von freywilligen Entzündungen. Zweyter Abschnitt: enthält einen Beytrag zu den Versuchen über den Luftzunder, als Fortsetzung des Artikels über diesen Gegenstand im Taschenbuche für das Jahr 1782, man trifft hier alles neue, seit der Zeit hierüber gesagte, an. Beweis, daß es dem Apotheker nicht allezeit als ein Fehler angerechnet werden kann, wenn zusammengesetzte Arzneyen bey wiederholter Bereitung eine Verschiedenheit an Farbe, Geruch und Ge-

säure bewirkt das, ihrer geringen Anziehung zum Brennbaren ungeachtet (S. 158). Diese Aussage wird nun mit den Erscheinungen, die an den mancherley Naphthaarten bemerkt sind, und mit der Beschaffenheit der Residuen übereinstimmend gefunden, auch durch sorgfältige und feine Versuche bestätigt, die außer der Zusammensetzung der drey Mineral- und der Essignaphtha, noch ihrer Zerlegung und Umwandlung der einen in die andere (welche bey allen zum Theile angeht. S. 130. 143. 151. 158) zum Gegenstande haben. — Man erhält allerdings durch das Abziehen der Salpetersäure auch über andere brennbare Körper Flüßigkeiten, die sich der Natur des Aethers nähern, und (außer dem nachher anzugebenden Umstande) nur wegen der verschiedenen Beschaffenheit des Brennbaren, welches sie aufnehmen, davon abweichen (S. 94), so wie Salpeteräther von nitröser Luft ebenfalls nur durch eine größere Menge vom Brennbaren, welches er enthält, verschieden ist (S. 123) — Zudem bestehen auch die Naphthen aus einer solchen Verbindung nicht allein, sondern, (b) indem sich die Säuren mit dem Brennbaren des Weingeistes vereinigen, und dadurch einen Theil ihres specifischen Feuers fahren lassen, der sich sodann dem andern Bestandtheile des Weingeistes (der Weinsteinsäure) einverleibet, und ihn dadurch zum Theil zum Essig umbildet; so geht etwas von diesem entstandenen Essig mit in die Verbindung der zur Zerlegung angewandten Säure über, und macht daher ebenfalls einen wesentlichen Bestandtheil des Aethers aus, (S. 162) wie dieses von der Salpeter- (S. 120. 129) Vitriol- (S. 134. 139) Kochsalznaphthe (S. 147. 150) — die der Verf. gegen Hrn. Westrumbs neueste Aussage dennoch wirklich erhalten hat, — und der des Essigs (S. 154. 159) dargethan wird. Uebrigens kommen in dieser Abhandlung verschiedene anderweitige Bemerkungen und Berichtigungen vor, wie die vom süssen Weinöl S. 108. Anm. (welches nur durch einen größern Antheil von Vitriolsäure vom wirklichen Aether verschieden sey) oder die vom Hrn. Bell (gegen Scheele's Meynung) aus Grünspanessig und Weingeist bereiteter Essignaphthe S. 153. Anm. u. s. w. — Ueber die Natur der dephlogistisirten Salzsäure S. 165 — 190. Aus einer Reihe von Versuchen erhellt, daß das, was man so nennt, eine Verbindung der Salzsäure mit Feuerluft ist, die der Braunstein also nur dann bewirkt, wenn oder in so fern er solche Luft enthält. Eben-

der-

eswegen wird sie auch unter gleicher Bedingung vermittelst
nderer Substanzen hervorgebracht, als von Mennige, ro-
them Quecksilberpräcipitat, und aus einer Mischung der Salz-
äure mit dephlogistisirter Luft. Wiederum läßt sie sich auch
um Theil in diese Bestandtheile zerlegen. Einige Erschei-
ngen und Umstände erlauben dem Verf. noch nicht, das
nze Detail dieses Gegenstandes gehörig auseinander zu
sen, unterdessen vermuthet er, daß die Luftgestalt, in der
as dephlogistis. salzsaure Gas erscheint, und seine Wirkungen
on dem größern Maaße der Feuertheile, die die Säure ge-
gen das abgetretene Brennbare von der reinen Luft überkom-
n habe, herrühren. — Ueber die Natur der Grund-
äure des Pflanzenreichs und die Ursache ihrer Ver-
nderung durch Mineralsäuren S. 193 — 250, sind des
Verf. vielfache Arbeiten und Entdeckungen chemischen Lesern
ereits aus den Crellischen Journalen bekannt. Man liest
hier unter Einem Gesichtspunkt zusammengebracht, und
h neue Versuche gegen mögliche Einwürfe gesichert. Das
ultat läuft darauf hinaus, daß die Weinsteinsäure die
ugemeine im Pflanzenreiche sey, andere Stoffe wie begreif-
ich, nicht ausgeschlossen. Modificationen derselben sind Zu-
kersäure, d. h. wenn jene ohne Zerstörung ihrer Grundmi-
chung so viel Phlogiston verloren, und dagegen so viel spe-
ifisches Feuer erhalten hat, als erforderlich ist, sie gerade
n dieser Gestalt darzustellen, (alsdenn nennt sie Hr. H reine
Weinstein- oder Pflanzensäure) und Essig, welcher bey
em meisten specifischen Feuer (daher seine Flüßigkeit) das
wenigste Brennbare hat. Die Mineralsäuren, wie alles
ndere, was in dieser Beziehung auf das Pflanzensaure
t, bewirken dergleichen Veränderungen blos dadurch, daß
Brennbares aufnehmen, und Elementarfeuer absetzen.
n der Art und Stärke, mit der sie das thun, hängt es
nn auch ab, daß einige dazu geschickter sind als andere, ei-
ne oder eine bestimmte Menge deren, nur diese oder jene
D fication allein hervorzubringen, vermögen u. s. w. —
rmöge der Versuche, mit Braunstein besonders angestellt,
meint die Lebensluft, deren Natur und Entstehung
er Verf. von S. 253 — 270 untersucht, sehr mit dem rei-
en Feuer übereinzukommen, vielleicht blos ein auf gewisse
Art modificirtes Elementarfeuer zu seyn, das aber mit an-
ern Stoffen gebunden seyn muß, um Licht, Wärme und
Hitze zu offenbaren. Doch soll man dies vorizt blos als Hy-

pothese, und den ganzen Aufsatz als Bruchstück einer demnächst zu liefernden Abhandlung ansehen. — Vers. und Beob. über (und für) die Erzeugung der Luftsäure aus Lebensluft, wenn sie mit brennstoffhaltigen Körpern in Verbindung kömmt S. 273—288. Der Aufsatz über die saure Erde des Milchzuckers, der bereits in den chem. Annal. abgedruckt ist, steht hier vermehrter, S. 291—304. Der Verf. hält sie gegen Scheele immer noch für eine mit schleimigen Theilen versehene zuckersaure Kalkerde. — Die Aepfel- wie die Citronsäure ist ein unvollkommener Essig mit etwas unvollkommener Weinsteinsäure.

Mmr.

Dr. Marcus Elieser Blochs Naturgeschichte der ausländischen Fische mit 36 ausgemalten Kupfern nach Originalen. Zweyter Theil. Berlin, 1786. Auf Kosten des Verfassers, und in Commission der Buchhandlung der Realschule.

Wir holen hier nur noch den Rest des zweyten Bandes nach, und zeigen hauptsächlich die neuen Arten an. Der erste hier beschriebene, und Platte 163 abgebildete Fisch ist Uranoscopus scaber. Die verschiedenen ausländischen Namen sind aber hier sowohl, als sonst, äußerst fehlerhaft angegeben, und wir wünschten, daß Hr. B. durch einen geschickten Korrektor mehr Sorgfalt auf die Richtigkeit des Textes wenden ließe. Die Haut an der innern Seite der untern Kinnlade, welche sich in eine lange Faser endiget, ist wahrscheinlich dieselbe, welche sich bey mehrern Fischen findet. Am Kabeljau sind beyde Kinnladen mit einer Haut eingefaßt, welche bey geschlossenem Maule sich zurücklegt, und gleichsam zwey Lippen oder das Zahnfleisch vorstellt; wenn aber das Maul geöffnet wird, um die Beute zu ergreifen, dehnt sich die Haut aus, und bildet einen großen Beutel, um die Beute zu fassen und zu umgeben. Du Hamel hat sie im zweyten Bande Planche 12 Fig. 1. und Planche IV. Fig. 1. litt. X vorgestellt — Beym Stockfisch werden doch noch neue Bemerkungen beygebracht. Hr. B. erklärt den Bacchus der Alten für den Stockfisch, und Callarias für den Zwergdorsch.

Beyde begriffen sie unter dem Namen Esel, wegen der weissen und grauen Farbe. Die letztere Bemerkung hat schon Dü Hamel gemacht. Der neue Blennius Platte 162. Fig. 1 unterscheidet sich nach dem eigenen Geständnisse des Verfassers doch nur durch die einfache Faser von dem folgenden Blen. ocellario. In dem Leibe des Blennius Gattorago traf er die vollkommen ausgebildeten Jungen an. Der Platte 169 abgebildete Kyrtus Indicus macht ein neues Geschlecht aus, welches hier zuerst beschrieben wird. Die Furchen auf dem Kopfe der Schildfische (Echeneis) sind aus lauter Borsten zusammengesetzt. Die Leber liegt bey der zweyten Art nicht vorn, sondern hinten am Rückgrad. Der Meerpfau ist nach Plümiers Handzeichnung Pl. 175 unter dem Namen Coryphaena Plumierii abgebildet und beschrieben. Es erhellet nicht aus der Beschreibung, daß Hr. Bloch den Fisch selbst besitzt; also wissen wir nicht, wer die Stralen gezählt hat. Gut wäre es doch immer, wenn Hr. B. jedesmal die Beschreibung des Plümier besonders einrückte. Macrourus heißt hier ein neues Geschlecht, welches nur noch einen aber bereits beschriebenen und gezeichneten Fisch enthält. Der Nasengrundel (Gobius) ist Platte 178 Fig. 3 nach Plümier gezeichnet und beschrieben. Cottus monopterygius aus Ostindien, eine neue Art, nach dem Leben gezeichnet Platte 178 Fig. 1 u. 2. Der häufigen Verbesserungen und Berichtigungen des Linneischen Systems sowohl, als anderer Schriftsteller, erwähnen wir nicht; diese erwartet man ohnedem. Und so müssen wir um der Wissenschaft selbst willen, dem Werke guten Fortgang und Unterstützung weiter wünschen.

Icones Piscium Austriae indigenorum, quos collegit vivisque coloribus expressos edidit *Carolus* Lib. Baro a *Meidinger*. *Decuria I.* Viennae, sumtibus Editoris. 1786. in Folio.

Die Titelvignette, welche auch illuminirt ist, sieht Nürnberger Malerey sehr ähnlich. Auch dieser Verfasser hat in Ermangelung eines Buchhändlers den Verlag seines Werks selbst übernommen, und zwar aus dem Grunde: cum in hoc animalium genere icones coloratas exquisitiores plane

etiamnum deficere intellexerim. Vielleicht verstand er dieses von den eigentlichen österreichischen Fischen; oder er sah das Blochische Werk für Sudeley, das seinige aber für exquisitius an. Weil er doch einmal selbst die Vergleichung veranlaßt, so können wir ebenfalls offenherzig gestehen, daß die vor uns liegenden ausgemalten Kupfer so wenig in der Zeichnung als in der Malerey den Blochschen beykommen. Sie sollen treu seyn, jedoch ohne Rücksicht auf die Stralenzahl, welche der Verfasser für ein trügliches Merkmal erkannt hat. Die ganze Sammlung soll nicht mehr als 50 Fische enthalten. Ordnung, Classifikation und Beschreibung hielt er bey diesem Werke für überflüßig (welches er selbst opus minime ichthyologicum nennt), weil alle die Fische schon von Linne' und Artedi beschrieben seyen, und er alten Kohl nicht aufwärmen wolle. So sprach er vermuthlich aus Bescheidenheit und Achtung für das Publikum. Denn sonst wären doch noch viele Dinge in der Geschichte der bekanntesten Fische zu berichtigen, und durch lange und wiederholte Erfahrungen zu erforschen. Nur allein die neuen Arten, welche künftig etwa vorkommen möchten, sollen systematisch beschrieben werden. Die hier gelieferten sind bis auf den Zingelbarsch allgemein, und alle bey Bloch besser wenigstens gezeichnet. Aus folgender Beschreibung des Cyprinus Balierus können die Leser selbst von dem Texte urtheilen: Außer Linne' und Artedi (Species 23. Cyprinus admodum latus (addo et rhombeus Meidinger) und Statius Müller führt er nur folgendes an: Germ. Blicke, Bleye. Austr. Scheibpleinzen, Gallis Bordeliere, Suecis Blicca, Belgis Bliek. Habitat in Danubio aliisque Austriae Fluviis. Pondios 3. 4. 7. librarum Piscatores austriaci putant esse foeminam Cyprini Bramae. Numerus radiorum pinnae analis admodum variat. Doch vielleicht gewinnen wir durch dieses Werk in der Zukunft noch einige neue Arten; wenigstens erhält doch die Synonymie dadurch einen Zuwachs.

Uf.

Magazin für die Bergbaukunde von J. Fr. Lampe. Dresden, in der Waltherischen Hofbuchhandlung. 8. Zweyter Theil, mit Kupfern, 1786. 17 Bogen stark.

Die-

Dieser zweyte Theil dieses dem Bergkundigen sehr schätzbaren Magazins enthält eilf Aufsätze. Der erste S. 1—68 ist eine deutsche Uebersetzung von der Schrift des Hrn. Rome de l'Isle von den äußern Kennzeichen der Fossilien mit hinten angeführten Anmerkungen des H. D. L. Gust. Kersten, welche den treuen Schüler des Hrn. Werner verrathen, und den Verf. hin und wieder berichtigen; die Krystallen eines und eben desselbigen Minerals haben, wenn sie auch sonst in ihrer Gestalt verschieden seyn, die nehmlichen Seiten, dieselbige gegenseitige Neigung der Flächen unter einander, wie man durch den Goniometer leicht erfahren könne; nach K. giebt es keine völlig ungefärbte Fossilien, denn auch weiß und schwarz seyen Farben. Wenn auch wirklich der Granit nicht sowohl durch eine Krystallisation im engsten Verstande des Worts, sondern vielmehr durch Niedersetzen aus dem Wasser entstanden wäre, so folgte daraus noch nicht, daß der Quarz zuerst hätte niederfallen müssen. Der zweyte Aufsatz S. 69—100 trägt sehr faßlich und bestimmt die wichtige bergmännische Lehre von den Gängen, freylich meist nur im Allgemeinen, vor. Der dritte Aufsatz S. 101—105 beschreibt aus den Schriften der physikalischen Gesellschaft zu Lausanne nach dem Grafen von Razoumovski einen neuen Eisenstein, dem Eisenspath nahe kommend, aber im Bruche faserícht. Der vierte S. 106—112 liefert eine Berechnung der Förderungslöhne bey Absinkung eines Zieh- und Fahrschachts von sechs Fahrten. Der fünfte S. 113—118 eine ohngefähre Kostenberechnung bey Absinkung eines Zieh- und Fahrschachtes von sechs Fahrten oder zwanzig Lachter Tiefe, mit Inbegriff der nöthigen Auszimmerung und Vorrichtung des Fahrschachtes, auch übrige dabey vorfallende Arbeit, vorausgesetzt, daß selbiger in nicht allzuvestem Gesteine, und auf einem nicht zu sehr flach fallenden Gange abgesunken werde, auch daß Hangendes und Liegendes stehe, und die Stöße nicht falsch sind. Der sechste Aufsatz S. 119—171 berechnet die Wirkung und den Nutzen eines Pferdegöpels. Der siebende S. 172—218 giebt Anleitung zur Berechnung und Messung der Geschwindigkeit des Wassers in Kunstgräben, Spundstücken, Wasserleitungen, und andern Kanälen, ingleichen der durch jeden Querschnitt des Kanals fließenden Wassermenge. Der achte S. 218—223 zur Berechnung des körperlichen Inhalts eines Pochwerkskasten. Der neunte

Aufsatz S. 224 — 235 liefert verschiedene bergmännische Beobachtungen, unter andern auch Zusätze zu Cancrinus und Jars in Rücksicht auf ihre Beschreibung der Mansfeldischen Bergwerke. Der zehende Aufsatz S. 236 — 244 giebt eine Bergmännische- und Markscheideraufgabe. Der eilfte endlich S. 245 — 246 liefert noch einige Nachträge zu diesem sowohl, als zu dem ersten Bande des Magazins.

Mb.

Physikalischer Almanach auf das Jahr 1786. mit Kupfern. Wien, in Commission bey Hohenleitter, kl. 12. 7 Bogen mit 12 Kupfertafeln.

Diese Zusammentragung enthält überaus viel nützliches, ob sie aber, wie die Meisten dergleichen Almanache zu einer zeitvertreibenden Leserey dienen könne, möchten wir zur Ehre des ganzen Werkchens lieber bezweifeln, weil zum Theile sehr wichtige Materien auf eine eben nicht populäre Art vorgetragen werden. Der erste Abschnitt handelt von der Figur und Größe der Erde; die Geschichte der Abmessung der Grade und die Beobachtungen der Verlängerungen und Verkürzungen des Penduls werden sehr kurz und deutlich erzählt, und das Resultat aller Beobachtungen und Berechnungen in zwey Tabellen geliefert, die aber an einigen Stellen mit Druckfehlern verunstaltet sind. Hierauf folgt eine Abhandlung von dem Meere überhaupt, die verschiedenen Hypothesen der Salzigkeit des Meeres werden untersucht, und der Verfasser nimmt, um allen Schwierigkeiten auszuweichen — deutlicher, um den Knoten zu zerhauen und nicht aufzulösen — an, daß gleich im Anfange eine erforderliche Menge Salz im Seewasser vorhanden gewesen, um es für Verderben zu bewahren — wenn solche Erklärungen erst wieder Mode werden sollten, so möchten wir eben so lieb die heiligen qualitates occultas wieder mit zu Hülfe nehmen. Die mißlungenen Versuche, das Seewasser zum Gebrauch der Seefahrenden geschickt zu machen, werden berührt, die Ursachen der Farben des Seewassers an verschiedenen Orten, werden auseinandergesetzt, etwas von dem Leuchten desselben erwähnt; Ebbe, Fluth und Meerströme werden erläutert, und, welches wir doch nicht gerne nachbeten möchten, die Abnahme des Wassers behauptet;

tet; die bekannte Seekrankheit wird mit den Worten des Adansons beschrieben — unsers Bedünkens, hätte der vortreffliche Marcus Herz diese Krankheit in seinem Buche vom Schwindel mit aufnehmen müssen, denn bey vielen Personen, die Recensent selbst bey seinen Seereisen gekannt hat, schien sie ihm durch dieselben psychologischen Ursachen veranlaßt worden zu seyn. — Die dritte Abhandlung theilt uns die besondern Merkwürdigkeiten der mittelländischen See mit. Halley's Berechnung über die Ausdäustung wird geprüft und berichtiget, auch Waitzens Hypothese von dem Ausflusse dieses Meeres in das atlantische und schwarze Meer angeführt, und andere Gewässer betrachtet. Der vierte Abschnitt handelt von Seen und Morästen; das Steigen des Wassers im Caspischen Meere zu erklären, haben wir noch nicht Beobachtungen genug; des merkwürdigen sogenanten Neusiedler Sees zwischen Preßburg und Edenburg, so wie des Platensees zwischen Stuhlweißenburg und Kanischa, auch des berühmten Zirknitzer Sees haben wir allenfalls Beschreibungen genug, aber den Einsiedler- und den Platensee hätten wir doch gerne näher kennen lernen. Die Abhandlung von Brunnen und Flüssen ist wieder sehr lehrreich, und wir wünschten, daß mancher Fürst, der die Natur zwingen will, und unnützes Geld an Leitung der Ströme verschwendet, die zwar kleinen aber wichtigen Anmerkungen beherzigen möchte. In der Abhandlung von Inseln und Halbinseln wird in einer gedrängten Kürze viel, sehr viel gutes vorgetragen. Die siebende Abhandlung ertheilt Begriffe von den Bergen überhaupt, ihrer Stellung und Zusammenordnung. Die achte von den feuerspeyenden Bergen und Erdbeben ist besonders merkwürdig, und ganz mit den neuesten Bemerkungen bereichert — aber daß der Verfasser die Elektricität zu ihrer Erklärung zu Hülfe nimmt, gefällt uns eben so wenig, als der wieder aufgewärmte Einfall, ihnen durch Grabung tiefer Brunnen zuvor zu kommen. Der Erfinder dieser Hypothese hatte gewiß niemals ein Bergwerk gesehen, denn sonsten würden ihm die Schwierigkeiten bey einer nur etwas ansehnlichen Teufe wohl zurückgeschreckt haben. Der Gletscher und Eisberge wird in der neunten Abhandlung nur so obenhin erwähnt, und von dem 10ten, 11ten und 12ten Abschnitte muthmassen wir, daß sie gar nur da stehen, um den Raum zu füllen, denn wer erwartet wohl in einem physikalischen Almanach Nachrichten von einem unbekannten Sauerbrun-

nen in Mähren, oder von der elenden Erfindung Cartoffelkraut statt Taback zu rauchen? Die Kupfer sind außerordentlich schlecht.

Rz.

Monathliche Früchte einer gelehrten Gesellschaft in Hungarn. Brachmonath, 1784. Pest und Ofen, bey Weingand und Köpf. 56 Seiten in 8vo.

Die wichtigen Vortheile, welche schon seit geraumer Zeit verschiedene Länder von der vereinigten Bemühung ihrer gelehrten Einwohner zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse und Wissenschaften genossen haben, soll nun auch Ungarn nicht mehr entbehren, seitdem es dem patriotischen Herrn Jakob Joseph Winterl geglückt, eine Gesellschaft gelehrter Männer zu diesem Zweck zu errichten, woran schon vor funfzig Jahren der D Daniel Fischer vergebens arbeitete. Wir haben das erste Stück von den Schriften dieser neuen Gesellschaft vor uns, und freuen uns über der Wärme ihres Stifters, welche er in der mitgetheilten Anrede an die versammelten Gelehrten blicken läßt, und über den Plan, welchen er vorlegt und dessen Erfüllung die Gesellschaft zu einer der nützlichsten machen wird. Diese Anrede geht billig allen andern Abhandlungen voran, in welcher ein äußerst nachahmungswürdiger Plan vorgelegt wird, der aber, dem gelehrten Sinne wirklich sehr widersprechend, in vielen Stücken nicht erfüllet werden dürfte Hierhin gehört vorzüglich der Vorschlag daß kein Aufsatz von einzelnen Mitgliedern abgedruckt werden soll, sondern daß derselbe von allen Mitgliedern freundschaftlich beleuchtet, berichtigt u. s. w. werde, und dadurch die Würde des Druckes erhalten sollte. Freylich schmeichelt dergleichen der Ehrbegierde der ersten Verfasser eben so wenig, als der fernere Vorschlag, daß zu Entfernung alles einseitigen Eigennutzes das Grundgesetz bestätigt werden möchte, nach welchem auch selbst der Name der ersten Verfasser dem Publikum verschwiegen würde, und die ganze Gesellschaft für den Verfasser gelten solle. (Fast sollte man glauben, so weit die Denkungsart der Brodgelehrten bekannt ist, daß ein solches Grundgesetz die Gesellschaft bald zertrümmern würde.

würde. Doch hier ist nur die Rede von Ungarn. Im Ernst aber könnte jede Erfindung und Wahrheit von einer solchen Gesellschaft sicher angenommen werden, als es von jeder andern, welche dergleichen gute Grundsätze nicht führt, wo es den Mitgliedern mehr Ruhm, als um Wahrheit in manchen Stucken scheint zu thun zu seyn, und keins den Widerspruch gleichgültig, geschweige gern wahrnimmt.) Für ruhmredige Verfasser bleibt es indessen auch hier erlaubt, ohne Kritik der Gesellschaft unter ihrem eigenen Namen die Abhandlungen gedruckt zu sehen. (Diese Herren werden doch den Lesern es nicht verdenken, wenn ihre Abhandlungen mehr Mißtrauen erregen werden, als die gesellschaftlich bearbeiteten, deren erste Verfasser nicht genannt sind.) Die Gegenstände der Bearbeitung sind Naturgeschichte, und der nützliche Gebrauch der natürlichen Körper, die Künste, Wissenschaften, welche auf Künste führen, als Mathematik, Experimentalphysik, die Erfahrungskunst, Esthetik, Geographie, um das noch fehlende darin nachzuholen. Was hier zu bearbeiten vorfällt, und wie es ausgeführt werden könne, hat der Verf. trefflich angezeigt. (Möchte die Gesellschaft diesen Vorschlägen nachleben, dankbar würden die Nachkommen ihre Bemühungen segnen.) — Die erste Abhandlung und einzige in diesem ersten Stück betrifft die elektrische Materie chymisch geprüfet, von einem Ungenannten, also hoffentlich von der gesammten Gesellschaft.

Der Verf. kam auf den Gedanken, daß die elektrische Materie vielleicht ein Feuer seyn möchte, welches weder ganz frey, noch völlig gebunden, und also ein Mittelding zwischen freyes Feuer und Brennbaren seyn möchte. Zur Bestimmung dieses Satzes stellte er viele Versuche an, welche hier mitgetheilt werden, und den Naturforschern willkommen seyn müssen. Sie scheinen vorerst die Vermuthung zu begünstigen, daß der Strom der elektrischen Materie im ersten Leiter bis zur Batterie von ganz anderer Substanz sey, als der Strom aus der äußern Bewaffnung der Batterie. Jene giebt die Eigenschaften des freyen Feuers zu erkennen, welches aber doch noch an den elektrischen Leiter gebunden, und folglich nicht ganz frey ist. In dem Strom aus der Bewaffnung der Batterie glaubt der Verf. eine ganz eigene Materie entdeckt zu haben, welche die Kraft besitzt, die Batterie zu entladen. Nach vielen vergeblichen Suchen fand er keinen Kör-

per an dieser Materie reichhaltiger, als die Salpeterluft, in welcher dieselbe als Bestandtheil enthalten zu seyn scheint. Denn diese Luftart entladet die Batterie vollkommen, verliert durch öfteres Entladen aber diese Eigenschaft, erhält sich gleichwohl durch Zusatz von dephlogistisirter Luft oder Kalkwasser wieder. Sie wird vom öftern Entladen vermindert, in phlogistisirte Luft verwandelt, welche aber das Vermögen hat, die beyden elektrischen Ströme zu vereinigen, und für den ersten elektrischen Strom ein wahrer Leiter zu seyn. Durch das Entladen wird die Salpeterluft so verändert, daß das in derselben aufsteigende Wasser sich in Salpetersäure verwandelt. — Das Produkt der Ineinanderwirkung dieser beyden Ströme, nämlich der elektrische Funke giebt allzeit eine Säure zu erkennen, in welche also die Vereinigung der beyden Ströme übergeht. Der natürliche zweyte Strom bildet mit dem ersten allezeit Luftsäure, der künstliche aus der Salpeterluft Salpetersäure. Die erste wurde durch die hineingelassenen elektrischen Funken in dephlogistisirter Luft erzeugt. Uebrigens wird aus dem elektrischen Funken Phlogist geschieden, welches sogar den Braunstein auflösbar machte. — Um aus diesen Thatsachen aber eine Theorie auszuführen, müßte man weniger widersprechende Vermuthungen über die Mischung der Luftarten, des Feuers und Lichts, der Säuren, worauf hier alles doch ankömmt, selbst bey entscheidenden Scheidekünstlern noch bemerken. Der Verf. hängt der Scheel'schen Meynung an, welche doch noch großen Widerspruch leidet.

Ew.

Chemisch physikalische und praktische Regeln vom Fruchtbrandweinbrennen. Nebst einer neuerfundenen Kunst Honigbrandwein mit Vortheil zu brennen, und zwar aus dem abgängigen sogenannten Wachswasser; sammt einem Anhange von der besten Weise Zwetschenbrandwein, Kirschengeist und Vogelkirschenbrandwein zu brennen, von J. L. Christ, Pfarrherrn zu Rodheim vor der Höhe ꝛc. Mit einer Kupfertafel. Frankfurt, in der Hermannischen Buchhandlung, 1785. 174 S.

Bey

Bey dem langen Titel, der schon den ganzen Inhalt erschöpft, brauchen wir davon nichts weiter anzuführen, als daß hier gute und gründliche Lehren faßlich vorgetragen sind. Es kann daher diese Schrift allen, die vom Geschäft des Brandweinbrennens unterrichtet seyn wollen, nützlich seyn.

X.

Meteorologische und Witterungsbeobachtungen, auf 19 Jahre, samt einer Anweisung hiezu und den erforderlichen Tabellen. Aufgestellt und bekannt gemacht von Jeremias Höslin, Pfarrern zu Böringen auf der Wirtembergischen Alb. Non eruditis, sed erudiendis. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung, 1784. 4. 276 Seiten.

Hr. Pfarrer Höslin hat sich ein Wetterglas angeschafft, und fleißig auf selbiges Achtung gegeben, wie es nun am Tage ist. Um der Welt mit seinen Beobachtungen zu dienen, konnte er anfangs nichts anders thun, als den Zeitungsweg einzuschlagen, und er hatte die große Freude, daß die Leipziger Zeitung seinen Artikel aus der Stuttgarter Hofzeitung von Wort zu Wort nachdrucken ließ, die Karlsruher und Schafhäuser aber einen Auszug davon mittheilte. Weil nun dergleichen leicht vergessen wird, noch mehr aber, weil man ihn zu einem Wetterpropheten gemacht, der viel Unglück weissagte: so sahe er sich nothgedrungen, dies Werk der Welt vor Augen zu legen.

Wie viel man sich auf seine Barometerbeobachtungen verlassen könne, sieht ein Kenner schon daraus, daß er das seinige vor 28 Jahren von einem Herumträger gekauft, daß er von einem festen Punkte die Zolle von unten herauf getragen, und auf einem Zettel in der gewöhnlichen Höhe die feineren Abtheilungen gemacht, nach welchen er hier die Barometerhöhen angiebt. Dabey bemerkt er, welches vielleicht das einzige Brauchbare ist, den Wind und die Witterung, und seit etlichen Jahren auch die Thermometerhöhe, und so ist diese Sammlung von 19jährigen Beobachtungen von 1763 —1782 entstanden. Schwerlich werden die Druckerkosten

bey

bey diesem höchst unnützen und überflüßigen Buche wieder herauskommen.

Meteorologischer Saros oder Versuch eines neuen Zirkels für die Witterung, vom Herrn Abt Toaldo, Professor der Astronomie zu Padua u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1784. 4. 24 Seiten.

Der Saros ist ein alter astronomischer Zirkel, der bey den Chaldäern einen Umlauf von 223 Lunationen (Mondenmonathen) enthält, und die Mondsfinsternisse so ziemlich wieder auf einen Tag bringt. Die 223 Lunationen machen eine Zeit von 6385⅓ Tagen oder 18 Julianischen Jahren (14 gemeinen und 4 Schaltjahren) 4 Tagen 7 Stunden 43 — 44 Minuten. Da der Hr. Verf. schon in seiner Witterungslehre für den Feldbau die auffallendsten Proben gegeben, daß die Witterung nach seinen sogenannten 10 Mondspunkten (4 davon sind die 4 Mondsviertel, 2 die Erdnähe und Ferne, 2 die beyden Knoten, oder sein Durchgang durch den Aequator, wohin noch die beyden Mondenwenden Lunistitia, kommen) Veränderungen erleide, die besonders stark sind, und sehr stürmisches Wetter hervorbringen, wenn viele Mondspunkte zu gleicher Zeit zusammenkommen. Diese Zusammenkunft wird von der Ungleichheit der 3 Mondsperioden, und von der fortschreitenden Bewegung der Absiden verursacht. Natürlich war es, bey dieser Bemerkung auf Mondescyklen zu denken, und so kam er auf die Vergleichung der Witterungen in mehrern Cyklen. Man muß aber freylich hier keine so genaue Uebereinstimmung fodern. Tobias Mayer empfahl den Physikern in dieser Wissenschaft die Methode der Astronomen nachzuahmen, das heißt, anfänglich kleine Irregularitäten zu übersehen, und geradezu auf allgemeine Gesetze, auf summarische Resultate, Vergleichungen, und wohl auseinander gesetzte Beobachtungen zu sehen. Dergleichen Beobachtungen hat Hr. Toaldo nun schon länger angestellt. Seit 1779 hat er in seinem Buche über den Einfluß des Mondes ꝛc. angegeben, daß von 9 zu 9 Jahren beynahe eine gleiche Menge von Regen falle, und er rechnete diese Gleichheit auf die Revolu-

tionen der Erdferne des Mondes, welche in 9 Jahren bis auf 2 kleine Monathe vollendet wird. Das sind 111 Mondenmonathe (der Hr. Uebersetzer, der überhaupt seine Sprache noch besser studiren muß, behält immer den wälschen Ausdruck Lunation) Plinius gab für die Rückkehr der Ebbe und der Mondszeiten nur 110 solcher Monathe an. Richtiger aber kann man den vorhingedachten Saros, als das Zeitmaaß der rückkehrenden Witterung, ansehen.

Rec. findet Bedenken, sein Urtheil über die schon seit Jahrhunderten gesuchte, aber nicht gefundene Harmonie in der Witterung, und Zahl von Jahren, nach welchen die nämliche Witterung wieder einfällt, hier zu äußern. Er überläßt es auch der Zukunft, zu bestimmen, ob Toaldos Saros bestätigt, oder durch ein neues Zeitmaaß verdrängt werden wird. Noch zur Zeit ist es wenigstens zu viel gefodert, wenn Hr. Toaldo auf die wenige Uebereinstimmung, die er hier angiebt, es verlangt, seinen Saros dafür zu erkennen.

Pl.

Versuch einer Schmelzkunst mit Beyhülfe der Feuerluft, von Fried. Ludw. Ehrmann, B. R. licent. Lehrer der Physik u. s. w. Mit einer Kupfertafel. Straßburg, 1786. 8. 252 Seiten.

Ein schätzbares Werk aus der Feder eines Mannes, der seinen Gegenstand nicht nur aus den frühern Bearbeitungen Anderer, sondern auch aus eigenen Versuchen praktisch kennt! In einer Art von Geschichte über die Anwendung der dephlogistisirten Luft zu Schmelzungen, beurtheilt der Verf. die verschiedenen Methoden und Gefäße, der man sich bisher bedient hat, um diese Luft aus dem Salpeter zu erhalten; (Hermbstädts Entdeckung mit dem Braunstein war damals noch nicht bekannt) trägt dabey gelegentlich mehrere seiner, mit unter mißlungener Versuche darüber, auch, wie überall, verschiedene Handgriffe oder Cautelen dabey vor, und entscheidet für die beschlagenen Hessischen Retorten, die er wohl achtmal brauchen konnte. Viel ließe sich auch von Porcellangefäßen (nichts hingegen, einem dem Werke angehängten Zusatze zufolge, von den von Landriani bereits versuchten Platinare-

torten) erwarten, wenn die Versuche damit verfolgt, und für die gehörige Form, gewölbt mit verengter Mündung, gesorgt werde. Aus einem Cubikzoll Salpeter erhielt er von sechs- bis achthundert Zoll Luft. Die grüne Farbe des Rückstandes als sichere Anzeige vollkommen ausgetriebener Luft. — Sodann von den Vorkehrungen, die Feuerluft dem schmelzenden Körper zuzuführen, nach den Vorschlägen Anderer und der sehr gut ausgedachten und abgebildeten Einrichtung des Verf. selbst. Der Feuerluftstrom ward unmittelbar auf die glühenden Kohlen geleitet, nicht durch das Lampenfeuer, weil jenes viel wirksamer ist. In einer Note wird das bequeme Saussürische Löthrohr beschrieben, und auf der Kupfertafel vorgestellt. Nun die zahlreichen Versuche, gegen vierhundert, mit ganzen- und halbreinen, kalchsförmigen nnd vererzten Metallen, auch vielen einfachen und zusammengesetzten Erd- und Steinarten nach Kirwan's Ordnung. (Von Salzen nur sehr wenig.) Dabey vom Verhälten eines Theils dieser Körper im gewöhnlichen, oder, womit die hier aufgestellten Erfahrungen oft sehr übereinkommen, im Sonnenfeuer. Alles schmolz vor dem Apparate, die einzige reine Kalkerde ausgenommen. Die Metalle verflüchtigen sich, oder wie man bey den sogenannten edeln Metallen richtiger sagt, sie zerstäuben. — Einiges müssen wir doch hier ausziehen. Dem Knallgolde benimmt der Verf. die Eigenschaft, wovon es den Namen führt, leicht und sicher dadurch, daß er es mit Baumöl zu einem Teige macht und ausglüht. Die orientalischen Türkisse enthielten allerdings Kupfer außer dem Eisen, ein paar andere nicht. Ueber den magnetischen Sand aus dem Barrerthal im untern Elsasse. Der vorgeblich gediegene Zink von Naxos im Archipelagus ist nichts anders, als in braunen Ocher eingesprengtes Koboldertz. Von den gefärbten Marmorarten schmolzen einige, andere hingegen nicht. Die Bittersalzerde ließ sich doch, wiewohl mühsam, in eine glasartige Masse verwandeln. Leicht floß vor der Maschine der venedische und russische Talk, so wie Danz elastischer Stein oder Quarz. Der Avanturino, wenigstens der spanische, sey (gegen Kirwan) kein künstliches Produkt, sondern er gehöre zu den feinen Hornsteinen oder Quarzen, wohin ihn auch de l'Isle und Sage rechnen. Um den Diamant konnte Hr. E. keinen phosphorischen Schein wahrnehmen, er selbst glänzte aber wie ein phosphorescirender Spath. Am obern Theile des Kohlentiegels hingen kleine Diamantkügelchen. Den Be-

dan-

danken, kleine Rubinstücken zusammenzuschmelzen, mußte der Verf. auch aufgeben.

Akr.

Physikalische Arbeiten der einträchtigen Freunde in Wien, aufgesammlet von Ign. Edl. von Born. Des zweyten Jahrganges erstes Stück. Wien, 4. bey Wappler, 1786. 15 Bogen stark.

In der ersten Abhandlung S. 1 — 10 erklärt der Abbe Gruber die Gestalt der Basalte nach geometrischen Grundsätzen; je gleichspeisiger die Materie und je gleichförmiger ihre Mischung ist, desto regelmäßiger müssen die Figuren der Spaltungsritzen ausfallen; denn so werden die Entfernungen der Anziehungspunkte immer weniger von einander unterschieden seyn, folglich um so mehr symmetrische oder reguläre Sechsecke bilden. Die beyden folgenden S. 10 — 34 — 45 sind Versuche des Freyh. v. Paccassi; der eine über die Rectifikation elliptischer Bögen, und die Quadratur sphäroidischer Dreyecke; der andere einer neuen Methode zu cetegriren. Die vierte S 45 — 58 von H. Ployer beschreibt das Streichen der Hauptgebirge, vornehmlich der Hauptgranitgebirgskette, und der zu beyden Seiten laufenden Kalkgebirge aus der Schweiz durch Veltlin, Bündten und die innerösterreichischen Länder, reich an vortrefflichen Beobachtungen und Folgerungen; so wie der Inn durch Tyrol, so wenden sich auch die Gebirge von Nordost mehr nach Osten, und erstrecken sich durch Kärnthen und Steiermark von der Trau bis zu der Salza und Ens. Die Kalkberge, worin die Eisengruben zu Gründt und Hüttenberg sind, finden sich eben so angeschoben und einzeln in der Granitkette, als sich einzelne angeschobene Quarz- und Porphyrriegel im Strich der Kalkgebirge befinden; die Hauptflüsse fließen mit dem Strich der Gebirge gleich, die kleineren so lange bis sie eine schon vorhandene, oder mit Gewalt durchgebrochene Oeffnung finden, durch welche sie in niedrigere Gegenden abfließen, und sich mit tiefer liegenden Flüssen vereinigen. Auf diese folgen S. 58 — 84 Prof. Märters Nachrichten von den Bahamischen Inseln, welche, wie die Bermudischen ehemals mit dem vesten Lande von Amerika zusammengehangen zu haben scheinen, und noch immer abgespült werden; sie

sind

sind blosse Kalkfelsen, an welchen man die einreißende Gewalt des Meeres, und Verminderung allenthalben wahrnimmt. Die Inseln, deren nur sieben bewohnte sind, handeln, vornehmlich nach Nordamerika mit Mahagony- Kampeche- Brasilien- und Franzosenholz, mit etwas Amber, Schildkrötenschalen und lebendigen Schildkröten, Ananas, Bananen, Pomeranzen, Citronen und etwas Baumwolle, und tauschen dagegen Kleidungsstoffe, Werkzeuge, Theer, Mehl, Korn, Butter, Hülsenfrüchte, Reiß, gesalzenes und geräuchertes Fleisch ein; Zucker und Kaffee gedeiht nicht; wohl aber der Dattelbaum, ob er gleich nur wenig gezogen; der Mahagonybaum wächst nicht in starken Stämmen, der Brasilienholzbaum selten; der Waldbalsambaum aber häufig; dieser wird wegen seines wohlriechenden Harzes, wie bey uns das Kienholz, zum Leuchten gebraucht; der Racoon, der von Amerika herübergebracht wurde, hat sich so vermehrt, daß kein Federvieh dafür sicher ist, das ohnehin wegen der sich so leicht und so vest anhängenden Saamen, der hier so häufigen stachlichen Pisonie und kletternden Boerhaavie selten ist; die mühsame und künstliche Jagd des Leguans. Die letzte Abh. S. 85—128 von Hrn. P. Ad. Voigt ist eine Antwort auf die Frage der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften: Was ist bis jetzt in der Naturgeschichte Böhmens geschrieben worden? Was fehlt in derselben noch? Welches wären die besten Mittel, sie zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen, und aus ihr den möglichsten Nutzen für das Vaterland zu ziehen? Sie hat das Accessit erhalten. Der erste Abschnitt, in welchem auch ein Auszug aus Balbin vorkömmt, ist ein sehr gutes naturhistorisches böhmisches und mährisches Bücherverzeichniß, sehr reichhaltig an Schriften über die böhmischen Gesundwasser, unter welchen wir doch Brückmanns Reise nach dem Karlsbade vermissen. Der gerechte Wunsch des Verfassers, daß einheimische Naturforscher das Reich bereisen, fängt ja nun auch an in Erfüllung zu gehen.

Er.

---

10. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Histoire de la Reformation, ou origine et progrès du Luthéranisme dans l'Empire et les Etats de la Confession d'Augsbourg, depuis 1517. jusqu'en 1530. Ouvrage posthume de M. *Isaac de Beausobre. Tome Quatrième.* à Berlin, chez de la Garde. 1786. 431 S. in gr. 8.

Mit eben dem sanften Schritte, mit welchem der Verf. in den vorhergehenden Theilen dem Lauf der Reformation nachgegangen war, kömmt er auch im gegenwärtigen zum Ziele seiner Arbeit. Nicht, als wenn er die Religionsstreitigkeiten jener Zeit durchaus ohne alle Theilnehmung erzählt, sich niemals im geringsten hätte merken lassen, zu welcher kirchlichen Parthey er gehöre. Aber selbst solche Stellen, in welchen dieses geschehen ist, haben fast immer mehr die Gestalt von ungezwungen herbeygeführten historischen Erläuterungen und Beurtheilungen, als von polemischen Ausfällen.

Er fängt hier mit dem Bündnisse des Pabstes und Franz I. wider Karln V. im Jahr 1527 an, und läßt darauf keine erhebliche Begebenheit, selbst in Luthers Leben, unberührt. Ueber die Eroberung Roms hätten wir, anstatt daß der V. sich bey Bourbons Tode aufhält, etwas mehr in Rücksicht auf Karln und die Reformation, erwartet. Dagegen ist von der Berner Disputation etwas zu ausführlich S. 25—28 gehandelt worden; so wie auch die Nachricht von der Synode zu Sens im Jahr 1528, (S. 29—35.) obgleich ihre Reformationsdekrete durch Luthern veranlaßt wurden, doch mehr ihren Platz in der Französ. Reform. Hist. hat. Daß die Lutherischen Lehrer (nach S. 29.) Luthers größeres Bekenntniß vom heil. Abendmahl unter ihre symbolischen Schriften gesetzt hätten, ist unrichtig. Die Packischen Händel werden umständlich und wohl beschrieben: mit Recht nimmt der V. an, daß das Bündniß, welches dazu Gelegenheit gab,

keinesweges erdichtet gewesen sey. Ein kleines Versehen ist es, wenn S. 37 gesagt wird, der Herzog Georg von Sachsen sollte den Kurfürst von Sachsen in Mähren und in der Lausitz angreifen. Von der ersten Kursächs. Kirchenvisitation redet der V. S. 63 nur in einigen Zeilen; aber einen desto längern Auszug giebt er aus Melanchthons daraus entstandenem Visitationsbüchlein, (S. 63—71.) Es verdiente auch diese Ehre; und B. hat sehr richtig gezeigt, welche beträchtliche Verbesserungen in dem Vortrage von Luthers Lehrsätzen darinne angebracht worden sind: denn daß manche dieser Lehrsätze selbst verlassen worden wären, wie der V. S. 72 zu verstehen giebt, leugnete Melanchthon, und wir glauben es auch nicht. Gleich darauf werden verschiedene merkwürdige Stellen aus Luthers Schriften dieser Zeit angeführt; es wird auch gezeigt, daß er im Streit mit den Wiedertäufern darauf gerathen sey, den Kindern, welche getauft werden, den Glauben beyzulegen. Das Günstigste, schreibt der Verf. S. 82. was man für diese neue Meynung sagen kann, ist, daß Luthers Absicht dabey gut gewesen ist.

In der Geschichte des Reichstags zu Speyer vom Jahr 1529 macht der Verf. geschickt auf die Kunstgriffe der Katholischen aufmerksam, durch welche sie damals Lutheraner und Reformirte, mit Hülfe und unter dem Vorwande der Streitigkeit über das h. Abendmahl auf immer von einander zu trennen suchten. Dieses führet ihn dann weiter auf die Bemühungen des Landgr. Philipp, jenen Streit beyzulegen, auf Luthers und Melanchthons Abneigung gegen ein deswegen zu haltendes Religionsgespräch, und auf das wirklich zu Marburg erfolgte. Ausführlich und lehrreich ist von diesem allen gehandelt worden; doch neigt sich der V. bisweilen merklich genug auf die eine Seite; ist auch wohl etwas ungerecht gegen die andere. So wird S. 114 Luthern eine Behauptung beygelegt, die gar keiner Entschuldigung fähig sey, (tout-à-fait inexcusable,) daß nämlich Zwingli und seine Freunde Schuld am Bauernkriege und ähnlichen Unruhen gewesen wären. Allein davon finden wir in der angeführten Stelle keine Spur. L. nennt zwar neben Sickingen und Münzern auch Carlstadten; aber ohne Zweifel in Rücksicht auf die Begünstigungen, welche dieser zur Schwärmerey sehr geneigte Kopf bereits so früh zu Wittenberg Münzern und andern Schwärmern ertheilt hatte. Auf der vorhergehenden

Seite scheint der V. zu glauben, daß Luther und Melanch-thon durch das Geständniß, Zwingli's Lehre vom h. Abend-mahl sey für die Vernunft die begreiflichste, die Schwäche der ihrigen stillschweigend erkannt hätten. Er mußte es jedoch wissen, daß L. und M. hiermit Z. vielmehr einen Vorwurf machen wollten, daß er gegen das klare Zeugniß der heiligen Schrift, die Lehre derselben so ausbildete, wie sie sich am leich-testen begreifen ließe. Auch konnte sich Z. auf diese Eigen-schaft seiner Lehre so gar viel nicht einbilden; denn kam es ihm darauf an, die christlichen Lehrsätze der Vernunft am begreif-lichsten zu machen: so mußte er den Nicänischen Lehrbegriff von der heil. Dreyeinigkeit mit einem andern vertauschen. Am ungernsten lasen wir die Spötterey, S. 194. da zum Be-weise, daß Luther einer der größten Politiker gewesen sey, beygebracht wird, er habe wohl gewußt, daß ein Mann, der andere reformiren will, sich den Ruf der Untrüg-lichkeit erwerben müsse! Man weiß ja, wenn man histo-risch hierüber urtheilen soll, daß L. bey allem steifen Behar-ren auf seinen Lehrsätzen, doch selbst in spätern Zeiten nicht unerhebliche Veränderungen dabey getroffen habe, wie z. B. bey dem ehemals so streng vertheidigten Augustinianischen System von der Gnade und vom freyen Willen. Uebrigens wollen wir mit diesen Anmerkungen gar nicht so viel sagen, daß der Verf. Luthern überall Unrecht thue, wo er densel-ben etwas zu seinem Nachtheil erscheinen läßt. Bisweilen hat der Verf. auch völlig Recht; nur daß ihm zu harte Aus-drücke entwischt sind. Er wirft z. B. S. 209. 210 den Ev-angelischen Theologen Unwissenheit und Fanaticismus vor, weil sie aus dem falschen Grundsatze, die Reichsstände wären völlige Unterthanen des Kaysers, gefolgert hätten, al-le Gegenwehr wider denselben sey Empörung, und Leiden sey allein die Pflicht ihrer Glaubensgenossen. Es möchte ihm wohl schwer zu beweisen fallen, daß damals die Rechte der Reichsstände im Verhältniß gegen den Kayser schon hinläng-lich bestimmt, anerkannt und gesichert gewesen wären.

Das Jahr 1530 nimmt von S. 225 an, fast die Hälfte dieses Theils ein. Nicht bloß der Augsburger Reichstag und das daselbst übergebene Glaubensbekenntniß, sondern haupt-sächlich die Gesinnungen, Maaßregeln, Unterhandlungen 2c. beyder Theile, sind vollständig entwickelt, und mit der Ein-sicht eines sehr guten Kenners beurtheilt worden. Die

Schwachheiten grosser Männer sind nicht verschwiegen worden, wie das zu weit getriebene Nachgeben Melanchthons in seinen Erbietungen; doch eben so wenig die Umstände, welche zu seiner Entschuldigung dienen. Am Ende insonderheit, (S. 427 folg.) läßt der V. dem Betragen der Evangelischen Reichsstände und Lehrer auf diesem Reichstage alle Gerechtigkeit wiederfahren. Selten ist uns noch etwas zu wünschen übrig geblieben. Wenn man S. 308. und S. 313 mit einander vergleicht: so scheinen diese Stellen einander beynahe in Rücksicht auf dasjenige zu widersprechen, was die Augsp. Conf. vom Meßopfer sagt; es wäre auch dienlich gewesen, zu bemerken, warum darinn das Wort Messe vom heil. Abendmahl gebraucht werde. S. 343 hat es fast das Ansehen, als wenn dem Verf. uubekannt gewesen wäre, daß die Confutatio A. Conf. mehrmahls gedruckt worden sey. S. 412 ist eine so ungemein merkwürdige Schrift, als die Apologie der A. Conf. gar zu kurz abgefertigt worden. Noch hat der Verf. den Namen Protestanten für diese Zeiten viel zu früh gebraucht.

Es wäre zwar sehr angenehm gewesen, die deutsche Reformationsgeschichte von einem solchen Schriftsteller bis zu ihrem Ende beschrieben zu lesen. Hoffentlich aber wird uns für das noch Mangelnde der besondere Band von Anmerkungen und Erläuterungen über dieselbe, den man uns hat erwarten lassen, hinlänglich entschädigen.

Ez.

Des Herrn Abts Ladvocat historisches Handwörterbuch, rc. aus dem Französischen übersetzt, verbessert, mit einer Menge neuer Artikel vermehrt, und bis aufs Jahr 1786 fortgesetzt. Sechster Theil. 1786. Ulm, Stettin. Von S. 1057—2154 in gespaltenen Columnen, gr. 8.

In diesem zweyten Theil der Fortsetzung des Ladvocat haben wir eben das gefunden, was wir bey der Anzeige des ersten (B. 70. S. 501) den Lesern meldeten: viel Fleiß im Sammeln meistentheils richtiger und brauchbarer Nachrichten; eine Vermischung trefflicher und denkwürdiger Männer mit andern, die selbst durch Hülfe dieses Wörterbuchs nicht auf

die Nachwelt kommen werden; hauptsächlich aber den Mangel an einer festen Hand im Zeichnen des Charakteristischen der beschriebenen Personen.

Der Verf. scheint zwar in der Vorrede zu diesem Theil den Gesichtspunct und die Grundsätze angeben zu wollen, nach welchen man seine Arbeit beurtheilen müsse. Es kömmt uns aber völlig so vor, als wenn er selbst der genauen historischen Methode nicht so mächtig sey, um darüber Vorschriften ertheilen zu können. Nachdem er einige Schwierigkeiten genannt hat, die sich bey einem solchen Lexicon finden, und die auch allgemein anerkannt sind, setzt er hinzu, die größte Schwierigkeit sey die Einrichtung solcher Beschreibungen, die man darinne erwartet. Man will nichts weniger, als Biographieen. Der eine verlangt Zeit, Jahre und Stunde von dem Werke, Handeln und Sterben der beschriebenen Personen zu wissen. Ein anderer erwartet ihr ganzes Geschlechtsregister, auch ihre ganze umständliche Geschichte, u. s. w. (Wenn es keine größere Schwierigkeiten gäbe, als diese, daß der V. alle, auch ungereimte Forderungen, zu erfüllen suchte! Was bekümmert er sich um dieselben? Er muß wissen, daß er hier mehr kleine, aber sehr treffende historische Gemälde, als weitläuftige Lebensbeschreibungen darzustellen schuldig ist. Aber eben jene zu entwerfen, das ist eine ganz andere Schwierigkeit!) Nun zeichnet er das Bild eines Biographen, welches er desto nöthiger findet, weil nicht einmal alle, die man als Muster anpreiset, allemal das leisteten, was man von ihnen erwarte. Selbst Cornel. Nepos habe die Vollkommenheit nicht, welche so viele an ihm rühmten. (Hätte es doch dem Verf. beliebt, sich hierüber weiter zu erklären. Nepos hat freylich eine ganz andere Absicht und Manier, als Plutarch; aber, so viel wir, dieses vorausgesetzt, von ihm fordern können, leistet er in einem hohen Grade: und möchte der V. nur ein Nepos geworden seyn!) Unter ganz bekannten Dingen, die darauf folgen, bemerkt er auch dieses: Wir wollen nicht den ganzen Menschen von dem Biographen abgemalt haben, sondern nur das Auszeichnende, das Unterscheidende an der zu beschreibenden Person. (Soll es eine vollständige Biographie werden: so muß allerdings der ganze Mensch abgeschildert werden; man müßte denn eine unglückliche Wahl des Gegenstandes getroffen haben. Denn wer soll es sonst thun, als der Biograph? Nach des Verf. Einschränkung müßte man in dem Leben merkwürdiger Männer

fast alle Nachrichten von ihren Aeltern, Lehrern, Aemtern, u. dgl. m. weglassen, weil sie dieselben mit andern Menschen gemein haben. Das Unterscheidende ist freylich die Hauptsache; bleibt aber ohne jene gewöhnlichere Handlungen und Umstände oft ganz undeutlich.) Nach Kleinigkeiten haschen, muß des Biographen Sache nie seyn. (Sind es Kleinigkeiten, die etwas erhebliches dazu beytragen, den zu beschreibenden Mann zu charakterisiren: so dürfen sie auch nicht wegbleiben. Es gab sogar berühmte Männer, Fürsten, u. a. m. die im Kleinen groß waren!) Daraus schließt endlich der Verf. daß nicht alle Beschreibungen in einem Lexicon eigentliche Biographieen seyn müssen; daß man darinne keine solche Darstellung einer Person suchen dürfe, daraus wir ihren völligen Charakter kennen lernen; man sey zufrieden, wenn sie so bezeichnet werde, daß man sie von andern unterscheiden könne. (Allein das ist viel zu wenig gesagt! es sollte heißen von andern, die eben denselben Weg in der Welt gegangen sind, durch eigenthümliche Gaben, Erfindungen, Methoden, Thaten, u. dgl. m. unterscheiden. Und also muß im Grunde ihr Charakter in den Hauptzügen nicht mangelhaft bleiben.) Wenn der Verf. noch hinzusetzt, in einem Lexicon könnten auch neben Personen, die einer Biographie würdig sind, andere stehen, die ein und das anderemal in ihrem Leben durch ihre Weisheit oder Narrheit der Welt Gelegenheit gegeben haben, etwas von ihnen zu reden; Männer, die sich nur in einem kleinen Wirkungskreise, einem Theil ihrer Nebenmenschen nützlich oder schädlich gezeigt haben: so kann man das zwar nach gewissen Bestimmungen machen. Aber zu wie vielen unbedeutenden Geschöpfen wird sich nicht die Geschichte herablassen müssen, wenn alle in einem Lexicon stehen sollen, die bisweilen Gelegenheit gegeben haben, von ihnen zu reden? Und das ist wirklich mehrmahls der Fall in diesem Buche.

Doch der Verf. ist nicht einmal seinen eigenen Vorschriften immer treu geblieben. Er hat eine große Menge Kleinigkeiten eingestreuet, die kaum in der umständlichen Lebensbeschreibung Platz finden sollten; und das Unterscheidende der beschriebenen Personen vermissen wir auch oft genug. Denn was ist z. B. daran gelegen zu wissen, daß nach dem Tode des Grafen Matuschka Betrachtungen eines Freundes bey seinem Grabe herausgekommen sind? (S. 1294) oder

daß

daß der Herzog von Montmorency am 27 Novemb. 1718 den Eid der Treue als Gouverneur der Normandie abgelegt, und im August 1724 eine Reise in die Niederlande gethan habe? (S. 1414) wozu soll das Mährchen von dem nach seinem Tode einem Freunde auf einem Pferde erscheinenden Marsil. Ficinus dienen? (S. 1344) und hundert andere solche Dinge mehr. Von vielen Gelehrten ist nichts, als die Aemter, Geburts- und Todesjahr, und höchstens ein allgemeiner Lobspruch angebracht. Wir wollen aber bey zween der berühmtesten stehen bleiben. Vom Maupertuis wird S. 1291 gesagt, er habe mit andern Gelehrten eine Reise nach dem Nordpol angetreten, um denselben auszumessen; vom K. Friedrich II. habe er eine Vocation nach Preußen bekommen; seine Streitigkeiten über die vorgegebene Erfindung des principii minimae actionis seyen der Welt bekannt. Wer lernt nun hieraus den vorzüglichen Gelehrten und Schriftsteller kennen? Hätte der V. nicht wenigstens, wie es in einigen Zeilen leicht geschehen konnte, jenes Principium, das immer gekannt zu werden verdient, erklären, und einige andere lehrreiche Erläuterungen beybringen sollen? Dafür konnte die Erzählung wegfallen, daß M. bey seiner Rückkunft von Paris die Freude gehabt habe, einen seiner heftigsten Gegner, Voltairen, loß zu seyn; indem derselbe vom Preußischen Hofe entlassen worden wäre. Wiederum wird S. 1905 von Segnern geurtheilt, er sey einer der größten Lehrer der Mathematik in Europa, Denker, Erfinder und Erweiterer derselben, gewesen. Aber das kann man ja auch vom Newton, Euler, und einigen andern sagen; wo bleibt dann sein Unterscheidendes? Von seinen Schriften werden nur die astronomischen Vorlesungen wegen seines voranstehenden Bildnisses genannt. Daß er zu Göttingen auch Prof. gewesen sey; daß er unter die merkwürdigsten Gegner von Wolfen gehöre, u. dgl. m. fehlt gänzlich.

Die Entschuldigung, welche der Verf. wegen der stehen gebliebenen Druckfehler anführt, wird man gern gelten lassen. Nur hätte er, da ihrer eine ziemliche Anzahl ist, und nicht sehr viele Leser sie verbessern können, z. E. Lewakawitz, Meapau, Tilano, u. s. w. eine Anzeige derselben am Ende beyfügen sollen.

Nachrichten von adelichen Wapen, gesammlet, und mit einer Vorrede des Herrn Professors Gebhardi begleitet, herausgegeben von Christian Friedrich August von Meding, Erbherrn auf Schnellenberg, Capitularn und Scholastico zu Naumburg, Königl. Großbritannischen, Churfürstl. Braunschw. Lüneburgischen Land-Commissario. Hamburg, gedruckt zum Besten des Freyheit-Naumburgischen Waysenhauses. 1786. 2 Alph. 2 Bogen in 8.

Die Bekanntmachung dieses nützlichen heraldischen Werks hat man vorzüglich dem Hrn. Prof. Gebhardi in Lüneburg zu danken. Auf dessen Belobung und Zureden entschloß sich der Hr. Domherr von Meding, dasselbe herauszugeben; da er es ursprunglich blos zu seinem eigenen Unterrichte ausgearbeitet hatte, indem ihm das Geschäfft aufgetragen war, diejenigen Ahnentafeln zu prüfen, die dem Naumburgischen Domkapitel als Beweise der Stiftsfähigkeit übergeben werden. In alphabetischer Ordnung liefert er hier Nachrichten und Beschreibungen von tausend adelichen Familien, denen weit mehrere folgen können, wenn dieser Band eine hinreichende Zahl von Käufern finden wird; woran kaum zu zweifeln ist. Unter adelichen Wappen versteht Hr. v. M. die Siegel und Wappen, sowohl des hohen als des niedern, sowohl des stiftsfähigen als des neuen Adels, auch selbst die ohne Standeserhöhung ertheilten Wappen. Zu dem Adel rechnet er auch billig den Patriciat, den er für stiftsfähig hält, wenn sein Alter so hoch hinaufsteigt, als bey solchen Adelichen, die Anspruch an die Vorzüge der Stiftsfähigkeit machen wollen.

Die Geschichte eines jeden Wappens ist nach Anleitung der besten Quellen ausgearbeitet. Ueberall hat der Verf. die gedruckten Schriften, viele noch nicht bekannt gemachte Urkunden, die von ihm benutzten Denkmale, als Epitaphien ꝛc. und selbst manche Wappenverfälschung angeführt. Er hat viele Wappen abgestorbener Geschlechter, die ohne sein emsiges Forschen vielleicht verlohren seyn würden, aufbewahret und dadurch Gelegenheit gegeben, manchen Ahnenbaum zu ergän-

ergänzen, der ohne diese Vorsicht unvollkommen bleiben würde. Da auch die heraldischen Beschreibungen überhaupt zuverläßiger sind, als die Wappenbilder in Kupferstichen, so ist auch aus diesem Grunde dieses Werk großen Beyfalls würdig. Hr. G. bemerkt in seiner Vorrede, daß wir noch kein allgemeines Wappenbuch, das blos aus Beschreibungen bestehe, besitzen; daß auch die meisten ältern deutschen Beschreibungen dunkel und unbestimmt seyen, weil man über verschiedene Kunstwörter ehedem nicht einverstanden war. „Dieser Mangel trifft aber die Medingischen Beschreibungen „nicht, weil sie durchgängig nach den Gattererischen Grund„sätzen eingerichtet sind, und alle Zeichnungen entbehrlich ma„chen." Am vollkommensten werden indessen doch immer solche Werke seyn, die genaue Beschreibungen mit eben so genauen Zeichnungen verbinden. Jeder kann sich doch nicht gleich aus Beschreibungen so deutliche und anschauliche Begriffe von Wappen machen, als durch Hülfe richtiger Abbildungen.

Hr. v. M. hat auch für solche Leser, die in der Wappenkunde unerfahren sind, eine Erklärung der Kunstwörter und einige Regeln, die bey den Wappenbildern beobachtet werden, vorangesetzt; meistens nach Gatterern, jedoch mit einigen Zusätzen. Noch eines schätzbaren Anhanges müssen wir erwähnen, nämlich eines Registers der Wappenbilder, für diejenigen, denen ein Wappen ohne Unterschrift aufstößt, oder auch für Wappensammler, denen oft Wappen mit unrecht angegebenen Namen vorkommen, oder auch für den Alterthumsforscher, der dadurch in den Stand gesetzt wird, ein jedes unbekanntes Wappen, und dadurch auch öfters das Alter oder die Beschaffenheit eines ihm wichtigen Denkmals zu entziffern. Damit man sich eine Idee davon machen könne; so schreiben wir einen der kürzesten Artikel ab. „Mauer: gezinnet, schrägrechts 715. mit zwey Thürmen: 208. 2te und 3te F. 870. mit drey Thürmen: Msch. 693. Mauergiebel s. Hausgiebel." Hr. Gebhardi sagt, dieses Register wäre vielleicht das erste seiner Art. Spener hat indessen doch in seiner Theoria insignium etwas ähnliches geleistet.

Europäisches genealogisches Handbuch, in welchem die neuesten Nachrichten von allen Häusern jetzt

regierender Europäischer Kaiser und Könige, und aller geist- und weltlichen Chur- und Fürstlichen, wie auch Grafen des heil. Römischen Reichs, ingleichen von den Cardinälen, Mitglieder der Ritter-Orden, auch Dom- und Capitularherren der Erz- und Hochstifter in Deutschland, befindlich; nebst einer zuverläßigen Beschreibung aller jetzigen Kaiserl. Königl. und Churfürstl. Hof- Civil- und Militär-Etats, der Reichstagsversammlung in Regensburg, des Cammergerichts zu Wetzlar, des Hofgerichts zu Rothweil, und der an den Europäischen Höfen dermalen anwesenden Gesandten und Minister, wie auch der unmittelbaren Reichsritterschaft, ausgefertiget von Gottlob Friedrich Krebel. Leipzig, in Gleditschens Buchhandlung. 1786. 2 Alph. 8 Bog. in median Oktav.

Dieses Handbuch, das vor dem Varrentrappischen so manchen Vorzug hat, erscheint hier aufs neue, durchaus vermehrt, verbessert, und zum statistischen Gebrauch noch besser, als die letzte Ausgabe vom J. 1782. eingerichtet. Einige gräfliche Häuser, von denen Hr. K. seit verschiedenen Jahren keine Verbesserungen erlangen konnte, sind auch in dieser Ausgabe billig weggeblieben. Dafür erscheinen hier zum erstenmale die Grafen von Ursenbeck, und einige Linien der Grafen von Browne, Lingden und Thurn. Die Grafen von Dernath, die aus der eben angeführten Ursache aus der vorigen Ausgabe weggelassen worden sind, erscheinen hier wieder; und so wird Hr. Sekretär Krebel (in Dresden) künftig weggelassene Familien wieder einschalten, wenn hinreichende Nachrichten von ihnen einlaufen werden. Wir wünschen angelegentlich, daß dies geschehen und daß man überhaupt alles mögliche zur Vervollkommnung eines so gemeinnützigen Werkes beytragen möge.

Of.

Reise

Reise in die barbarischen Staaten von Marocco, Algier, Tunis und Tripoli; oder Briefe eines aus der barbarischen Gefangenschaft erlösten französischen Officiers. Aus dem Französischen übersetzt. Lübeck, bey Donatius. 1786. 7 Bog. 8.

Eine verworrene, höchst elende Compilation längst bekannter, oder falscher, oder uninteressanter Nachrichten. Die nicht sehr martialischen Stoßseufzer, die der Verf. über das Meer nach Frankreich an seine Eugenie absendet und moralische Deklamationen über die Grausamkeit der Barbaren, nehmen keinen kleinen Theil des Ganzen ein. Vortrag und Sprache sind, wenigstens in der Uebersetzung, dem Werthe des Inhalts vollkommen angemessen.

Nt.

Ueber das Vaterland der Chaldäer. Von Theodor Jacob Ditmar, Professor der Geschichte und Erdbeschreibung am vereinigten Berlinischen und Cöllnischen Gymnasium. Berlin, bey Pauli. 1786. 2 Bog. in 8.

Arphachsad sieht der Verf. für Arrapachitis beym Ptolemäus an (wie Michaelis und Schlözer); es wohnten also die Chaldäer im südöstlichen Theil von Armenien, wo auch Xenophon Chaldäer hinsetzt, und Plinius Kephener (d. i. Chaldäer) wohnen läßt. Von da breiteten sich die Chaldäer weiter aus; sie zogen an den Tiger, in die Gegend von Hesn Kaipha; ferner ins westliche Mesopotamien, und von da wurden sie nach Babylonien, und zwar in den District gepflanzt, der insonderheit den Namen Chaldäa führte. In Babylonien lebten sie in Städten, vermischten sich mit den übrigen Einwohnern nicht, und erwarben sich den Ruhm der Gelehrsamkeit. Zuletzt bemächtigten sie sich des babylonischen Throns, und seitdem werden sie erst vorzüglich bekannt.

Daß in allen genannten Gegenden Chaldäer waren, leugnen wir nicht, die Stellen der Alten zeigen es; aber wir getrauten uns doch nicht ihre Ausbreitung auf dem Wege, den der

der Verf. annimmt, zu behaupten. Die Chaldäer im westlichen Mesopotamien sollen aus dem östlichen Mesopotamien, wo Ur Casdim gelegen habe, mit Abraham, der selbst ein Chaldäer gewesen, dahin gezogen seyn. Wie nun, wenn Abraham kein Chaldäer, sondern ein Aramäer gewesen wäre? und das war er, wenn wir andern Spuren nachgehen, und Ur Casdim war vielleicht nicht im Lande der Chaldäer, sondern in dem daran gränzenden Lande gelegen. — Es läßt sich auch nicht begreifen, wie die herumstreifenden, kriegerischen Chaldäer sollten die Gelehrten gewesen seyn, welche die bekannten astronomischen Entdeckungen gemacht und zur Cultur des mittlern Asiens so vieles beygetragen haben. Schon seit mehreren Jahren, ehe noch Michaelis und Schlözers Untersuchungen bekannt worden sind, hat Rec. für nöthig erachtet, um Verwirrung zu vermeiden, Babylonier und Chaldäer genau zu unterscheiden, und den erstern die so berühmte chaldäische Weisheit beyzulegen. Weil Chaldäer eine Zeitlang über Babylonier geherrscht haben, so ist nur gar zu oft der Name der herrschenden Nation für den der besiegten als gleichbedeutend gesetzt worden. — Daß die Chaldäer Unitarier gewesen, glauben wir nicht. Wie ließe sich auch damit die Verehrung des Bildes im Daniel reimen? Auf Abrahams Religionsbegriffe kann sich der Verf. nicht berufen, wenn ersterer, wie wir glauben, kein Chaldäer war; und eben so wenig darauf, daß die Juden unter der Herrschaft der Chaldäer den Polytheismus verlassen haben, gleich als ob der Umgang mit Chaldäern Einfluß auf ihre religiöse Denkart gehabt hätte. Erweiterte Aufklärung war wohl die Hauptursache, daß endlich der Begriff von Einem Gott bey ihnen haftete. —

Nach des Verfassers und anderer Gelehrten rühmlichen Bemühungen um diesen Gegenstand des Alterthums sind zwar unsre Begriffe von den Chaldäern um manches berichtiget; sie können aber leicht noch größere Berichtigungen erhalten, wenn nun, nach so manchen schönen Vorarbeiten, ein scharfblickender Historiker mit ächter historischer Kritik das Feld noch einmal von Anfang an durcharbeitet.

Fw.

Historisch-litterarisches Magazin. In Gesellschaft mehrerer Gelehrten angelegt von Johann Georg Meu-

Meusel. Dritter Theil. Bayreuth und Leipzig, bey Lübecks Erben. 1786. 12 Bog. 8.

Er enthält 14 mehr oder minder wichtige und nützliche Artikel, zum Theil Fortsetzungen vorher angefangener Materien, und steht an Güte den vorigen Theilen nicht nach. Da wir den Werth dieser periodischen Schrift schon bestimmt haben, und voraussetzen dürfen, daß jeder Freund der Geschichtskunde sie selbst lesen werde; so halten wir es für überflüßig, die einzelnen Rubriken abzuschreiben, und lassen es daher bey dieser allgemeinen Anzeige bewenden.

R.

Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten im Großen. Aus dem Englischen in einem Auszuge. Eilfter Band. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1786. 534 S. 8.

Enthält die Fortsetzung der Geschichte des Jahrs 1781 und ist übrigens mit den vorhergehenden Bänden von gleichem Werthe. Von S. 347. an sind 16 sogenannte historische Urkunden und öffentliche Schriften angehängt, welche größtentheils füglich wegbleiben konnten, da man sie längst aus den Zeitungen und anderen periodischen Blättern kennet. In Ansehung der Bittschrift der brittischen Unterthanen in Bengal, Bahar und Orissa, und der Criminalprocesse des Lord Gordon, und des de la Motte (No. 3. 10. und 11.) konnte wohl eine Ausnahme gemacht werden. Der Inhalt dieser Actenstücke war zwar ebenfalls nicht unbekannt, wir zweifeln aber, ob sie in einer andern deutschen Schrift so vollständig abgedruckt sind, als hier. Das letzte Stück (No. 16.) enthält Anecdoten zur Lebensgeschichte einiger der berühmtesten Seeofficiere der neuesten Zeit, und ist aus dem politischen Journal entlehnet. Diese Aufsätze, von denen es sich noch fragt, ob sie für durchgehends zuverläßig gehalten werden können, sind ja weder zu Urkunden, noch zu öffentlichen Schriften in dem Sinne, wie dieser Ausdruck hier genommen wird, zu rechnen.

Tw.

Neue Sammlung von Reisebeschreibungen. VIII. Theil.

Prof. J. G. Büschs Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil der vereinigten Niederlande und Englands.

Domenico Sestinis Beschreibung des Kanals von Konstantinopel. Aus dem Italienischen.

Alex. Dalrymples historische Sammlung der verschiedenen Reisen nach der Südsee im 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert. Aus dem Englischen. Hamburg, bey Bohn. 1786. 14 Bogen, 11 Bogen, und 13 Bogen in 8.

Büschens Bemerkungen haben wir schon besonders angezeigt. Das zweyte Stück, die Beschreibung des Kanals von Konstantinopel, des dasigen Wein- Acker- und Gartenbaues und der Jagd der Türken, hatte der Verf. der Abt Sestini, der bereits durch seine Briefe aus Sicilien und der Türkey bekannt ist, aus der Levante, an den Hrn. Mariti in Florenz geschickt, der sie unter dem Titel Opuscoli del Sr. Ab. Domenico Sestini zum Druck beförderte, woraus sie Hr. Jagemann zum Gebrauch dieser Sammlung von Reisebeschreibungen übersetzt hat. Den Anfang macht eine kurze Topographie der an beyden Seiten des Kanals liegenden Dörfer, die sich fast alle mit Weinbau beschäfftigen. Die Größe des Kanals bestimmt der Verf. so, daß er, die Breite des Ufers auf beyden Seiten auf 4 Meilen mit eingerechnet, eine Strecke Landes von 160 QMeilen ausmache; dann folgt eine Beschreibung dieses Weinbaues selbst, Berechnung des Kostenaufwandes, und Verzeichniß der Arten von Weintrauben. An der Zubereitung liegt die Schuld, daß diese, meist von Griechen gebauten Weine, weder viel Geist noch Geschmack haben, sich nicht lange halten und etwas säuerlich sind. Nachricht vom Ackerbau im Canal von Constantinopel. Die Art des Dreschens ist, wie sie von den Alten beschrieben wird. Verzeichniß aller Getraydearten, eßbaren Kräuter und Pflanzen, auch der Obstbäume, die hier gebaut und gezogen werden, nach deutschen, türkischen und linneischen Benennungen. Endlich eine Beschreibung der Gärten der Türken in der Haupt-

Hauptstadt und am Kanal, und der Blumen, die darin gebaut werden. Die letzten sind kein geringer Gegenstand des Handels. Das Verzeichniß derselben ist weitläuftig und systematisch, mit dreyfachen Benennungen. Endlich von der Jagd der Türken und von den Thieren und Vögeln am Kanal von Konstantinopel. Die gewöhnlichste Jagd der Türken ist die Falkenjagd. Ohne unser Erinnern wird man aus dieser bloßen Anzeige bemerken, daß Sestini in diesem Werke überaus viel sagt, das uns bisher unbekannt gewesen ist.

Dalrymple historische Sammlung der Reisen nach der Südsee, und der daselbst gemachten Entdeckungen, deren Original 1770 zu London herausgekommen ist, enthält eine bald kürzere, bald tagebuchsmäßige Nachricht von den Reisen nach der Südsee vom 16ten Jahrhundert an. Da also dieser Artikel eigentlich keine neue Reisebeschreibung enthält, sondern nur Nachricht von ältern giebt; und fast alle andre Sammler von Reisebeschreibungen nicht unterlassen haben, eine Notiz der ältern Entdeckungsreisen zu geben, so wundert uns fast, daß der Hr. Herausgeber es nicht seinem Plan zuwider gehalten hat, diese Geschichte älterer, schon bekannter Reisen, in seine Sammlung neuer Reisebeschreibungen aufzunehmen. Doch sind freylich die ersten Reisen der Spanier in die Südsee, die hier beschrieben werden, weniger bekannt, als die berühmten Reisen der Engländer. Uebrigens geht, was hier geliefert wird, nur bis auf die Entdeckungen des Jac. le Maire und Wilh. Schouter, im Jahre 1616.

Ag.

Kleine Wanderungen durch Teutschland. Berlin. 1786. 220 S. 8.

Ein Hypochondrist, dem sein Arzt zur Kur eine Reise zu Fuß vorgeschrieben hat, meldet ihm hier in einigen Briefen, die sich nicht unangenehm lesen lassen, die Bemerkungen, die ihm während seiner Kur aufgestoßen sind. Diese Briefe sind schon aus dem deutschen Merkur den Lesern desselben bekannt. Sie sind nicht übel geschrieben; betreffen aber nicht ganz Deutschland, wie man aus dem Titel vermuthen sollte, sondern nur einen kleinen Theil von Brandenburg und Chursachsen. Sie enthalten übrigens meist bekannte Dinge und verschiedene

ganz

ganz falsche Nachrichten und sind nicht sowohl wegen ihres Reichthums an neuen und wichtigen Bemerkungen, als wegen der unterhaltenden Schreibart, und der neuen Wendungen, womit alte Gedanken und bekannte Dinge vorgetragen werden, zu empfehlen.

Oh.

Beschreibung alter Denkmähler in allen Theilen der Erde, deren Urheber und Errichtung unbekannt oder ungewiß sind, von C. Meiners. Nürnberg, in der Felßeckerschen Buchhandlung. 1786. in 8. 126 Seiten.

Recensent glaubte, wie er die Einleitung dieses Buchs las, etwas von Denkmälern zu finden, die jenseits der Mosaischen Epoche unser Erde hinauf gehen, oder, wie sich ein bekannter Schriftsteller ausdrückt: von einer Periode, gegen welche die Egyptischen Pyramiden Neuigkeiten des gestrigen Tages sind; allein dies ist nicht der Plan des Verf. Er hat vielmehr solche Ueberbleibsel menschlicher Werke zum Gegenstande, die in die bekannte Weltperiode fallen, aber deren Urheber mittelst einer Lücke in unsrer Weltgeschichte unbekannt oder doch zweifelhaft sind. Zuerst von denen durch einige Canadier 900 Franz. Meilen Westwärts Montreal in den Wildnissen entdeckten Spuren eines vormaligen Ackerbaues und einer Pyramide mit unbekannten Charaktern. Der damit bezeichnete Stein wurde dem Grafen Maurepas zugeschickt, und die Jesuiten hielten sie für Mongolische oder Thibetanische Schriftzüge. — Spuren eines regelmäßigen Festungswerks am Misißippi. — Ein gemauerter Brunnen am Delaware; 20 Fuß unter der Erde; zerbrochene irdene Gefäße und Ziegelsteine. Der Verf. scheint diese Ueberbleibsel nicht etwa verschlagenen Normannischen Abentheurern, sondern einem aus dem nordöstlichen Asien herüber gewanderten Mongolischen Volke beyzumessen, obwohl diese Erklärung doch auch ihre Schwierigkeiten haben möchte. Sollte die Zeitungsnachricht, daß der amerikanische General Pearson am Ohio Ruinen einer ganzen Stadt mit Wasserleitungen, Thoren und Pyramiden angetroffen habe, bestätigt werden, so würde sich dadurch Licht über diese allerdings seltsame Erschei-

scheinungen verbreiten. — Die Pyramide in Guiana könnte doch wohl von den Vorfahren der jetzigen Völkerschaft errichtet seyn, da bekanntlich rohe nordische Völker ungeheure Steinmassen aufzurichten verstanden. Jene Völker könnten vielleicht seit der Niederlassung der Europäer, wie öfter der Fall ist, mehr verwildert seyn. — 3 Pyramiden in Habissinien mit Hieroglyphen werden aus dem Herodot einer Egyptischen Colonie zugeschrieben. — Im Königreiche Monomotapa Ruinen einer Festung, womit selbst die Werke der Portugiesen nicht verglichen werden können und Thore mit unbekannter Inschrift. — Im Lande der Hottentotten Grabmäler von großen Steinen errichtet, die Sparrmann entdeckt hat, sind vielleicht von Malayischen Colonieen. — Von den Krypten oder Gräbern der Könige bey Jerusalem; wahrscheinlich nicht der jüdischen Könige. — Von den mitten in dem jetzt unbewohnbaren Sande der Arabischen Wüste durch Della Valle und Tavernier entdeckten großen Ruinen. — Ninive und Babylon haben wenig Spuren zurückgelassen, weil keine Steinbrüche in der Nähe waren, und die Nachkommen die Backsteine zu benutzen suchten (nach Niebuhr.) Ganz anders ist es mit Persepolis, deren Erbauung in die Regierungszeit des Darius Hystaspis fallen soll. In einem der unterirdischen Gänge, (Gräbern der Könige) legte Chardin ¼ Stunde vorwärts zurück und mußte nur aus Luftmangel wieder umkehren. — Tempel und Palläste in Hindostan den Inseln Elephante und Ceylon, in Felsen eingehauen, zum Theil mit mehreren Stockwerken; als Beweise, daß Hindostan ehemals im südlichen Asien den höchsten Grad der Cultur gehabt habe. Doch will der Verf. diese Ruinen keinem ausgegangenen Volke, sondern den Vorfahren der jetzigen vornehmern Casten zueignen. — In Sina finden sich keine Monumente, die über die älteste Geschichte hinausgehen; aber in Cochinchina muß ehemals ein ungleich mehr cultivirtes Volk gewohnt haben. — Die von Forster erzählten merkwürdigen Ruinen der Osterinsel im Südmeere. Der äußerst rohen Einwohner waren etwa 700 Männer, die nur 30 Weiber hatten. Die Engländer schlossen, daß sie die ausgearteten Reste eines aufgeklärten Volks seyn, das durch eine gewaltthätige Revolution seines Wohnsitzes größtentheils aufgerieben worden. — Die Ruinen in der Mongoley und Sibirien nach Gmelin, Pallas, Steller u. a. Beyläufig will der Verf. dem eisernen Ringe, dem Thorr unweit Bactchese-

ray an der Spitze eines unersteiglichen Felsens bemerkte und von dem sein Tatar glaubte, daß er zur Anbindung der Schiffe bestimmt gewesen, diese Bestimmung nicht zugestehen. — Von einer Stadt Madchar in der Astrachanischen Steppe, wahrscheinlich von den alten Ungarn gebaut. — Die von Bayer nach dem Demetrius Cantemir beschriebene Mauer, die 1 Elle dick, vom Caspischen Meer an über die Höhen und durch die Thäler des Kaukasus bis ans schwarze Meer geht; vermuthlich entweder von den alten Medern oder von den Griechischen Königen in Syrien gegen die Einfälle der Scythen errichtet. — Die Mongolischen und Sibirischen Denkmäler werden in 4 Classen, von den Inschriften, den Grabmälern, den Ueberbleibseln von Städten, Tempeln u. s. w. und endlich den Spuren alter Bergwerke abgehandelt. Aus den Ruinen der alten Stadt Bolgari und Bulymer, jetzt Biliarsk, wird geschlossen, daß lange vor Dschingischan und Timur hier mächtige und kunstreiche Tataren gewohnt haben, welches durch einzelne dort gefundene künstliche Arbeiten, insonderheit eine Art von Etui bestätigt wird. Die Inschriften in der Mongoley sind in Groß-Permien nicht weit von Tzerdye mit rother unauslöschlicher Farbe an den Felsenwänden geschrieben, und enthalten hieroglyphische Schrift in ihrem rohesten Anfange, nemlich Figuren von Thieren, Instrumenten u. s. w. Zum Theil hafteten sie auf Gips, womit man die Felsenwände selbst an den Flüssen bestrichen hat. Man sieht, daß die Sineser ihre Schrift aus ihrem alten Vaterlande, der Mongoley, mitgebracht haben. — In den Gräbern am Jenisey, Abakam und Taßfluß, deren Gmelin 5 Arten zählt, wurde, als sie zuerst geöffnet worden, so viel Gold entdeckt, daß man in Krasnojarsk ein Solotnick Gold für ½ Rubel kaufen konnte. Gmelin sah einen darin gefundenen silbernen Präsentirteller mit Figuren. Die zu dem Fuße der Leichname liegenden Pferdeköpfe haben nicht selten deutsche Stangenzäume im Maule.

Der Verf. hält für die Urheber dieser Gräber theils die Kirgisen selbst, theils die Tataren, doch lange vor Timur und Dschenghischan, und von den mit kunstreichern Arbeiten, insonderheit mit Eisen versehenen Gräbern ein Mongolisches Volk, entweder die Kitans aus dem 10ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, oder die Nachkommen der Mongolen, die mit Dschenghischan Sina eroberten, aber im 14ten Jahrhundert

in

in ihre alten Wohnsitze zurückgetrieben wurden. — Festungswerke, Tempel in Felshöhlen, Spuren bebauter Aecker und der Kanäle, womit sie gewässert worden, in der Kirgisischen Steppe. — Wilder Buchwaizen in der Kalmykay, den der Verf. für ein ausgeartetes Ueberbleibsel vormaliger Cultur hält, so wie den wilden Rocken, Gerste und Haber, aus denen Linne' irrig schloß, daß Sibirien das Vaterland dieser Getraidearten sey. — Die Tschudische Bergwerke eignet er den Tataren zu, weil es gewiß sey, daß die Urheber nur Kupfer und edlere Metalle, nicht aber Eisenerz zu behandeln gewußt haben. Sie stimmen genau mit den alten Bergwerken im Bannat und Siebenbürgen überein. Dies habe seinen Grund darin, daß sowohl die Tataren als Madscharen Slavische Völker gewesen und hierin liege auch die Uebereinstimmung mit den deutschen Bergwerken, weil diese zuerst von Slavischen Völkern bearbeitet worden.

Wer kann sich bey Lesung dieses interessanten Buchs einer gewissen Schwermuth entschlagen, wenn man so seltene mühsam aufgesuchte Spuren vormals großer cultivirter Völker antrifft, deren ganze Existenz mit allen ihren Königen und Helden, Gelehrten und Künstlern, Weltverbesserern und Weltumkehrern so ganz aus unsrer Weltgeschichte verwischt ist, deren Name sogar — mit Ossian zu reden — verhallt ist! Wer sichert uns, daß nach Jahrtausenden und manchen Revolutionen nicht einst in dem Lande, wo zu unsern Zeiten die Friedriche und Josephe herrschten, ein Akademiker aus Hindostan durch einen bey Durchwühlung unsrer Gräber gefundenen Silberbeschlag eines Sarges oder die herumliegenden Scherben einer porcellanen Theetasse der Welt die unerhörte Entdeckung mache, daß diese Gegenden nicht immer von nomadischen Völkern, sondern vormals von einer cultivirten Nation müssen bewohnt worden seyn.

Uo.

Die entlarvte Heilige, oder die neue Catharina von Siena, in der Geschichte einer Nonne, und dem wider sie und ihren Gewissensrath verhängten Inquisitionsproceß. Ein Italiänisches Aktenstück unsers Jahrhunderts. Leipzig, bey Heinsius. 1786. 247 S. 8.

Woran wird die Geschichte der Heiligen geschickt, nach welcher sich die entlarvte Heilige bildete. Vor beynahe 400 Jahren ward Katharina von Siena kanonisirt. Sie ward 1347 gebohren, war sehr munter und lustig; neigte sich aber zum melancholischen Trübsinn, nachdem sie im sechsten Jahre eine Erscheinung hatte, in welcher sie Christum NB. in Pontificalibus, samt seinen Aposteln, Petrus, Paulus und Johannes sah. Sie setzte es mühsam gegen die Anstrebungen ihrer Mutter durch, daß sie ins Kloster kam, sie that viele Wunder, und ward glücklich nach ihrem Tode unter die Heiligen aufgenommen. Eben diesen Roman wollte ein anderes Frauenzimmer, *Maria Vincentia Magnanelli*, das 1785 noch lebte, von etwa 30 Jahren spielen, und der Betrug wäre vielleicht durchgegangen, wenn nicht die Rachsucht eines Erzbischofs, dessen Liebeshändel mit einem Mädchen sie entdeckt hatte, einen fiskalischen Proceß gegen sie veranlaßt hätte. Wie diese Betrügerey bestraft sey, wird weder in der Einleitung, noch in dem hinzugefügten summarischen Proceß erzählt. Das Büchelchen läßt sich recht gut lesen, doch ist nicht abzusehen, was es für Nutzen stiften soll und kann. In katholischen Ländern, und besonders in Italien, werden dergleichen Betrügereyen täglich gespielt.

Db.

Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten und der umliegenden Gegend. Dritte völlig umgearbeitete Auflage; mit genauen Grundrissen der Städte Berlin und Potsdam, einem neuen Grundrisse des Schlosses bey Sanssouci, und einer neuen Charte der Gegend um Berlin. Drey Bände, zusammen 1306 Seiten. 60 S. Anhang und LXX. S. Einleitung, außer der Vorrede, den Zusätzen, der Inhaltsanzeige und Register. Berlin, 1786. Bey Nicolai in gr. 8.

Die neue Auflage eines Werks, welches die allgemeine Stimme des Publici für das Einzige in seiner Art schon lange erklärt

klärt hat, bedarf eines Lobes gar nicht. Sie ist indessen ein neuer Beweis von dem ganz unermüdeten und gewiß bewundernswürdigen Fleiße ihres in so mancher Rücksicht höchst verdienten Verfassers. Aber sie ist auch zugleich ein angenehmer Beweis des ruhmwürdigen Eifers, womit die Berliner Patrioten und Gelehrten einander hülfreich die Hand zu bieten pflegen. Gewiß ein seltenes Beyspiel, das andern Ländern zum Muster dienen kann; denn wir zweifeln wahrlich, ob man irgendwo einen Mann so unterstützen würde, als hier geschehen ist. Herr Nicolai nennt in der Vorrede alle diese Patrioten mit Bezeugung seiner Dankbarkeit, und das Publikum, welches die Früchte ihrer bereitwilligen Unterstützung genießt, ist ihnen gleichfalls dafür verpflichtet. Besonders aber hat der berühmte Hr. Bibliothekar Biester auch um diese Ausgabe, so wie um die vorhergehende, große Verdienste. Möchten doch durch dieses musterhafte Werk Andere angereizt werden, uns mehrere solche Städtebeschreibungen zu liefern! Und möchten die, welche solche Werke unternehmen wollen, sich gleicher Bereitwilligkeit bey ihren Landsleuten zu erfreuen haben! Schwer, außerordentlich schwer und mühsam sind freylich diese Arbeiten; aber sie machen auch dagegen denen, welche sie ausführen, keine geringe Ehre, und erwerben ihnen den Dank ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt.

Die äußere Gestalt dieses Werks hat sich zu ihrem Vortheile durch größeres Format und größere Schrift verändert; die innere Einrichtung aber, welche auch durch eine Veränderung nicht gewinnen konnte, ist im Ganzen dieselbe geblieben. Daß der Verf. indessen jede Zeile geprüft, und wo Berichtigungen oder Zusätze erforderlich waren, solche hinzugefügt hat, wird man von seiner bekannten Genauigkeit ohnehin erwarten. Wir haben diese neue Auflage mit der vorhergehenden verglichen, und allenthalben Beweise davon gefunden. Ein einziger Anhang ist bey dieser neuen Auflage, weil sie ohnehin schon stärker, als die vorige, geworden war, weggeblieben. Es ist der letzte Anhang, welcher nun sehr berichtigt und vermehrt unter dem Titel: **Nachricht von den Baumeistern, Bildhauern, Kupferstechern, Malern, Stukkaturern und andern Künstlern, welche vom dreyzehnten Jahrhundert bis itzt sich in und um Berlin aufgehalten haben, und deren Kunstwerke zum Theil daselbst noch vorhanden sind,** als ein Anhang zu

dieser Ausgabe besonders gedruckt ist. Von der unermüdeten Sorgfalt des Verfassers zeugen auch die Veränderungen und Zusätze, welche während dem Abdrucke des Werks vorgefallen, und sogleich von ihm hinzugefügt worden sind. Auch will er einen Auszug dieser Beschreibung, vorzüglich zum Nutzen der Fremden, welche Berlin besuchen, veranstalten, eine Nachricht, welche Vielen sehr angenehm seyn wird.

Es würde überflüßig seyn, den Inhalt und die Einrichtung dieses Werks anzugeben; und wir begnügen uns daher zum Beweise der häufigen Veränderungen, welche diese neue Ausgabe auszeichnen, nur Einiges anzuführen. Gleich die Einleitung findet man hin und wieder sehr verändert. Ueber den Ursprung des Namens Berlin hat Hr. N. eine neue sinnreiche Muthmaßung vorgetragen, worauf ihn andere Oerter, welche diesen Namen führen, geleitet haben. Nach dieser würde Berlin einen Platz bedeuten, welcher ungebauet zur Viehweide dient. Zwey ähnliche Wörter in ältern Sprachen scheinen diese Erklärung zu bestätigen. Denn so heißt Berlin im Latein des Mittelalters eine weidende Heerde, und fast scheint es, dies Wort habe auch den Grund bedeutet, worauf die Heerde weidet, weil es mit matata gleichbedeutend ist. Dazu kommt, daß Berle im Niederbretagnischen eine Brache oder ungebauetes Land bedeutet. Bey den aus dem alten Gallien herstammenden Niederländern kann gar wohl im zwölften Jahrhunderte von dieser Bedeutung noch eine Spur übrig gewesen seyn. Es würde also mit den Plätzen, welche Berlin heißen, dieselbe Bewandniß haben, wie mit den Plätzen, welche in Leipzig und andern Orten der Brühl heißen. Denn Brühl heißt ein sumpfiger, mit Buschwerk bewachsener Ort, und dieß waren die Plätze, ehe sie bebauet wurden. Aehnliche Benennungen trifft man auch in andern Gegenden nicht selten an. S. LXIV werden die Kosten berechnet, welche der hochsel. König von 1780 bis 1785 incl. zu Gebäuden in Berlin hergegeben hat. Sie betragen in diesen sechs Jahren zusammen 1,140,300 Rthlr. Zu Ende des Jahrs 1785 beliefen sich die Vorder- oder eigentlichen Häuser auf 6,644; sie waren also seit 1778 in acht Jahren mit 421 vermehrt worden. Die Zahl der Bürger, welche das Bürgerrecht gewonnen hatten, betrug zu Ende 1785. 9,140, und hatte sich in den letzten acht Jahren um 1,213 vermehrt. Die gesammte Anzahl der Einwohner war in eben dieser Zeit um 5,828 vergrößert, und betrug am Schluß des Jahrs 1785.

146,

146,647. Im J. 1777 war die Anzahl der in den Seiden- Baumwollen- und Leinenmanufacturen wirklich gehenden Stühle 5,985, und 1784 betrug sie 6,178. S. 273 beweiset der Verf. durch Berechnungen der in den neuesten Jahren zu Paris, London, Wien und Berlin Gestorbenen und Gebornen, daß der Ueberschuß der Gestorbenen in Berlin bey Weitem nicht so groß ist, als in andern großen Städten, und daß die Ehen, wenn ihrer gleich verhältnißmäßig weniger, doch fruchtbar sind. Er setzt hierauf hinzu: „Man thut nicht un„recht, dieß, außer der gesunden Lage der mehrern Häuslich„keit und Sittlichkeit zuzuschreiben, welche sich wirklich in B. „mehr, als in andern großen Städten finden. Es haben „freylich eine Menge elender Scharteckenschreiber das Vorur„theil allgemein gemacht, als ob die Einwohner von Berlin „überwiegend unsittlich wären; aber eine zuverlässige Kennt„niß von B. und eine genaue Vergleichung mit andern gros„sen Städten, wird das Gegentheil zeigen." Und wirklich beweisen solche Berechnungen, als der Verf. hier beygebracht hat, mehr, als alle solche grundlose Geschwätze zu widerlegen im Stande sind. Im Jahr 1784 waren in Berlin 111,635 Einwohner vom Civil, und 33,386 vom Militärstande, doch letztere ohne die Beurlaubten; zusammen also 145,021. Darunter waren 5,168 von der Französischen Colonie, 971 von der Böhmischen Colonie, und 3,372 von der Judenschaft. Die Zahl der Franzosen hat sich hier in den letzten Jahren eher vermindert, als vermehrt. Eben so geht es mit den Böhmen. Beyde nationalisiren sich immer mehr. In dem adelichen Cadettencorps waren 1784. 220 Cadetten. — Der dritte Theil des vierten Abschnitts, welcher von dem Justizdepartement handelt, ist ganz umgearbeitet worden. Die Personen, welche an dem Entwurfe eines allgemeinen Gesetzbuchs arbeiten, sind als solche nicht nothwendig Mitglieder der Gesetzcommission; doch werden letztere über den Entwurf gutachtlich vernommen. Die neue Einrichtung der Gesetzcommission, des Kammergerichts, ingleichen des Oberregierungsgerichts, wird umständlich beschrieben. 1784 waren die sämmtlichen Häuser in Berlin, die königlichen Gebäude ausgenommen im Feuerkatastrum zu 19,003,500 Rthlr. taxiret. Dieß ist der auffallendeste Beweis von der unglaublichen Zunahme Berlins in 60 Jahren; denn 1724 war die Taxe nur 1,654,026. Der sechste Abschnitt von der Handlung und den Manufacturen ist gänzlich umgearbeitet. Man sehe nur z.

B. den Artikel (S. 461 ff.) vom Wechselhandel an, und vergleiche ihn mit der vorigen Ausgabe. Auch die Nachrichten von der Emdenschen Heringsfangsgesellschaft sind in dieser Ausgabe viel umständlicher. Ihre Actien wurden 1775 von 200 Fl. Holländisch Kurrent auf 220 Fl. gesetzt, und werden itzt auf der Börse für 130 Rthlr. in Friedrichsd'or m. s. w. verkauft. Die Anzahl der Actien war beym letztern Schlusse der Rechnung 2738 St., und also war der ganze Hauptstand der Gesellschaft 602,360 Fl. Holl. Kurr. 1784 und 1785 war die Dividende 5 pro Cent. 1785 giengen 43 Buysen und 1 Jagd aus, und 1784 wurden 13,200 Tonnen oder 1100 Last, und 1785. 8,760 Tonnen oder 780 Last Heringe gefangen. Nach der Verordnung vom 22 März 1780 wird in der ganzen Kurmark, Magdeburg und Halberstadt, kein anderer, als Emdenscher Hering zur inländischen Consumtion zugelassen. Beym Mangel derselben ist jedoch nordischer erlaubt, wovon alsdenn 6 Rthlr. Impost für die Tonne bezahlt wird. — Bey dem Einzel- und Ausschnitthandel werden die Niederlagen von vielerley Arten von Waaren nach einem alphabetischen Verzeichnisse der letztern angeführt, welches nicht nur den Fremden, sondern auch vielen Einheimischen selbst, angenehm seyn wird. 1782 haben überhaupt in der ganz- und halbwollenen Tuch- und Zeugmanufactur 536 Manufacturiere 3,097 Stühle in Arbeit gesetzt, worauf 113,104 Stück wollene Zeuge verfertiget worden sind, deren Werth sich auf 1,785,098 Rthlr. belief. Die Anzahl aller in den Berlinischen wollenen Zeugmanufacturen arbeitenden Personen kann man sicher auf 13,000 setzen. Wollene gewirkte Strümpfe und Handschuhe wurden 1782 gemacht 65,312 Paar, deren Werth 54,950 Rthlr. betrug. In eben diesem Jahre waren blos in Sammt und ganz seidenen Zeugen von 56 Manufacturisten 1,083 Stühle im Gange, welche überhaupt 34,130 Stücke Sammt und seidene Zeuge verfertigt hatten, deren Werth sich auf 1,106,916 Rthlr. belief. Diese Manufacturen ernähren gewiß 7,000 Menschen. Seidener Strumpfmanufacturen sind 32, welche 141 Stühle beschäfftigen, die in dem angeführten Jahre 43,200 Paar Strümpfe verfertigten, deren Werth 122,400 Rthlr. betrug. An seidenen Bändern wurden auf 396 Stühlen für 160,141 Rthlr. verfertigt. Die Posamentirarbeit beschäfftigte 507 Stühle, und die italiänische Blumenmanufactur 149 Frauenzimmer, welche für 24,000 Rthlr. Blumen verfertigten. In bloßen halbseidenen

Manu-

Manufacturen waren 298 Stühle im Gange, welche für 282,100 Rthlr. verfertigten. In Kattunen und Zitzen arbeiteten 894 Stühle, welche 66,355 Stücke für 443,792 Rthlr. verfertigten. Leinenmanufacturiere waren 86, welche zusammen auf 172 Stühlen 2,310 Stücke ganz leinen Zeug für 56,800 Rthlr. verfertigten. Die Gold- und Silbermanufactur der Gebrüder Ephraim beschäfftigte 813 Personen, welche für 299,651 Rthlr. Waaren verfertigten. In der königlichen Porzellanfabrik arbeiten 500 Personen. Die Zuckersiedereyen lieferten für 816,840 Rthlr, und ernährten 1785. 818 Menschen. Ueberhaupt waren zu Ende des Jahrs 1782 in allen Berlinischen Manufacturen und Fabriken 5,604 Stühle, 8,567 Arbeiter; der Werth der verarbeiteten Materialien betrug 3,262,445, und der Werth der verfertigten Waaren 5,593,339 Rthlr. davon wurden im Lande für 3,986,906, und außerhalb Landes für 1,210,088 Rthlr. verkauft. 1784 war die Zahl der Arbeiter schon auf 9,896 gestiegen. Es sind aber in diesen Summen, außer mehreren kleinern Manufacturen und Fabriken, noch zwey sehr wichtige, nämlich die Schnupf- und Rauchtabaks- ingleichen die Porzellanfabrik nicht mit begriffen. Den jährlichen Umtrieb dieser ausgelassenen Manufacturen und Fabriken schätzt der V. auf 1,000,000 Rthlr.; und so würde der Betrag der Berlinischen Industrie in diesem Fache im Jahr 1782 auf 6,600,000; im J. 1784 aber auf 7,500,000 Rthlr. füglich angeschlagen werden können. Hierunter sind jedoch noch nicht die freyen und mechanischen Künste, ingleichen die Handwerker mit begriffen, welche man noch hinzu rechnen muß, wenn man die ganze Summe des Nahrungsstandes ziehen will. Unter den neuen milden Stiftungen zeichnen sich die Gesellschaften zur Versorgung der Armen mit Holz (II Th. S. 689 ff.) sehr rühmlich aus. Solche menschenfreundliche Anstalten verdienen allenthalben Nachahmung. Der neunte Abschnitt von gelehrten Gesellschaften und Schulen, und besonders der zehnte von Bibliotheken und Sammlungen, haben beträchtliche Zusätze und Veränderungen erhalten. — Die Stadt Brandenburg hatte 1785. 1302 Häuser, wovon der König in diesem und dem vorhergehenden Jahre 48 ganz massiv neu erbauen lassen, und auf dem Dom 81 Häuser. Der Einwohner waren, außer der Garnison, (welche 2012 Köpfe betrug,) 9,545 in der Stadt, und 532 auf dem Dom. Die Manufacturisten daselbst hatten in diesem Jahre für 194,747 Rthlr. gearbeitet,

 wovon

wovon für 44,659 Rthlr. außer Landes giengen. Die Einkünfte des Domkapitels betragen, nach Abzug aller Verwaltungskosten, jährlich auf 15,000 Rthlr. m. o. w. Von dem Lustschlosse Friedrichsfelde, welches 1785 der Herzog von Kurland gekauft hat, findet man (III Th. S. 1055 ff.) eine umständlichere Nachricht. Das Alaunbergwerk bey Freyenwalde ist seit 1782 verpachtet. Seit dieser Zeit ist die jährliche Fabrikation des Alauns bis auf 8,500 Centner gebracht, die Verfertigung des feinen sogenannten Römischen Alauns mit gutem Erfolge versucht, der Bau ganz nach bergmännischen Vorschriften eingerichtet, der Debit auswärts vergrößert, die Steinkohlen und Torffeurung in der Hütte einzuführen angefangen, und auf alle mögliche Weise die Vervollkommnung dieses wichtigen und einzigen Werks in den Preußischen Staaten befördert worden. In den Jahren 1781—1785 ist nahe bey Neustadt Eberswalde eine große holländische Papiermühle auf königliche Kosten für 36,000 Rthlr. erbauet worden. Der wichtige Finowkanal, welcher die Havel mit der Oder vereinigt, hat mehr, als 300,000 Rthlr. gekostet. Diese und andere merkwürdige Anlagen in der Nähe von Eberswalde sind hier weit umständlicher, als in der vorigen Auflage beschrieben worden. Die Stadt Schwedt hatte 1785 vom Civilstande 2,892, und vom Militärstande 221 Einwohner. Zwischen Oranienburg und dem Amte Friedrichsthal ist seit 1781 und 1782 eine Colonie von meist Französischschweizerischen Uhrfabrikanten auf königl. Kosten angelegt, und mit einem Fond von 12,000 Rthlr. dotirt worden. Es sind dreyzehn Häuser auf 26 Familien eingerichtet. Diese geschickten und wohlgesitteten Colonisten sind größtentheils aus Genf, Locle und Chaux de Fonds verschrieben, und es werden von ihnen alle Arten von Uhren verfertigt. Die Zahl der Einwohner von Potsdam im Jahre 1785 betrug 19,427 vom Civil, und 8,866 vom Militärstande; zusammen also 28,293 Personen. In dem dritten Anhange, welcher die vornehmsten, itzt in Berlin, Potsdam und der umliegenden Gegend lebenden Gelehrten, Künstler und Musiker anzeigt, vermissen wir abermals den gelehrten Verfasser selbst.

Diese kurze Anzeige einiger neuen Merkwürdigkeiten aus dieser Auflage kann allenfalls auch dazu dienen, denen, welche das Werk etwa noch nicht kennen sollten, die Mannigfaltigkeit der hier vorkommenden wichtigen Nachrichten zu zeigen. Wer aber auch nur diese wenigen Auszüge mit der vorigen

vorigen Ausgabe vergleichen will, der wird von dem steten Fortschritte der Preußischen Staaten in Volksmenge, Industrie, Gelehrsamkeit, Künsten und Allem, was Völker wichtig und glücklich macht, überzeugt werden. Noch lebhafter aber wird Jeden es eine genauere Vergleichung beyder Ausgaben selbst lehren.

Ein genaues Register, welches man bey so vieler Werken vermißt, schließt übrigens diese Ausgabe, wie die vorhergehenden, und erhöhet die Brauchbarkeit des Ganzen ungemein.

Tf.

Aegyptische Merkwürdigkeiten aus alter und neuer Zeit. Ein raisonnirter Auszug aus Herodots, Diodors, Strabos, Plutarchs und andrer alten Schriftsteller Werken, und aus den neuern Reisenachrichten, Schaws, Pococks, Nordens, Niebuhrs und Savar'ys. Erster Theil. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung. 1786. gr. 8. 1 Alph. 1 Bog.

Die Absicht, welche der ungenannte Verfasser nach seiner eigenen Versicherung hatte, nur für Liebhaber einer angenehmen und zugleich nützlichen Lektüre eine Auswahl ägyptischer Merkwürdigkeiten zu liefern, hat er in diesem ersten Versuche vollkommen erreicht. Er ist die Arbeit eines mit den Hauptquellen gut bekannten und nachdenkenden Mannes, der ernsthafte Untersuchungen und Erzählungen angenehm und unterhaltend zu machen weiß. Daher können wir das Buch als eine sehr nützliche Lektüre den Liebhabern der Länderkunde empfehlen. Für Geschichtforscher hat der Verf. nicht geschrieben, und weil hier theils nicht der Platz zu kritischen Untersuchungen war, theils auch die Menge der Hypothesen über zweifelhafte oder räthselhafte Punkte der ägyptischen Geschichte und Religion bereits schon groß genug ist, so wird man hier nicht neue eigne Entdeckungen oder Erklärungen suchen dürfen. Jedoch zeigt sich die schlichte Beurtheilungskraft des Verf. schon vortheilhaft in der Auswahl und Beurtheilung der verschiedenen Hypothesen. Dieser erste Theil ent-

enthält das Allgemeine von Aegyptens Lage, Boden, Luft, Bevölkerung, Religion, Regierungsverfassung und Sitten. Wir zeichnen bloß einige eigne Gedanken des Verfassers aus, und bemerken einige Stellen, wobey wir etwas zu erinnern haben. Gleich im ersten Kapitel widerlegt er Totts Behauptung, daß Unterägypten nicht durch den jährlichen Zuwachs des Nilschlammes entstanden und nach und nach erhöhet worden sey, sehr gut. Er glaubt (S. 39.) durch Vergleichung des alten ägyptischen mit unserm gewöhnlichen Basalt entdeckt zu haben, daß jener schwerlich so wie dieser ein vulkanisches Produkt sey. Das erste aus dem Saamen des Saflor bereitete Oel hält er nach einer Stelle des Plinius für einerley mit dem Kiki der alten Aegyptier. (S. 46.) Daß die Alhenna der Alten Cyprus sey, scheint der Verf. nach S. 49. nicht zu wissen. Die Persea ist er geneigt für eine Art von Cordia zu halten S. 54. Bey der Beurtheilung der alten Angaben und Nachrichten von Aegyptens Bevölkerung und Zahl der Städte wünschten wir, daß der Verf. die Untersuchungen des H. Heyne über diesen Gegenstand und über die Frugalität der alten Einwohner genutzt hätte; denn hier hat er manchen Fehltritt gethan, den er bey Vergleichung von Heynii Opusculis academicis I. gewiß vermieden hätte. Eben daselbst würde er sehr gegründete Zweifel wider Diodors Erzählung von den Todtengerichten gefunden haben, welche er S. 181. nur bey den Königen zu bezweifeln scheint.

Gegen H. von Pauw streitet er hin und wieder mit guten Gründen, wie z. B. über die geduldete Gesellschaft der Diebe S. 191. und S. 368. wo er die Lehre von der Seelenwanderung in der Religion der Aegyptier abstreiten wollte; desgleichen S. 228. wo von den Vorzügen des ägyptischen Frauenzimmers in der häuslichen Verfassung die Rede ist. Den Ursprung und die Verschiedenheit des ägyptischen Thierdienstes leitet er S. 376. aus den ältesten Zeiten her, wo Aegypten noch nicht unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte stand, sondern in mehrere kleine Staaten zertheilt war. Natürlich mußten da mehrere und ganz verschiedene Ursachen und Veranlassungen des Thierdienstes vorhanden seyn; bey welchen allen man nur nicht zu viel Ueberlegung suchen, sondern mehr auf die dem rohen Menschen eigenthümliche Art zu schließen und zu handeln Rücksicht nehmen muß. Nirgend führt hier der Verf. den von ihm sonst mit Recht geschätzten

Hrn.

Hrn. Dr. Meiners an, dessen Abhandlung über den Thierdienst der Aegyptier und die wahrscheinlichen Ursachen seiner Entstehung und Erweiterung, in der Philolog. Bibliothek III. B. eingerückt steht. Aber so viel wir aus seinem ganzen Raisonnement absehen, würde er dessen Meynung gewiß nicht gebilliget haben, so wenig als wir. Nur allenfalls die Geschichte der verschiedenen Versuche, welche man in der Erklärung dieses Punkts gemacht hat, konnte daraus ergänzt werden. Daß aber überhaupt der Verf., eben weil er sich in kritische Untersuchungen nicht einlassen wollte und konnte, manchem Schriftsteller folgen mußte, wo er in offenbarem Widerspruche mit andern und ältern Zeugen steht, war eine ganz natürliche Folge dieser Art von Popularität in historischen Untersuchungen. So nimmt er vom Diodor die Vielweiberey der Aegyptier mit Hrn. von Pauw an, da diese Nachricht doch gerade wider Herodots Versicherung und die alte ägyptische Geschichte, so weit wir sie kennen, läuft. Hingegen weicht er ganz von Hrn. von Pauw ab, wenn er Religionshaß unter den ägyptischen Verehrern ganz verschiedener Thiere; als eine der ältesten und tief in dem finstern Karakter des Volks eingewurzelte Leidenschaft überall ausgiebt, da Hr. v. Pauw und mit ihm Hr. Meiners annehmen, daß diese Feindseeligkeiten in alten Zeiten ohne Beyspiel in Aegypten waren, und nur erst spät unter der Herrschaft der Griechen und Römer ausbrachen. Viele Erinnerungen der Art mehr ließen sich machen; aber wozu? Der Verf. wird seinen Weg fortwandeln, wie er angefangen hat, und bey den folgenden Bänden möchte es vielleicht noch mehr Stoff zur Kritik geben; wir werden uns aber künftighin blos mit kurzen Anzeigen des Vorzüglichen oder Neuen begnügen.

Sw.

---

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Christ. Guil. Mitscherlichii, Phil. Prof. extraordin. Lectiones in Catullum et Propertium. Goettingae, apud Brose. 1786. 11 Bogen in klein 8.

Diese

Diese Erscheinung von Göttingen aus, von einem Schüler des großen Heyne, hat uns freylich etwas befremdet. Heyne hat uns nach Ernesti nun vollends von dem Geschmacke an holländischen Brühen und Gewürzen in der Kritik entwöhnt, und auf die gerade natürliche und einfache Methode zurückgeführt, welche zwar den Gaumen des leckerhaften Müßiggängers weniger kitzelt, aber dem ganzen Körper Blut, Kraft und Leben mittheilt. Unterdessen ist dieses auch ein jugendlicher, vermuthlich der erste, Versuch des Verf. in welchem er sich an Katull, oder vielmehr allein an dem Epithalamium desselben üben wollte. Nachdem er den Vorsatz, alle übrigen Werke des Dichters zu behandeln aufgegeben, und auf den Statius übertragen hatte, wollte er dennoch seine vorige Arbeit nicht umkommen lassen, sondern die Gelegenheit nutzen, (qua ipsorum carminum editori uti vix liceat) kleine Ausschweifungen in andre Dichterfelder zu machen. Und in der That scheinen uns diese Nebenspatziergänge auf mehrere nutzbare Entdeckungen zu führen, als die eigentliche Arbeit über den Katull. Ueber Properz sind der Anmerkungen nur wenige, aber auch diese gefallen uns wegen der Kürze mehr als die erstern, worinne eine übermäßige ganz holländische Weitschweifigkeit herrscht. Die häufig angeführten griechischen Parallelstellen erläutern selten etwas, und die gemeinsten Dinge werden hier viel zu sehr als unbekannt mit einem gelehrten Ansehen und Aufwand behandelt. Ueber den Vers: non tereti strophio luctantes vincta papillas werden von S. 51. bis 60. die Varianten lactantes, lactentes, lucentes, beurtheilt, und über die Bedeutung eines jeden dieser Beywörter viele Stellen der Dichter angeführt, ohne am Ende zu bestimmen, welches die wahre Lesart seyn mag. Der Vers: non falx attenuat frondatorum arboris umbram, wird S. 32. ganz falsch von der pampinatione vitis erklärt. Frondator ist ganz etwas anders; frondes wird niemals vom Weinlaube gesagt; und arbor heißt nicht schlechtweg jede vitis sondern die dickstämmige hochgezogene Weinrebe. Nun aber hatte Katull von der Rebe schon vorher gesprochen: non humilis curvis purgatur vinea rastris, und zwar von der niedriggezogenen Rebe (nicht vites per humum repentes wie hier S. 31. gesagt wird) wenn er also zum Unterschiede noch von der hochgezogenen Rebe sprechen wollte, so mußte dieses in der Ordnung sogleich im folgenden Verse geschehen. Hätte

Hr. M. überdieß bedacht, welche Jahreszeit die gänze Stelle andeutet, so mußte er sogleich bemerken, daß purgare vineam rastris und pampinare nicht in eine und dieselbe Jahreszeit fallen. Doch die Bemerkungen über Properz lassen uns mehr Gutes in der Zukunft von dem Verf. hoffen.

Sw.

Iosephi Binghami, Angli, Origines sive Antiquitates Ecclesiasticae, quas ex Lingua Anglicana in Latinam vertit *Io. Henricus Grieschovius*; novissime vero notis criticis illustravit et auxit litteratus Anonymus. Editio prioribus omnibus correctior et accuratior. Cum nova typographi praefatione. (*Tomus I.*) Viennae Austr. Hoerling. 1786. 639 S. gr. 8. ohne Vorrede und Inhalt von 3 Bogen.

In der Vorrede des Buchhändlers, der zugleich Buchdrucker ist, wird gemeldet, daß ihn schon längst viele Gelehrten angetrieben hätten, eine neue Ausgabe dieses Werks zu veranstalten; daß aber zween darunter besonders sich um die gegenwärtige sehr verdient machten. Der eine setze viele kritische Anmerkungen, Vermehrungen und Verbesserungen hinzu; der andere aber sorge dafür, daß das Werk frey von Druckfehlern erscheine, deren es auch in der letzten Hällischen Ausgabe eine so große Menge gebe. Solchergestalt werde es nun nach und nach zur Ehre und Zierde der katholischen Kirche ans Licht treten.

Man kennt Binghams Werk schon lange als die vollständigste und beste Sammlung von Materialien zu den christlichen Alterthümern. In der allgemeinen Methode, und in manchen einzelen Ausführungen, wäre es Berichtigungen genug fähig. Insonderheit sticht der Eifer des Verf. für das Alterthum und Ansehen der bischöflichen Regierung sehr hervor. Auch werden darinne öfters Gebräuche späterer Zeiten, oder aus jüngern Schriften erwiesene, auf die Rechnung des christlichen Alterthums gesetzt. Den Römischkatholischen kann es schon deswegen gefallen, weil es im Geiste der Episkopalen geschrieben ist; nicht zu gedenken, daß die umständlichste

lichste Erörterung des Ursprungs und Fortgangs aller kirchlichen und gottesdienstlicher Einrichtungen, bey ihnen noch beliebter geworden ist, als bey den Protestanten. Und wenn gleich der Verf. nicht selten die zwischen beyden Religionspartheien streitigen Materien des christlichen Alterthums untersucht; so schreckt er doch die Leser durch keine zu plumpe Polemik ab, wie es in unsern Zeiten Mamachi in seinem angefangenen großen Werke von gleichem Inhalte gethan hat.

Freylich würden wir, wenn man eine neue Ausgabe des Werks von uns verlangt hätte, lieber auf den Grund desselben ein neues errichtet, es bald abgekürzt, bald vollständiger gemacht, die Zeiten seines Umfangs weit genauer bestimmt, alles noch mehr chronologisch geordnet, das Ganze und jeden besondern Theil desselben, so viel nur immer möglich wäre, aus dem Geiste, der Denkungsart und den Schicksalen der ersten Christen und ihrer Religion hergeleitet, mit einem Worte diese Gattung von Alterthümern eben so zu behandeln versucht haben, wie man erst in den neuesten Zeiten angefangen hat, die Alterthumskunde überhaupt, (sonst durchgehends, und noch bey den allermeisten ein bloßes Geschäffte der Neugierde und des geringfügigen Forschens,) aus ihren tiefer liegenden Quellen, zusammenfließenden Ursachen und Würkungen zu schöpfen. Die christliche Alterthumswissenschaft kann insonderheit auf diesem Wege sehr lehrreich werden; sie kann und soll eigentlich ein Licht für die Geschichte des Christenthums selbst abgeben.

Unterdessen ist es doch nicht zu mißbilligen, daß man Binghams größtentheils brauchbare Sammlungen noch einmal in ihrer ursprünglichen Gestalt hervortreten läßt. Für Mitglieder der Röm. Kath. Kirche werden sie vorzüglich den Nutzen haben, auch wenn widerlegende oder widersprechende Anmerkungen hinzugekommen wären, zu zeigen, daß gewisse Verfassungen, Gebräuche, auch Meynungen und Lehrsätze, die durch jene fortgepflanzt wurden, lange so alt, oder so allgemein und durch eine gesetzgebende Macht unter den Christen eingeführt nicht sind, als sie ordentlich vorgestellt werden. So weit wir die Vergleichung angestellt haben, finden wir die Urschrift oder vielmehr Grischovs Uebersetzung ziemlich unverändert abgedruckt. Der lateinische Ausdruck derselben hätte wohl hin und wieder eine kleine Reinigung verdient. Bisweilen sind die eigenen Worte der in den Anmerkungen

genannten Schriftsteller weggelassen worden. So fehlen p. 332. N a) die Worte Turriani, und p. 333. N. d) e) i) die ganzen Stellen des Gratianus, Salmasius und Cabassutius, die, wenn sie auch nicht des wichtigsten Inhalts seyn sollten, doch zur Erläuterung oder Bestätigung des obenstehenden Textes dienlich waren.

Was die neu beygefügten Anmerkungen eines Ungenannten betrifft, so wünschten wir, daß er sie von den bereits vorhandenen mehr unterschieden hätte, damit sie leichter in die Augen fielen. Wie man erwarten kann, sind sie hauptsächlich dazu bestimmt, Stellen zu berichtigen, die dem Lehrbegriffe oder der Regierungsform der Röm. Kath. Kirche nachtheilig werden könnten. Doch ist solches mit aller Bescheidenheit geschehen. Auch kann man dem Verf. manche gute Kenntnisse und Belesenheit nicht absprechen. Nicht alle seine Anmerkungen sind von gleichem Werthe; einige können doch die weitere Erörterung befördern. Wir wollen Beyspiele derselben hersetzen

S. 68. wird bey Binghams Worten, solos Fideles invicem Corporis et Sanguinis Christi symbola coram altari participare, erinnert: Si eo sensu dictum est, ut realis Christi praesentia ab Eucharistia excludatur, abest omnino a fide Ecclesiae Catholicae, de qua unus omnium diligentissime adcuratissimeque exposuit *Anton. Arnaud.* Vide eius *Perpetuité de la Foy de l'Eglise Catholique touchant l'Eucharistie*. Paris 1704. Tom. 4. Man sieht leicht, daß diese blos theologische Anmerkung hier ganz am unrechten Orte stehe; zumal da Bingham sich über die Lehre vom h. Abendmahl gar nicht näher erklärt.

S. 80. 81. steht eine lange Anmerkung wider Buddeum, der in seiner Grischovs Uebersetzung vorgesetzten, hier aber weggelassenen Vorrede, seine Unzufriedenheit mit demjenigen bezeigt hatte, was Bingham von dem frühern und bedeutungsvollen Unterschiede zwischen Clericis und Laicis sagt. Um den letztern zu retten, wird eine Stelle aus Fabricii Bibliogr. Antiquaria angeführt, worinne behauptet wird, die Christen hätten jenen Unterschied von den Juden bekommen; der Römische Clemens gedenke desselben bereits zu den Zeiten der Apostel; J. H. Böhmer, der denselben von keinem Iure divino herleiten wollte, sey von den Verfassern der Mémoires de Trevoux des J. 1712. widerlegt worden, u. s. w. In der Hauptsache stimme auch Mosheim (Instit. Hist.

Eccleſ. Maior. Sec. I) mit Fabricio überein. Allein wir fürchten, daß alles dieses Buddeum gar nicht treffen dürfte. Er leugnete gar nicht, daß es gleich vom Anfange der christlichen Kirche her, einen Unterschied zwischen Lehrern und Zuhörern, selbst nach der Absicht des Stifters dieser Kirche und seiner Apostel, gegeben habe; aber daß man gleich damals beyde Classen von Christen so wesentlich, mit so vielem gebieterischen Ansehen für die eine, und erniedrigender Abhängigkeit für die andere, sollte getrennt haben, wie nachher unter den Namen Clericus und Laicus üblich wurde; das leugnete er mit Rechte. Ihm war die Stelle des Clemens von Rom gar nicht unbekannt: nur verstand er sie (S. 7.) von der Jüdischen Kirche, nicht von der Christlichen. Allerdings ist auch Wortstreit in dieser Frage: und wenn Fabricius denselben genauer entwickelt hätte, so würde er schwerlich haben schreiben können, daß Böhmer von den Jesuiten zu Trevoux widerlegt worden sey; wiewohl man auch deutlich sieht, daß Fabricius hier mehr allerhand zusammengetragen, als die Materie selbst erörtert habe. Weit scharfsinniger ist Mosheim (l. c. p. 205. ſq.) die rechte Mittelstraße hierinne gegangen, aus dem hier eher ein Auszug hätte gegeben werden können.

S. 332. wird den Schriftstellern von den Chorepiſcopis noch Du Cange in Gloſſario beygefügt, auch hinzugesetzt, Salmaſii falsche Erklärung dieses Namens, (ob Chorepiſcopus oder Protopapa? wird nicht deutlich gesagt,) habe Io. Moriſanus in Diatribe de Proto-Papis c. 2. p. 110. ſq. bestritten. — Damit steht in einiger Verbindung, was gegen Bingham S. 518. fg. von den Archi- oder Proto-Presbyteris, jetzt Proto-Papis der Griechen angemerkt wird.

S. 456. lesen wir folgendes: Si *nullum* fuiſſe ulla ratione *inter veteris aevi Patriarchas diſcrimen* poteſtatis, innuit hoc loco *Bingh.* nullam *ceterorum*, *adverſus Romanam ſedem*, *canonicam ſubordinationem*, ne illam quidem, quae a *Primatu* ſeiungi nullo modo poteſt, quam is videtur potiſſimum reſpexiſſe, pace dixero viri praeſtantiſſimi, *falſum reor*. Und nun werden die bekannten Bücher des Schelstraten und Thomaßin angeführt, worinne die vielen und deutlichen Thatsachen, welche diese Meynung zernichteten, gesammelt worden wären. Aber es war hier vielmehr, in einem so weitläuftigen Werke über die alte Kir-

chen-

chenverfassung, der rechte Ort, wo der Verf. die vornehmsten solcher Thatsachen, welche der Hierarchie seiner Kirche günstig seyn sollen, hätte historisch darstellen sollen. Denn Bingham kannte und nützte jene Werke sehr wohl; fand aber, so wie wir, den darinne geführten Beweis für den Primat der Römischen Bischöfe über alle Patriarchen, gar nicht genugthuend. — Gleich darauf hat zwar der Verf. S. 459 fg. darzuthun gesucht, daß Johann der Faster würklich durch den Titel Patriarcha Oecumenicus, sein geistliches Gebiet über die ganze Christenheit habe ausdähnen wollen; hat uns aber keinesweges überzeugt.

Die auf dem Titel gerühmte ungemeine Richtigkeit des Abdrucks dieser Ausgabe, haben wir bey ziemlich starken Durchblättern derselben, so wenig bestätigt gefunden, daß uns vielmehr sehr häufige Fehler in derselben aufstießen. So liest man S. 65. κυρα statt κυρᾳ; S. 67. Chysostomus; S. 81. Iusto statt Iustum, und gleich darauf Trenoltinar. statt Trevoltinar. S. 136. Ballurium statt Baluzium, u. dgl. m. Auch ist S. 331. nach hanc das ganze Wort vocem weggelassen.

Ub.

Funfzig Aesopische Fabeln in Versen und Prosa, von Carl Lang. Meinem lieben Bruder Louis, auch allen wackern deutschen Söhnen zugeeignet. Nebst einer Lebensbeschreibung Aesops nach dem Griech. des M. Planudes. Erlangen, bey Palm. 1786.

Ein jämmerliches Produkt eines mittelmäßigen Sekundaners (denn so müssen wir zur Ehre des Verfassers denken) mit welchem er seinem jüngern Bruder in Quarta ein lehrreiches Geschenk zu machen gedachte. Alles wimmelt von Schnitzern. Bald sind Zeilenlange fremde Gedanken ins Original hineingetragen, bald andere ganz ausgelassen, schief gestellt, oder abgeschmackt durchwässert. Die poetischen Sünden mag ihm Apoll, so wie die grammatischen Gottsched vergeben. Denn so lesen wir Gloz statt Kloz, schendern der Götterbode ringe statt geringe u. s. w.

Qm.

Aelteste Urkunden des Menschengeschlechts in den ersten neun Kapiteln des ersten Buchs Mose, aus dem Hebräischen übersetzt, mit Anmerkungen und einer Vorrede über die Erlernung der hebräischen Sprache auf niedern Schulen von M. Karl Benedickt Suttinger, Rektor der Schule zu Lübben in der Niederlausitz. Leipzig, bey Hertel. 1786. 8. XXXVIII. und 116 S.

Der Verf. zeiget sich in der Vorrede als einen geschickten und eifrigen Vertheidiger der hebräischen Sprache, über deren Vernachläßigung auf Schulen und Akademieen so vielfältig geklagt wird; und die Methode, wornach er im Hebräischen Unterricht giebt, und die er sehr umständlich beschreibt, ist allerdings von der Art, daß wir ihm recht viele Zöglinge wünschen, die er der Universität vorbereiten möge. Für Anfänger, welche mit den Schriften der neuesten Ausleger dieser Kapitel nicht bekannt sind, mag die Uebersetzung und der angehängte Commentar einigen Nutzen haben. Wer aber diese gelesen und studirt hat, wird keinen einzigen neuen Gedanken hier antreffen. Die Uebersetzung ist versartig abgetheilt; und bisweilen folgen eine Menge Jamben auf einander, z. E. II. 8 — 16. die absichtlich verfertigt zu seyn scheinen. Unangenehm ist es indessen für den Leser, wenn ein Metrum, das viele Zeilen hinter einander beobachtet ist, plötzlich wieder verlassen wird. V. 2. **Verwüstet war darauf die Erd und im Verfall,** ist kein guter Ausdruck von der Revolution, die unserer Erde die gegenwärtige Gestalt gab. Im Verfall ist, was seinem Untergange nahe und einmal weit besser gewesen ist. Wir können aber nicht mit Gewißheit sagen, daß unsere Erde, ehe sie ihre jetzige Bildung annahm, in einem andern Zustande gewesen ist, als den der Hebräer durch Tohu und Bohu nach der gewöhnlichen Erklärung ausdrückt. — III. 8. **sie hörten den Donner des Gottes Jehova wandeln im Garten.** Der Donner wandelt nicht. Entweder setze man erschallen für **wandeln** oder ziehe das **wandeln** auf Jehova, wie die Ausleger gemeiniglich zu thun pflegen. — IV. 22. **der alles zu hämmern suchte, das Erz und das Kupfer.** Worin sind aber diese beyden von einander unterschieden? Eine lange

Stelle

Stelle aus Jerusalems Betrachtungen wird in den Anmerkungen angeführt, um zu beweisen, daß ברזל vielleicht nicht Eisen sey. Der Sprachforscher wird hiemit nicht zufrieden seyn.

Gw.

Die Bibel in ihrer wahren Gestalt, für ihre Freunde und Feinde. Des ersten Bandes erstes Stück. Halle, bey Trampens Wittwe. 1786. 116 S. in gr. 8. und 46 S. Einleitung.

Eigentlich eine Paraphrase der ersten 25sten Kapitel des ersten Buchs Mose, worinn in den drey ersten Eichhorn's Urgeschichte bis auf einige Kleinigkeiten, und in den folgenden Hezel's Bibel immer befolgt ist; und bey dem so ganz einzigen Gebrauch des letzten Werks sollte man fast auch auf Hezel als Verf. rathen, da doch kaum zu erwarten ist, daß zwey Schriftsteller in Dingen, worüber so mannichfaltige Vorstellungsarten möglich sind, so brüderlich harmoniren sollten. Den alten Schriftsteller muß also hier kein Mensch mehr suchen, sondern eine wortreiche Darstellung dessen, was er ohngefähr hätte sagen können, und zum Theil auch wohl hat sagen wollen; der Geist des Alterthums ist verflogen, und ein modernerer an seine Stelle getreten. Und da überhaupt solche paraphrastische Arbeiten nicht nach des Recensenten Geschmack sind, so hätte er lieber gewünscht, daß der Verf. entweder Mosis Erzählungen blos entwickelt, und die Beweise seiner Entwickelung in dieselbe sogleich eingeschaltet; oder daß er sie blos übersetzt, und in seiner Uebersetzung den Geist des Alterthums, so weit es möglich ist, aufgefaßt, und dann in einem Commentar erläutert hätte. Jtzt sucht man für die Vorstellung des Verf. oft die Beweise umsonst, und muß sich durch eine wortreiche, fremde Ideen einschaltende Paraphrase durchschlagen. Und diese ermüdet nicht selten.

Zur Probe des Tons wählen wir der Kürze wegen die kleine Stelle vom Sabbath. „Sechs Tage verwandte also „der große Schöpfer auf die weise Einrichtung, Bearbeitung „und Ausbildung der von ihm in einem Augenblick geschaffe„nen Welt, und insbesondre unserer Erde, nebst all' ihrem „Zubehör. Zwar hätte der Allmächtige alles, was er in sechs

„Tagen that, eben so vollkommen auch in einem Augenblick „hervorbringen können; allein er wollte nicht blos Schöpfer, „sondern zugleich auch Lehrer der Menschen seyn; Thätigkeit, „Arbeit und Ordnung durch sein eigenes erhabenes Beyspiel „adeln, und sie dadurch ihm zur eifrigen Nachfolge ermun„tern. Am siebenten Tage, an welchem er den Erdball völ„lig zu Stand gebracht und ausgebildet hatte, hörte er zu „schaffen auf, und bestimmte dadurch gleichsam, auch dem „Menschen den siebenten Tag jeder Woche, zur Ruhe von sei„nen Geschäfften, und dadurch gleichsam zum Andenken an „die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers, die er in den „sechs ersten Tagen der Erde so sehr verherrlicht hatte, und „wie billig auch zu seinem Lobe, Preiß und Dank." Wir lassen unentschieden, ob hier die Bibel in ihrer wahren Gestalt dargestellt sey, wenn man sie sagen läßt, daß Gott wirklich sechs Tage an der Ausbildung und Bewohnbarmachung der Erde gearbeitet habe; oder wenn weiter unten den ältesten Menschen ein solches Alter von 6 bis 800 Jahren beygelegt wird, u. s. w.

Mehr von den Vorstellungen des Verf. auszuzeichnen, ist nicht nöthig: sie sind schon aus Hezels Bibel bekannt. Noch hat der Verf. als Einleitung vorausgeschickt: **Fragment eines Kommentars über die Sprache der alten Welt**, worinn er sammelt, was in den letzten Jahren von der Sprache der alten Welt ist gesagt worden, und das Gesagte mit einigen neuen Beyspielen vermehrt. Es sind folgende Grundsätze: 1) Alles, was nach dem ordentlichen Lauf der von Gott einmal eingerichteten Natur geschah: oder was die Providenz durch natürliche Mittel fügte, schrieb man der unmittelbaren Wirkung der Gottheit zu. 2) Alles, was Gott blos zuläßt, und nur nicht gewaltsam hindert, ist bey der alten Welt ebenfalls unmittelbare Wirkung der Gottheit. 3) Alle unerwartete Auftritte, ingleichen alles, wovon man sich den natürlichen Grund nicht erklären konnte, schrieb man einer unmittelbaren Wirkung der Gottheit zu. 4) Alles ausserordentliche Große hielt man für unmittelbare Produkte und Wirkungen der Gottheit. 5) Die alte Welt giebt Gott eine Sprache, der er sich gegen die Menschen bediene. 6) Die alte Welt läßt Gott einer Sache aus der menschlichen Sprache einen Namen beylegen, anstatt daß sie nur sagen will, es habe Gott dieselbe Sache geschaffen und dazu bestimmt, was sie in der Sprache der Menschen heißen. 7) Was nur scheint,

scheint, wird als wirklich geschehen ausgedrückt. 8) Vergebliche Absicht drückt die alte Sprache als wirkliche Absicht aus; so wie sie Vermuthung, daß etwas geschehen möchte, als wirklich geschehen ausdrückt. 9) Gedanken und Zweifel sind in ihr ein wirkliches Sprechen: und zusammenhängende Gedanken Unterredung selbst mit äußern Gegenständen und leblosen Dingen, wenn diese zu Gedanken Veranlassung geben. 10) Anschaulichmachung und sinnliche Darstellung ist ihr Hauptcharakter. — Um diesen Gegenstand nur etwas zu erschöpfen, müßte man noch viel weiter gehen: der V. nannte aber ja diesen Abschnitt auch nur Fragment.

Ludovici Cappelli Critica sacra, *Tom. III.* variorum scriptorum ad eam se referentium syllogen sistens. Recensuit, multisque animadversionibus auxit *Io. Gottfr. Scharfenberg.* Halae, ap. Hendel. 1786. 680 S. 8.

Ueber der Herausgabe der Cappellischen Arbeit starb Vogel; unter dem Abdruck dieses Supplementbandes auch der zweyte Herausgeber, Scharfenberg; und ein dritter, Hr. Prof. Keil mußte in einer Vorrede dem Werk parentiren. Es war aber ein unglücklicher Einfall, zu den beyden ersten brauchbaren Theilen, diesen dritten unbrauchbaren, den wir für wahres Maculatur ansehen, blos weil er auch in der Pariser Ausgabe als Anhang stund, hinzuzufügen. Er enthält alte verlegene Waare, an der itzt keinem Menschen mehr gelegen seyn kann — zuerst eine Abhandlung gegen einen gewissen Valens, der behauptet hatte, daß die Schriftsteller des N. T., so oft sie Stellen des A. citiren, immer aus dem Hebräischen selbst müßten übersetzt haben, und daß die griechischen Uebersetzer alle Stellen des A. nach der Uebersetzung im N. in ihre Version eingetragen hätten! Ein seltsamer Einfall! An Valens Schrift, an der Gegenschrift, mit Scharfenbergs Anmerkungen begleitet, die immer noch das Beste sind; aber nichts Neues enthalten können, kann nun jeder sich erbauen, wer Zeit zu tödten hat. — Hierauf Vertheidigungen der Critica sacra gegen Burtorf und Bootius; die hier ausgeführten nützlichen Gegenstände sind von andern neuen Schriftstellern viel besser und bestimmter erörtert: wozu nun noch so unvoll-

 komme-

kommene Ausführungen? — Zuletzt ein Paar Briefe: Usser's Brief an Cappellus über die Varianten des hebr. Textes; und Morin's Brief an Barberin über Cappelli Critica sacra — beyde sehr entbehrlich!

Fw.

---

12. Erziehungsschriften.

Die Schönheit der deutschen Sprache in verschiedenen Mustern aus klassischen Schriftstellern, für Leute, welche die ganzen Werke derselben nicht lesen wollen. Gesammelt und ausgezogen von M. Hier. Andr. Mertens, Rector in Augsburg. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Erstes Bändchen. 1 Alph. 2 B. Zweytes Bändchen. 1 Alph. 3½ B. 8. Augsburg, bey Kletts Wittwe und Frank, 1786.

Wenn unter Wollen und Können ein Unterschied ist, und man, wie das Sprüchwort sagt, nicht alles kann, was man will; so hätten die Worte auf dem Titel, welche die Bestimmung dieser Chrestomathie andeuten, vielmehr heißen sollen: „für Leute, welche die ganzen Werke dieser Schriftsteller nicht lesen können;“ denn sie lesen wollen wird wohl ein Jeder, dem um Lektüre von gutem Gehalt und Geschmacke zu thun ist; aber diejenigen, für welche der Herausgeber seine Auswahl vornehmlich bestimmt zu haben scheint, können sich die ganzen Werke entweder nicht anschaffen, oder, ihrer Fähigkeit wegen, sie nicht ganz lesen und fassen. Diese letztere Rücksicht scheint indeß Hr. M. nicht überall bey seiner Sammlung genommen zu haben; denn man findet hier unter andern auch Mendelssohns Preißschrift über die Evidenz, die doch wohl für junge und unphilosophische Leser gewiß zu starke Speise seyn möchte. Wider die Wahl der übrigen Aufsätze läßt sich weniger erinnern; sie sind von Jerusalem, Cramer, Gellert, Rabener, Sturz, Engel, Lessing, Winckelmann, Iselin, u. a. folglich von unsern besten prosaischen

Schrift-

Schriftstellern. Ob nicht mancher hier gelieferte neue Abdruck ganzer Aufsätze eine Art von Nachdruck sey, mögen die Verleger derselben beurtheilen. — In der Vorrede dieser neuen Ausgabe stimmt Hr. Mertens abermals in den ihm bekanntermaaßen so eignen Komplimentirton, und bekomplimentirt, außer mehrern Schriftstellern und Journalisten, worunter auch die Mitarbeiter unsrer Bibliothek zu stehen die Ehre haben, auch „die an großen Wirkungen fruchtreiche Regierung „Seiner jetzt regierenden (nun höchstsel.) königlichen Majestät von Preußen, in welche der feinsten Berliner ewig „merkwürdige Literaturepoche fällt, wo man unter dem „Schutze eines wahrhaftig philosophischen Monarchen deutsche „klassische Schriftsteller, mit Griechen- und Römergeist genährt, auftreten sah.“ — Recensent erinnerte sich dabey an eine sehr wahre Bemerkung des sel. Lessing im fünften Stücke seiner Wolfenbüttelischen Beyträge zur Geschichte und Literatur, S. 31, wo von dem glücklichen Zeitpunkte der Minnesinger unter den schwäbischen Kaisern die Rede ist. „Gott weiß, sagt er, ob die guten schwäbischen Kaiser um die „damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst ha„ben, als der itzige (damalige) König von Preußen um die „gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, „daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die „gegenwärtige Epoche der deutschen Literatur, die Epoche „Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet!“

Fr.

Bibliothek der Großfürsten Alexander und Konstantin. Von J. K. M. d. K. a. R. Dritter Th. 248 S. Vierter Theil. 271 S. Fünfter Th. 262 Seiten.

Eben dieß Buch, unter dem Titel:

Erzählungen und Gespräche. Von J. K. M. d. K. a. R. Dritter. Vierter und Fünfter Theil. Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai. 1786. 8.

Bey der Anzeige der beyden ersten Theile (A. D. B. LXVI. 2. S. 560 f.) ist schon von dem vorzüglichen Werthe dieses auch

 durch

durch seine so erhabene Verfasserin sehr merkwürdigen Buchs geredet worden. In den gegenwärtigen drey Bänden folgt die Fortsetzung der Aufsätze betreffend die russische Geschichte, die nicht bloß dem Erzieher zum einfachsten und zweckmäßigsten Unterrichte in dieser an großen und merkwürdigen Veränderungen so reichhaltigen Geschichte, sondern dem Historiker selbst schon von der Seite wichtig seyn müssen, weil er aus der Feder der jetzigen großen Beherrscherin des russischen Reichs keine andere, als geprüfte und glaubwürdige Nachrichten zu erwarten hat. Diese Nachrichten gehen am Schluß des fünften Bandes bis ins Jahr 1139, und begreifen also noch nicht ganz den mit dem dritten Theile angefangenen zweyten Zeitraum der russischen Geschichte, welcher sich von dem Großfürsten Rurik, bis zur Ankunft der Tataren, oder vom Jahre 862 bis 1224 erstreckt, und wieder zwey Hauptepochen in sich begreift, die sich mit dem Jahre 988 scheiden, in welchem Rußland, wie es hier ausgedrückt wird, durch die heil. Taufe erleuchtet wurde.

Bk.

Christliches Sittenbuch fürs Gesinde. Nebst Anzeige eines sehr wirksamen Mittels für Herrschaften, gutes und treues Gesinde zu bekommen. Berlin, bey Vieweg. (Ohne Jahrzahl) 4 Bog. 8.

Sehr löblich ist des Verf. Absicht, dem Gesinde, diesem so vernachläßigten Theile der menschlichen Gesellschaft, eine kurze und deutliche Anweisung zu seinen Pflichten in die Hände zu geben. Nur bedauern wir, daß, unserer Ueberzeugung nach, wenigstens die itzt lebenden Dienstboten wegen ihrer ehemaligen schlechten Unterweisung, und wegen der noch schlechtern häuslichen Erziehung, großentheils weder Lust noch Fähigkeit haben möchten, von diesem und ähnlichen Büchern Gebrauch zu machen. Ein wichtiges Bedürfniß der Aufklärung in unsern Zeiten wäre es, daß in Schulen für die bessere Bildung dieser verachteten und doch so wichtigen Menschenklasse gesorgt, und sie zu ihren künftigen Standespflichten — wovon gemeiniglich im Schulunterricht und in Katechismuslehren wenig vorkömmt — zweckmäßiger vorbereitet würde. Rec. kennt viele Dienstboten, die als Kinder armer Aeltern

kaum ein oder ein Paar Jahre die Schule besucht, und nicht einmal fertig lesen gelernt haben. Was helfen denen alle Sittenbücher? O, daß unsere Landesobrigkeiten die Erziehung der niedern Stände, die die zahlreichsten und hülfsbedürftigsten sind, sich doch eben so angelegen seyn lassen möchten, als die Anlegung und Verbesserung gelehrter Institute, Philanthropinen, Gymnasien und Universitäten! — Es ist kaum noch die Frage, wodurch für Menschenwohl mehr gesorgt würde. Und könnte nicht beydes neben einander geschehen?

Unser Verf. hat sein Buch in acht kurze Abschnitte getheilt. Im ersten zeigt er den Dienstboten, daß sich ihre, so wie alle Pflichten, auf die vom Christenthum anbefohlne Menschenliebe gründen. In den folgenden setzt er sie weiter aus einander, und empfiehlt ihnen Gehorsam, Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit, Reinlichkeit, Verschwiegenheit, gutes Verhalten bey den Fehlern ihrer Herrschaften, gegen die Kinder und gegen anderes Mitgesinde, alles in einer ziemlich populären und herzlichen Sprache. Am Schlusse fügt er einen Vorschlag für Herrschaften hinzu, (den wir lieber abgesondert läsen) durch Errichtung einer Belohnungskasse, das Gesinde zur bessern Erfüllung seiner Schuldigkeit zu ermuntern. Ein gutgemeynter Wunsch, der aber wohl — bloß Wunsch bleiben wird.

Yg.

Adreß-Comtoir für Schul- und Erziehungssachen. Eröffnet von A. C. Borhek u. K. Borhek. Nummer I. Frankfurt und Leipzig, 1786. 8. 10 B.

Der Versuch eines Briefwechsels über das öffentliche Schul- und Erziehungswesen war viermal gemacht. Wer damit zufrieden war, oder sein Scherflein dazu hergab, war ein Mann. Denn es steht geschrieben: „er hat das Glück gehabt, von „Männern mit Beyfall beehrt und thätig unterstützt; von „Knaben aber geneckt zu werden.“ Nunmehr eröffnet sich zu gleichem löblichen Endzwecke ein neues Adreßcomtoir, dem es auch an gleichem Beyfalle unmöglich fehlen kann. Den Anfang in dieser Nummer macht eine Hochfürstl. Bamberg. und Wirzburgische Verordnung, welche eine sehr artige Menge von Visitationspuncten zur Untersuchung der Landschulen im Hochstifte Wirzburg enthält. Sie sind ausgestellt I. für den

Landschulenvisitator, II. für den Pfarrer des Ortes, III. für den Beamten, IV. für die Gemeindsvorsteher, V. für die Schullehrer. Glücklich, wer eine befriedigende Antwort aller dieser Landschulen-Visitations-Auskünften-Puncten beendiget hat. Einer der currentesten Artikel scheint die Mittheilung von Lectionsverzeichnissen verschiedener Schulen zu seyn. Auch für die Schuldiplomatik ist auf einige Weise gesorgt worden; indem hier die Stiftungsbriefe von ein paar Legaten oder Spenden der Schullehrer zu Bielefeld in extenso eingerückt sind. Hin und wieder kommen in den Noten, mit denen die Herausgeber manche Aufsätze bereichern, einige pia desideria vor, die freylich wohl, wie der Verfasser selbst ahndet, desideria bleiben werden, daß z. B. zur Verbesserung des Besoldungsfond, die Revenüen der ganz und gar unnützen Kanonikate und Vikarien, so wie die jetzigen Inhaber ausstürben, den Schullehrern gegeben würden, denen sie bey ihrer ersten Stiftung von Karl dem Großen bestimmt waren; (allerdings die ärgerlichste Anwendung frommer Stiftungen in Protestantischen Ländern, daß man sie faulen Bäuchen und Leuten giebt, welche dafür dem Staate nichts frommen, als verzehren;) — daß das Terminiren der Mönche in protestantischen Ländern verboten, und dafür ein Beytrag zur Schulgehaltsverbesserung eingefordert würde; daß die Bürgerschießen oder Schützenhöfe aufgehoben, und das, was aus den öffentlichen Kassen dazu verwandt wird, zur Verstärkung der Schulbesolde gebraucht würde. Daß dergleichen nöthig sey, erhellet aus der kurzen Nachricht, die unter der Aufschrift: Was Klägliches! den Beschluß macht.

Qw.

Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes. Fünfter und Sechster Theil. Leipzig, bey Crusius, 1786.

Dieß ist die Fortsetzung der nützlichen Jugendschrift, deren erstere Theile ich bereits mit dem gebührenden Lobe angezeigt habe.

Hz.

Freund-

Freundschaftliche Briefe an einem (einen) jungen Dorfkantor zur Bildung angehender Dorfschullehrer. Von Christian Carl Plato, Kantor zu Groppendorf im Magdeburgischen. Helmstädt. 1786. 7 Bog. 8.

Ein Büchlein, welches denen, für welche allein es bestimmt ist, nehmlich antretenden und noch unerfahrnen Landschulmeistern empfohlen zu werden verdient. Es wird wenigstens dazu nützen, daß sie gleich vom Anfange über ihre Pflichten und Verhältnisse, z. B. über ihr Betragen im Umgange mit dem Prediger, mit den Bauren, mit den Kindern, mehr nachdenken und aufmerksam seyn lernen.

Dt.

Der höfliche Schüler oder Regeln zu einem höflichen und artigen Betragen für junge Leute. Nürnberg, bey Weigel und Schneider. Ohne Jahrzahl. 4 Bogen in 8. mit einer buntgemalten lächerlichen Titelvignette.

Die Regeln sind gut, richtig und vollständig, obschon gleich die erste, mit der das Buch anfängt, „Erwachst du vom Schlafe, so sey dein erster Gedanke herzlicher Dank gegen Gott, der dein Leben täglich erhält,“ keine Regel der Höflichkeit ist, und also das Buch mehr enthält, als der Titel verspricht. Sie sind in zwey Abschnitte gebracht; Betragen gesitteter junger Leute gegen sich selbst, nach den Tagszeiten, und nach Kleidung, Sprache, Geberden, Stellung, Bewegung und Vergnügungen; und Betragen derselben gegen andere Menschen, gegen Aeltern, Geschwister, gegen das Gesinde, gegen Lehrer und Vorgesetzte, Schulkameraden, Arme und Geringe, und gegen Mädchen und das schöne Geschlecht überhaupt, worauf noch ein güldnes A. B. C. für den höflichen Schüler, in schlechten Versen, folgt, wie denn die meisten Verse im Buche schlecht sind. Jeder Gattung von Regeln sind einige Beyspiele artiger und unartiger Kinder angehängt. Das ausgemalte Titelkupfer ist höchst lächerlich und ausdruckleer.

Ab-

Abwechselungen für Kinder zu einer angenehmen und nützlichen Selbstbeschäfftigung. Von einem Kinderfreunde. Viertes Bändchen. Breßlau und Hirschberg, bey Korn dem ältern. 1786. 13 Bog. in 8.

Der Verf. würde wohl thun, wenn er seine Kinderschriftstellerey mit diesem vierten Bändchen gar endigen wollte. Wir haben lange in diesem Fache nichts mittelmäßigeres gelesen, als diese Abwechselungen sind. Briefe, Gespräche, Erzählungen, sind im eigentlichen Verstande kindisch — was man aber für Kinder schreibt, muß, wenn es ihnen nutzen soll, nicht selbst kindisch seyn; die Gedichte schlecht, die Räthsel unwitzig, die Verhaltungsregeln unter dem Titel, guter Rath, flach und gemein, und der Styl vernachläßigt. Auch was dem Inhalt nach noch lehrreich und unterrichtend seyn könnte, dem fehlt es an Erfindung, Einkleidung und Vortrag. Nicht einmal des deutschen Ausdrucks ist der V. mächtig. Die Trauerrede auf einen hoffnungsvollen Knaben ist das schlechteste Probestück der deutschen Wohlredenheit. Belege zu dem allen abzuschreiben, hieße Papier und Zeit verderben. Am lächerlichsten ist es, daß sich der V. durch zwey Briefe voll der ausgelassensten Lobsprüche, der Demois. Hermes und Korn, denen er die ersten Bändchen dedicirt hatte, gegen fremden Tadel waffnet.

Lektüre für die kleine Jugend zum Unterricht, Vergnügen und Veredlung des Herzens. V. Theil. Gießen, bey Krieger dem ältern. 1786. 24 Bogen in 8.

In der Vorerinnerung wird gemeldet, daß der Herausgeber dieses Theils von den Herausgebern der vorhergehenden unterschieden sey. Bey einem Werke, dessen Verdienst nicht eigene Erfindung und Ausarbeitung, sondern nur Zweckmäßigkeit der Sammlung ist, kömmt es auf den Mann nicht an, sondern ein jeder, wer einen Vorrath von Büchern vor sich hat, und dabey gesunde Finger zum Abschreiben, Geschmack zur Auswahl, Gefühl für Mannichfaltigkeit, Unterhaltung und Nutz-

Nutzbarkeit besitzt, kann eine solche Compilation zusammen-setzen. Der gegenwärtigen muß man noch immer die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß nicht nur für Mannichfaltigkeit, sondern auch für Unterricht, Vergnügen und Bildung des Herzens durch lehrreiche Beyspiele, hinreichend gesorgt ist. Der Aufsätze sind weit über hundert, meistens historisch, aus der ältern und neuern Geschichte, Erzählungen, Anekdoten, geographische Beschreibungen, Fabeln u. s. w. deren Ueberschriften herzusetzen, wohl niemand von uns fordern wird.

Zf.

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Vorschläge, Hoffnungen und Wünsche zur Beförderung der Landeskunde, der Nationalbildung und der Gewerbsamkeit in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, von D. August Niemann. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung. 1786. 87 S. 8.

Hr. D. **Niemann** zu Kiel hatte vor einiger Zeit ein Schleswigholsteinisches Provinzialblatt angekündigt, und den Plan davon dem Publico vorgelegt. Dieser Plan, welcher gleich zu Anfang der vorliegenden Schrift wieder abgedruckt ist, verdient allerdings vielen Beyfall, und wenn auch das Blatt selbst (wiewohl nicht zu leugnen ist,) nicht ganz diesem Plane gemäß ausgeführt werden könnte, so würde doch die Ausführung desselben, wenn sie, soweit es möglich ist, geschähe, dem Vaterlande des Verf. offenbar von großem Nutzen seyn. Diese Ausführung zu erleichtern, die gemachten Einwürfe zu beantworten, und zugleich einige andere Vorschläge, welche damit in Verbindung standen, zu thun, ist der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung. Sie ist gut geschrieben und erweckt viele Hoffnungen von den künftigen Arbeiten des Verf. Nur möchten wir wünschen, daß derselbe sich solcher neugebacknen Wörter, wie das Wort Gewerbsamkeit ist, deren

wir

wir sehr gut entbehren können, enthielte. Wir können, da die Schrift local ist, nur etwas weniges, was allgemeiner bekannt zu werden verdient, daraus anführen. Die Art, wie sich der Verf. über die Publicität erklärt, ist recht gut. Er will freymüthig schreiben, aber sich nicht zu politischen Klatschereyen und zu einer tadelhaften Schwatzhaftigkeit erniedrigen. Daß er freymüthig schreiben dürfe, versichert er, und niemand, dem die neuern in den dänischen Staaten erschienenen politischen Schriften bekannt sind, kann daran zweifeln. Wirklich genießen die dortigen Schriftsteller einer Preßfreyheit, wie wenig andere Länder. Um aber sein Vorhaben noch besser auszuführen, thut der Verf. noch den Vorschlag, eine Schleswigholsteinische patriotische Gesellschaft zu errichten. Ihren Zweck setzt er in Beförderung der Landeskunde, der Nationalbildung und des Fleißes, und durch die Mitglieder und Correspondenten derselben hofft er in den Stand gesetzt zu werden, mit desto glücklicherm Erfolge sein Provinzialblatt bearbeiten zu können. Wir hören mit Vergnügen, daß sein Vorschlag Beyfall gefunden hat, und sehen also nun der Erscheinung des Provinzialblatts mit Verlangen entgegen.

Tf.

Ueber eine gute Einrichtung derer (der) Kirchenbücher. Leipzig und Budißin, bey Deinzer. 1786. in 8. 33 Seiten.

Diese gute Schrift, in welcher wir nichts, als eine richtigere Schreibart, vermissen, hat schon in einem periodischen Blatte, das uns aber der Herausgeber nicht nennt, gestanden, und ist daraus hier besonders abgedruckt worden. Wir empfehlen dieselbe allen Geistlichen, welche Kirchenbücher zu führen haben, und noch mehr den Obrigkeiten, welche darnach die Vorschriften an die Geistlichen, wegen der Einrichtung solcher Bücher, abfassen können. Wer es je gesehen hat, wie schlecht und fehlerhaft diese Einrichtung an vielen Orten ist, der wird diese kleine Schrift nicht überflüßig finden, und sie mit Vergnügen lesen. Zuerst wird vom Endzwecke und dem Nutzen derselben gehandelt, darauf die innere Beschaffenheit derselben, in Ansehung ihrer Glaubwürdigkeit, Genauigkeit

keit und Vollständigkeit, und alsdann die äußern Beschaffenheiten derselben so entwickelt, wie sie seyn sollten, und endlich werden noch einige Vorschläge zur Einrichtung derselben hinzugefügt. Wir wollen nur einige besondere Bemerkungen des Verf. auszeichnen. Bey Geburtsverzeichnissen ist es oft schlechterdings nothwendig, die Stunde der Geburt mit anzumerken. Denn es giebt Majoratsgüter, woran mehr, als eine Linie, ein Recht hat, und welche allemal von den Aeltesten besessen werden. Da ist es nun nicht unmöglich, daß zwey verschiedene Competenten auf einem und demselben Tag gebohren worden sind, und folglich muß alsdann die Stunde entscheiden. Wenn der Prediger etwas Nachtheiliges ins Kirchenbuch eintragen will, so sollte alles notorisch und unleugbar seyn, damit es nicht, so wie das künftig etwa darüber auszustellende Zeugniß, eine Verläumdung werde. (Wider diese Regel wird wirklich an manchen Orten mehr gesündigt, als man glauben sollte.) Ist die Trauung an einem andern Orte, als dem Wohnorte, geschehen, so sollte auch jener Ort mit angemerkt werden. Das Alter, die Krankheit und die Art des Todes sollten auch immer mit aufgezeichnet werden, welches letztere noch an den meisten Orten unterlassen wird. Die confirmirten Kinder sollte man auch namentlich anmerken. Was der Verf. über das Aeußerliche der Kirchenbücher sagt, wird zwar manchem Leser Kleinigkeit scheinen, ist es aber gewiß nicht. Dahin gehört z. B. die Vorschrift, gute schwarze Dinte zu gebrauchen. (Rec. weiß aus Erfahrung, wie unangenehm die Vernachläßigung dieser Vorschrift ist, weil sie ihm viel Verdruß verursacht hat.) Auch dieß hätte der V. noch bemerken mögen, daß man nicht zu kleine Buchstaben machen sollte. (Wegen der Sicherheit der Aufbewahrung ist es am beßten, daß immer ein doppeltes Exemplar der Kirchenbücher vorhanden ist, wovon das eine durch den Küster oder Schulmeister von dem Original des Predigers abgeschrieben, nach der Abschrift von diesem sorgfältig nachgesehen und mit dem Original verglichen, alsdann aber in der Kirche verwahrt wird. Geht alsdann eins verlohren, so wird doch das andere gerettet werden, wozu Prediger und Schulmeister bey entstehender Gefahr besonders verpflichtet seyn müssen.) Der Vorschlag des Verf. eine Kirchenchronik halten zu lassen, worin merkwürdige Vorfälle in der Gemeine aufgezeichnet würden, könnte allerdings da, wo verständige und aufgeklärte Prediger sind, von Nutzen seyn. Wenn er aber sagt, daß

 wür-

würden weit bessere Urkunden werden, als die Nordischen Sagen, so irrt er sich, und zeigt, daß er da von einer Sache spricht, welche er nicht versteht. Würden sie so gut, so könnte man gern zufrieden seyn. Wir zweifeln indeß, daß viele Prediger geneigt, und wohl nicht sehr viele geschickt seyn möchten, die Sache so auszuführen, wie sie der Verf. vorschlägt. Auch möchte es doch wirklich Einigen, wenn gleich freylich den Wenigsten, an Zeit dazu fehlen.

Die Anmerkungen des Herausgebers, welcher sich C. G. Föhrl unterschreibt, hätten gar wohl wegbleiben können. Es ist fast lauter elendes unbedeutendes Zeug, was gar nicht zur Sache gehört. So wird z. B. in der einen C. F. Cramer in Kiel angegriffen, und ihm zur Warnung gesagt, daß ein Urtheil, was er einmal über K. Friedrich August II. von Polen gefällt habe, mit Zuchthaus bestraft werden könne. Nun dafür wird C. in Kiel ruhig schlafen können.

Y.

Archiv für Cammern und Regierungen von D. Johann Hermann Pfingsten, der Cameral- und Polizeywissenschaften Professor ord. zu Erfurt. 1sten Bandes 2tes Stück. 163 S. 8.

Dieses Stück enthält 1) die Fortsetzung der im ersten Stück abgebrochenen Lobrede auf Sully. 2) Einige Verordnungen der Churfürstlich Mainzischen Regierung und Commerziendeputation zu Erfurt vom Jahr 1785. unter welchen die 6te und 8te dem jetzt regierenden Churfürst zu Mainz vorzüglich zum Ruhm gereichen. Erstere über die Veranstaltung einer öffentlichen Zeichenschule, und letztere von der Einrichtung einer im Winter erwärmten Arbeitsstube für arme Leute in Erfurt. 3) Eine academische Abhandlung des Herrn von Liebenstein von Cammer- und Justizcollegien und ihrem Verhältniß sowohl gegen einander als den ganzen Staat. Tübingen 1770.

In dieser Abhandlung sucht der Verf. im ersten Capitel zu beweisen, daß es in jedem Staat außer dem Geheimdenrathscolleg nur zwey, nehmlich Cammer- und Justizcolleg geben sollte. Alle übrigen bringt er unter beyde Gattungen. Erstes habe neben dem Regenten die Aufsicht über beyde.

Dann

Dann entwickelt er in dem 2ten Cap. den Begriff beyder Collegien und zeiget, daß die Geschäffte der beyden wegen ihrer Verschiedenheit, ihres Umfangs, der jedem eigenen Behandlungsart und der vielfältigen erforderlichen Kenntnisse einem einzigen Colleg zu übertragen unmöglich sey, sieht den Tutelarrath (nicht Titularrath S. 80.) als einen der Cammer untergeordnetes Colleg an, überläßt auch die Verwaltung der Kriegescasse diesem Colleg. Das 3te Kap. handelt vom Justizcolleg. Ganz wohl werden nach der gegebenen Erklärung die Polizeygeschäffte, welche so oft von dem Regierungscolleg, wie er sagt, unschicklich neben dem Justizgeschäffte verwaltet werden, von diesem abgesondert. Polizey, sagt der Verf. „bestehet in einer klug eingerichteten Vorsorge, die „Ruhe und Sicherheit des Staats zu erhalten, sein Vermö„gen zu vermehren und durch Wachsamkeit über Sitten und „Erhaltung guter Zucht das Wohl und das Leben der Unter„thanen immer mehr zu begründen."

Dann wird bewiesen, und das ist ein Hauptzweck der Abhandlung, daß die Polizey weder von Justizcollegien, noch von Regierungen zu verwalten sey, sondern von einer besondern Deputation aus Gliedern der Cammer, ein Paar Juristen, aus einem oder mehreren Aerzten, aus Wirthschaftsverständigen, Fabrikenkundigen u. s. w. und zwar unter der Direction des Cammercollegs, aus dessen Mittel auch der Präsident genommen und wohin in wichtigen Fällen berichtet werden soll. So viel Recht der Verf. hat, daß von bloßen Justizcollegien die Polizey ganz unschicklich verwaltet werde, so wenig möchte er es bey den von ihm so unbestimmt erklärten Landesregierungen haben, denn daß auch darin oft Mitglieder sind, die nichts von Polizeysachen verstehen, möchte wohl wahr seyn, derselbe Fall könnte aber auch bey den Cammercollegien eintreten. Warum soll ein solches Regierungscolleg nicht im Stande seyn, die Bedürfnisse des Staats übersehen zu können, besonders wenn noch, wie der Verf. bemerkt, ein Cameralmitglied ihm beygegeben ist? Denn dazu ist's wohl nicht erforderlich, alle Rechnungen des Staats durchgesehen zu haben. Der Einwand, daß bey einem Polizeycolleg rechtsverständige Glieder und Gerichtsbarkeit seyn müsse, möchte von größerer Erheblichkeit seyn, als es in der Abhandlung angegeben ist; daß aber Cameralisten bessere Rechtsverständige als Beysitzer von Justizcollegien seyn kön-

würden weit bessere Urkunden werden, als die Nordischen Sagen, so irrt er sich, und zeigt, daß er da von einer Sache spricht, welche er nicht versteht. Würden sie so gut, so könnte man gern zufrieden seyn. Wir zweifeln indeß, daß viele Prediger geneigt, und wohl nicht sehr viele geschickt seyn möchten, die Sache so auszuführen, wie sie der Verf. vorschlägt. Auch möchte es doch wirklich Einigen, wenn gleich freylich den Wenigsten, an Zeit dazu fehlen.

Die Anmerkungen des Herausgebers, welcher sich C. G. Föhrl unterschreibt, hätten gar wohl wegbleiben können. Es ist fast lauter elendes unbedeutendes Zeug, was gar nicht zur Sache gehört. So wird z. B. in der einen C. F. Cramer in Kiel angegriffen, und ihm zur Warnung gesagt, daß ein Urtheil, was er einmal über K. Friedrich August II. von Polen gefällt habe, mit Zuchthaus bestraft werden könne. Nun dafür wird C. in Kiel ruhig schlafen können.

Y.

Archiv für Cammern und Regierungen von D. Johann Hermann Pfingsten, der Cameral- und Polizeywissenschaften Professor ord. zu Erfurt. 1sten Bandes 2tes Stück. 163 S. 8.

Dieses Stück enthält 1) die Fortsetzung der im ersten Stück abgebrochenen Lobrede auf Sully. 2) Einige Verordnungen der Churfürstlich Mainzischen Regierung und Commerziendeputation zu Erfurt vom Jahr 1785. unter welchen die 6te und 8te dem jetzt regierenden Churfürst zu Mainz vorzüglich zum Ruhm gereichen. Erstere über die Veranstaltung einer öffentlichen Zeichenschule, und letztere von der Einrichtung einer im Winter erwärmten Arbeitsstube für arme Leute in Erfurt. 3) Eine academische Abhandlung des Herrn von Liebenstein von Cammer- und Justizcollegien und ihrem Verhältniß sowohl gegen einander als den ganzen Staat. Tübingen 1770.

In dieser Abhandlung sucht der Verf. im ersten Capitel zu beweisen, daß es in jedem Staat außer dem Geheimdenrathscolleg nur zwey, nehmlich Cammer- und Justizcolleg geben sollte. Alle übrigen bringt er unter beyde Gattungen. Erstes habe neben dem Regenten die Aufsicht über beyde.

Dann

Dann entwickelt er in dem 2ten Cap. den Begriff beyder Collegien und zeiget, daß die Geschäffte der beyden wegen ihrer Verschiedenheit, ihres Umfangs, der jedem eigenen Behandlungsart und der vielfältigen erforderlichen Kenntnisse einem einzigen Colleg zu übertragen unmöglich sey, sieht den Tutelarrath (nicht Titularrath S. 80.) als einen der Cammer untergeordnetes Colleg an, überläßt auch die Verwaltung der Kriegscasse diesem Colleg. Das 3te Kap. handelt vom Justizcolleg. Ganz wohl werden nach der gegebenen Erklärung die Polizeygeschäffte, welche so oft von dem Regierungscolleg, wie er sagt, unschicklich neben dem Justizgeschäffte verwaltet werden, von diesem abgesondert. Polizey, sagt der Verf. „bestehet in einer klug eingerichteten Vorsorge, die „Ruhe und Sicherheit des Staats zu erhalten, sein Vermö„gen zu vermehren und durch Wachsamkeit über Sitten und „Erhaltung guter Zucht das Wohl und das Leben der Unter„thanen immer mehr zu begründen.“

Dann wird bewiesen, und das ist ein Hauptzweck der Abhandlung, daß die Polizey weder von Justizcollegien, noch von Regierungen zu verwalten sey, sondern von einer besondern Deputation aus Gliedern der Cammer, ein Paar Juristen, aus einem oder mehreren Aerzten, aus Wirthschaftsverständigen, Fabrikenkundigen u. s. w. und zwar unter der Direction des Cammercollegs, aus dessen Mittel auch der Präsident genommen und wohin in wichtigen Fällen berichtet werden soll. So viel Recht der Verf. hat, daß von bloßen Justizcollegien die Polizey ganz unschicklich verwaltet werde, so wenig möchte er es bey den von ihm so unbestimmt erklärten Landesregierungen haben, denn daß auch darin oft Mitglieder sind, die nichts von Polizeysachen verstehen, möchte wohl wahr seyn, derselbe Fall könnte aber auch bey den Cammercollegien eintreten. Warum soll ein solches Regierungscolleg nicht im Stande seyn, die Bedürfnisse des Staats übersehen zu können, besonders wenn noch, wie der Verf. bemerkt, ein Cameralmitglied ihm beygegeben ist? Denn dazu ist's wohl nicht erforderlich, alle Rechnungen des Staats durchgesehen zu haben. Der Einwand, daß bey einem Polizeycolleg Rechtsverständige Glieder und Gerichtsbarkeit seyn müsse, möchte von größerer Erheblichkeit seyn, als es in der Abhandlung angegeben ist; daß aber Cameralisten bessere Rechtsverständige als Beysitzer von Justizcollegien seyn kön-

nen, ist wohl ein dem Verf. eigener Gedanke und rechtfertigt ihn, solchen universal Gelehrten auch die Polizey zu übergeben.

Möchte nicht ein dem Verf. entgangener Haupteinwand aus seiner eigenen Definition der Polizey genommen werden können, wenn die Frage aufgeworfen wird: soll der Unterthan, dem die Polizey Ruhe und Glück im Staat verschaffen muß, Zutrauen zu seinem dem Cammercolleg untergeordneten Polizeygericht haben, da jenes hauptsächlich darauf verpflichtet ist, die Macht des Regenten zu begründen? — Freylich soll dieses nur durch Emporbringung des ganzen Staatskörpers geschehen. Wie bekannt ist es aber, daß alle menschliche Anordnungen mangelhaft sind; bis daher einmal das gute Ideal einer Cammer existirt, wird der Unterthan immer mehr Beruhigung haben, wenn die auf ihn so viel Einfluß habenden Polizeygeschäffte der Regierung überlassen bleiben. Will aber endlich der Verf. ein eigenes Landespolizeycolleg, warum soll dies nicht unmittelbar dem Geheimenrathscolleg untergeordnet werden? Im vierten Capitel wird das Verhältniß des Cammercollegs gegen den Staatsrath und die Justizcollegien festgesetzt, aber nicht so genau und vollständig, daß Cammern und Regierungen Regeln in Collisionsfällen daraus abnehmen könnten. Der Verf. sieht dies ein und räth in solchen Fällen einen Zusammentritt beyder Collegien an. Hiermit ist zwar leicht geholfen, aber der Zweck der Abhandlung verfehlt. Die allgemeinen Kennzeichen der Cammer- und Justizgeschäffte werden in folgenden zwey Sätzen angegeben: „Ist die Frage „davon, ob dieses oder jenes dem Staat nützlich ist, ob es einen „Einfluß auf die Wirthschaft und das Vermögen des Staats „hat, so gehört die Sache für die Cammer."

„Muß aber eine Angelegenheit aus den Landesgesetzen „entschieden werden, wenn es auf die Rechtmäßigkeit derselben ankömmt, wenn das Recht der Nutzen oder Schaden „Einzeler in Betrachtung gezogen werden muß, so ist dieses „vom Justizcolleg zu entscheiden.

4) Abt Carlier Aufsätze über die Wolle und das Schaafvieh aus Rozier Journal übersetzet. Hiervon ist in diesem Heft nur der Anfang. 5) Zwo Reden des Perikles.

Mc.

14. Kriegs-

14. Kriegswissenschaft.

Betrachtungen über Karls des Zwölften, Königs von Schweden, Charakter und militärsche Talente. Leipzig, bey Breitkopf. 1786. 8. 4½ B.

Diese vortreffliche Abhandlung eines großen Kriegshelden und Königs über einen andern gleichfalls höchst berühmten Krieger und König, ist gewiß so lehrreich, als interessant zu lesen; daher eine Uebersetzung derselben nicht anders, als angenehm seyn kann. Wir können aber nicht begreifen, warum in der gegenwärtigen auch nicht ein Wort von der Urschrift und ihrem erhabenen Verfasser gesagt, ja warum sogar der Schluß, woraus man letztern wenigstens hätte errathen können, weggelassen, und so der Aufsatz verstümmelt worden ist. Ueberhaupt hätte die Uebersetzung können besser seyn. Die erste Person des Imperativs im Plural, als soyons, pensons, etc. wird immer durch seyn wir, denken wir, u. s. w. gegeben, welches eine beleidigende Wendung für ein deutsches Ohr ist. Wie abgeschmackt ist es nicht, solche Wörter als ein Bikoke, Habil, im Deutschen zu gebrauchen! Wer die versteht, kann allenfalls auch die Urschrift lesen. Wir rathen also dem wißbegierigen Soldaten, lieber die Uebersetzung dieser kleinen, aber höchst lehrreichen Schrift im Jenner 1787 der milit: Monatsschrift zu lesen, wo dergleichen verdrießliche Verstoße gar nicht zu finden sind, und die sich in allem Betrachte viel besser lesen läßt, ohne zu rechnen, daß sie nicht verstümmelt ist.

Schon ist von einem Schriftsteller im Lichtenbergschen und Forsterschen Journal, das zu Göttingen bey Dietrich herausgekommen ist, bey Gelegenheit einer Reise nach der Crimm, die Meynung geäußert worden, daß Carl der XIIte gar nicht der große General war, für den man ihn gewöhnlich hält. Dieser dahin geworfene Gedanke wird hier bestätigt und aus einander gesetzt. „Wenn man die verschiednen Züge,“ sagt der erhabene Verfasser, „die diesen außerordentlichen Mann charakterisiren, vereinigt, so findet man ihn weniger einsichtsvoll, als tapfer; weniger vorsichtig, als thätig; weniger auf seine wahren Vortheile aufmerksam, als seinen

nen Leidenschaften untergeordnet; eben so kühn, als Hannibal, aber nicht so listig; weniger Alexandern ähnlich, als dem Pyrrhus, und so glänzend, als Conde bey Rocroi, Freyburg und Nördlingen.“ Doch der wißbegierige Leser muß das Ganze aufmerksam lesen. Wir wollen nur noch den Schluß hersetzen, als ein Monument der edelsten Bescheidenheit des großen Helden, Mannes und Königs, dessen Verlust noch alle wahre Soldaten beweinen, und ohne tiefe Betrübniß nicht denken können. „Allein,“ sagt er, „welches Recht habe ich, die berühmtesten und größten Generale zu beurtheilen? Habe ich selbst die Lehren befolgt, die ich denselben hier vorschreibe? Diesen Vorwurf kann ich nur dadurch beantworten: Daß einem die Fehler der andern in die Augen fallen; indeß man über seine eigne gemächlich hingleitet.“

Des Hrn. Generalmajor von Warnery sämmtliche Schriften. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Planen und Erläuterungen vermehrt. Vierter Theil. Hannover, bey Helwing. 1786. 8. 20 Bogen.

Die Uebersetzung schlendert immer so fort. Plans und Erläuterungen befinden sich bey diesem Theile gar nicht. Kurz, es ist ein elendes Machwerk. An einigen Stellen kömmt nicht einmal ein Sinn heraus. Z. B. S. 92. „Die Janitscharen „sind die einzige Waffe, die die Infanterie zu fürchten hat; „weil sie, wenn sie angreifen, eine Colonne oder Truppe formiren, die mehr tief, als ausgebreitet ist, und die *Enfants* „*perdus*, die an ihre Spitze sind, und von denen, die hinten sind, vorgestoßen werden, so daß nichts sie aufhalten darf, sollten sie auch alle das Leben verlieren.“ Wir haben das Original nicht bey der Hand; können also keine Vergleichung anstellen. Aber so was zeigt auf alle Fälle, Nachlässigkeit oder Unfähigkeit. Uebrigens enthält dieser Theil die fortgesetzte Uebersetzung der Commentaires sur les Commentaires de Turpin sur Montecuculi.

Wk.

Ueber

Ueber den Heldenmuth im Kriegs- und Civilstande, mit Beyspielen aus der ältern und neuern Geschichte. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1786. 120 Seit. 8.

Eine ohne Geist zusammengeschriebene Compilation längst bekannter Handlungen groser, — und auch kleiner Männer, die alle das Gepräge des Heldenmuths haben sollen. Daß der Verfasser keinen Begriff vom Heldenmuth haben müsse, erhellet daraus, weil er in diese Sammlung Anekdoten aufgenommen hat, die von nichts weniger, als Heldenmuthe zeugen. Man lese nur Seite 89—91, wo es auch Heldenmuth seyn soll; daß der Kaiser einem vierzig Jahre dienenden Soldaten, zur Belohnung seiner treuen Dienste vierzig Dukaten auszahlen läßt, und einen seiner Offiziere in den Grafenstand erhebt, weil dieser in eine Gräfin verliebt ist, deren Aeltern die Heyrath nur unter dieser Bedingung zugeben wollen. — O, der Pygmäen, die sich erdreisten, die Scipionen, Catonen, die Friedriche beurtheilen zu wollen, und solche verworrene, schaale Begriffe haben! — Das Lustigste ist, daß sich der Verf. selbst für einen Helden ausgiebt: S. 9 heißt es nämlich: „Da man aber nicht nur im Kriege, „sondern auch im bürgerlichen Leben Heldenmuth nöthig hat, „in welchem ich vielleicht schon nicht so unerfahren „seyn möchte," u. s. w. Herr, verzeihe ihm! Er weiß nicht, was er spricht.

Wg.

---

15. Haushaltungswissenschaft.

Wohlmeynende Beantwortung der drey Preißfragen, die von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufs Jahr 1787 in Ansehung der Stall- und Kleefütterung des Rindviehes, der Schaafe und Pferde, mit Aufhebung der natürlichen Wiesen, Triften und der Weide, ausgesetzt wor-

worden; von einem in Schlesien wirthschaftenden Brandenburger, der auch Sachsen kennt. (H. A. D—r in G.) Mit Anmerkungen herausgegeben von Riem, dem Amtsrathe und beständigen Secretär der Kursächsischen ökonomischen Societät zu Leipzig — omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci. Dresden, in der Breitkopfischen Buchhandlung und beym Herausgeber, 1786. 8. 30 Seiten.

Im ersten Abschnitte der Preißfrage ist etwas vorausgesetzt, was noch nicht als richtig und allgemein anerkannt worden, nämlich die so vortheilhafte Stall- und Kleefütterung — der Schaafe. Wäre diese unstreitig und gewiß, dann würden Trift und Weide überall aufgehoben werden können; die Wiesen aber niemals: denn für nasses Wetter und für Mißwachs des Klees muß man — etwas in Bereitschaft haben. Allein da sich noch nicht genug bestätigt hat, daß die Stallfütterung der Schaafe ungezweifelt vortheilhaft ist, so, dächte ich, hätte die ganze Preißfrage wegbleiben können. Man siehet's derselben wohl an, daß Schubart und Holzhausen die Schwalben sind, aus denen man auf den nahen Sommer geschlossen hat; aber sie sind auch zwey Schwalben, davon eine sich nur sehen lassen, und dann wieder weggeblieben, und die andere nur ein Lusthäuschen, und kein Nest zum Brüten bauet, noch keine zuverlässigen Ankündiger. — Ich denke in einer Preißfrage muß keine Petitio principii seyn. — Die zwey andern Preißfragen sind zwar wohlmeynend und größtentheils gut; aber auch einiges schwach beantwortet; mithin sie nicht erschöpft! — So weit der Recensent. Nun müssen wir auch anfügen, daß wirklich Riem nicht der Verfasser dieser Recension sey, wie Schubart allenfalls wieder wähnen mögte, und dieß kann mit dem Originalschreiben des Recensenten bewiesen werden, sobald es vertraute Mitarbeiter bewiesen zu haben verlangen. Der Recensent kann auch beweisen, daß er ein vieljähriger Praktikus auf Pachtgüthern, und Besitzer eines großen Ritterguthes mit etlichen Schäfereyen, wobey er der Unterthanen Wohl sehr schätzt, sey, wenn es in der allgemeinen deutschen Bibl. nöthig wäre. Er besitzt alle Riemische Schriften,

ten, liest auch die Schubartischen, mag aber letzte wegen ihres unaufhörlichen Schimpfen,*) das nicht bessert, nie eigenthümlich anschaffen. Er hat die alte Leyer über das auch getrieben, prüfte das neue, und hält die Mittelstraße mit Riemen für die beste: Hr. S. rathe nun auf einen unrechten, so lange er will, er schreibt sich nie Rm, sondern Hn, hier aber

Rh.

Oekonomisches Portefeuille zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse und Erfahrungen aus allen Theilen der Oekonomie. Erster Band. I. und II. Theil. Lübeck, Donatius. 1786. 8. 368 Seiten, ohne Vorrede und Inhalt.

Eine Sammlung, die mit wenigem Aufwand von Nachdenken und Mühe zusammengerafft worden ist. Vorjetzt erstreckt sie sich nicht über die Grenzen, die ihr der Titel vorschreibt: nämlich Oekonomie, und besonders Landwirthschaft. Aber auch die Handlung und mehrere andere Gegenstände, sollen nach der Vorrede künftig Stoff zu dieser Schrift hergeben.

S 2 Rec.

*) Eben dieß beständige Schimpfen gegen die, welche nicht handeln, wie Schubart, kann machen, daß man endlich auch das Gute dieser Schriften nicht mehr ansehen wird. Nur Geduld, alles Neue, jedes Uebertriebene, und nicht genug gegründete hat seine Perioden. Schon sind Factionen und die Stimmen getheilt, so daß der schwache Anhang bald selbst einsehen wird, wohin er sich verleiten lassen. Eine artige Anekdote, die uns dreyfach mit Einsendung obiger Recension zugekommen, mag den Ausschlag geben. Ein sicherer großer Oekonom — er schämt sich nicht Rimianer zu heißen, denn es giebt deren ein sehr großer Theil; und wenn sie gleich auch Schubarts Schriften nutzen, so neigen sie sich doch nicht ganz auf diese Seite; und so umgewandt, giebts auch Schubartianer — Ein Rimianer also verhandelte mündlich und schriftlich mit einem Schubartianer, das Fach der praktischmöglichen Oekonomie. Letzter beweist seine Sache so hitzig, und läßt sich bis zum Schimpfen verleiten. Wie der Rimianer nun besonders die schwache Seite zum Siege nutzt? Ey, erwiedert er, Sie sind ja ein so großer Schubartianer, daß Sie sogar das Schimpfen von ihm gelernt haben! So hat man schon einige Exempel; also, daß man sie nicht auf einen einzigen deuten darf. —

Rec. hat gefunden, daß die meisten Aufsätze fremde Arbeit sind. Zuweilen, aber nur sehr selten, sind die Quellen angezeigt; und meistentheils sind diese, wie z. B. die physikalisch-ökonomische Zeitung, das hannöverische Magazin, sehr bekannte Schriften, die eben so leicht, und bey ihrem schon lange gegründeten guten Ruf noch leichter, als dieses ökonomische Portefeuille, die daher entlehnten nutzbaren Wahrheiten verbreiten werden.

Wir führen etwas vom Inhalt an: II. Von Behandlung des Mehls zum Brodbacken von Rocken, der bey anhaltender nassen Witterung feuchte eingescheuert ist. Ist eine Verordnung der Regierung von Hannover. IV. Von der Eigenschaft der Nessel in der Landwirthschaft. Eigentlich nur von ihrer Zubereitung zu Nesselgarn, und aus dem hannöverischen Magazin entlehnt. VI. Schreiben über die Kultur der Feld- Roß- Sau- oder Schweinsbohnen. Enthält gute praktische Anweisungen. VII. Ueber das Aufschwellen des Rindviehs. Der Verf. schreibt es nicht dem blähenden Klee oder anderm Futter zu, sondern dem Verschlucken der Luft. Es ließ bey einer Kuh, die daran krank war, seinen Knecht mit Strohwischen längs dem Rücken auf beyden Seiten nach den Flanken zu, langsam hinunterstreichen, und damit eine halbe Stunde anhalten, bis die aufgebläheten Stellen weicher wurden. Alsdann gab er ihr zwey Hände voll Kochsalz in einem Quartier Wasser aufgelöst, mittelst einer Bouteille ein. Zwey Stunden nachher wiederholte er das Reiben, wodurch dieß Vieh dahin gebracht wurde, daß es wieder Heu fraß. Am folgenden Morgen gab sie wieder Milch; aber des Mittags kam das Uebel wieder. Durch wiederholtes Reiben und zwey Spitzgläser Thran, die der Kuh eingegeben wurden, stellte jedoch der Verf. sie ganz wieder her. Den Trokar scheint er gar nicht zu kennen. Rec. kennt einen Landwirth in seiner Gegend, der dieser Krankheit, auch ohne Trokar, abhilft. Er zieht dem Stücke, das von dem Uebel angefallen wird, die Zunge so weit er kann, aus dem Halse, reibt sie mit zwey Händen voll Salz ab, und sobald sich der Schleim dadurch aus dem Halse und der Zunge löst, verliehrt sich das Aufblähen, und das Vieh wird wieder gesund. XI. Vom Waschen der Kühe mit Arsenik. Wird billig widerrathen. XII. Baumwollen und leinen Garn aufs beste und geschwindeste weiß zu machen. Bey den angegebenen Mitteln fragt sichs, ob sie auf die Haltbarkeit des Garns keinen schädlichen Einfluß haben, wie man nach dem Verfahren

fahren vermuthen sollte. XIV. Von verschiedenen Salz- und künstlichen Dungarten. Compilation einer Menge ungeprüfter, zum Theil etwas ungereimter Dungmittel. XVI. Von guter Bearbeitung des Weinstocks. XX. Vom Hopfenbau. Die Vorschriften beyder Aufsätze sind gut, aber doch nicht besser als in zwanzig andern Schriften.

Zweyter Theil. I. Von der Franzosenkrankheit des Rindviehs und der Unschädlichkeit des Fleisches solcher Thiere. Ein Auszug aus der Graumannischen Schrift. II. Ueber die Art und Weise zu erfahren, ob die Gartensämereyen zum Säen tauglich sind. Die bekannte Art den Saamen in einem Beutelchen quellen und dann in der Erde keimen zu lassen. V. Pflege und Wartung der Kühe, wenn sie gekalbt haben. Ganz wörtlich aus der physik. ökon. Zeitung, ohne diese zu nennen. VI. Ein Mittel wider die Raubbienen. VII. Von den Kennzeichen guter Zuchtschafe. Gute aber sehr bekannte Grundsätze. X. Von Anlage wohlfeiler, dauerhafter, bequemer und feuergesicherter Dächer über Wirthschaftsgebäude. Ein Auszug aus der bekannten Schrift von Krubsacius. XIV. Ein Mittel wider das Auswachsen der Schwämme an dem Holze der Häuser. Man läßt ¼ Pf. Vitriol in 50 Unzen Wasser auflösen, und streicht dieses Wasser so warm als möglich, in die Spalten und Risse des Holzes, oder, wo keine vorhanden, in zu diesem Endzweck mit dem Bohrer gemachte Löcher. XVI. Anschläge, wie man seinem Vermögen gemäß, seine Haushaltung einrichten könne. Ein Aufsatz aus dem Englischen, mit Beybehaltung der Angaben nach englischem Geld. XVIII. Schreiben, die Seuche unter dem Rindvieh betreffend. Nicht einmal die Art der Seuche, gegen welche das Aderlassen empfohlen wird, ist bestimmt. XXII. Ueber die Plantagen von Obstbäumen vor den Städten und Dörfern. Ein guter Aufsatz, von dem wir nicht wissen, ob und woher er entlehnt ist.

As.

Huthung und Brache, das Wohl und die Erhaltung der Wirthschaft gegen des Herrn Hofraths Schubart paradoxe ökonomische Grundsätze, dargestellt von einem Forschenden Genauen Beobachter.

Non.

Non Tellus eadem parit omnia. Vitibus illa
Convenit, haec oleis: hac bene farra virent.
Ovid.

Frankfurt und Leipzig. 1786. 64 Seiten in 8.

Die Entschuldigung, welche der Hr. F. G. B. vorangehen läßt, war wohl sehr nöthig; außer dem es animum injuriandi wirklich verrathen hätte, wenn er im Jahr 1786 Schubarten ohne Adel und Geheimen Raths Charakter aufstellt; und doch selbst S. 62. feyerlich contestirt, daß er keinen Sinn zum injuriiren habe. Dieß also zum voraus gesetzt, muß R. bezeugen, daß der V einer der billigsten bis jetzt ist, der den Hrn. Schubarten von dem Klefeld widerlegt; wiewohl er auch darin unrecht hat, daß deswegen Huth und Gemeinheiten bleiben müßten, weil sie so alt als die Welt seyen? Dieß ist eben kein Grund; aber Lokalverfassungen zu entwickeln, sie angenehm mit einer gemäßigten und nicht mit Schubartischer Feder beschreiben, und mit möglicher Hülfe anwendbar vortragen, so, daß sie Landesherren und Unterthanen überzeugen, das ist wohl eine andere Sache. Und daran fehlts noch. Jeder schüttet das Kind mit dem Bade zusammen aus, und so ist gethan! Alles, das mögliche, so wie das unmögliche, bleibt unanwendbar. — Dies vor uns zum Beurtheilen liegende Schriftchen verdient ganz und eben so wie die Schubartischen Schriften, mit kaltem Blute gelesen, und gegen einander erwogen zu werden. Dann nehme man von beyden, was zur Lokalanwendung taugt, und lasse beyseit, was aus unzeitigem Eifer hingeworfen ist, oder aus zu großem Haß gegen die, welche nicht so klugs Schubartisch werden wollen, geschrieben ist. Die Schrift ist zu klein, als daß Rec. viel Auszüge zu machen Ursache hätte; mithin kann man sie leicht kaufen, und jeder leicht selbst entscheiden, auf welche Seite er sich neigt; auch möchte er auf Schubartische Manier für partheyisch gehalten werden, wenn er nicht in allem auf Schubartischer Seite hinken könnte. Desto mehr will er sich auf H. Medicus beziehen, der, als ein Autor Classicus, es jedem hell und wohl überdacht, so wie passend sagt, was von dergleichen Reformatoren, die sich unter dem Mantel eines Patrioten aufdringen wollen, zu halten ist. Man lese nur seine neuere Vorlesung in den Bemerkungen der Churpfälzischen ökonomischen Gesell-

sellschaft, 2tem Bande S. 285. f. wenn er über die Ursachen, warum ökonomische Gesellschaften nicht immer den Nutzen gestiftet haben, den man von ihnen erwartete, sehr richtig redet. Seiner Zeit werden wir darüber umständlicher urtheilen. Mehr gehandelt als geschrieben, ist wohl das Beßte; und das empfehlen wir jedem Lande, jedem Autor!

* * *.

15. Vermischte Nachrichten.

1) Bemerkungen über die Golderhöhung in Frankreich und Oestreich und deren Anwendbarkeit im Reich, besonders in den vordern Reichskreisen und in der Schweiz. Auch etwas über die alten und neuen Franz. Laubthaler. 14 Seiten in Fol. 1786.

2) Nachtrag zu den Bemerkungen über die Golderhöhung u. s. w. wodurch zugleich die für, wider und über sie erschienene Schriften, unter den Titeln: Unmaßgebliche Gedanken über die Proportion zwischen Gold und Silber u. s. w. und Bedenken über die Augsburgischen Bemerkungen, beantwortet werden. 16 S. Fol. 1786.

3) Kurze Erwiederung einiger Einwendungen gegen die Anzeige einer gemachten genauen Untersuchung des Gehalts der Franz. Laub- oder Federthaler, vom Jahre 1726 bis 1786. und wie ein Stück von dem ältern und neuern innerlichen Werth hat. 7 S. Fol. Augsburg, bey Kletts Witwe und Frank. 1786.

I. Die

I.

Die Veranlassung der 1sten Abhandlung zeigt schon der Titel.

Der Verf. nimmt als Grundsatz an: daß es von grossem Nutzen bey einem ausgebreiteten Handel seyn würde, wenn Silber und Gold in einer solchen verhältnißmäßigen Gleichheit stehe, daß keins dem andern vorgezogen werden möge; daß es jedem frey stehe und einerley sey, das, was er kauft in Gold- oder Silbersorten zu bezahlen, nach dem Preise und in der Proportion, die in dem Staate, wo er kauft, angenommen ist. Er wünscht, da, nach seinen Berechnungen und Angaben, Oestreich die Proportion auf 15$\frac{18}{100}$, und Frankreich sie auf 15$\frac{1}{2}$, die sich nach Ausprägung der neuen Laubthaler auf 15$\frac{24}{100}$ reduciren werde, gestellt haben, die Stände, die sich in gleichen mercantilischen Verhältnissen gegen Frankreich, Oestreich u. s. f. befinden, zu gemeinschaftlichen Vorkehrungen zu ermuntern, um die aus abweichenden Verfügungen einzelner Stände zu befürchtenden Verwirrungen zu verhüten und die Proportion des Goldes und Silbers in möglichster Gleichförmigkeit mit benachbarten Staaten, und dem verhältnißmäßigen Werth einzelner Münzsorten, so zu bestimmen, daß man mit eben dem Gelde in eben dem Werth bezahlen könne, wie man bezahlt wird und nicht brauche, bey Einnahme des Einen und Ausgabe des Andern Verlust zu leiden; damit der Staat nicht Gefahr laufen möge, itzt cursirende gute Münzsorten zu verlieren und vom Golde gänzlich entblößt zu werden, wie es nothwendig erfolgen müßte, wenn man die im Conventionsfuß von 1761 angenommene Proportion, wie er die 1 = 14$\frac{1}{7}$ angiebt, beybehalten wollte. Bey dem Conventionsfuß bemerkt der Verf. noch, daß die Cölnische Mark auf einen so schweren Fuß angenommen worden, daß wenige oder keine der Goldmünzen das vorgeschriebne Gewicht halten können, und die neue Valvation wäre so wenig beobachtet, daß neben den Carolins und Maxd'ors, auch die zu weit herabgesetzten alten Deutsch- und Franzlouisd'ors, Schildlouisd'ors und Ducaten, dennoch in einem verhältnißmäßig zu hohen Werth cursirt hätten; daher wären die Carolins verschwunden und durch alte Louisd'ors und Schildlouisd'ors wieder ersetzt; man hätte in 11000 Fl. Carolins, 32 Mark 1 L. 3 Q. 2 D. fein Gold hingegeben, und dafür in 11000 Fl. alte Louisd'ors, 31 Mark

Mark 6 L. 1 Q. 2 D. und in 11000 Fl. Schildlouisdors gar nur 31 Mark 6 L. 1 Q. 2 D. fein Gold wieder erhalten.

Der Verf. räth nun, die Oestreichsche Proportion, als die der Franz. beynahe gleich sey, anzunehmen, und sonach den Werth von

1 Cöln. Mark fein Gold auf 305 Fl. 35 kr.

1 Ducaten auf 4 Fl. 30 kr.

1 alten vollwichtigen Schildlouisd'or auf 9 Fl. 36 kr. und im 24 Fl. Fuß, auf 11 Fl. 31 kr. oder da sie mehrentheils zu leicht u... einige im Feingehalt nur a 21 Karat 7 Gr. oder gar nur 6 Gr. befunden worden, auf 11 Fl.

1 Neuen Schildlouisd'or auf 9 Fl. und im 24 Fl. Fuß auf 10 Fl. 48 kr. ohne Anschlag des Silbers.

1 Carolin auf 9 Fl. 49½ kr. und im 24 Fl. Fuß, auf 11 Fl. 47 kr. ohne das Silber.

1 alten Franz. oder Braunschw. Lüneb. Louisd'or oder Friedrichsd'or auf 7 Fl. 53 kr. oder 9 Fl. 28 kr. in Conventionsfuß ohne das Silber zu stellen.

Den innern Werth der ältern Laubthaler von 1726 bis 1784. ihre Feine im Durchschnitt a 14 Loth 11 Gr. da sie 12 Gr. halten sollten, angenommen, berechnet der Verf. zu 2 Fl. 42½ kr. im 24 Fl. Fuß.

Den der neuern, a 14 Loth 6 Gr. fein, zu 2 Fl. 39½ kr.

Er räth ihnen einen geringen Schlagschatz zuzugestehn und die ältern auf 2 Fl. 45 kr. zu lassen; die neuern aber auf 2 Fl. 42 kr. herabzusetzen, da denn wieder 4 Stück einem neuen Schildlouisdor gleich seyn würden.

Der Verf. stützt sich allenthalben auf genaue Angaben von Gewicht und Gehalt und Berechnungen darüber, so daß also ein möglicher Fehler oder Irrthum in den Angaben und Berechnungen leicht entdeckt und berichtigt werden kann.

Rec. glaubt sich hier einige allgemeine Bemerkungen erlauben zu dürfen.

1) Die Feststellung einer gesetzlichen Proportion kann, sie sey wie sie wolle, nach Rec. Meynung unmöglich so viel bewirken, daß es fortdaurend einem jeden gleich seyn sollte, in welcher Münze er nach ihrem gesetzlichen Werth bezahle oder empfange; daß also in der Folge, nicht Einer Münzsorte vor der Andern ein verhältnißmäßig höherer oder niedriger Conventioneller Werth beygelegt werden sollte, als die Gesetze ihnen beylegen; daß auch nicht eine Art Metall im Staate seltner werden sollte. Dazu wäre erforderlich, daß

in allen Staaten, die mit einander in Handelsverbindungen stehen, fortdaurend eine gleiche Proportion statt habe, und eine gleiche verhältnißmäßige Summe Goldes und Silbers vorhanden bleibe; oder es müßte die gesetzliche Proportion zum öftern verändert werden, so wie sich die Umstände verändern. Ersteres ist kaum denkbar, denn, ist der Staat B in dem Falle, an den Staat A baare Zahlungen leisten zu müssen, so wird, wenn die Proportion des G. u. S. in beyden Staaten einigermaßen ungleich ist, das in dem Staate A im verhältnißmäßig höhern Werth stehende Metall, und ist die Proportion gleich, das Gold, vorzüglich zur Ausfuhr gesucht, und in dem Staate B um so seltner werden, wenn es nicht in gleichem Maaße aus dem Staate C zugeführt, und auch dort wiederum aus ähnlichen Ursachen die Ausfuhr ersetzt wird, und diese Quelle offen bleibt. Das andere Mittel aber kann nicht zum öftern wiederholt werden, ohne daß die Sicherheit des Eigenthums dabey leide, und ohne den Werth und die Preise der ersten Bedürfnisse und der Arbeiten erster Hand, wenn auch die Silbermünzen nach ihrem innern und äußern Werth sich gleich bleiben, unsicher zu machen.

2) Kann aber durch eine festgesetzte Proportion nicht ganz die Gefahr abgewendet werden, daß Eine Art Metall im Staate seltener werden möchte, so ist das Gold entbehrlicher, als das Silber, wornach nothwendig der Werth aller ersten Bedürfnisse und ersten Arbeiten bestimmt werden, und dessen Mangel die Einführung schlechter Scheidemünze zur natürlichen Folge haben muß. Das sicherste und leichteste Mittel, auch vom Golde die nöthige Menge, in Verhältniß mit dem übrigen Reichthum des Staats zu behalten, scheint Rec. zu seyn: Wenn dem Golde überhaupt kein Werth und keine Proportion gegen Silber gesetzlich bestimmt, sondern das Publikum nur unterrichtet wird, welchen verhältnißmäßigen Werth die verschiedne cursirende, fremde und einheimische Goldmünze unter sich nach Gewicht und Gehalt, und welchen Werth hingegen Silber in andern Staaten haben; da denn theils auf diese Weise den schädlichen Folgen des Einschleichens geringhaltiger Sorten unter gleichem Nennwerth mit cursirenden bessern Sorten möglichst vorgebeugt, theils die vortheilhafteste Proportion nach den jedesmaligen Umständen durch gegenseitige Convenienz wird bestimmt, und bey veränderten Umständen unmerklich verändert werden.

Auch

Auch für die Bequemlichkeit der Reisenden, denen mehr daran gelegen seyn muß, keiner willkührlichen Behandlung ausgesetzt zu seyn, als ob sie ihre Goldmünzen, bey einem nicht gesetzlich bestimmten Werth derselben, etwas höher oder niedriger während der Reise anbringen, könnte dadurch gesorgt werden, wenn den Postämtern und andern öffentlichen Anstalten aufgetragen würde, die Goldmünzen zu einem bestimmten Preise, der nach veränderten Umständen zu verändern wäre, in Bezahlung anzunehmen, und auch in nicht großen Summen zu wechseln, das denn nicht sowohl wie ein öffentliches Gesetz, sondern nur für eine Privatanstalt des Landesherrn oder Eigenthümers der Post, höchstens für eine Policeyanstalt anzusehen wäre.

5) In Ansehung eines den Laubthalern zuzustehenden geringen Schlagschatzes ist Rec. des Verf. Meynung. Eine Münze, die bis auf immer selten eintretende Hauptveränderungen in einem großen Reiche einen gleichen äußern Werth hat, ist gewiß für verhältnißmäßig kleine Länder, die in dem Fall sind, baare Zahlungen an dieß Reich oder andere Staaten, machen zu müssen, weit vortheilhafter, als eigne Münze, die doch schwerlich gleich gerne von Fremden genommen, und gleiches Zutrauen bey ihnen genießen wird, wie die Münze jenes Reichs, wenn auch mehrere dieser Länder sich zu einer gleichförmigen Ausprägung ihrer Münzen vereinigen, und die Verträge darüber noch so genau beobachtet werden. Und wenn auch jene Münze in dem Reiche außer Curs gesetzt wird, so kann sie fortfahren, in den Ländern, wo sie eingeführt ist, als religirte Münze zu circuliren, und wird, da ihr nur ein verhältnißmäßig geringer Schlagschatz zugestanden ist, immer reichhaltiger seyn, als eigne Münze seyn könnte.

Ueberdieß kann man im Grunde nicht sagen, daß Land, wo die fremde Münze, der ein etwas höherer Werth, als sie blos nach dem innern Gehalte hat, zugestanden ist, eingeführt wird, verliere den Schlagschatz, außer nur in den Fällen, wenn entweder ungeprägtes Silber ausgeführt und dafür geprägt mit der Last des Schlagschatzes eingeführt wird; oder wenn, da die fremde Münze in Bezahlungsstatt für gelieferte Arbeiten oder Produkte hereinkömmt, man sich statt der Münze, worauf die Last des Schlagschatzes ruht, die Bezahlung auch im ungeprägten Silber ohne diese Last hätte verschaffen können, welches nicht leicht thunlich seyn wird.

 Ist

Ist nun dieß nicht, und der Fremde kann nicht anders, als mit geprägter Münze bezahlen, wobey ihm der Schlagschatz nicht zu gute kömmt, den er selbst, da er sich die Münze anschaffte, bezahlen mußte, so wird er für die Arbeiten oder Produkte im Grunde mehr, wie vorhin, bezahlen müssen, wozu er nicht willig seyn wird; oder der Empfänger wird (wie am ersten zu vermuthen ist, da gewöhnlich der Abnehmer weniger sind, als derer, die gerne liefern wollen,) das fremde Geld mit der Last des Schlagschatzes, und also höher annehmen müssen, als er es in seinem Lande wieder anbringen kann; mit andern Worten: das Land wird seine Arbeiten und Produkte dem Fremden wohlfeiler liefern, und so mittelbar dem Fremden den Schlagschatz vergüten müssen; wird nun das fremde Geld umgeprägt, so muß der Particulier doppelten Schlagschatz bezahlen, einmal mittelbar dem Fremden, und dann noch unmittelbar seinem Landesherrn. Läßt man es unumgeprägt circuliren, so ist es um so mehr, weil es reichhaltiger, wie andere Münzen ist, dem Kippen und Wippen ausgesetzt, wenn nicht das unbillige Gesetz durch ein billiges conventionelles Agio auf diese fremde Münze eludirt wird. Kann aber das Land seine Arbeit und Produkte nicht wohlfeiler liefern, und der Fremde nicht mehr, wie bisher, dafür bezahlen, so wird das bisherige Verkehr, wodurch fremdes Geld hereinkam, aufhören müssen.

II. Die zweyte Abhandlung ist von dem Verfasser der erstern. Er führt die Angaben in der ersten Abhandlung durch ausführlichere Berechnungen weiter aus, besonders in Ansehung der Franz. Münzeinrichtungen der Remedes de poids und de loi und über den Gehalt der Französ. G. und S. Münzen.

Wenn die Gesetze nicht übertreten werden, müßte die Proportion zwischen $15\frac{48}{100}$ und $15\frac{43}{100}$ variiren; daher die Angabe in der ersten Abhandlung, daß die Proportion $15\frac{34}{100}$ seyn würde, wohl nur ein Schreib- oder Druckfehler.

Gesetzwidrig erklärt er jede Ausmünzung, wenn mehr als $30\frac{71}{100}$ Stück neue Schildlouisd'or, und mehr, als $7\frac{82}{100}$ Stück Laubthlr. auf eine Cöln. rohe Mark gehen, und die erstern unter 21 Kar. $8\frac{1}{4}$ Gr. die letztern aber unter 14 L. 9 Gr. im Feingehalt haben.

Nach mehrern Versuchen giengen von den Schildlouisd'ors nicht mehr, als $30\frac{2}{3}$ auf die rohe Cöln. Mrk. und von den Laubth. nicht mehr, als 8. Jene hielten reichlich 21 Kar.

8 Gr.

8 Gr. sein, und die Laubthlr. ältere und neuere durch einander, wären besser im Feingehalt, als die Gesetze verlangten.

III. Auch diese Abhandlung ist dahin gerichtet, den guten Gehalt der Laubthaler nach verschiednen gemachten Proben zu vertheidigen, und die Gefahr einer zu starken Herabsetzung dieses Geldes abzuwenden.

Aber schon in der neuen Bayerschen zweyten Provisionalverordnung vom 31sten Decbr. 1786 ist man von denen in diesen drey Abhandlungen enthaltenen Vorschlägen zum Theil abgewichen.

Kg.

Akademisches Lehrbuch für studirende Jünglinge aus allen Fakultäten, von Joh. Christoph König, der W. W. Mag. Nürnberg, bey Grattenauer. 8. 1 Alph. 17 Bog.

Bereits vor 5 Jahren hat der Verf eine Schrift unter dem Titel: Ueber das akademische Studium und akademische Leben — ein Lehrbuch für Jünglinge, welche auf Universitäten gehen wollen — erster Theil herausgegeben. Anstatt einen zweyten Theil hinzuzufügen, hat er, weil eine neue Auflage des ersten Theils nöthig war, denselbigen so umgeändert, daß er unter einem neuen Titel zu einem vollständigen Buche wurde. Die Veränderungen sind beträchtlich, und bestehen mehr aus Zusätzen und ganzen Abhandlungen, als aus Verbesserung der manchmal zu declamatorischen Schreibart und Milderung einiger oft allzustrenger Machtsprüche. Zu dem ersten Theile (denn die Schrift hat jetzt zwey Theile bekommen, deren erster von dem handelt, was ein Jüngling, ehe er noch auf eine Akademie sich begiebt, zu bedenken habe, und der zweyte vom akademischen Leben selbst handelt,) ist der erste Abschnitt ganz neu. Hr. K. raisonnirt darinne über die Beweggründe (Bewegungsgründe) zum Studieren, und sagt darüber viele gegründete Wahrheiten; allein mancher ist auch übertrieben. Wer wird z. B. geradezu solche Behauptungen hinschreiben, wie die folgende ist? S. 23. „Die Anzahl derjenigen wahren Gelehrten, welche in unsern Tagen bloß durch ihre Gelehrsamkeit zum Besitz eines vorzüglichen bürgerlichen Glückes gelangen,

ist gewiß mit der Anzahl der durch große Lotteriegewinnste und ganz unverhoffte Erbschaften glücklich gewordene Menschen in dem vollkommensten Verhältniß." — Dem Himmel sey es gedankt, daß es nicht so ist! Welch' eine große Anzahl gelehrter deutscher Männer, die durch ihre litterarischen Verdienste auch in ihren gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnissen glücklich worden sind, könnte wider diesen Machtspruch zeigen! Oder verbindet Hr. K. vielleicht mit den Worten ein vorzügliches bürgerliches Glück einen ungewöhnlichen Begriff? Kann denn der Gelehrte kein bürgerliches Glück genießen, wenn er nicht auch schimmernde Titel, Ordenssterne, Equipagen und dergleichen Scheingüter besitzt? Und gesetzt, der Verf. hätte recht; ist es doch nicht rathsam, dem am Eintritt der Laufbahn stehenden Jüngling dergleichen niederschlagende Vorstellungen zu machen, und ihm, statt des Lorbeerkranzes am Ziel, den er zu erreichen trachtet, und der seinem Geiste Flügel, und seinem Muthe Kraft giebt, einen Strohwisch zu zeigen. Doch der Verf. scheint überhaupt aus einem Temperamentsfehler, oder aus Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, oder auch aus einer durch gescheiterte idealische Entwürfe entstandenen Unzufriedenheit, die Welt gerne in einem am wenigsten vortheilhaften Lichte zu betrachten. Man lese nur S. 25 folgende Stelle: „Wenn ein Gelehrter nicht durch vorzügliche Vermögensumstände vor Armuth und Dürftigkeit gesichert ist — oder wenn er sich nicht der Despotie eines reichen Weibes ergeben, und der Geringschätzung ihrer Anverwandten aussetzen kann, oder mag — oder wenn er nicht den Weg der Charlatanerie, der Betteley, der Schmeicheley, der Empfehlungen, (sich großen Männern empfehlen oder empfehlen zu lassen, ist doch wohl keine Sünde? Mit welchem edlen Eifer empfehlen nicht Cicero und Plinius ihre würdigen Freunde den andern Großen des Staats?) der Kabalen u. s. w. gehen kann oder mag — mit einem Wort, wenn er einzig und allein durch seine Gelehrsamkeit und Tugend zu Brod und Ehren gelangen will, so kann er, bey dem Gepräge unserer Zeiten, im Kampfe mit der drückendsten Armuth grau werden, und die Hälfte, auch wohl zwey Drittheile des gewöhnlichen Menschenalters durchlebt haben, ohne in der bürgerlichen Gesellschaft ein bedeutenderes Punkt zu seyn, als er am Schlusse seines akademischen Lebens war." — Dieß ist die Erfahrung des Recensenten in seinem Vaterlande nicht. — Im zweyten Theile ist der funfzehnte Abschnitt:

über

über die Zeit des akademischen Aufenthaltes (verständlicher: wie lange sich ein Jüngling auf Akademien aufhalten soll.) der sechszehnte: über das, was der Student zu der Zeit, da er eine Akademie bezieht, zu beobachten habe, und der achtzehnte: über die Wirthschaft des Studenten, hinzugekommen. Leider, sind die Klagen des Verf. über immer schnelleres Wegeilen von Akademieen gegründet! Und wenn es, wie in der allgemeinen Literaturzeitung gar lieblich zu lesen war, nach dem Wunsch der saubern deutschen Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre, wenigstens nach dem Wunsche der nürnbergischen Glieder gehen sollte: so schickte man einen jungen Theologen entweder gar nicht mehr, oder nur so zum Schein auf ein Jährchen auf Universitäten, damit er ja nicht mit dem Gifte der gesunden Vernunft, mit der Pest einer ächten Auslegungskunst und mit dem satanischen Geiste der alten Sprachen und Geschichte angesteckt würde, und sich also desto gutwilliger als ein Opfer der Schwärmerey und des protestantischen Jesuiticismus an die apokalyptische Schlachtbank hinführen ließe. — Die Rathschläge, welche Hr. K. dem die Akademie beziehenden Jüngling in Rücksicht der auf ihn lauernden Verführer giebt, sind zum Theil brauchbar, aber zum Theil auch übertrieben; Man muß junge Leute nicht gar zu argwöhnisch machen. Vorsicht kann man ihnen nicht genug empfehlen; aber ihrer Einbildungskraft rings umher nichts als ein scheußliches Gespensterheer vorzumalen, ist eben so unnöthig, als schädlich. Rec. konnte sich beynahe nicht des Lachens enthalten, als er den Rath las, „daß ein junger Mensch sich mit seiner Reisegesellschaft ja, so viel als möglich, in kein Gespräch einlassen — daß er, wenn er seiner Angelegenheiten wegen gefragt wird, ja nur solche unbestimmte und allgemeine Antworten, welche eigentlich gar keine Antworten sind, geben soll, und wenn er deswegen auch wohl gar für einen etwas blödsinnigen Jüngling sollte gehalten werden.“ — „Auf die Fragen der Dienstwilligen in Post- und Wirthshäusern, führt er S. 336 weiter fort, antworte gerade zu: Du seyst schon an jemand addressirt worden, der dir alle diese Dienstleistungen, die sie dir anbieten, und wofür du die dankbarsten Empfindungen hegtest, erweisen werden. Gehen sie in ihren Zudringlichkeiten so weit, daß sie auch den Namen des Jemands wissen wollen: so versichere sie blos, es wäre ein guter Freund deines Vaters oder Lehrers oder Onkels oder Vormunds. — — Sind sie sogar dreiste, daß sie

auch nach dem Namen dieses guten Freundes fragen: so antworte mit freymüthigem Anstande: du könntest nicht wissen, ob jener Freund es gut heißen würde, wenn du seine Gefälligkeiten rühmtest, ehe sie dir noch erwiesen worden seyen." Gewiß, der Verf. ist entweder niemals gereist, oder er hat das Unglück gehabt, unter lauter Schurken zu gerathen, oder er ist von aller Welt- und Menschenkenntniß entblößt, oder er ist ein Hypochondrist, der nur durch schwarzen Flor sieht. — In den ökonomischen Vorschriften für einen jungen Akademisten ist Hr. K. sehr genau, und fällt beynahe ins Kleine, z. B. S. 304 „Zucker, Caffee und Thee kaufe immer in einer mäßigen Quantität. Z. E. vom Zucker 3—4 Pf., vom Caffee 2—3 Pfund, und vom Thee 3—4 Loth — du erhältst sodann diese Waare in besserer Qualität (und vielleicht auch etwas wohlfeiler,) als wenn du sie immer nur in ganz kleinen Portionen kaufst. Nur mußt du hiebey noch diese Vorsichtsregel beobachten. — Die gekauften Quanta darfst du nicht der Aufwärterin zur Administration überlassen, sondern du mußt solche unter deiner eigenen Verwahrung behalten, und immer nur gerade so viel davon hergeben, als zur jedesmaligen Consumtion nöthig ist." — Wenn nun aber das Aufwärtervolk durchaus sogar räuberisch ist, so wäre auch noch folgende Vorsichtsregel nöthig gewesen: mahle den Caffee fein selber, und koche ihn mit eigenen Händen. Solche Regeln lauten besser aus dem Munde einer Mama, als aus dem Munde eines gelehrten Mannes. — In den Oekonomienachrichten von der Universität Altdorf ist dem Rec. der wohlfeile Preis der Privatissima aufgefallen; für 2—9 Stunden werden monatlich nur 2—3 Gulden bezahlt. Für eine Stunde ungefähr drey gute Groschen! Etliche Zeilen vorher kann man auch lesen, daß zu Altdorf ein Paar Schuhe 1 Fl. 30 Kr. bis 2 Fl. — wie in ganz Deutschland — kostet. — Außer diesen Zusätzen sind hie und da noch mehr Veränderungen getroffen worden. Der Brief über das juristische Studium ist jetzt in ein Gespräch eingekleidet. In dem darauf folgenden Gespräch über das Studium und den Beruf des Philosophen sucht Empiros dem jungen Musophilus Abscheu gegen den Schulstand einzuflößen. Gott sey es gedankt, daß es noch würdige Männer giebt, welche nicht so stolz denken, wie Empiros, sondern glauben, daß es auch einem würdigen Schullehrer nicht immer und überall an Brod und Achtung fehle, und daß auch ein Schullehrer sich große Verdienste um den

Staat

Staat und um die Gelehrsamkeit erwerben könne. Wo hat der Verf. hingedacht, als er seinem eitlen Empiros sagen ließ: „Fürs dritte verlieren sie in der Schule die Tüchtigkeit zum Professor. Denn hieher paßt das docendo discimus nur in so fern, als ein Lernen für die Schule dadurch verstanden wird. Für die Erweiterung Ihrer Gelehrsamkeit lernen Sie docendo nichts." — Also hat der sel. Ernesti, also haben die göttingischen akademischen Lehrer, Johann Peter Miller und Gatterer, also hat Wolf zu Halle auf der Schule ihre Tüchtigkeit zum Professor verloren? Also weiß Empiros — vermuthlich aus der Erfahrung — so gewiß, daß man für die Erweiterung der Gelehrsamkeit docendo nichts lerne? Also soll allen Schullehrern, die auf Erweiterung ihrer Kenntnisse ausgehen wollen, der Schlagbaum vor der Nase auf ewig zugezogen seyn? Aechte Empirie und unbefangenes Nachdenken lehren etwas ganz anders. Doch es war ja nur darum zu thun, den Schullehrerstand herabzusetzen! Es war nicht Tadelsucht, wenn Rec. einige Fehler dieses Buchs — besonders Machtsprüche und einseitige Vorstellungen gerügt hat; er wollte den Verfasser, der vermuthlich in Zukunft noch mehr Bücher schreiben wird, und viele gute Anlagen verräth, auf die Vermeidung derselbigen aufmerksam machen. Aber wie selten finden Kunstrichter, die nicht heucheln, ein gnädiges Gehör!

Wh.

Schwäbische Chronik auf das Jahr 1786. Eine Zeitschrift. Schwaben, Frankfurt und Leipzig, in Commission bey den Schwäbischen Buchhandlungen. 4. 206 Seiten.

Ein gutes Unternehmen, worauf der Verf. vielleicht durch die Gothaische deutsche Zeitung gebracht worden ist. In jeder Woche kömmt ein halber Bogen heraus, und zur bequemern Versendung werden immer etliche Stücke zusammengeheftet, so daß jeder Monat ein kleines Convolut ausmacht. Man findet hier blos schwäbische Nachrichten, manchmal auch solche, die zwar auswärtige, aber doch in Schwaben gebohrne Personen betreffen, z. B. einige Anekdoten von Madame Hastings, die eine gebohrne Stuttgarderin ist, u. s. w. Der Verf.

auch nach dem Namen dieses guten Freundes fragen: so antworte mit freymüthigem Anstande: du könntest nicht wissen, ob jener Freund es gut heißen würde, wenn du seine Gefälligkeiten rühmtest, ehe sie dir noch erwiesen worden seyen." Gewiß, der Verf. ist entweder niemals gereist, oder er hat das Unglück gehabt, unter lauter Schurken zu gerathen, oder er ist von aller Welt- und Menschenkenntniß entblößt, oder er ist ein Hypochondrist, der nur durch schwarzen Flor sieht. — In den ökonomischen Vorschriften für einen jungen Akademisten ist Hr. K. sehr genau, und fällt beynahe ins Kleine, z. B. S. 304 „Zucker, Caffee und Thee kaufe immer in einer mäßigen Quantität. Z. E. vom Zucker 3—4 Pf., vom Caffee 2—3 Pfund, und vom Thee 3—4 Loth — du erhältst sodann diese Waare in besserer Qualität (und vielleicht auch etwas wohlfeiler,) als wenn du sie immer nur in ganz kleinen Portionen kaufst. Nur mußt du hiebey noch diese Vorsichtsregel beobachten. — Die gekauften Quanta darfst du nicht der Aufwärterin zur Administration überlassen, sondern du mußt solche unter deiner eigenen Verwahrung behalten, und immer nur gerade so viel davon hergeben, als zur jedesmaligen Consumtion nöthig ist." — Wenn nun aber das Aufwärtervolk durchaus sogar räuberisch ist, so wäre auch noch folgende Vorsichtsregel nöthig gewesen: mahle den Caffee fein selber, und koche ihn mit eigenen Händen. Solche Regeln lauten besser aus dem Munde einer Mama, als aus dem Munde eines gelehrten Mannes. — In den Oekonomienachrichten von der Universität Altdorf ist dem Rec. der wohlfeile Preis der Privatissima aufgefallen; für 8—9 Stunden werden monatlich nur 2—3 Gulden bezahlt. Für eine Stunde ungefähr drey gute Groschen! Etliche Zeilen vorher kann man auch lesen, daß zu Altdorf ein Paar Schuhe 1 Fl. 30 Cr. bis 2 Fl. — wie in ganz Deutschland — kostet. — Außer diesen Zusätzen sind hie und da noch mehr Veränderungen getroffen worden. Der Brief über das juristische Studium ist jetzt in ein Gespräch eingekleidet. In dem darauf folgenden Gespräch über das Studium und den Beruf des Philosophen sucht Empiros dem jungen Musophilus Abscheu gegen den Schulstand einzuflößen. Gott sey es gedankt, daß es noch würdige Männer giebt, welche nicht so stolz denken, wie Empiros, sondern glauben, daß es auch einem würdigen Schullehrer nicht immer und überall an Brod und Achtung fehle, und daß auch ein Schullehrer sich große Verdienste um den

Staat

Staat und um die Gelehrsamkeit erwerben könne. Wo hat der Verf. hingedacht, als er seinem eitlen Empiros sagen ließ: „Fürs dritte verlieren sie in der Schule die Tüchtigkeit zum Professor. Denn hieher paßt das docendo discimus nur in so fern, als ein Lernen für die Schule dadurch verstanden wird. Für die Erweiterung Ihrer Gelehrsamkeit lernen Sie docendo nichts.“ — Also hat der seel. Ernesti, also haben die göttingischen akademischen Lehrer, Johann Peter Miller und Gatterer, also hat Wolf zu Halle auf der Schule ihre Tüchtigkeit zum Professor verloren? Also weiß Empiros — vermuthlich aus der Erfahrung — so gewiß, daß man für die Erweiterung der Gelehrsamkeit docendo nichts lerne? Also soll allen Schullehrern, die auf Erweiterung ihrer Kenntnisse ausgehen wollen, der Schlagbaum vor der Nase auf ewig zugezogen seyn? Aechte Empirie und unbefangenes Nachdenken lehren etwas ganz anders. Doch es war ja nur darum zu thun, den Schullehrerstand herabzusetzen! Es war nicht Tadelsucht, wenn Rec. einige Fehler dieses Buchs — besonders Machtsprüche und einseitige Vorstellungen gerügt hat; er wollte den Verfasser, der vermuthlich in Zukunft noch mehr Bücher schreiben wird, und viele gute Anlagen verräth, auf die Vermeidung derselbigen aufmerksam machen. Aber wie selten finden Kunstrichter, die nicht heucheln, ein gnädiges Gehör!

Wh.

Schwäbische Chronik auf das Jahr 1786. Eine Zeitschrift. Schwaben, Frankfurt und Leipzig, in Commission bey den Schwäbischen Buchhandlungen. 4. 206 Seiten.

Ein gutes Unternehmen, worauf der Verf. vielleicht durch die Gothaische deutsche Zeitung gebracht worden ist. In jeder Woche kömmt ein halber Bogen heraus, und zur bequemern Versendung werden immer etliche Stücke zusammengeheftet, so daß jeder Monat ein kleines Convolut ausmacht. Man findet hier blos schwäbische Nachrichten, manchmal auch solche, die zwar auswärtige, aber doch in Schwaben gebohrne Personen betreffen, z. B. einige Anekdoten von Madame Hastings, die eine gebohrne Stuttgarderin ist, u. s. w. Der Verf.

Verf. giebt sich viele Mühe, aus allen Gegenden von Schwaben, interessante Nachrichten zu sammeln, insbesondre auch, das Verhältniß der Maaße und Gewichte, die in Schwaben so sehr verschieden sind, zu bestimmen. Die Nachrichten sind zwar im Zeitungstone erzählt; aber die Auswahl und Darstellung derselben zeigt, daß der Verfasser nicht blos eine Zeitung, sondern brauchbare und durchaus glaubwürdige Materialien zu einer schwäbischen Geschichte schreiben wolle. Die letzten Stücke enthalten ein dreyfaches, sehr vollständiges Register. Wir wollen wenigstens einige Merkwürdigkeiten auszeichnen:

„Toleranzgesellschaft in Heilbron.

„S. 3. In Heilbron befindet sich eine Verbindung, „die sich den Namen der Toleranzgesellschaft beylegt; aber „nichts anders zur Absicht haben kann, als sich auf Kosten der eintretenden leichtgläubigen Mitglieder zu erhalten oder gar zu bereichern. Der Anordner der Gesellschaft will Waiz von Mengen genannt seyn. Die „Devise der Gesellschaft ist das Wort Copia. Man „zeigt jedem eintretenden Mitgliede, das einigen Zweifel in die zu hoffenden Vortheile setzt, in einem Zimmer viele Kisten, die mit Geld angefüllt seyn sollen. Gleichwohl muß jeder Eintretende 3 Fl. 18 Cr. „bezahlen. Aber nicht um sich einzukaufen, denn die „Aufnahme geschieht unentgeltlich, sondern als Bezahlung für ein kleines Buch und einen großen Kupferstich. In dem Buche ist vieles von Duldung gesagt, „man liest darinn die Geschichte Luthers, Kalvins rc. „Auf dem Kupferstiche sieht man unter andern den Tau„lerus, der einen Baum pflanzt und begießt; Karl V. „dem die Augsburgische Confession übergeben wird; den „Kaiser Joseph, vor welchem einige Judenknaben knieen „rc. Die anordnende Gesellschaft hat ihren Sitz im „Gasthofe zur Krone.“

„S. 14. Die Gesellschaft verbreitet sich sehr weit. „Einige Personen sind bereits den 11 Febr. gefangen ge„nommen worden, ohne daß man aber sehr vieles erfah„ren hat. Schon im vorigen Jahre hat der Magistrat „der Sache nachgespürt. Weil man aber nie auf etwas „Gewisses kam, und der Hr. von Waiz, so wie auch „andre Hauptpersonen, sich meistens im Nassauischen „und in den Rheinlanden aufhalten, wor man bisher

„in

„zu schonend und vorsichtig, um einen Schritt zu ma-
„chen. Inzwischen erfährt man täglich mehr davon,
„wie sehr viele Menschen auch in Schwaben, z. B. im
„Würtembergischen, durch die Kniffe jener Beutelschnei-
„der, arme Träumer und Landstreicher geworden sind."

„Im ersten Register wird gesagt, daß den 24sten
„März die Arrestanten der Toleranzgesellschaft in Heil-
„bron wieder los gekommen seyen."

„Fastenverordnung des Bischofs von Kostanz. (Der
„klug seyn soll; aber erz papistisch ist.)

„S. 14. Der Bischof hat die 40tägigen Fasten dahin
„dispensirt, daß man bis auf den Palmsonntag Mit-
„tags und Abends Fleisch essen kann, den Mittwoch,
„Freytag und Sonnabend ausgenommen. An den übri-
„gen Tagen soll man sich des Abends einen mäßigen Ab-
„bruch thun, wovon aber strenge arbeitende Leute ausge-
„nommen sind. Dagegen soll man täglich vor dem in
„der Monstranz ausgesetzten hochwürdigsten Gut den
„schmerzhaften Rosenkranz beten; die östreichischen Un-
„terthanen aber sollen dafür nach dem Meßgesang 5 Va-
„ter Unser nebst dem Englischen Gruß beten."

„Ulmische Landleute wandern wieder nach Gallizien und
„Ungarn. S. 49.

„(Aus dem ½ Meile langen, mit 3 Kirchen und 3
„Predigern versehenen Ulmischen Dorfe Langenau, und
„aus andern dortigen Ortschaften, sind schon Leute nach
„Amerika und nach der Neumark, wo ein Dorf: Neu
„Ulm — angebauet worden, ausgewandert.) - S. [illegible]
„S. 53.

„Hölzerne und messingene Stubenuhren werden im
„Schwarzwalde verfertigt. Ansehnlicher Handel damit.
„S. 49 f. Ein beträchtlicher Theil der hölzernen Uh-
„ren geht über Lissabon nach dem spanischen Süda-
„merika, wo wegen der gröstentheils warmen und zu-
„gleich feuchten Atmosphäre Uhren von Metall schnell
„vom Rost angefressen werden. S. 53.

„Ulm, aus dieser Stadt sollen in das Vorderöstreichische
„Lotto so häufige und starke Einsätze geschehen, daß manche
„Familie darüber verarme. S. 60.

„Zwischen Magistrat und Bürgerschaft ist unterm 17.
„May 1786 Friede geschlossen worden. Die Bürger-
„schaft steht von ihren Klagen, denen zum Theil abge-

„holfen worden, ab, und der Magistrat zahlt die Pro„zeßkosten, geht auch noch andere für die Bürgerschaft „vortheilhafte Bedingungen ein. S. 75. Der Prozeß „kostet 50613 Fl. 10 Er. 4 Heller. S. 96.

„Schwäbische Kreyß extraordinaire Steuer von 1786 bis „1787. S. 78 f.

„Ulmer Schlächter holen Ochsen aus Ungarn. S. 97.“

„Magnetische Küren in Karlsruhe durch den russischen Le„gationsrath Hrn. von Krok von dem Marggrafen gebilliget. „S. 98.

„Ulm. Ein in der Trunkenheit verübter Mord wird da„selbst mit 15jähriger Zuchthausstrafe geahndet. (Wel„ches darum merkwürdig ist, weil daselbst in Kriminal„fällen noch nach Karls V. peinlicher Halsgerichtsord„nung verfahren wird.) S. 100.

„Vergleichungspunkte zwischen dem Magistrat und der Bür„gerschaft:

„1) Die Bezahlung der Prozeßkosten.

„2) Daß, nach Möglichkeit, Zeit und Umständen, auch „noch die zwote Extrasteuer nachgelassen werde.

„3 und 4) Daß der Magistrat a) beträchtlichen Veräusse„rungen, b) bey Veränderung des Steuerfußes, c) bey „Veränderung der Anzahl der Steuern mit der Bürger„schaft Rücksprache nehme.

„5) Daß der Magistrat, was die Oekonomie- Kameral„Justiz- und Polizeyverbesserungen betreffe, den kayserl. „Verordnungen gemäß, Bedacht nehmen werde.“

„Diese Gesuche wurden durch ein Rathsdekret vom „17ten May 1786 zugestanden, den Punkt c) ausge„nommen, weil er wider den Schwörbrief und die lan„desherrlichen Rechte des Magistrats laufe. S. 104.

„Seeligsprechung einer Nonne, und Untersuchung des„wegen in Kaufbeuren. S. 104.

„Ulm. Hurenstrafen, (nicht nur die Niederkunft einer „ledigen Weibsperson, sondern auch erste zu frühe Ent„bindung einer Ehefrau,) bestanden sonst in schimpfli„cher Gefangenschaft und öffentlichem Bußstande; sind „aber jetzt sämmtlich in eine Geldstrafe zu Gunsten des „neuen Zucht- und Arbeitshauses verwandelt worden; „zu dessen Vortheil sind auch Karten- und Kalenderstem„pel eingeführt worden. S. 108.

„Merk-

„Merkwürdige Edelmuth eines Landmanns, der eine Taschenuhr gefunden. S. 109.

„Controverspredigten in Augsburg. Bischöfliche Verordnung darüber. S. 125.

„Gewitterableiter im Würtembergischen. S. 139. S. 141 f.

„Ulm, Schneckenhandel, Bienenzucht und Aussaat in der dasigen Landschaft. S. 147.

„Churbayern erhebt einen Prozeß wider diese Reichsstadt, wegen der von ihr ehemals erkauften Grafschaft Helfenstein. S. 153.

„Lesebücher für Judenkinder in den Vorderösterreichischen Landen. S. 156.

„Freymäuer. Drey sich dafür ausgebende Betrüger in Schwaben. S. 161.

„Ulm. Schafft den Straßenbettel ab, und verbessert die Armenanstalten. S. 156. 163 f.

„Baden, Marggrafschaft; Bevölkerungszustand in derselbigen. S. 167.

„Madame Hastings aus Stuttgardt gebürtig. Einige Züge aus ihrem Charakter. S. 179 f.

„Ulm; verjährige Erndte in dasiger Landschaft. S. 177. 181.

„Pringsauf, Preußis. Husarenrittmeister von Köszegi, ein Predigerssohn aus Schwaben. S. 187."

Dp.

Das graue Ungeheuer, von Wekhrlin. Sechster Band. 1786. oder N. 16—18. 1 Alph. 1 B. in 8. — Beylage zum grauen Ungeheuer von W. Geschichte und Apologie des Freyherrn von Meggenhoffen, ein Beytrag zur Illuminatengeschichte. 1786. 103 S. — Siebenter Band. 1786. oder N. 19—21. 1 Alph. 1 B. — Achter Band. N. 22—24. 22½ B.

Nachdem wir vor Kurzem (A. D. B. 66 B. S. 286. fg.) das wirklich Monströse im Plan, Inhalt und Ton dieser periodischen Schrift etwas ausführlicher entwickelt haben: so halten wir es nicht für nöthig, bey jedem neuen Bande wie eben

eben so vielen Beyspielen zu zeigen, daß Hr. W. sich immer gleich bleibe, ja gleich bleiben müsse, wenn er noch ferner die Menge unterhalten wollte. Doch können wir es auch nicht bey diesem allgemeinen Ausspruche bewenden lassen, damit wir nicht im geringsten das Ansehen haben, wider den Verf. eingenommen zu seyn. Wir müssen also schon einige Worte über das Eigenthümliche dieser Bände sagen.

An erheblichen und lehrreichen Aufsätzen fehlt es denselben gar nicht. Der Beytrag zur Geschichte der Französischen Criminaljustiz, in der Angelegenheit der Herren Dupary und Lalen; — die Untersuchung; ob nicht die Dänischen und Norwegischen Küsten das wahre Vaterland des Bernstein sind? — die Nachrichten von den Illuminaten in Baiern; — ingleichen von dem zu Aachen versuchten Raube der Papiere des Herz. von Braunschweig; — von D. Pichlers Buche, und der Französischen Censur; — vom Aufenthalte des Grafen und der Gräfin von Norden zu Paris; — der Kommentar zu dem Beweis, daß Zahlheim als ein Opfer der Unwissenheit seiner Richter, und durch Gewalt des Stärkern hingerichtet worden sey; — die Beurtheilung der vermeynten Entdeckung, die man zu Paris über den Mann mit der eisernen Maske gemacht haben will; — der neueste Hexenprozeß in Baiern; — u. dgl. m. selbst der Polizeyspiegel zu Paris, oder die Anekdoten über die Spione der Franz. Polizey in England, können darunter gerechnet werden. Nur Schade, daß man nicht immer weiß, wie viel man Hr. W. glauben und nachsagen soll, weil seine Verschönerungs- und Belustigungssucht ihn selten verläßt. Er hätte nicht nöthig gehabt, im Register zu bemerken, daß der Versuch des Aachner Papierraubs in der Manier des Ungeheuers behandelt sey; denn wer wird dieselbe verkennen? Aber er mag sich auf seine Manier viel zu Gute thun; und er könnte doch keine schicklichere wählen, wenn er seinen Nachrichten den Charakter der Unzuverlässigkeit eindrücken will.

Noch höher ist diese Manier auch hier in allerley witzig divertissantem Geschwätze getrieben worden, das der Ueberlegung des Verf. schlechte Ehre macht. Von dieser Art ist die kindische Declamation, B. VI. S. 200 fg. gegen die Berlinische Monatsschrift. Man sieht aus derselben recht deutlich, daß der Verf. über Dinge, die er gar nicht, oder nur halb versteht, à la Linguet wegvoltigirt. Um z. B. es als widersinnig

sinnig darzustellen, daß die katholische Proselytenmacherey unter der Hand stark fortgehe, fragt er in seinem Französischen Deutschen: „Von der Spitze des Rheins, bis an die Ufer der „Donau, wo immer wäre der deutsche Fürst, der seinen Arm „dazu leihen sollte, die Herrschaft des Papstes zurückzu„bringen, der aus der Freyheit wieder in die Fesseln gehen „wollte?“ Als wenn in irgend einem der katholischen Länder zwischen dem Rhein und der Donau die Herrschaft des Papstes jemals aufgehoben worden wäre! als wenn die dort angefangene Reformation nicht eben deswegen so langsam von Statten gienge, weil man sich von jener Herrschaft nicht loszumachen weiß! weil man von päpstlichen Creaturen misgeleitet wird, ohne es zu merken! — Man vergleiche hiemit B. VII. S. 174. die alberne Parodie auf Luc. XI. 2—17. unter der Aufschrift: Evangelium am Religionsvereinigungstage. Wie glücklich erhält sich hier nicht Hr. W. in der Würde eines Lustigmachers, wenn er z. B. so feine Accommodationen macht, wie die folgende: „Wahrlich, wir sagen euch, „unter allen, die von Weibern gebohren sind, ist nicht kom„men, der größer ist, als Voltaire. Der aber der Kleinste „ist unter uns, ist größer denn Er. Aber vom Tage Vol„taire, des Aufklärers, leidet das Himmelreich Gewalt, und „die Gewalt haben, reißen es zu sich.“ — Daß die Einbildung des V. von sich selbst dennoch sehr weit gehe, lehrt unter andern der Versuch, den er B. VIII. S. 216. fg. über Sitten, Religion, u. s. w. des modernen Germaniens, im Geist und in der Sprache des Tacitus angestellt hat, und worinne er (lächerlich genug! denn überall steckt der moderne Nachahmer der Franzosen den Kopf heraus,) nicht unglücklich gewesen zu seyn glaubt.

Wir übergehen viele Stellen, bey welchen Erinnerungen nöthig wären, um nur noch dem löblichen Suum cuique gemäß, eine seynsollende Anekdote B. VII. S. 59. zu berichtigen. Hr. W. rückt daselbst folgende Grabschrift auf Is. Newton ein: Quem divum tempus, coelum, natura fatentur, humanum monstrat transitus ad tumulum, und setzt hinzu: „Dieses Epitaph, welches jenes, so auf des Philosophen Grabstein in der Westmünsterabtey steht, sehr übertrifft, ist von der Erfindung des Marquis Molac, Französ. Generallieutenants, eines ungemein gelehrten, und wie man sieht, schöndenkenden Officiers.“ Nichts weniger; es ist von

der

der Erfindung des Dichters Pope, und lautet im Original also: *Isaacus Newtonus*, quem immortalem restantur tempus, natura, coelum, mortalem hoc marmor fatetur. Es kann seyn, daß es Molac in jenes Distichon gebracht hat; aber wer wird nicht die Prose vorziehen? Will es uns Hr. W. auf unser Wort nicht glauben: so schlage er einen Franzosen, den P. Niceron, nach, der es gleich nach Newtons Tode erzählt hat.

Das graue Ungeheuer. Neunter Band. 1786. N. 25—27. 1 Alph. 1 B. 8.

So vielen Stoff auch dieser Band, den wir eben erhalten, geben könnte, um es von neuem zu zeigen, was vor ein unverbesserlich seltsames Original der V. sey; so werden es doch wohl verständige Leser unnöthig finden, einen solchen Beweis für sie zu führen. Unter die possenhaften Witzeleyen dieses Bandes gehört S. 320 fg. die feine Deduction, daß ein Fürst, der katholisch wird, dadurch Geschmack zeige, weil jeder andere Kult als der katholische, kühl, abgeschmackt und leer ist. Die armen Apostel und ersten Christen! Sie hatten keinen Geschmack. Und diejenigen, welche itzt den katholischen Gottesdienst nach dem Muster derselben simplificiren wollen! — Ach, sie sind es vorzüglich, die von Hr. W. Geschmack lernen sollen!

Ub.

Geschichte der menschlichen Narrheit, oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager, und andrer philosophischen Unholden. Zweyter Theil. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1786. 440 Seiten in 8.

Wir haben bey der Anzeige des ersten Theils dieser Sammlung schon unser Urtheil darüber gefällt, und finden keine Ursache, solches bey diesem neuen Theile zurückzunehmen; indem

denn uns der Ton der Erzählung noch besser, als bey dem ersten, gefallen hat. Er enthält folgende Lebensbeschreibungen: Johann Beaumont, ein Geistlicher, welcher im Anfange des itzigen Jahrhunderts ein Buch von Geistern, Erscheinungen und Hexereyen herausgab, das auch ins Deutsche übersetzt wurde; von dessen Leben aber weiter nichts bekannt ist. Sebastian Frank, ein Schwärmer, ist durch seine Chroniken bekannter. Er war zu Donau Wörth gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts gebohren, und starb gegen die Mitte des 16ten. Herrn Küttner's Urtheil über ihn, nachdem man ihn für einen großen Philosophen halten müßte, wird sattsam widerlegt. Nicolaus Drabicius, ein prophetischer Schwärmer, zu Straßnitz in Mähren 1597 gebohren, und 1671 zu Presburg enthauptet und verbrannt. Der V. schließt die Erzählung von ihm auf folgende Weise: „Es ist „mir unbegreiflich, wie dieser Elende noch in so vielen Schrif„ten, und besonders Kirchengeschichten, ein frommer evange„lischer Prediger heißen kann, der aus Religionshaß auf die „grausamste Weise sey hingerichtet worden. Wenn ein Co„menius und Arnold so etwas sagen, so läßt es sich den„ken; aber wenn vernünftige Männer, die keine Schwärmer „seyn wollen, es nachbeten: so verdiente es öffentliche Ahn„dung, weil es eben so viel ist, als Aufruhr und Verrath zu „einem verdienstlichen Werke der evangelischen Religion ma„chen.“ Casimir Liszynski, ein Gottesleugner, welcher 1689 zu Warschau enthauptet und verbrannt wurde. Man sieht zwar aus dem Anfange der Erzählung wohl, daß der Verf. das Verfahren gegen ihn nicht billigt; aber wir wünschten doch, daß er dieß etwas besser aus einander gesetzt hätte. Es gehört allerdings hieher. George Fox, Stifter der Quaker, geb. zu Dreton in der Grafschaft Leicester 1624, und gestorben 1691. Nikolaus Franco, ein Witzling, zu Ende des 15ten, oder im Anfange des 16ten Jahrhunderts zu Benevento gebohren, und 1570 zu Rom gehangen. Es ist nicht abzusehen, wie dieser Mann in den Plan des Verf. gehört, und eben so wenig können wir das Urtheil über seine Hinrichtung billigen. Es ist ein sauberes Mitleiden, Jemanden hängen zu lassen, damit er nicht verbrannt werde, wenn er das eine so wenig, als das andere, verdient hat, und am Ende soll das doch noch eine Wohlthat für ihn gewesen seyn! Cornelius van Drebbel, ein Charlatan, zu Alkmaer 1572 gebohren, und gestorben zu London, in einem Alter von 62 Jahren.

ren. Stephanus Doletus, ein Querkopf, wie ihn der Verf. nennt, das ist ein solcher, welcher in wichtigen Fällen gerade das Gegentheil von dem thut, was andere vernünftige Leute gethan haben würden. Er ward 1509 zu Orleans gebohren, und 1546 zu Paris gehangen und verbrannt. Auch er gehörte nicht in den Plan dieses Buchs. Jacob Gaffarel, ein Kabbalist und Zeichendeuter, gebohren zu Mannes in Provence um 1601, und gestorben zu Sigonce 1681. Christian Frank, ein Wetterhahn, wie ihn der Verf. bezeichnet, weil er aus Neuerungssucht und Ehrgeiz von einer Religionsparten zur andern übergieng. Er war zu Gardelegen in der alten Mark, ungefähr um 1554 gebohren. Nach 1595 hört man nichts von ihm. Vermuthlich hatte sich der Jesuiterorden, dessen Mitglied er gewesen war, seiner bemächtigt. Jacob Böhm, ein Theosoph, 1575 zu Alt-Seidenberg in der Oberlausitz gebohren, und 1624 zu Görlitz gestorben. Lucas Gauricus, ein Sterndeuter, 1476 zu Gifony im Neapolitanischen gebohren, und 1558 zu Rom gestorben. Claude Bernard, ein Heiliger, zu Dijon 1588 gebohren, und 1641 zu Paris gestorben. Es ist sehr gut, daß der V. einige solche Narren in seiner Gallerie aufstellt. Für protestantische Leser würde er indessen wohl thun, wenn er zugleich von den Wundergeschichten derer, welche die Römische Kirche unter ihre Heiligen aufgenommen hat, (denn dieser hat die Ehre nicht erhalten,) einige erzählen wollte. D. Wilh. Dodd, ein Weichling. Zwar ist das Leben dieses Unglücklichen schon bekannt genug, und wir haben keine neuen Umstände desselben hier erfahren; aber es ist übrigens ganz gut erzählt, wenn es nur überhaupt hieher gehörte. Auf diese Weise kann der Verf. die Lebensbeschreibungen aller Missethäter mit gleichem Rechte in seine Sammlung aufnehmen. Dann müßte er aber den Titel ändern. Den Schluß dieses Theils macht Johann Heinrich Maubert, ein Verworfener. Er soll zu Rouen 1721 gebohren, und zu Altona 1767 gestorben seyn. Von einem solchen Elenden möchte sich wohl schwerlich eine ganz zuverlässige Erzählung geben lassen, wenn man sie nicht von ihm selbst hätte. Dieß ist hier nicht der Fall, und es kommen daher verschiedene Umstände vor, welche unwahrscheinlich zu seyn scheinen. Auch dieser Sünder gehört nicht vor das Gericht des Verfassers.

D. Läschen

Antipandora, oder angenehme und nützliche Unterhaltungen: ein Lesebuch zur Tilgung des Aberglaubens und Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse aus allen Theilen der Wissenschaften, herausgegeben von J. A. Donndorff. Zweeter Band. Erfurt, bey Keyser. 1786. 8vo. Mit Register 616 Seiten.

Der zweete Theil dieses, wirklich nützlichen, und unterhaltenden Werkchens, enthält, wie der erste, mancherley überaus gemeinnützige Sachen, deren richtige Kenntniß zur Tilgung des Aberglaubens nicht wenig beyträgt. Den etwas seltsam klingenden Titel: Antipandora, hat der Verf. beybehalten, und in der Vorrede seine Gründe angeführt. Die Welt will jetzt öfters durch Titel angelockt seyn, noch etwas Vernünftiges zu lesen, und wenn alle Bücher dem Inhalt nach, ihrem Titel, so wie dieses entsprechen; so mag er immer stehen. Hat man doch jetzt Pandoren, oder Luxus- und Modenkalender, darin das Uebel unserer Zeiten aus der Büchse herausgelassen wird. Warum nicht Antipandoren, oder Schriften, die das Uebel wieder in die Büchse zu bringen suchen, die Quellen des Aberglaubens verstopfen, und durch eine geschickte Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen, zu einer vernünftigen Lektüre reizen?

Dieser zweete Band ist nach eben dem Plane, wie der erste, eingerichtet, außer daß der Verf. demselben einige Berichtigungen beygefüget, und kein besonderes Register der Erfindungen eingeschaltet; sondern alles in dem, diesem Band angehängten, überaus brauchbaren, und mit vielem Fleiß gemachten Register, wofür alle Leser dankbar seyn müssen, zusammengefaßt hat.

In diesem Bande kommen physikalische Merkwürdigkeiten; Merkwürdigkeiten der mathematischen Erdbeschreibung — aus der Naturgeschichte, Technologie, Geographie, Historie, und einigen vermischten Unterhaltungen, vor.

Einen Auszug leidet das Werkchen nicht. Man muß es ganz lesen. Leser, welche mit Absicht lesen, belehrt zu werden, werden bey keinem Kapitel, das Buch ohne Nutzen und Vergnügen, aus der Hand legen. Recens. hat es vom Anfange bis ans Ende durchgelesen, und nicht, wie es Mode

 ist,

ist, hier und da einen Griff gethan, und darüber geurtheilt. Er muß dem Verf. das Zeugniß geben, daß er die neuesten und besten Schriften, mit vieler Prüfung gebraucht, und nicht etwa blos kompilirt und ausgeschrieben, sondern mit guter Auswahl die Sachen vorgetragen und mit eigenen Anmerkungen begleitet habe. Obgleich Rec. mit dem V. nicht in allen Stücken gleicher Meynung ist; so muß man doch bey solcher Art von Schriften, die so viel Mannichfaltiges enthalten, billig seyn, und nicht alles verlangen.

Das erste und dritte Kapitel von den Merkwürdigkeiten der Naturkunde und Naturgeschichte, hat uns vorzüglich gefallen. Die Beyspiele von der Theilbarkeit der Körper und der Subtilität der Materie sind sehr deutlich auseinander gesetzt, und werden diejenigen belehren können, die sich in die ungeheure Vermehrung mancher Thiere nicht finden können; sondern dabey wohl gar zur Hexerey ihre Zuflucht nehmen. Besonders haben uns die Erklärungen und Urtheile des Verf. bey der sonderbaren Wirkung eines Wetterstrals an Messern gefallen. Dadurch wird eine solche Begebenheit auch für andere erst recht nützlich. Wir wünschten auf gleiche Art den merkwürdigen Wetterschlag erklärt zu lesen, der, nach dem Bericht aus Brünn, in einem Kloster an die 60 verschiedene Verwüstungen angerichtet, alle metallische Oerter angegriffen; aber die, mit seidenen Vorhängen versehenen Bücher, verschont hat. In Rec. Nachbarschaft schlug das Wetter am 15ten Junius Abends gegen neun Uhr, auf einem Dorfe, durch eine Flachsbanse mitten durch, in den darunter befindlichen Pferdestall, tödtete ein Pferd, und lähmte die übrigen drey, ohne zu zünden. Vermuthlich hat der stark riechende Flachs den Stral angezogen.

Eben so nützlich und deutlich das Stück von der Natur und Erzeugung des Hagels S. 18. Möchten es doch die recht beherzigen, welche noch glauben: Hagelwetter müßten und könnten weggebetet werden! Ein sehr liebevolles Gebet, das die Hagelwolken auf des Nachbars Acker ausschütten läßt, wenn wir nur verschont bleiben! Gesunde Physik berichtiget die Religionsbegriffe. — Der Verf. ist S. 19 der Meynung, daß es auch des Nachts hageln könne, wovon Rec. bisher noch nicht völlig überzeugt gewesen ist. Doch aus gleichen Ursachen und Umständen, müssen gleiche Wirkungen und Folgen entstehen. Selten aber mag es dann

doch

doch wohl geschehen. Oefters finden sich mitten in den Hagelkörnern S. 34, Spreu und andere fremde Körper, die der Aberglaube, der die Hagelwetter noch dem Teufel zuschreibt, für Hexerey ausgiebt. Der Wind aber hat die leichten Körper in die Höhe geführt; sie haben sich mit Regentropfen vermischt, und sind mit eingefroren. Wie wollte es sonst Frösche regnen können?

S. 35. Warum ein kleinerer Körper, der ziemlich hoch herunter fällt, einen andern unten eher zerschmettert, als ein größerer, nicht so hoch herabfallender? Ein artiges physisches Problem, gut aufgelöst! Ich möchte mir keine in die Höhe geschossene Büchsenkugel, wenn sie von selbst zurückfällt, auf den Kopf fallen lassen. S. 38. Das Merkwürdigste vom Schalle: sehr angenehm und unterhaltend. Man vergesse nur nicht, daß der Verf. für keine eigentliche Gelehrte von Profession schreibe. S. 58. Erklärung des Schwimmens. S. 77. Ueber den Kompaß und die Eigenschaften der Magnetnadeln. Ueberaus gemeinnützig. S. 87. Das Merkwürdigste aus der mathematischen Geographie, und Nutzen derselben, worin die dahin gehörigen Kunstwörter: Zenith, Nadir, Erdpole, Erdaxe, Aequator, oder die Linie, Polhöhe, Meridian, geographische Länge, u. s. w. sehr faßlich erklärt sind, ohne welche Niemand eine Reisebeschreibung, mit solchen Kunstwörtern, z. E. die Linie passiren — die fast auf jeder Seite vorkommen, verstehen kann. Ein reichhaltiges, belehrendes Kapitel! S. 158. Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte. Wie mancher hat schon viele Jahre Baumöl gegessen, und gebrannt, und weiß doch wohl nicht, daß ein Baum ihm dieses nützliche Mittel liefere? S. 222. Vom Kampfer ein artiger Umstand, daß kleine Stückchen von einer Linie, auf reines Wasser in einem Glase geworfen, sich so lange in beständiger Bewegung erhalten, bis sie darin aufgelöst sind; daß aber diese Bewegung gleich aufhöre, sobald man die Oberfläche des Wassers, mit dem Finger mit einem Eisen- oder Messingdrathe, oder Stöckchen berühre; hingegen fortdaure, wenn man das nämlich mit einer Glasröhre, einer Stange Siegellack, oder mit etwas Schwefel thue. In einem kupfernen Gefässe keine merkliche Bewegung. Der Grund davon liegt in einer eigenen Art von Elektricität des Kampfers. Daher auch seine vorzüglich eindringende Kraft in die Nerven. — Unter dem Vergrösserungsglase erschrickt

 man,

man, wenn man in einem Wassertröpfchen die Kampfertheilchen durcheinander fahren siehet.

Das Merkwürdigste aus der Geschichte der Vögel S. 225. Sehr lehrreich, kurz und angenehm vorgetragen. S. 268. Vom Erfrieren der Bäume. Das beste Mittel dagegen, der Natur nachzuahmen, die Blätter vor der Zeit, ehe sie abfallen, abzupflücken, und dadurch den Saft minder wässericht, sondern dicker und leimartiger zu machen. Das hieße aber eher, der Natur zuvorkommen, die doch immer die beste Zeit trifft. Bey ausländischen Gewächsen aus wärmern Klimaten, könnte es von Nutzen seyn. Ob es aber bey einländischen nicht wider die Natur, und also schädlich wäre? S. 274. Das Merkwürdigste aus der Naturgeschichte der Spinnen. Eine schöne Apologie für diese verachteten Geschöpfe. S. 323. Technologie. S. 232. Vom Körnen des Schießpulvers. Hier hätten wir eine genauere Beschreibung des Maschinenwerks größerer Pulvermühlen gewünscht, worin die verschiedenen Siebe durchs Wasser getrieben, und in der Vibration zum Körnen, geschüttelt werden. S. 425. Beschreibung von Grönland. Fast zu bekannt. Hingegen für die Nachrichten von den üblichsten Krieges- und Ritterorden — von den Umschiffungen der Erde — vom Ursprunge der Lehne in Deutschland — verdient der Verf. Dank.

S. 533. No. 77 wird die wieder erfundene Glasurkunst der Töpfe ins 11te Jahrhundert, im 1sten Theile aber ins 13te gesetzt. Das erste ist ein Druckfehler.

Wir sehen den folgenden Theilen mit Verlangen entgegen.

Wu.

Nachrichten.

In des LXXIsten Bandes 2ten Stücks S. 618. ist angezeigt, daß der k. k. Rath Hr. Franz von Heufeld in Wien, welcher durch verschiedene dramatische Schriften rühmlich bekannt ist, gestorben wäre. Diese Nachricht hatte fast in allen

len Zeitungen Deutschlandes gestanden, aber sie ist falsch. Der verdiente Mann lebt noch; und es ist zu wünschen, daß er noch lange leben möge. Der Irrthum kam daher, weil Sein Hr. Bruder, Hr. Karl von Henfeld, k. k. Hofkontrolleur gestorben ist.

Beförderungen.

1787.

Herrn Pastor Goeze in Quedlinburg ist die erste Hofdiakonatstelle an der Servatii Stiftskirche, noch von der verstorbenen Aebtissin conferirt worden.

Hr. Christoph Ludwig Hoffmann, Kurköllnischer geheimer Rath und Leibarzt, des Hessencasselischen und Münsterischen medicinischen Kollegiums Direktor, ist in Mainz als geheimer Rath und Direktor des nächstens zu errichtenden medicinischen Kollegiums, mit einem Gehalte von 4000 Gulden, angestellt worden.

Der zeitherige Konrektor der Schul-Pforte, Herr M. Barth, ist an des nach Gotha berufenen Hrn. Hofraths Geißler Stelle als Rektor gekommen.

Todesfälle.

1787.

Am 15 Januar a. St. starb zu St. Petersburg Herr D. Andreas Lindemann, russischkaiserlicher Staatsrath und Medicus des Inoculationshauses, gebohren in Reval 1730. Er war viele Jahre lang Mitglied des Kaiserl. medicinischen Collegii, und ein berühmter und allgemein beliebter Arzt.

Am 4ten April starb in Wien Hr. Johann Jakob von Well, Doktor der Philosophie und Arzneykunde, wie auch ordentlicher Professor der letztern auf dortiger Universität, im 63sten Jahre seines Alters.

Am 5ten April starb in Erlangen viel zu früh für die Wissenschaft Herr D. August Ludwig Schott, hochfürstlich

lich Brandenburgischer Hofrath und ordentlicher Professor der Rechte, im 36sten Jahr seines thätigen Lebens. Er nahm seit einem Jahre einigen Antheil an der deutschen Bibliothek.

Druckfehler.

Im LXXIII Bande I. und II. Stück.

S. 167. Z. 14. statt: in dem die dicken Speckfetten Schweine, l. in dem dicken Speck fetter Schweine. S. 328. Z. 5. l. ζωὸς. Z. 7. ein statt an. S. 333. Z. 3. lies: so gar die heiligsten. S. 335. Z. 9 streich Aber weg. S. 338. Z. 2. lies Θεῶν. S. 343. Z. 27 nun statt um.

Im LXXIV. Bande I. Stück.

S. 71. Z. 2. Seoverius l. Ferrerius.

In der leipziger Jubilate-Messe 1787 sind bey Friedrich Nicolai, Buchhändler von Berlin, (auf dem alten Neumarkte, in Herrn Assessor Doctor Schotts Hause) folgende neue Bücher zu haben.

Die mit * bezeichneten, sind von der Michaelmesse 1786.

Aufsätze, betreffend die russische Geschichte, von J. K. M. d. K. a. R. IVter u. Vter Band, 8. 1 Thlr. 12 Gr.

D. M Friderici II. S. — dem abgeschiednen Geiste Friedrichs II. geheiligt. (von Herrn Hofrath von Birkenstock in Wien.) gr. 8. 6 Gr.

Bibliothek, allgemeine deutsche, des LXXsten Bandes 2tes Stück, LXXIster, LXXIIster Band, und des LXXIIIsten Bandes, 1stes Stück, gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

— der Großfürsten Alexander und Konstantin, von J. K. M. der K. aller R. VIIter und VIIIter Theil, 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Cappels, D. J. F. L., Versuch einer vollständigen Abhandlung über die sogenannte englische Krankheit, 1r Theil, gr. 8. 9 Gr.

Dietrich, Joh. Sam., Gesangbuch für die häusliche Andacht, 8. Auf Druckpapier 10 Gr. Auf Schreibpapier 16 Gr. 7 Exemplar werden für 2 Thlr. 12 Gr., 14 Exempl. für 5 Thlr. und 24 Exempl. für 7 Thlr. 18 Gr. gelassen.

Ere

Erzählungen und Gespräche von J. K, M. d. K. a. R. VIIter und VIIIter Theil, 8. 1 Thlr. 12 Gr.
(Ist einerley mit der Bibliothek der Großfürsten.)
Eschenburg, J. J., Handbuch der alten Litteratur, oder kurzer Entwurf der Kenntniß der klassischen Schriftsteller, der Mythologie, Archäologie und übrigen Alterthumskunde der Griechen und Römer. Zweyte vermehrte Auflage, gr. 8. 1 Thl. 16 Gr.
— Archäologie der Litteratur und Kunst, zum Gebrauche bey Vorlesungen. Zweyte vermehrte Auflage, gr. 8 8 Gr.
— Grundzüge der griechischen und römischen Fabellehre. Zum Gebrauch bey Vorlesungen. Zweyte vermehrte Auflage, gr. 8. 4 Gr.
Herrmanns, M. G., Handbuch der Mythologie aus Homer und Hesiod; als Grundlage zu einer richtigern Fabellehre des Alterthums, mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Nebst einer Vorrede des Herrn Hofrath Heyne, gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
Klein, E. F., Empfindungen eines getreuen Unterthanen beym Geburtsfeste K. Friedrich Wilhelms II. eine Rede in der Freymaurerloge la Royale York de l'Amitié gehalten, gr. 8. 2 Gr.
De Luc, des Herrn, neue Idee der Meteorologie; aus dem Französischen übersetzt. Mit Kupfern, gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
Lüdke, Fr. G., zwey Predigten bey Gelegenheit der Regierungsveränderung in den preußischen Landen, gr. 8. 4 Gr.
* Möser, Justus, patriotische Phantasien, IVter Theil. gr. 8. 1 Thlr.
* — derselbe IVter Theil, in ord. 8. 18 Gr.
* — das ganze Werk in IV Bänden, komplet, gr. 8. 3 Thl. 16 Gr.
* — das ganze Werk in IV Bänden, komplet, in ordinär 8. 2 Thlr. 22 Gr.
Nicolai, Fr., Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten, VIIter Band, mit Kupfern, gr. 8. 1 Thlr.
— Anmerkungen über das zweyte Blatt von Herrn J. C. Lavaters Rechenschaft an seine Freunde, und über Herrn J. J. M. Sailers Märchen, gr. 8. 12 Gr.
— Verzeichniß einer Handbibliothek der nützlichsten deutschen Schriften zum Vergnügen und Unterricht, wie auch der brauchbarsten Ausgaben der klassischen Autoren und der in Deutschland gedruckten ausländischen Bücher, 8. 9 Gr.
Von der Recke, Ch. E. K. geb. Gräfinn v. Medem, Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mietau, im J. 1779. und von dessen dortigen magischen Operationen, groß 8. 12 Gr.
* Resewitz, F. G., Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung, Vter Band, 4tes Stück, 8. 6 Gr.
— das ganze Werk in V Bänden, komplet, 8. 5 Thlr.
Schilderung, offenherzige, der Müssiggänger und Taugenichts in London, zur Warnung für deutsche Müssiggänger und Taugenichts. Erster Theil, mit einem Kupfer, 8. London, bey Wilhelm Adlard. 10 Gr.

Schmu-

Schmuckers, Joh. Lebr., Sammlung vermischter chirurgischer Schriften. Zweyter Theil. Zweyte verbesserte Auflage, gr. 8. 18 Gr.

Staatskunde, neueste, von Spanien. Zweyter Theil, groß 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Straußfedern, (oder Sammlung unterhaltender Geschichten, vom Hrn. Prof. Musäus in Weimar). Mit einer saubern Vignette von J. W. Meil gezeichnet, und von Unger jun. in Holz geschnitten. Erster Theil, 8. 16 Gr.

Treumanns, G. F., Katechisation. Zweyter Theil, 8. 8 Gr.

Weikard, D. M. A., Biographie, von Ihm selber herausgegeben. Zweyte vermehrte Auflage, 8. 8 Gr.

Zybell, Predigt am Tage der Gedächtnißfeyer K. Friedrichs II. gr. 8. Stettin; in Commission. 8 Gr.

* * *

Briefe über den gegenwärtigen Zustand von Holland, zwey Theile, aus dem Französischen übersetzt, gr. 8. 1782. 1 Thlr.

* * *

Kupferstiche.

Bildniß des Herrn J. G. R. Andreä in Hannover, von Ganz in Hannover gezeichnet und gestochen, gr. 8. 8 Gr.

— des Herrn Hofrath Eichhorn in Jena, von E. Henne gestochen, gr. 8.

— Herrn geheimen Kirchenrath D. Griesbach in Jena, von E. Henne in Berlin gestochen, gr. 8. 6 Gr.

— des Herrn Professor von Jacquin in Wien, von J. C. Krüger gestochen, gr. 8. 4 Gr.

— des Herrn Professor Knapp in Halle, von Bevel gestochen, gr. 8. 4 Gr.

— des Herrn Konsistorialrath C. A. Schmidt in Braunschweig, von Henne in Berlin gestochen, gr. 8. 6 Gr.

— Sr. Excellenz des Herrn Generallieutenants und Staatsministers von Schlieffen in Cassel; nach Tischbein, von G. W. Weise gestochen, gr. 8. 8 Gr.

— des Herrn Paul von Stetten des jüngern, in Augsburg, von J. E. Schleich gestochen, gr. 8. 6 Gr.

— des Herrn Hofmedicus D. Wichmann in Hannover, nach Schröder, von E. Henne gestochen, gr. 8. 6 Gr.

Es wird eine Nachricht ausgegeben: 1) von einer neuen Ausgabe von des Herrn Konsistorialrath Hermes Predigten über die Evangelischen Texte, 2 Bände, gr. 8. Auf dieselbe wird 1 Thlr. 16 Gr. Konventionsmünze Pränumeration angenommen. 2) Von des Herrn Prediger Dapps Predigten für Landleute, über die Evangelien, 4. Darauf wird 1 Thlr. 4 Gr. Konventionsgeld Pränumeration angenommen. Beyde erscheinen in der Ostermesse 1788.

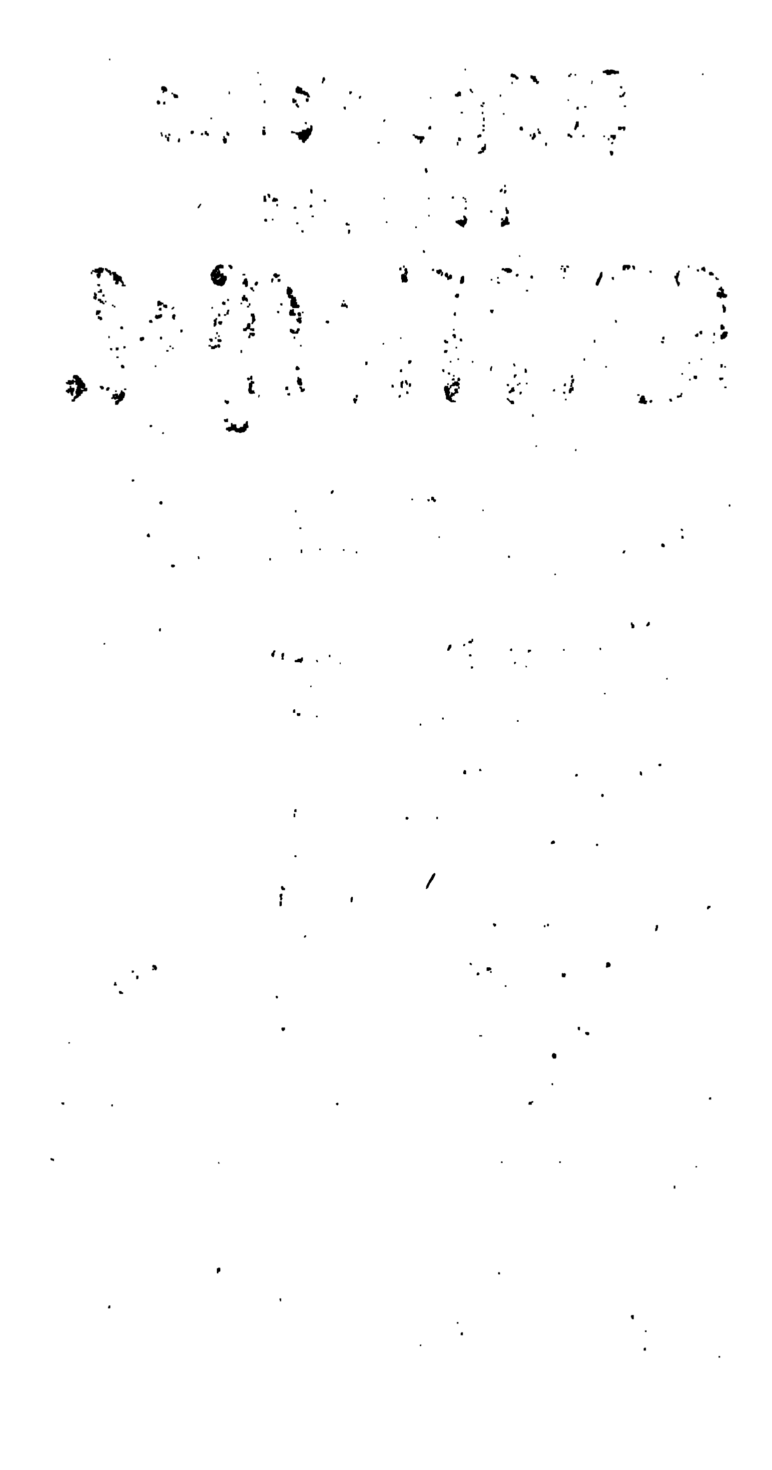
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des vier und siebenzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1787.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des vier und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Schöne Künste.

Musik.

6. Romane.

7. Mathematik.

8. Weltweisheit.

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

10. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

11. Phi-

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

12. Erziehungsschriften.

13. Wiener und andere katholische Schriften.

14. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

16. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten. 621





IV.

M. Johann Ernst Fabri, Inspektors der königlichen Freitische, wie auch Sekretärs der Hallischen naturforschenden Gesellschaft, und ordentlichen Mitglieds der gelehrten Gesellschaft in Frankfurt an der Oder, Geographie für alle Stände. Erster Theil. Erster Band. Leipzig, im Schwickertschen Verlage 1786. gr. 8. 1247 S.

Herr Fabri, dessen unermüdeter Fleiß in der Erdkunde aus seinen bisherigen Schriften hinlänglich bekannt ist, liefert hier den Anfang eines größern Werkes, nach dem Plane, den er schon im ersten Bande seines neuen geographischen Magazins angezeigt hat. Sein Hauptzweck dabey ist eine allgemeine Völker- Länder- und Staatenkunde, ausführlicher, als es in seinen bisherigen Handbüchern (auch selbst in dem Büschingischen) geschehen, nicht nur höheren und niedern Landeskollegien, auch einzelnen Militär- und Civilpersonen, sondern auch dem spekulativen Oekonomen, dem Kauf- und Handelsmanne, ja jedem geschäftsvollen Hausvater, und vielleicht manchem gelehrten Schulmanne (selbst, wie er meynt, demjenigen, welcher in der Erdkunde etwas mehr, als bloß par renommée den großen Mogul, kennt) in die Hände zu liefern, die ihm in manchen Verlegenheiten seine Geschäffte erleichtern oder vielmehr be-

fördern könnte. Um diesen Zweck zu erreichen, schien es ihm nicht hinreichend, blos die Summe von den einzelnen größern und kleinern Oertern, Schlössern, Herrschaften, Städten, Marktflecken, Aemtern und Dörfern anzugeben, sondern er will sie besonders bey Deutschland namentlich mit Anzeige ihrer speciellen Lage und Nachbarschaft in alphabetischer Ordnung anführen. Dabey hat er, wenigstens in dem hier gelieferten Theile des Oesterreichischen Kreises aus den neuesten statistischen Nachrichten, die Volksmenge, Natur- und Kunstprodukte, Handel und Gewerbe, Staatseinkünfte u. s. w. sorgfältig zusammengetragen. Dieß Buch ist also ein gutes Repertorium über alle hieher gehörige Materien. Was aber dem spekulativen Oekonomen, dem Kauf- und Handelsmanne, dem Hausvater, dem Schulmanne, kurz jedem Stande ein so vollständiges Verzeichniß aller Dörfer und bewohnten Oerter helfen solle: das hat Hr. F. nicht angegeben. Zum Nachschlagen ist es allerdings sehr brauchbar; und in so fern verdient er für seine Arbeit unsern aufrichtigen Dank. Wenn man aber ein so weitläuftiges Buch mit so erstaunlich vielen Namen allen Ständen als Hülfsmittel in ihren Geschäfften empfehlen wollte: so verlangte man eben so viel, als Hr. Fabri, der sogar Solchen bekannt seyn will, die in der Erdkunde nur etwas mehr, als blos par renommée den großen Mogul kennen. Wissen diese wirklich nicht viel mehr: so steht sehr zu fürchten, daß Hr. F. ihnen immer unbekannt bleiben, und sie folglich nicht aus ihren Verlegenheiten heraushelfen wird; es müßte denn seyn, daß Hr. F. nicht weit vom großen Mogul stände. Aber der Name des letztern ist alt, und Hr. F.? weit jünger als Büsching, der nebst dem Cellarius uns bisher ganz gut

aus dergleichen Verlegenheiten geholfen, wenn man mit guten Karten versehen war. — Doch zur Sache.

Ungefähr die Hälfte dieses Bandes nimmt die Einleitung in die mathematische, physikalische und politische Geographie überhaupt, und die in Europa und Deutschland insbesondere ein:

In der Mathematischen sind folgende Fehler:

S. 10. wird die Entfernung des Zeniths vom Pole die Polhöhe genannt. Dieß ist falsch. Polhöhe ist die Entfernung des Pols vom Horizonte. Diese ist so groß, als die Entfernung des Zeniths vom Aequator, welche die Breite des Orts heißt. Also die Entfernung des Zeniths vom Pole ist der Höhe des Aequators gleich.

Die heiße Zone, die er die hitzige zu nennen beliebt, soll nach S. 19. die größte seyn. Daß zweymal $23\frac{1}{2}$ von 90 abgezogen 43 läßt; daß folglich auf jeder Halbkugel die gemäßigte Zone beynahe so breit, als die beyden übrigen Gürtel dieser Halbkugel sind; und daß beyde gemäßigte Zonen überhaupt bey weitem den größten Theil des bewohnten Landes enthalten, ist eine eben so bekannte als nöthige Anmerkung, die bey der Anzeige der in jeder Zone liegenden Länder wohl einen Platz verdient hätte.

Uebrigens ist alles von der mathematischen Geographie, was hier historisch davon gesagt werden konnte, in der Kürze angebracht, und das Register von den dahin gehörigen Büchern nicht vergessen. Man findet sogar ein Verzeichniß von den Sternbildern, und eine Beschreibung des Sonnensystems. Auch von den Land- und Seekarten und den verschie-

denen Projektionsarten derselben wird ein kurzer Begriff gegeben, der nur bey den Seekarten etwas muß berichtigt werden. Er sagt S. 59. daß sie sich von den gewöhnlichen Landkarten durch verschiedene Zeichnung der Meridiane und Parallelkreise, theils auch durch die gleichen Längen- und Breitengrade unterscheiden. Letzteres ist falsch: sie haben gleiche Längen- aber verschiedene Breitengrade, wie er selbst auch in der Folge anzeigt.

In der physikalischen Erdbeschreibung steht gleich anfangs ein Verzeichniß der verschiedenen Luftarten und einiger zur Meteorologie gehöriger Schriften, so viel er etwa davon wußte. Wie gehört das hieher? Was er von künstlichen Luftarten anführt, ist doch nicht hinreichend, um sich einen vollständigen Begriff davon zu machen.

Den Luftkreis der Erde dehnt er noch über die Grenzen des Mondes hinaus, so, daß sich noch der Mond darin bewegt. Woher mag er doch das wissen?

Weit nützlicher ist das, was er dem Bouguer u. a. zu folge von der Schneelinie sagt.

Ueber die Salzigkeit des Meerwassers hätte er noch die Tabellen in den Reisen des Hrn. de Page's nachsehen sollen.

Nicht alles Eis im Meere giebt frisches Wasser; es muß erst durch die Luft gereinigt werden.

Daß Donati aus den im Adriatischen Meere gefundenen Katzenaugen, Chalcedonen, Karneolen u. s. w. die Gegenwart solcher Massen beweisen wollte, die Weinstein und Kalk enthielten, ist nicht richtig. Dieser sagt nur, daß er auf dem Grunde des Meers

außer

außer den Seeprodukten auch die Körper gefunden, die wir auf der Oberfläche unserer Erde, oder nahe unter derselben antreffen; zum Beweise, daß der Boden des Meers mit dem Boden der trockenen Erde einerley sey; und das wissen wir ohnehin. Nur die Tuffsteine, setzt er hinzu, kann ich nicht vergessen, welche auf manchem Meeresgrunde als besondere Erzeugungen der Natur liegen und anzeigen, daß es auch da Wasser gebe, welche tartarische oder kalkartige Theile haben; und daran wird ja auch wohl kein vernünftiger Physiker zweifeln. Ueberhaupt also verdiente die Stelle aus dem Donati nicht angeführt zu werden.

Uebrigens ist hier die Beschreibung der Meere, Seen und Flüsse so ausführlich als in irgend einem Buche. Wenn von der Straße von Gibraltar S. 103. gesagt wird: sie sey etwas über eine halbe Meile breit; so ist dieß gewiß ein Schreib- oder Druckfehler.

Woher mag aber Hr. F. die Lage der Seegebirge so genau wissen? Ist es denn so ganz ausgemacht, daß aus den Inseln im Meere die Lage solcher Seegebirge überall geschlossen oder auch nur mit überwiegender Wahrscheinlichkeit bestimmt werden kann? Kaum kann man sich des Lachens enthalten, wenn er uns über die Seegebirge von Kalifornien so bestimmt bald über, bald unter den Krebswendezirkel führt, als wenn er sie auf dem Grunde des Meers verfolgt hätte. Wahrscheinlich ist hier in dieser Gegend ein Seegebirge zwischen Amerika und Asien, dessen Lage sich aber bey weiten nicht so wahrscheinlich genau angeben läßt, als das andere zwischen der Linie und des Steinbocks Wendekreise, und gleichwohl wird man

 selbst

selbst bey diesem wegen der vielen Seitenrichtungen der Inseln ungewiß über dessen eigentliche Lage. Man spreche doch in Sachen nicht so bestimmt, wo man eigentlich noch nichts weiß!

Daß Landseen keinen sichtbaren Abfluß haben, ist ein Zusatz, dessen Unrichtigkeit er durch die hier angeführten Kanadischen Landseen und seine nachherige Eintheilung selbst anschaulich macht.

Die ganze Vorstellung von den Land- und Seegebirgen rührt übrigens vom Buache und Gatterer her. Letzterer hat Bergäquator, Bergparallelen, Bergmeridiane, vermuthlich um dem Gedächtnisse durch dergleichen Bilder zu Statten zu kommen, angegeben. Alles dieses findet man nun hier auch ausführlich.

Sehr schätzbar ist das alphabetische Verzeichniß der Höhen verschiedener Berge und Oerter, welche man nicht leicht anderswo so vollständig findet. Auch von der jedem Geographen so nöthigen Naturgeschichte hat er einen so gut gewählten Auszug geliefert, als ihn gewiß kein Fremdling in diesem Fache machen kann. Indeß wäre doch zu wünschen, daß er die Geschlechtskennzeichen im Thier- und Steinreiche eben so wie im Pflanzenreiche angegeben hätte. Wozu dient es, daß er uns alle Säuren in den 3 Naturreichen nennt, wenn er nicht einmal den Gebrauch davon bey Untersuchung der Erd- und Steinarten zeigt? Diese Säuren lehren uns, daß der Tuffstein nicht schicklich zu den reinern Kalkarten könne gerechnet werden. Häufig ist er eine Mergelart, und bisweilen nähert er sich dem Sandsteine. Bey dem Zeolith kann man doch die Bittersalzerde auch nicht durchgehends

hends zum Hauptbestandtheile machen; z. B. der Isländische Pyramidalzeolith (Zeolithes stellaris Waller.) enthält keine Bittersalzerde. Uebrigens nennt er uns Amaldinen, Jargon, Kachelong, Wurst- oder Puddingstein; was aber der Granit sey, sagt er uns nicht.

Platina wird nicht bloß in einer Gegend vom spanischen Amerika gefunden; ist auch den neuern Versuchen zu Folge kein Hüttenprodukt.

Im Thierreiche folgt er meistens dem Blumenbach. Das Affengeschlecht mit 4 Händen (nicht 4 Häuten) begreift allerdings auch die Meerkatzen, aber zu den kurzgeschwänzten gehören sie doch gewiß nicht. Ihr langer Schwanz ist grade ein Hauptunterscheidungskennzeichen.

Anstatt Sceleroderмata S. 209. muß man Sclerodermata lesen.

Die Konchylien sind nur sehr kurz berührt.

Ziemlich vollständig ist die Geschichte des Menschen, sowohl nach seiner Farbe und Natur, wo Hr. F. unter andern einige besonders kleine Zwerge beschreibt, als auch nach den verschiedenen Sprachen (nach dem Gatterer). Man findet auch das Nothwendigste aus dem Süßmilch zur Bestimmung der Menschenzahl. Den Beschluß dieses Hauptstücks machen verschiedene gute Bemerkungen über die Veränderung des Erdbodens, und ein ziemlich langes Verzeichniß von Büchern über die physikalische Erdbeschreibung und Naturgeschichte.

In der Einleitung zur politischen Geographie kommt zuerst ein Namenverzeichniß aller Länder und Inseln des Erdbodens vor. In Südamerika findet man

man statt des Königreichs Neugranada die Provinz Terra firma, alsdenn das berühmte Amazonenland. Wenn soll doch dieß Land der Einbildung aus unsern Geographien wegfallen? In dieser ganzen Gegend des Amazonenflusses ist keine Provinz, die so heißt. An der spanischen Provinz Maynas läuft längst dem Negro und Amazonfluß eine neue Hauptmannschaft, die bis an die von Para und Maragaon reicht. Das Innere von Brasilien aber wird zur Hauptmannschaft Mato grosso gerechnet.

Was hiernächst von Staaten, höchster Gewalt, Staatsgebiete und Wohnplätzen, Religion, Verhältniß der Einwohner, Regierungsform, Landesregierung und Oekonomie mit allen ihren Zweigen, Staatseinkünften und Ausgaben, Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, und dem Münzwesen gesagt ist, verdient wegen der guten Auswahl vielen Beyfall. Am Ende kömmt wieder ein starkes Verzeichniß von Büchern, darunter die Acta Eruditorum, Esprit des Journaux und andere Journale und Zeitungen nicht vergessen sind. —

In der besondern Einleitung von Europa und Deutschland sind die Landkarten, Bücher, Grenzen, Größe, Einwohner, Gebirge, Flüsse, Seen, Meere, Produkte, Regierungsform u. s. w. angegeben. 5 Bogen davon nimmt Hrn. Fischers sehr schätzbare Abhandlung über die Flußgebiete in Deutschland ein. Rec. kennt keine so vollständige und gründlich bearbeitete Hydrographie, als diese. Man muß indeß nicht verlangen, daß sie, besonders bey kleinen Flüssen, ohne Fehler seyn sollte. Rec. hatte eben die schöne Specialkarte des Amts Kalvörde vom Hrn. Hauptmann Gerlach bey sich liegen, und verglich damit

die

die S. 414. angegebenen Bäche, welche in die Ohre fließen sollten. Nach der Karte ist bey Kalvörde kein Fluß, welcher die Nampfe heißt. Weiter nach Süden herunter fließt die Waneve in die Ohre. Die andern hier genannten Bäche Mühlenbech, Patzenbeck und Erbke kann Rec. nicht einmal auf dieser Specialkarte finden. Bey dem Schlosse und Flecken Rögatz fließt die Ohre in die Elbe. Daß Rogatz ein Schloß und Flecken sey, ist falsch. Es ist ein blosses Dorf und adeliches Amt. Dergleichen Fehler werden hoffentlich durch die ausgebreitete Korrespondenz des Hrn. Prof. Fabri entdeckt und verbessert werden. Ueberhaupt erwartet Rec. durch genaue Berichtigungen der Topographie in diesem Buche große Wortheile für die Landkarten, und gesteht, daß ihm dieß der wichtigste Nutzen von der Anführung so kleiner Wohnörter zu seyn scheint.

Unter den folgenden Abhandlungen verdient das Verzeichniß der Produkte mit Linnäischen Namen, (bey den Aepfeln und Birnen sind 42 Abarten Birnen und 23 Abarten Aepfel mit französischen Kunstnamen angeführt) die Betrachtung über die Manufakturen, Fabriken und Handel, bemerkt zu werden, wobey besonders die Wichtigkeit der Leinweber aus dem Preißanschlage für die Preußische Armee, wenn für jeden Soldaten jährlich nur 2 Hemden gerechnet werden, sehr in die Augen fällt. Auch findet man hier Betrachtungen über die Landesregierung, Kaiserwahl und Krönung, Gerechtsame der Chur- und andern Fürsten, zu welchem Ende die goldene Bulle lateinisch und die Wahlkapitulation des jetzigen Kaisers ganz abgedruckt sind; eine Anzeige aller Reichsstände, Reichstäge, Reichsgerichte, Römermonate

für jeden einzelnen Reichsstand, der Gerichte nebst Bemerkung der Summen, bey welchen es in einigen Ländern erlaubt ist, von da weiter an die Reichsgerichte zu gehen; eine Schilderung des Policeywesens und ein Verzeichniß der gangbarsten Gold- und Silbermünzen im Reiche nach ihrem Werthe, den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet. Von Oesterreich ist hier nur das eigentliche Erzherzogthum und Innerösterreich abgehandelt. Die Beschreibung Wiens nimmt allein 3½ Bogen ein. Ueberhaupt giebt er allemal nach einer allgemeinen Einleitung in die Provinzen die Beschreibung erst der Hauptstadt, und hernach aller übrigen Städte und Oerter in alphabetischer Ordnung; auch Nachrichten von Karten und Büchern welche dabey gebraucht sind. Bey den letztern wäre nur nöthig daß Hr. F. unter der Menge der überhaupt angeführten (davon er viele nicht gebraucht haben kann, weil sie gar nicht dahin gehören) nur diejenigen besonders, als historische Beweise, an gehörigem Orte anführte, die er würklich gebraucht hat, auch, wenn sich etwas auf schriftliche Nachrichten gründet, solches allenfalls mit einem allgemeinen Zeichen bemerkte. Auch wäre es wohl nöthig, die Lage und Entfernung der Oerter von der Hauptstadt, wo es möglich ist, nach der Windrose und in Meilen anzugeben. Unmöglich kann man sonst wissen, wo der Ort liegt, und das ist doch grade eine Hauptfrage, die nur der Hr. Verf. beantworten wollte. Daß er seine sonderbare Art der Rechtschreibung ändern sollte, darf man wohl nicht hoffen.

P.

V. Ent-

V.

Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußische Staaten. Erster Theil. Berlin u. Leipzig, bey Decker 1784. 8. 315 S. Erster Theil. Zweyte Abtheilung. 1785. 536 S. Erster Theil. Dritte Abtheilung. 1786. 436 S.

Der erste, wichtigste und schwerste Theil dieses Werks ist nun, in dem kurzen Zeitraum von drey Jahren, vollendet, und liegt, als eines der schönsten Denkmale der unvergeßlichen Regierung des höchstseligen Königs vor den Augen der Welt. Es ist also nun Zeit, daß die A. d. Bibliothek in Ansehung desselben sich ihres Amts entledigt, und ihren Lesern von dieser, dem Philosophen, dem Staatsmann, dem Rechtsgelehrten und dem Bürger gleich wichtigen Erscheinung Bericht abstattet.

Es ist bekannt, daß in der berühmten königlichen Kabinetsordre vom 14 April 1780. dem Herrn Großkanzler Frenherrn von Carmer zuerst der Auftrag geschah, nicht allein für jede Provinz der Preussischen Staaten ihre bisherige Provinzialgesetze und Statuten sammlen und in ein eigenes Gesetzbuch bringen zu lassen, sondern auch zugleich, mit Beyhülfe der damals errichteten Gesetzcommission, ein allgemeines subsidiarisches Gesetzbuch zu entwerfen, aus welchem, an der Stelle des römischen Rechts, die, in den mangelhaften Provinzialgesetzen nicht enthaltne

Ent-

Entscheidungen genommen werden könnten. Die Justinianeischen Rechtsbücher sollten dabey in so weit zum Grunde gelegt werden, „daß nur das Wesentliche, mit dem Naturgesetz und der heutigen Verfassung Uebereinstimmende aus denselben abstrahirt, „das Unnütze weggelassen, und die eigene königliche „Verordnungen am gehörigen Orte eingeschaltet würden." Der Freyherr von Carmer hat sich nun, durch Ausarbeitung des ersten Theils dieses allgemeinen Gesetzbuchs, gedachtem Auftrage auf eine Art unterzogen, die dem bisherigen Ruhm dieses, über Recensenten Lob erhabenen, Ministers entspricht, und die Wahl des weisen Königs vollkommen rechtfertigt. Der Plan umfaßt, in musterhafter systematischer Ordnung, das ganze weite Gebiet der bürgerlichen Gesetzgebung, in demjenigen weitläuftigsten Verstande in welchem man ihr bloß noch das Staatsrecht, in so fern es nicht durch den Willen des Gesetzgebers, sondern durch die Staats=Grundverfassung bestimmt wird, entgegensetzt: also nicht bloß Gesetze, die unmittelbar das Privateigenthum im Verhältniß der Bürger gegen einander selbst, sondern auch gegen den Staat betreffen, und, in dieser Rücksicht, auch Policey- und Criminalgesetze. Der Inhalt zeichnet sich durch überall herrschende, untadelhafte Grundsätze der natürlichen Gerechtigkeit, der Billigkeit, und der allgemeinen Wohlfarth, so wie durch Weisheit in der Anwendung, und die Ausführung durch Deutlichkeit, Bestimmtheit und Vollständigkeit, aus, und läßt alles weit zurück, was alte und neue Staaten in dieser Art jemals gehabt haben.

Das ganze Werk soll sich, nach dem vorgedruckten kurzen Inhalte, in drey Hauptabtheilungen oder Theile

Theile, wovon gegenwärtige drey Abtheilungen den ersten ausmachen, theilen. Dieser erste ist für das Personenrecht, der zweyte für das Sachenrecht, und der dritte für solche Rechtswahrheiten bestimmt, welche dem Personen- und Sachenrecht gemeinschaftlich sind.

Die erste Unterabtheilung des ersten Theils (der erste Band) hat die Rechte und Pflichten des Haußstandes zum Gegenstande, und enthält, außer einer vorausgeschickten Einleitung von den Gesetzen überhaupt und von den allgemeinen Grundsätzen des Rechts, folgende Materien: Erster Titel, von der Ehe. Hier wird in 11 Abschnitten, von den Erfordernissen einer gültigen Ehe, von Ehegelöbnissen, von Vollziehung einer vollgültigen Ehe, von den Rechten und Pflichten der Eheleute, in Beziehung auf ihre Person, von den Rechten rc. in Beziehung auf ihr Vermögen, von der Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten, von Trennung der Ehe durch den Tod, von Trennung der Ehe durch richterlichen Ausspruch, von der Ehe zur linken Hand, von ungültigen und unverbindlichen Ehen, und von den rechtlichen Folgen des unehelichen Beyschlafs, gehandelt. Zweyter Titel: Von den wechselseitigen Rechten und Pflichten der Eltern und Kinder. In 12 Abschnitten, von den, in rechtmäßiger Ehe erzeugten Kindern, von den Rechten und Pflichten der Eltern und ehelichen Kinder, so lange die letztern unter väterlicher Gewalt stehen, von dem eigenthümlichen Vermögen der Kinder, von Aufhebung der väterlichen Gewalt, von der Erbfolge der Kinder und andrer Verwandten in absteigender Linie, von der Pupillarsubstitution, von den Kindern aus einer Ehe zur linken

Entscheidungen genommen werden könnten. Die Justinianeischen Rechtsbücher sollten dabey in so weit zum Grunde gelegt werden, „daß nur das Wesentliche, mit dem Naturgesetz und der heutigen Verfassung Uebereinstimmende aus denselben abstrahirt, „das Unnütze weggelassen, und die eigene königliche „Verordnungen am gehörigen Orte eingeschaltet würden.“ Der Freyherr von Carmer hat sich nun, durch Ausarbeitung des ersten Theils dieses allgemeinen Gesetzbuchs, gedachtem Auftrage auf eine Art unterzogen, die dem bisherigen Ruhm dieses, über Recensenten Lob erhabenen, Ministers entspricht, und die Wahl des weisen Königs vollkommen rechtfertigt. Der Plan umfaßt, in musterhafter systematischer Ordnung, das ganze weite Gebiet der bürgerlichen Gesetzgebung, in demjenigen weitläuftigsten Verstande in welchem man ihr bloß noch das Staatsrecht, in so fern es nicht durch den Willen des Gesetzgebers, sondern durch die Staats-Grundverfassung bestimmt wird, entgegensetzt: also nicht bloß Gesetze, die unmittelbar das Privateigenthum im Verhältniß der Bürger gegen einander selbst, sondern auch gegen den Staat betreffen, und, in dieser Rücksicht, auch Policey- und Criminalgesetze. Der Inhalt zeichnet sich durch überall herrschende, untadelhafte Grundsätze der natürlichen Gerechtigkeit, der Billigkeit, und der allgemeinen Wohlfarth, so wie durch Weisheit in der Anwendung, und die Ausführung durch Deutlichkeit, Bestimmtheit und Vollständigkeit, aus, und läßt alles weit zurück, was alte und neue Staaten in dieser Art jemals gehabt haben.

Das ganze Werk soll sich, nach dem vorgedruckten kurzen Inhalte, in drey Hauptabtheilungen oder

Theile

Theile, wovon gegenwärtige drey Abtheilungen den ersten ausmachen, theilen. Dieser erste ist für das Personenrecht, der zweyte für das Sachenrecht, und der dritte für solche Rechtswahrheiten bestimmt, welche dem Personen- und Sachenrecht gemeinschaftlich sind.

Die erste Unterabtheilung des ersten Theils (der erste Band) hat die Rechte und Pflichten des Haußstandes zum Gegenstande, und enthält, außer einer vorausgeschickten Einleitung von den Gesetzen überhaupt und von den allgemeinen Grundsätzen des Rechts, folgende Materien: Erster Titel, von der Ehe. Hier wird in 11 Abschnitten, von den Erfordernissen einer gültigen Ehe, von Ehegelöbnissen, von Vollziehung einer vollgültigen Ehe, von den Rechten und Pflichten der Eheleute, in Beziehung auf ihre Person, von den Rechten rc. in Beziehung auf ihr Vermögen, von der Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten, von Trennung der Ehe durch den Tod, von Trennung der Ehe durch richterlichen Ausspruch, von der Ehe zur linken Hand, von ungültigen und unverbindlichen Ehen, und von den rechtlichen Folgen des unehelichen Beyschlafs, gehandelt. Zweyter Titel: Von den wechselseitigen Rechten und Pflichten der Eltern und Kinder. In 12 Abschnitten, von den, in rechtmäßiger Ehe erzeugten Kindern, von den Rechten und Pflichten der Eltern und ehelichen Kinder, so lange die letztern unter väterlicher Gewalt stehen, von dem eigenthümlichen Vermögen der Kinder, von Aufhebung der väterlichen Gewalt, von der Erbfolge der Kinder und andrer Verwandten in absteigender Linie, von der Pupillarsubstitution, von den Kindern aus einer Ehe zur linken

ten Hand, von den aus unehelichem Beyschlaf erzeugten Kindern, (die Rechte der aus Ehebruch und Blutschande erzeugten Kinder sind nicht besonders angegeben worden; vermuthlich deswegen, weil dieselben gleich andern unehelichen Kindern von dem Vater verpflegt werden sollen. Da nach dem Tit. II. S. 472. keinem unehelichen Kinde ein Erbrecht auf den väterlichen Nachlaß zusteht, so bedurfte es auch in dieser Rücksicht keiner besondern Erwähnung der im Ehebruch oder Blutschande erzeugten Kinder. Nur fragt es sich: ob es rathsam sey, den in Ehebruch erzeugten Kindern auf den mütterlichen Nachlaß gleiche Rechte mit den ehelichen einzuräumen.) von der Annahme an Kindes Statt, von der Einkindschaft, von Pflegekindern. Dritter Titel: Von den Rechten und Pflichten der übrigen Mitglieder der Familie: enthält hauptsächlich die ganze Intestaterbfolge der Seitenverwandten. Vierter Titel: Von gemeinschaftlichen Familienrechten; Familienstiftungen, Fideicommisse und Familienretrakt. Fünfter Titel: Von den Rechten und Pflichten der Herrschaften und des Gesindes.

Die zweyte Abtheilung (der zweyte Band) enthält die Rechte und Pflichten der verschiedenen Stände des Staats, in folgender Ordnung: Erster Titel: Von den Rechten und Pflichten der Gesellschaften (in so fern sie die Rechte eines Standes im Staate geben) überhaupt. Zweyter Titel: Vom Bauernstande. In 8 Abschnitten, vom Bauernstande überhaupt, von Dorfgemeinen, von Unterthanen 2c. (Diese Benennung bezeichnet hier nicht, wie in den meisten übrigen deutschen Ländern, die Abhängigkeit vom Landesherrn, sondern das, was man

dort

dort Leibeigenschaft nennt.) Dritter Titel: Vom Bürgerstande, in 15 Abschnitten: Vom Bürgerstand überhaupt, von Stadtgemeinen, Zünften und Handwerkern, Fabrikanten, Kaufleuten rc. Sehr vollständig alle Rechte, die sich auf Handel und Schiffahrt beziehen: von Wechseln, von Rhedern, Schiffern und Befrachtern, Bodmerey, Haverey, Assecuranz rc. Vierter Titel: Von den Rechten und Pflichten des Adelstandes, Fünfter Titel: Von den Rechten und Pflichten der Diener des Staats. Sechster Titel: von den Rechten und Pflichten der Religionsgesellschaften. (Das ganze Kirchenrecht. Ein edles einfaches System, auf die Grundpfeiler ächter Politik und gewissenhafter Achtung gegen unverletzliche Menschenrechte aufgeführt, von Gewissenstyranney, auf der einen, und von Hierarchischen Auswüchsen, auf der andern Seite, vollkommen gereinigt.) Siebenter Titel: Von hohen und niederen Schulen.

Die dritte Abtheilung (der dritte Band) hat die Rechte und Pflichten des Staats gegen seine Bürger und Einwohner, zum Gegenstande. Erster Titel: Von den Rechten und Pflichten des Staats überhaupt. Zweyter Titel: Von den Staatseinkünften und Fiskalischen Rechten. Dritter Titel: Von den Rechten und Regalien des Staats, in Ansehung der Landstraßen, Ströme, Häfen und Meeresufer. In 5 Abschnitten. Hier kommt auch Zollgerechtigkeit und Postregal vor. Vierter Titel: Von dem Rechte des Staats auf Herrnlose Güter und Sachen. In vier Abschnitten, von Herrnlosen Grundstücken, erblosen Verlassenschaften, Jagd- und Bergwerksregal. Fünfter Titel: Von den

Rechten

Rechten und Pflichten des Staats, zum besondern Schutz seiner Unterthanen. In 2 Abschnitten, von der Gerichtsbarkeit und von Auswandrungen. Sechster Titel: Von den Rechten und Pflichten des Staats in Ansehung der Vormundschaften und Curatelen. Das ganze Vormundschaftsrecht in 9 Abschnitten. Siebenter Titel: Von den Rechten und Pflichten des Staats, in Ansehung der Armenanstalten. Achter Titel: Von den Rechten und Pflichten des Staats, zur Verhütung und Bestrafung der Verbrechen. Eine neue Halsgerichtsordnung, welche in 16 Abschnitten, von Verbrechen und Strafen überhaupt, von Staatsverbrechen, von Verbrechen, wodurch die innere Sicherheit, Ruhe und Ordnung im Staate gestört wird, von Beleidigung der Religionsgesellschaften (als solche wird auch Gotteslästerung betrachtet,) von Anmaßung und Beeinträchtigung der vorbehaltnen Rechte des Staats, von den Verbrechen der Diener des Staats, von Privatverbrechen überhaupt, von Beleidigung der Ehre, von körperlichen Verletzungen, von fleischlichen Verbrechen, von Beleidigung der Freyheit, von Beschädigung des Vermögens überhaupt, und von Entwendungen ins besondre, von Beschädigung des Vermögens durch strafbaren Eigennutz und Betrug, von Beschädigung des Vermögens, aus Rache, Boßheit und Muthwillen, und von Beschädigungen mit gemeiner Gefahr, handelt. —

Diese trockene Anzeige der Materien kann zwar den Leser von der inneren Einrichtung des Werks unterrichten, und ihm von seiner Vollständigkeit einen Begriff geben, aber noch nicht ihn mit dem Geiste dieser neuen Gesetzgebung bekannt machen. Also

noch etwas Weniges zu dieser Absicht. Schon aus den oben angeführten Worten der königlichen Instruction wird man sehen, daß man hier keine ängstliche Anhänglichkeit an Grundsätze des römischen Rechts, die zwar bisher bey allen denen, die unter dem Gesetz sind, unumgängliche Pflicht war und meistentheils noch ist, dem freyen Gesetzgeber aber so übel ansteht, und die meisten bisherigen sogenannten vaterländischen Gesetzbücher zu häßlichen Mißgeburten verunstaltet, zu erwarten hat. Es ist nichts Altes beybehalten worden, was nicht gut, was nicht den Sitten und der Verfassung unsrer Zeiten angemessen ist, nichts, was in Rücksicht auf Verfassung und Sitten, hätte besser gemacht werden können. So ist, z. B. der Unterschied zwischen Dotal- und Paraphernalvermögen der Ehefrau gänzlich aufgehoben, und die ganze Gesetzgebung über das Vermögen der Eheleute auf eigene, schicklichere Grundsätze gebaut worden. Die römische Lehre vom Pflichttheil ist, in so fern sie die natürliche Freyheit zu sehr einschränkt, abgeändert, u. s. w. Hingegen versteht sichs, da die Ausarbeitung solchen Männern anvertraut war, auf der andern Seite auch von selbst, daß nichts Vortreffliches, nichts Brauchbares, aus bloßer Neuerungssucht, um deßwillen abgeschaft worden ist, weil es alt ist. So sind z. B. die Hauptlehren vom Pflichttheil, obgleich das Naturrecht nichts davon weiß, beybehalten, weil dem Staate daran gelegen ist, daß unbillig denkende Eltern nicht, aus ungerechtem Haß, oder aus Schwachheit, nach bloßer Willkühr, ihrem Kinde alle Mittel zu seinem künftigen Unterhalte entziehen können.

Die besten Positivgesetze sind unstreitig immer die, die aus den allgemeinen Grundsätzen des Natur-

rechts fließen, die im Grunde nur Anwendungen und Modifikationen dieser allgemeinen Regel unsrer Rechte und Verbindlichkeiten sind. Es giebt nur zween Fälle, in denen der Gesetzgeber veranlaßt und berechtigt seyn kann, von dieser Regel Ausnahmen zu machen. Diese sind: Billigkeit, und Wohlfarth des Staats, wenn sie beyde mit einander übereinstimmen. Denn obgleich die leztre für sich allein im Falle der äußersten Noth Ausnahmen erfordern kann, so lassen sich doch solche außerordentliche Fälle nicht leicht durch Gesetze bestimmen, und es bleibt in dieser Rücksicht nichts übrig, als fest zu setzen, daß der leidende Theil entschädiget werden müsse. Ausser dergleichen Nothfällen können wegen des gemeinen Bestens durch Gesetze nur solche Verbindlichkeiten eingeführt werden, die wenigstens als unvollkommene Pflichten gedacht werden können, und also der Billigkeit gemäß sind. Es ist eine nur unvollkommene natürliche Pflicht des Sohnes, zu seiner Verheyrathung die Einwilligung seines Vaters zu erwarten. Ein weises Positivgesetz hat das, was der Vater, nur aus Billigkeit verlangen konnte, zum Rechte, die unvollkommene Pflicht zur vollkommenen gemacht. So giebt es, um der Billigkeit willen, dem Sohne den Nachlaß seines Vaters, der, nach dem Naturrechte, demjenigen gehört hätte, der sie zuerst in Besitz genommen hat. Das Naturgesetz verbietet nicht, daß Leute von ungleichem Stande sich heyrathen: aber da dieß Unordnungen im Staate nach sich zieht; so hat es ein weiser Gesetzgeber untersagt. Jeder Sachverständige wird finden, daß diese Grundsätze, durch das ganze Werk, auch da, wo ihre Anwendung schwerer, als in den hier angeführten Beyspielen ist, beynahe überall mit der sorgfältigsten Genauigkeit befolgt sind.

Beson-

Besonders aufrichtend für den Menschenfreund ist diese Bemerkung bey der dritten Abtheilung, wo die Rechte und Verbindlichkeiten zwischen dem Oberhaupte des Staats und den Bürgern bestimmt werden. Hier herrscht ganz der Geist des erhabenen Mannes, der, da ihn von aussen nichts hinderte, der unumschränkteste Despot zu seyn, einen Antimachiavell schrieb, und durch scharfsinnige philosophische Untersuchungen, so wie durch sein Beyspiel, die Fürsten lehrte, daß die Quelle ihrer Rechte nicht ihre Macht, sondern ihre Pflicht sey. Der muthigste Lehrer des deutschen Staatsrechts könnte die landesherrlichen Rechte des kleinsten Reichsgrafen in keine engere Gränzen einschließen, als hier ein unumschränkter Monarch in Ansehung der Seinigen, öffentlich im Angesicht seines Volkes gethan hat. Dieser ganze Theil des Werks ist ächte reine Lehre des allgemeinen natürlichen Staatsrechts, deren öffentliche Erscheinung, in einer solchen Gestalt, vielleicht manchen kleinen Despoten in Verlegenheit, und manchen seiner Räthe, der es für Majestätsverbrechen halten würde, solche Grundsätze dem Willen seines Herrn entgegen zu stellen, in Erstaunen setzen wird.

Unter denjenigen neuen Gesetzen, die ihre Veranlassung in den eigenthümlichen Sitten unsrer Zeiten haben, sind die merkwürdigsten, die Einführung der Ehe zur linken Hand, (in der ersten Abtheilung,) zur Verminderung der zu häufigen Ehelosigkeit, und (in der dritten Abtheilung) die Einführung eines Ehrengerichts, zu Verminderung der Zweykämpfe. Beyde werden wahrscheinlich ihren Zweck nur sehr unvollkommen erreichen. Aber welche Gesetzgebung ist nicht schon an diesen Klippen gescheitert? Wir

müssen das Uebrige von dem Beyspiel der Großen, und von der größern Ausbreitung guter Sitten und wahrer Aufklärung erwarten. Zu Verhütung des Kindermords ist alles gethan, was die Menschlichkeit zur Aufrichtung der verunglückten Frauenspersonen, die in diese Versuchung kommen könnten, fordern kann, ohne die Ausschweifungen der Sinnlichkeit allzusehr zu begünstigen: übrigens aber ist auf dieses, so wie auf andre grobe Verbrechen, die Todesstrafe, wie billig, beybehalten. Wegen des großen Einflusses, den die Ehe auf das gemeine Wohl hat, verdienen besonders die darüber gegebenen Gesetze Aufmerksamkeit. Wenn es auf der einen Seite Pflicht des Staats ist, die Ehe als eine auf Lebenszeit eingegangene Verbindung durch Gesetze zu heiligen: so muß er auch auf der andern dahin sehn, daß ihre Unauflößlichkeit ihr nicht ein allzu abschreckendes Ansehen geben und die Ehelosigkeit vermehren oder die Eheleute selbst verleiten möge, einander ungestraft zu beleidigen, und alle gegenseitige Achtung aus den Augen zu setzen. Beyde Klippen hat man sorgfältig vermieden. Man hat auf den Zweck der Ehe gehörig Rücksicht genommen und die Kinder als das Band betrachtet, welches diese Verbindung unauflößlich macht. Dadurch aber hat man sich nicht verleiten lassen, alles Mitleiden mit dem unglücklichen Ehegatten hinten an zu setzen. Man hat diesem alle Mittel an die Hand gegeben, wodurch der böße Ehegatte gebessert oder in den gehörigen Schranken gehalten werden kann; zuletzt aber doch, wenn alle angewandte Mittel nichts fruchten, die Ehescheidung verstattet. Allein selbst im Falle der Ehescheidung hat der Gesetzgeber alle schlimmen Folgen derselben möglichst zu verhüten gesucht, und besonders für die gemeinschaftlichen Kinder

der Sorge getragen. Was noch an schlimmen Folgen übrig bleibt, fällt mit ganzer Last auf den schuldigen Theil. Deswegen sind Ehescheidungsstrafen festgesetzt, diese aber so weislich bestimmt worden, daß sie ganz der Natur der Sache angemessen sind und zur Schadloshaltung der Kinder und des unschuldigen Theils dienen.

Sehr glücklich hat man den Widerspruch gehoben, der sonst die Ehegesetze verunstaltete. Auf der einen Seite wurde die Versagung der ehelichen Pflicht einer böslichen Verlassung gleich geachtet und der beleidigte Theil mußte also noch ferner die eheliche Pflicht leisten, wofern er nicht die Rechte des unschuldigen Theiles verlieren wollte. Wenn aber der unschuldige Theil die eheliche Pflicht leistete, so wurde auf der andern Seite die vorgängige Beleidigung des andern Theils für erlassen angesehen.

Deswegen ist T. I. S. 528 und 529. verordnet, daß die Verzichtleistung auf die vorgängigen Ehescheidungsgründe nicht aus der bloßen Leistung der ehelichen Pflicht, sondern nur aus einer ein ganzes Jahr hindurch fortgesetzten friedlichen Ehe gefolgert werden sollte.

Unter den Ehescheidungsgründen vermißt Recensent die Veruntreuung, deren sich ein Ehegatte gegen den andern schuldig gemacht hat. Wenn ein Ehemann mehrmals von seiner Ehefrau bestohlen worden, aber die ersten Diebstähle, um seine Ehefrau nicht zu beschimpfen, ungerügt gelassen, so kann ihm wohl nach mehrmaligen Privatversuchen nicht, wie im Fall der liederlichen Wirthschaft zugemuthet werden, seine Ehefrau länger zu behalten, um auf Befehl des Richters neue Versuche zu machen.

Es könnte vielleicht Manchem auffallend seyn, daß ein Codex des Preussischen Privatrechts auch die Rechte und Pflichten des Staats gegen seine Bürger und Einwohner, mithin das, was man gewöhnlich unter dem Staatsrecht versteht, enthält. Aber, da eine jede Sache zwischen dem einzeln Bürger und dem Staat, in Rücksicht des Erstern Privatsache ist, so kann kein Gesetzbuch vollständig seyn, welches nicht zugleich diese Verhältnisse bestimmt. In der Note zum ersten Titel der dritten Abtheilung befindet sich hierüber eine Erläuterung, nach welcher bloß das, was man Staatsverfassung nennt, die nähere Bestimmung gedachter Verhältnisse, (nach ihrer Form, das Verhältniß zwischen Regenten und Landständen, die Einrichtung der Landeskollegien und obrigkeitlichen Aemter ꝛc.) von dem Umfange dieses Gesetzbuchs ausgeschlossen wird.

Es wäre nun noch übrig, von den Mängeln des Werks zu reden. Daß ein Werk dieser Art, bey der unendlichen Menge und Mannichfaltigkeit der Gegenstände, und der Beziehungen, in welchen sie zu betrachten sind, bey seiner ersten Erscheinung nicht ohne Mängel ist, konnte wohl nicht anderst erwartet werden: und daß man diese Mängel ohne Scheu bemerken darf, dafür bürgt die Gestalt in der es dem Publikum vorgelegt worden ist, als ein Entwurf, zu dessen Beurtheilung alle Sachverständige in und außer den Preussischen Staaten, öffentlich aufgefordert sind, der erst von allen Zeitgenossen, denen das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, und die hierzu Einsicht und Muse haben, revidirt, geprüft und beurtheilt, und nach diesen Urtheilen berichtigt und vervollständigt werden soll, ehe er die Kraft eines

Gesetz-

Gesetzbuchs erhält. Aber eben dieser Umstand hält Recensenten ab, sich auf Bemerkungen über einzelne Stellen einzulassen, die ihm nicht ganz deutlich, oder mit dem Ganzen nicht übereinstimmend gnug zu seyn schienen.

Dergleichen Erinnerungen gehören in die Preißschriften, zu deren Einsendung das Publikum aufgefordert worden, würden aber weit über die Gränzen einer Recension führen, die der Plan der A. d. Bibliothek vorschreibt.

Fn.

VI.

Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft von Immanuel Kant. Riga, bey Hartknoch 1786. 8. 158 S. und 1½ Bogen Vorrede.

In der Vorrede zeigt der Verf. den Inhalt, die Absicht und den Nutzen dieser Schrift an. Sie soll das enthalten, was die Vernunft von der Natur der Körper oder der Materie a priori erkennen und apodictisch erweisen kann, denn nur eine Behandlung der Naturlehre verdient nach dem Urtheil des Verf. im eigentlichen Verstande den Namen einer Naturwissenschaft, die alles aus Begriffen und Grundsätzen a priori herleitet und apodictisch darstellt: wo also entweder der allgemeine Begriff der Natur nach den reinen Verstandesbegriffen und Grundsätzen aus ein-

 ander

ander gelegt wird, oder wenn ja ein empirischer Begriff angenommen wird, auf diesen blos eben gedachte Begriffe und Grundsätze angewendet werden. Dieß letzte geschieht nun bey diesen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft, wo ein empirischer Begriff der Materie angenommen, darauf die reinen Verstandesbegriffe nach der vom Verf. entworfenen Tafel der vier Categorien angewendet werden. Der Verf. hält es in manchem Betracht zuträglich, diesen Theil der allgemeinen Metaphysik besonders abzuhandeln, damit man auch hier sehe, wie viel die Vernunft für sich leisten könne, und wo sie anfange, der Erfahrung zu bedürfen, und was der Mathematiker, wenn er seine Wissenschaft auf die Naturlehre anwenden will, von Metaphysik voraussetzen müsse, deren er bey aller der Verachtung welche manche mathematische Physiker gegen die Metaphysik zu äußern pflegen, doch nicht ganz entübrigt seyn könne.

Da der Verf. seine bekannte Eintheilung der reinen Verstandesbegriffe oder der Categorie hier voraussetzt, so waren also die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft unter vier Hauptstücke zu bringen, deren erstes die Bewegung, (denn auf Bewegung schränkt der Verf. sowohl seine vorausgesetzte Definition von der Materie als auch alle Untersuchung derselben hier ein) als ein reines Quantum nach seiner Zusammensetzung, ohne alle Qualität des Beweglichen betrachtet, und Phoronomie von ihm genennt wird; das Zweyte sie als zur Qualität der Materie gehörig, unter dem Namen einer bewegenden Kraft in Erwägung zieht, und daher Dynamik heißt; das Dritte die Materie mit dieser Qualität durch ihre eigene Bewegung gegen einander in Relation

tion betrachtet, und unter dem Namen Mechanik vorkommt; das vierte aber ihre Bewegung oder Ruhe bloß in Beziehung auf die Vorstellungsart oder Modalität, mithin als Erscheinung äußerer Sinne bestimmt und Phänomenologie genannt wird. Der Verf. hat hiebey die mathematische Methode angebracht, oder wie er sich bescheiden darüber ausdrückt, fürs erste nur nachgeahmt, und überläßt es künftigen Bearbeitern dieser Wissenschaft, jene Methode in aller ihrer Strenge, deren er diesen metaphysischen Theil der Naturlehre vollkommen fähig hielt, dabey anzuwenden. Wir wollen uns bemühen sein System in einem kurzen Abriß darzustellen.

Metaphysische Anfangsgründe der Phoronomie. Hier wird Materie das Bewegliche im Raum definirt. Sie selbst die Materie kommt nach ihren Eigenschaften hier gar nicht in Betrachtung und kann allenfalls als ein Punkt betrachtet werden, es ist nur die Rede von der Bewegung in so fern sie ein Quantum, und aus mehrern Bewegungen zusammengesetzt ist. Nächst der Bewegung selbst, welche als die Veränderung des äußern Verhältnisses zu einem gegebenen Raum definirt wird, (so wie Ruhe die beharrliche Gegenwart an demselben Ort ist) ist der Raum ein Hauptbegriff. Dieser wird eingetheilt in den relativen oder empirischen, und in den absoluten oder leeren Raum. Ferner wird so wie die Materie in dem absoluten, als ein Gegenstand der Erfahrung und als bewegt; diese aber als derjenige, worin die Bewegung geschieht und also als unbewegt gedacht. Da bey der Bewegung an sich selbst nur die beyden Momente, Richtung und Geschwindigkeit vorkommen, wovon die letztere allein das Maaß abgiebt, wornach die Quan-

ander gelegt wird, oder wenn ja ein empirischer Begriff angenommen wird, auf diesen blos eben gedachte Begriffe und Grundsätze angewendet werden. Dieß letzte geschieht nun bey diesen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft, wo ein empirischer Begriff der Materie angenommen, darauf die reinen Verstandesbegriffe nach der vom Verf. entworfenen Tafel der vier Categorien angewendet werden. Der Verf. hält es in manchem Betracht zuträglich, diesen Theil der allgemeinen Metaphysik besonders abzuhandeln, damit man auch hier sehe, wie viel die Vernunft für sich leisten könne, und wo sie anfange, der Erfahrung zu bedürfen, und was der Mathematiker, wenn er seine Wissenschaft auf die Naturlehre anwenden will, von Metaphysik voraussetzen müsse, deren er bey aller der Verachtung welche manche mathematische Physiker gegen die Metaphysik zu äußern pflegen, doch nicht ganz entübrigt seyn könne.

Da der Verf. seine bekannte Eintheilung der reinen Verstandesbegriffe oder der Categorie hier voraussetzt, so waren also die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft unter vier Hauptstücke zu bringen, deren erstes die Bewegung, (denn auf Bewegung schränkt der Verf. sowohl seine vorausgesetzte Definition von der Materie als auch alle Untersuchung derselben hier ein) als ein reines Quantum nach seiner Zusammensetzung, ohne alle Qualität des Beweglichen betrachtet, und Phoronomie von ihm genennt wird; das Zweyte sie als zur Qualität der Materie gehörig, unter dem Namen einer bewegenden Kraft in Erwägung zieht, und daher Dynamik heißt; das Dritte die Materie mit dieser Qualität durch ihre eigene Bewegung gegen einander in Relation

tion betrachtet, und unter dem Namen Mechanik vorkommt; das vierte aber ihre Bewegung oder Ruhe bloß in Beziehung auf die Vorstellungsart oder Modalität, mithin als Erscheinung äußerer Sinne bestimmt und Phänomenologie genannt wird. Der Verf. hat hiebey die mathematische Methode angebracht, oder wie er sich bescheiden darüber ausdrückt, fürs erste nur nachgeahmt, und überläßt es künftigen Bearbeitern dieser Wissenschaft, jene Methode in aller ihrer Strenge, deren er diesen metaphysischen Theil der Naturlehre vollkommen fähig hielt, dabey anzuwenden. Wir wollen uns bemühen sein System in einem kurzen Abriß darzustellen.

Metaphysische Anfangsgründe der Phoronomie. Hier wird Materie das Bewegliche im Raum definirt. Sie selbst die Materie kommt nach ihren Eigenschaften hier gar nicht in Betrachtung und kann allenfalls als ein Punkt betrachtet werden, es ist nur die Rede von der Bewegung in so fern sie ein Quantum, und aus mehrern Bewegungen zusammengesetzt ist. Nächst der Bewegung selbst, welche als die Veränderung des äußern Verhältnisses zu einem gegebenen Raum definirt wird, (so wie Ruhe die beharrliche Gegenwart an demselben Ort ist) ist der Raum ein Hauptbegriff. Dieser wird eingetheilt in den relativen oder empirischen, und in den absoluten oder leeren Raum. Ferner wird so wie die Materie in dem absoluten, als ein Gegenstand der Erfahrung und als bewegt; diese aber als derjenige, worin die Bewegung geschieht und also als unbewegt gedacht. Da bey der Bewegung an sich selbst nur die beyden Momente, Richtung und Geschwindigkeit vorkommen, wovon die letztere allein das Maaß abgiebt, wornach die Quan-

tität der Bewegung oder die Summe mehrerer zusammengesetzten Bewegungen in der Phöonomie zu bestimmen ist, so kommt es in dieser Wissenschaft eigentlich darauf an, die Möglichkeit zu zeigen, wie der mathematische Physiker die Quantität zusammengesetzter Bewegungen construiren oder anschaulich machen könne. Diese Möglichkeit zu zeigen, dazu ist der einzige Lehrsatz den die Phöonomie enthält, bestimmt. Der Verf. drückt denselben folgendermaßen aus: die Zusammensetzung zweyer Bewegungen eines und desselben Punkts kann nur dadurch gedacht werden, daß die eine derselben im absoluten Raume, statt der andern eine mit derselben Geschwindigkeit in entgegengesetzter Richtung gehende Bewegung des relativen Raums als mit derselben einerley, vorgestellt wird. Diesen Lehrsatz beweiset nun der Verf. in den drey möglichen Fällen, daß entweder die zwey Bewegungen in eben derselben Linie und Richtung einem und demselben Punkt zukommen; oder, die zwey Bewegungen in gerade entgegengesetzten Richtungen an einem und eben demselben Punkte sollen verbunden werden; oder endlich, da zwey Bewegungen eben desselben Punkts nach Richtungen, die einen Winkel einschließen, verbunden vorgestellt werden. Da die deutliche Vorstellung dieses Beweises Figuren erfordern würde, so kann sie hier nicht gegeben werden; wir merken nur an, daß der V. seine Constructionsmethode zusammengesetzter Bewegungen von den gewöhnlichen mechanischen unterscheidet, wo man nicht, wie es in der Phöonomie geschehen sollte, blos die Summe, sondern (was eigentlich in die Mechanik hingehört,) die vermehrte Wirkung der vereinigten Bewegungen darstellt; folglich alle bisherige Versuche obigen Lehrsatz in seinen drey Fällen zu bewei-

beweisen nur mechanische Auflösungen gewesen. Zuletzt bemerkt der Verf. daß hier die Categorie der Quantität angewandt sey, nämlich wenn man die gedachten drey Theile des allgemeinen phoronomischen Lehrsatzes an das Schema der Eintheilung des Begriffs der Größe halte, werde man bemerken, daß die Lehre der Zusammensetzung der Bewegungen zugleich die reine Größenlehre (Mathesis) derselben sey, und zwar nach allen drey Momenten, die der Raum an die Hand giebt, der Einheit der Linie und Richtung, der Vielheit der Richtungen in einer und eben derselben Linie, endlich der Allheit der Richtungen sowohl als der Linien, nach denen die Bewegung geschehen mag, welches die Bestimmung aller möglichen Bewegung als eines Quantums enthält, wiewohl die Quantität derselben (an einen beweglichen Punkte) bloß in der Geschwindigkeit besteht.

Metaphysische Grundsätze der Dynamik. Hier wird die Materie als das Bewegliche, das einen Raum erfüllt, definirt. Diese dynamische Erklärung des Begrifs der Materie setzt die phoronomische voraus, aber thut eine Eigenschaft hinzu, die sich als Ursache auf eine Wirkung bezieht, nämlich das Vermögen einer Bewegung, innerhalb eines gewissen Raums zu widerstehen. Denn einen Raum erfüllen heißt nichts anders, als allem Beweglichen widerstehen, das durch seine Bewegung in einem gewissen Raum einzudringen bestrebt ist; es wird hier aber nur von dem Widerstande geredet, den die Materie äußert, wenn der Raum ihrer eignen Ausdehnung soll verringert, nicht aber, wenn sie aus ihrem Orte soll vertrieben werden, wovon in der Mechanik gehandelt wird. Hier also wo die Materie als mit thätiger Kraft ausgerüstet,

gerüstet, vorgestellt wird, ist der erste Lehrsatz: die Materie erfüllt einen Raum nicht durch ihre bloße Existenz, sondern durch eine besondere bewegende Kraft. Diese Kraft ist nun zwiefach: Anziehungskraft, die diejenige bewegende Kraft, wodurch eine Materie die Ursache der Annäherung andrer zu ihr seyn kann, oder welches einerley ist, dadurch sie der Entfernung andrer von ihr widerstehet; und Zurückstoßungskraft, oder eine solche wodurch die Materie Ursache seyn kann, andere von sich zu entfernen, oder welches einerley ist, wodurch sie der Annäherung anderer zu ihr widersteht. Nur diese zwey bewegenden Kräfte lassen sich denken. Der Beweis, warum der Materie diese beyden Kräfte zukommen, gründet sich darauf, daß nur mit diesen beyden Kräften versehen die Materie einen bestimmten Raum erfüllen kann; hingegen wenn ihr die eine fehlte, in einen Punkt zusammenschwinden, oder wenn ihr die andere mangelte, sich ins unendliche Leere zerstreuen würde. Die übrigen Lehrsätze der Dynamik sind noch folgende: Die Materie erfüllt ihren Raum durch repulsive Kräfte aller ihrer Theile d. i. durch eine ihr eigene Ausdehnungskraft, die einen bestimmten Grad hat, über den kleinere oder größere ins Unendliche können gedacht werden; woraus folgt, daß alle Materie ursprünglich elastisch ist. — Die Materie kann ins Unendliche zusammengedrückt werden, aber niemals von einer Materie, wie groß auch die drückende Kraft derselben sey, durchdrungen werden, d. h. eine Materie kann nie in ihrer Bewegung eine andere durchdringen, oder durch Zusammendrückung den Raum ihrer Ausdehnung völlig aufheben. — Die Materie ist ins Unendliche theilbar, und zwar in Theile, deren jeder wiederum Materie ist. Der

Beweis,

Beweis, den der Verf. von diesem Lehrsatz giebt, stützt sich nicht blos, wie er gewöhnlich geführt wird, auf die unendliche Theilbarkeit des Raums, sondern soll ganz eigentlich gegen die physischen Monadisten gerichtet seyn. In einer Anmerkung wird der Streit der Mathematiker und Metaphysiker über diesen Lehrsatz erklärt, und die Leibnitzische Auflösung dieses Streits als die richtige angegeben. — Die Möglichkeit der Materie erfordert eine Anziehungskraft, als die zweyte wesentliche Grundkraft derselben — In der Anmerkung zeigt der Verf. sehr gut, warum man nicht die Anziehungskraft, sondern die Widerstehungs- oder Ausdehnungskraft gegründete Undurchdringlichkeit, zur ersten Grundkraft oder zum ersten Kennzeichen der Materie machte. — Durch bloße Anziehungskraft ohne Zurückstoßung ist keine Materie möglich. — Die aller Materie wesentliche Anziehung ist eine unmittelbare Wirkung auf andere durch den leeren Raum. Folglich wirkt die Materie vermöge dieses Lehrsatzes in distans, und Berührung ist nicht dazu nothwendig, weil die Berührung allererst eine Folge der Anziehungskraft aber keine vorläufige Bedingung ihrer Wirkung ist. Hiemit hängt nun auch dieser Lehrsatz zusammen: Die ursprüngliche Anziehungskraft, worauf selbst die Möglichkeit der Materie als einer solchen beruhet, erstreckt sich in Weltraum von jedem Theil derselben auf jeden andern unmittelbar ins Unendliche. Die Wirkung von der allgemeinen Anziehung, die alle Materie auf alle und in allen Entfernungen unmittelbar äußert, heißt die Gravitation; die Bestrebung in der Richtung der größern Gravitation sich zu bewegen, heißt die Schwere. Zuletzt läßt uns der Verf. bemerken, daß in der Dynamik zuerst das

Reelle

Reelle im Raum (sonst genannt das Solide) in der Erfüllung desselben durch Zurückstoßungskraft; zweytens das, was in Ansehung des erstern, als des eigentlichen Objects unsrer äußern Wahrnehmung, negativ ist, nämlich die Anziehungskraft, durch welche so viel an ihr ist, aller Raum würde durchdrungen, mithin das Solide ganz aufgehoben werden; drittens die Einschränkung der ersten Kraft durch die zweyte, und die daher rührende Bestimmung des Grades einer Erfüllung des Raums in Betrachtung gezogen, mithin die Qualität der Materie unter den Titeln der Realität, Negation und Limitation, so viel es einer metaphysischen Dynamik zukömmt, vollständig abgehandelt worden.

Metaphysische Grundsätze der Mechanik. Hier ist Materie das Bewegliche, so fern es eine bewegende Kraft hat. Dieses ist die dritte Definition einer Materie. Die blos dynamische konnte die Materie auch in Ruhe betrachten, in der Mechanik hingegen wird die Kraft einer in Bewegung gesetzten Materie betrachtet, um diese Bewegung einer andern mitzutheilen. Alle mechanische Gesetze setzen die dynamischen voraus. Dieser Haupttheil hat folgende vier Lehrsätze: Die Quantität der Materie kann in Vergleichung jeder andern nur durch die Quantität der Bewegung geschätzt werden. — Erstes Gesetz der Mechanik: Bey aller Veränderung der körperlichen Natur bleibt die Quantität der Materie im Ganzen dasselbe, unvermehrt und unvermindert. Zum Beweise wird aus der allgemeinen Metaphysik der Satz, daß bey allen Veränderungen der Natur keine Substanz weder entstehe noch vergehe, zum Grunde gelegt, und hier nur dargethan, was in der

Materie

Materie die Substanz sey, nämlich das Bewegliche. — Zweytes Gesetz der Mechanik: alle Veränderung der Materie hat eine äußere Ursache. (Ein jeder Körper beharrt in seinem Zustande der Ruhe oder Bewegung in derselben Richtung und mit derselben Geschwindigkeit, wenn er nicht durch eine äußere Ursache genöthigt wird, diesen Zustand zu verlassen.) So wie alle Veränderung eine Ursache haben muß, so wird hier nur von der Materie bewiesen, daß ihre Veränderung (da sie als ein lebloses Ding keiner innern Selbstbestimmung fähig ist) jederzeit eine äußere Ursache haben müsse. Dieß ist, wie der Verf. bemerkt, das lex inertiae, und nur dieß mechanische Gesetz müsse so genannt werden, hingegen das Gesetz der einer jeden Wirkung gleichen Gegenwirkung könne diesen Namen nicht führen, denn dieser sagt, was die Materie thut, jenes aber nur, was sie nicht thut, welches dem Ausdruck Trägheit besser angemessen sey; daher könne auch die Trägheit als bloße Leblosigkeit nicht ein positives Bestreben seyn, seinen Zustand zu erhalten — Drittes mechanisches Gesetz: In aller Mittheilung der Bewegung sind Wirkung und Gegenwirkung einander allezeit gleich. Beym Beweise dieses Gesetzes wird aus der allgemeinen Metaphysik der Satz entlehnt, daß alle äußere Wirkung in der Welt Wechselwirkung sey; hier wird nun bewiesen, daß diese Wechselwirkung zugleich Gegenwirkung (reactio) sey, und daß beyde jederzeit gleich seyn müssen. Dieser Beweis scheint übrigens einige Schwierigkeiten zu haben, die sich aber ohne große Weitläuftigkeit und ohne Zeichnungen nicht wohl vorstellig machen lassen. Der V. bemerkt, daß Newton sich nicht getrauete, dieß Gesetz der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung, a priori zu beweisen,

sen, sondern sich auf die Erfahrung berief, welchem zu gefallen andre eine besondere Kraft der Materie unter dem von Kepler zuerst angeführten Namen der Trägheitskraft in die Naturlehre einführten, und also im Grunde auch von der Erfahrung ableiteten. Von diesen drey Gesetzen der allgemeinen Mechanik bemerkt nun der Verf. noch zuletzt, daß man sie schicklicher so benennen könne: das Gesetz der Selbstständigkeit, der Trägheit, und der Gegenwirkung der Materie, bey allen Veränderungen derselben; und daß mithin die gesamten Lehrsätze dieser Wissenschaft den Categorien der Substanz, der Caussalität und der Gemeinschaft, sofern diese Begriffe auf Materie angewandt werden, genau entsprechen.

Metaphys. Anfangsgründe der Phänomenologie. Hier ist Materie das Bewegliche, sofern es als ein solches, ein Gegenstand der Erfahrung ist. Bewegung ist, so wie alles, was durch Sinne vorgestellt wird, nur als Erscheinung gegeben; damit ihre Vorstellung Erfahrung werde, wird noch erfordert, daß etwas durch den Verstand gedacht werde, nämlich zu der Art, wie die Vorstellung dem Subjecte inhärirt, noch die Bestimmung eines Objects durch dieselbe. Also wird das Bewegliche, als ein solches, Gegenstand der Erfahrung, wenn ein gewisses Object (hier also ein materielles Ding) in Ansehung des Prädicats der Bewegung als bestimmt gedacht wird. Nun ist aber Bewegung Veränderung der Relation im Raume. Es sind also hier immer zwey Correlata, deren einem in der Erscheinung erstlich eben so gut, wie dem andern die Veränderung beygelegt, und dasselbe entweder oder das andre bewegt genannt werden kann, weil beydes gleichgültig ist, oder zweytens,

deren

deren eines in der Erfahrung mit Ausschließung des andern als Bewegt gedacht werden muß, oder drittens, deren Beyde nothwendig durch Vernunft, als zugleich Bewegt vorgestellt werden müssen. In der Erscheinung, die nichts als die Relation in der Bewegung (ihrer Veränderung nach) enthält, ist nichts von diesen Bestimmungen enthalten; wenn aber das Bewegliche als ein solches, nämlich seiner Bewegung nach, bestimmt gedacht werden soll, d. i. zum Behuf einer möglichen Erfahrung, ist es nöthig die Bedingungen anzuzeigen, unter welchen der Gegenstand (die Materie) auf eine oder die andere Art durch das Prädicat der Bewegung bestimmt werden müsse. Die Lehrsätze der Phänomenologie sind folgende: Die gradlienigte Bewegung einer Materie in Ansehung eines empirischen Raums, ist zum Unterschiede von der entgegengesetzten Bewegung des Raums, ein blos mögliches Prädicat. Eben dasselbe in gar keiner Relation auf eine Materie ausser ihr, d. i. als absolute Bewegung gedacht, ist unmöglich. Dieser erste Lehrsatz bestimmt die Modalität der Bewegung in Ansehung der Phoronomie — die Kreisbewegung einer Materie ist zum Unterschiede von der entgegengesetzten Bewegung des Raums ein wirkliches Prädicat derselben, dagegen ist die entgegengesetzte Bewegung eines relativen Raums statt der Bewegung des Körpers genommen, keine wirkliche Bewegung des letztern, sondern wenn sie dafür gehalten wird, ein bloßer Schein. (d. i. Irrthum.) Dieser zweyte Lehrsatz bestimmt die Modalität der Bewegung in Ansehung der Dynamik; denn eine Bewegung, die wie die Kreisbewegung nicht ohne den Einfluß einer continuirlich wirkenden äußern Ursache statt finden kann, beweiset mittelbar oder unmittelbar

ursprüngliche Bewegkräfte der Materie, es sey der Anziehung oder der Zurückstoßung und also auch wirkliche Bewegung derselben. — In jeder Bewegung eines Körpers, wodurch er in Ansehung eines andern Körpers bewegend ist, ist eine entgegengesetzte gleiche Bewegung des letztern nothwendig. Dieser dritte Lehrsatz bestimmt die Modalität der Bewegung in Ansehung der Mechanik, und so ist es klar, daß diese drey Lehrsätze die Bewegung der Materie in Ansehung ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, mithin in Ansehung aller dreyen Categorien die Modalität bestimmen.

Zuletzt stellt der Verf. noch einige Betrachtungen über den leeren Raum an, dessen Entbehrlichkeit zur Erklärung der Natur und Möglichkeit der Bewegung er wenigstens sehr scharfsinnig, wo nicht ganz entscheidend, darzuthun bemühet ist, und wenigstens eine hypothetische Beantwortung jener Frage giebt: Comment tout étant plein, tout a pu se mouvoir? Auch sind in den Anmerkungen manche sehr der Prüfung würdige Gedanken oder Muthmaßungen über den Grund der specifischen Verschiedenheit der Materie, über die lebendigen und todten Kräfte u. s. w. angebracht, wodurch diese Schrift, so wie durch ihren Hauptinhalt, allen Denkern sehr schätzbar wird.

Rl.

VII. Neue

VII.

Neue Beyträge zur Natur- und Arzneywissenschaft, herausgegeben von C. G. Selle, d. A. W. D. und Prof. Arzt des Charitehauses und Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Dritter Theil. Berlin, bey Mylius 1786. 185 S. in gr. 8.

Nach einem Zwischenraum von drey Jahren, die seit der Herausgabe des zweyten Theils (A. d. Bibl. B. LXX. St. I.) verflossen sind, glaubte man beynahe, die Hoffnung zur Fortsetzung dieses nützlichen Werks aufgeben zu müssen. Die zeitige Anzeige eines neuen Theils wird daher manchem Leser dieser Bibl. willkommen seyn.

Einen ansehnlichen Beytrag machen dießmal die chemischen Versuche und Bemerkungen des aus andern Schriften bereits rühmlich bekannten Herrn Hurmbstädt's aus. Sie betreffen die (von Priestley Vers. und Beob. Th. 4. S. 160. wie es scheint, zuerst entdeckte) wohlfeilste (auch bequeme und in andern Rücksichten vorzuziehende) Bereitung der (reinsten) dephlogistisirten Luft (aus Braunstein, mit oder ohne Vitriolsäure: jenes ist ergiebiger) und (Vorschläge zu ihrer) Anwendung in Krankenhäusern: die Bereitung der Extrakte. Rüge der unverzeihlichen Sorglosigkeit, womit die Schaar gemeiner Apotheker hiebey zu Werke geht; Begriffe, was ein solches Präparat eigentlich sey oder seyn solle;

Vorschriften dazu. Mit Recht bringt der Verf. darauf, alles Kochen bey solchen Operationen so viel möglich zu vermeiden, keine kupferne oder eiserne Gefäße zu nehmen: jene nicht, weil sie offenbar schädlich sind, diese nicht, weil das Eisen mit der scharfen Säure, die, nach des Verf. Versuchen, in vielen vegetabilischen Stoffen wirklich vorhanden ist, obwohl sie nicht allemal salzig, vielmehr zuweilen süßlich schmecken, Verbindungen eingeht, die bey der reinen concentrirten Substanz, welche ein Extract darstellen soll, wenigstens zweckwidrig sind, und die Wirkungen verändern. Gefäße von Zinn seyn unschädlich. Das Schreckbild, das man wegen der Vermischung dieses Metalls mit Arsenik hiebey aufzustellen pflegt, verscheucht der Verf. durch Bayen's Gründe (A. d. Bibl. B. LX. St. II. S. 454.). Von der übrigens sehr empfehlungswerthen Methode selbst, nach welcher Hr. H. bey Fertigung der Extracte verfährt, läßt sich hier nichts ausziehen. Ueber die Bereitung des versüßten Quecksilbersublimats. Die Vorschriften in den Apothekerbüchern über die Menge des laufenden Quecksilbers, das dem ätzenden Sublimat zu seiner Milderung zugesetzt werden muß, ergeben durch ihre Verschiedenheit, daß sich auf die Weise kein durchaus gleichartiges süßes Quecksilber erhalten lasse, und daß der scharfe Sublimat bald mehr bald weniger Salzsäure bey sich führen müsse. Hr. H. erwähnt hiebey auch der Versetzung desselben mit Arsenik. Recens. hat das schon oft, auch von den Mitteln manches gelesen, wodurch man diesen allerdings sehr schädlichen Zusatz entdecken könne; ist aber dennoch bey sich ungewiß geblieben, ob dem wirklich so sey, weil sich nicht leicht einsehen läßt, wie der Arsenik gerade hierher komme. Es war ihm daher angenehm, vor

einiger Zeit in Demachy's Laborant im Großen, nach Hahnemann's Uebersetzung B. 2. S. 151 f. wo Barchusen als Urheber dieser Anschuldigung angegeben wird, ähnliche Zweifel zu finden; noch angenehmer aber würde es ihm seyn, wenn ein Chemist entscheidende Versuche hierüber anstellen möchte. — Scheele's Methode giebt zwar ein gutes süßes Quecksilber, doch nicht in gehöriger Menge, auch nicht ganz fehlerfrey: besser ist das Verfahren, das Herr Wiegleb zu der Bereitung des weißen Quecksilberpräcipitats vorgeschlagen, und der Verf. in etwas verbessert hat; am besten aber die Fertigung auf dem trocknen Wege, die zweymalige Sublimation nämlich einer Mischung von vitriolsaurem Quecksilber mit lebendigem Quecksilber und abgeknistertem Kochsalze. Beschreibung einer seifenhaltigen Spießglastinktur, aus der sich Schwefel und Regulus durch Säuren herstellen läßt. Der Verf. hat alle bekannte Arten sorgfältig nachgemacht und chemisch untersucht, nie aber gefunden, was er zu suchen berechtigt war. (Von der Jacobischen zeigte das Hr. Heyer in dem Crellischen Journale neulich auch.) Eine Unze der hier beschriebenen enthält zwölf Gran Spießglaskönig und drey und zwanzig Gran Schwefel. Die metallischen Theile sind mit der (Mandelöl-) Seife so darin verhüllt, daß erst 70—80 Tropfen davon bey dem Verf. ein schwaches Erbrechen, geringere Dosen hingegen nur ein gelindes Laxiren oder Schweiß erregten. Ein Soldat, der einige venerische Beulen hatte, genaß in vierzehn Tagen, nachdem er täglich dreyßig Tropfen davon bekommen hatte. — Traurig ist es doch, wenn Hr. H. den Aerzten erst sagen muß, daß sie mit dieser Tinktur keine freyen Säuren mischen sollen, wie er verschiedentlich gesehen hat! — Die

Zerlegung eines krystallischen Gallensteins gab Zuckersäure, Kalcherde und harzige Bestandtheile. Hr. H. fragt: ob nicht das krystallinische Ansehen dieser Steine blos auf dem größern Gehalt an Säure beruhe? — Das Proustische Perlsalz (wir wollen das gleich mitnehmen, obwohl dieser Aufsatz erst am Ende dieses Theils vorkömmt) benutzt Hr. H. dadurch zur Bereitung der Phosphorsäure, daß er es mit Vitriolsäure digerirt, und die von den dadurch erstandenen Glaubersalzkrystallen abgegossene Flüßigkeit in einem Tiegel zwischen Kohlen fließen läßt. Hiebey entweicht alle Vitriolsäure, und die des Phosphors fließt zum Glasähnlichen in reinem Wasser leicht auflößbaren Körper.

Unter der Aufschrift medicinische Bemerkungen liefert Hr. Selle selbst Folgendes: 1) Vom bößartigen Fieber. Außer einigen andern Bemerkungen, z. B. über den Gebrauch ausleerender Mittel im zweyten Zeitraume dieses Fiebers, die Krankheitsgeschichte des Verf. 2) Sehr gute Cautelen beym Gebrauch der Chinarinde in anhaltenden Fiebern. Rec. kann hier nur die große Wahrheit ausziehen: man könne mit ihr in diesen Krankheiten leichter schaden, als mit allen übrigen gewöhnlichen Mitteln, und Anfänger in der Kunst sollten daher hiebey lieber zu wenig als zu viel thun. 3) Von dem beträchtlichen Nutzen warmer Bäder in anhaltenden (besonders Nerven-) Fiebern. 4) Vom bößartigen Schlagflusse. Was Rec. bey sich oft dachte, und andern unbefangenen, aufmerksamen Aerzten ebenfalls nicht entgangen seyn kann, obgleich man es sich vielleicht nicht allemal hell genug und im Ganzen vorstellen mochte, die nahe Verwandschaft, nämlich mancher Schlagflüsse mit Nervenfiebern, und das Wahre und

Vorzügliche in dem Gesichtspunkte, die Apoplexien als fieberhafte Krankheiten zu betrachten, und sie als solche in ähnliche Klassen zu ordnen: das trägt der Verf. hier zwar kurz, aber als das Resultat wiederholter Erfahrungen vor. Nicht minder wichtig ist der Aufsatz 5) vom Kindbetterinnenfieber. Zuerst vier Krankheitsgeschichten, sämtlich mit der Leichenöffnung, sodann das, von einem andern Rec. (A. d. Bibl. B. LXX. St. I. S. 17.) bereits gewünschte Resultat der chemischen Untersuchung einer übelriechenden, ganz unveränderten Milch ähnlichen Feuchtigkeit, die aus der Höhle des Unterleibes Eines dieser Leichname genommen war, vom Hrn. Hurmbstädt, das so lautet: „Die — — Feuchtigkeit ist „eine noch vollkommene Milch, mit flüchtigem Alka„li überladen. Fixes Alkali entband ersteres sehr „leicht daraus, da hingegen durch Zusatz von Säu„ren sogleich eine Trennung erfolgte, und sich die kä„sichten und butterichten Theile von einander sonder„ten." — Mancher Leser möchte hier, wie Rec. ein genaueres Detail der angestellten Versuche erwartet, und ihre Wiederholung an verschiedenen Flüßigkeiten der Art, zu mehrerer Ueberzeugung gewünscht haben. — Zuletzt, mit Hinsicht, und wie ich mir getraue hinzuzusetzen, mit einer dem Verf. rühmlichen, weisen Benutzung einiger neuerdings dagegen gemachten Einwürfe, die summarische Darstellung des Begriffs, den sich Hr. S. von der Natur dieser Krankheit macht. Dem zufolge besteht ihre materielle Ursache, ihr Wesen, ihre Natur in einer Anhäufung und Austretung milchartiger, oder wie sie im Verfolge auch bestimmt werden, mit scharfer und zurückgetriebener Milch sehr oft vermischter, verdorbener, lymphatischer, entweder schon einmal als Milch abgesonderter, oder doch zu diesem Behuf bestimmter,

 milch-

milch- und eiterartige Feuchtigkeiten in den Eingeweiden des Unterleibes, hauptsächlich in den innern Geburtstheilen, und in dem Bauchfelle und dessen Fortsätzen; veranlaßt, bey dem zur Zeit des Kindbettes obwaltenden genauen Zusammenhange des lymphatischen mit dem Milchsystem, durch mancherley und sehr verschiedene Zwischenursachen (als epidemische Constitution, Affekten, plötzliche Erkältung, Entzündung.) — Eine Bemerkung müssen wir noch nachholen. Die in dieser Krankheit empfohlene Brechwurzel findet nur da statt, wo die Gelegenheitsursache eine in den ersten Wegen befindliche Schärfe ist. Es giebt Falle, sagt der Verf. besonders unter den sporadischen, wo sie gewiß nachtheilig ist, und wo überhaupt, wie mich traurige Erfahrungen gelehrt haben, Ausleerungsmittel der ersten Wege, den Absatz der milchartigen Feuchtigkeiten im Unterleibe befördern. Dieß zur Warnung für Aerzte, die aller Orten Gallenstoff wittern, und deren es itzt viele geben soll, wie man hier und da überlaut jammert, als läge die Kunst nur an dem Auswuchse siech! 6) Von der Wirkung der Belladonna. Ein Frauenzimmer, das bey einem noch nicht ganz gebrochenen Faulfieber, wobey die Kranke umher gieng, wahrscheinlich sich erkältet hatte, und plötzlich einen apoplektischen Anfall mit Verlust der Sprache erlitt, bekam diese durch fünf Gran von der Wurzel, nach vorausgegangenem starken Schweiße wieder, und besserte sich von Stund an. Vermuthlich sey noch Fieberschärfe im Körper gewesen, die sich auf die Nerven der Sprachorgane gelegt hatte, und durch das Mittel in Bewegung gesetzt wurde. Mit weit weniger bestimmtem und erwünschten Erfolge wirkte die Belladonna in krampfigten, paralytischen und epileptischen Zufällen: die letztgenannten kamen oft nach einigen

Mona-

Monaten wieder. Bey einer Amaurosis nach einem abgeschnittenen Weichselzopf half sie so wenig als eine Menge anderer Mittel. Ueberhaupt könne sie in Fällen, wo die Krankheit mehr von widernatürlichen Reizbarkeit der Nerven oder von Localursachen herrührt, keine Heilkräfte beweisen. 7) Von einem tödtlichen Erbrechen, bey einer Frau, höchstwahrscheinlich durch eine fehlerhafte Beschaffenheit der Nieren, vielleicht durch die Schwangerschaft, als Gelegenheitsursache veranlaßt; — bey einem Manne 8) durch Gallensteine bewirkt. 9) Von einer durch den Biß eines erboßten Hundes verursachten Raserey: wahre Wasserscheu war es nicht. Die Resultate: daß auch der Biß eines nicht wirklich tollen Hundes gefährlich, und der giftige Geifer eines tollen Hundes nicht ein Theil einer besondern Krankheitsmaterie (woran Rec. auch immer gezweifelt hat,) sondern nur Folge der mit der Krankheit verbundenen Wuth und Raserey sey. 10) Von der Aetiologie der Krätze urtheilt Hr. S. ohngefähr wie Rec. als er die neuerliche Schrift des Hrn. Wichmann's darüber las, für sich ebenfalls that. Es scheine nämlich bey dieser Krankheit hauptsächlich auf eine besondere Beschaffenheit der Haut, und der in ihr enthaltenen Flüßigkeiten anzukommen, ohne welche die Erzeugung der Krätzmilben nicht statt finde, so wie im Gegentheil bey einer solchen Disposition die Krätze auch nicht eher zum Vorschein komme, als bis sich diese Insekten erzeugt haben. — Nur wäre Rec. noch begierig zu wissen, wie der Verf. sich diese Erzeugung eigentlich denke. — — Demnach müsse man auch, um aller praktischen Gefahr bey dieser Theorie vorzubeugen, in der Kur mehr auf die prädisponirende, als auf die Gelegenheitsursache sehen, weil jene eigentlich das sey, was durch sein Zurücktreten schädlich, und

 durch

durch seinen Ausbruch kritisch werden kann. (Der Ausdruck Zurücktreten scheint in dieser Verbindung zumal etwas unbequem oder doch einer nähern Bestimmung fähig zu seyn. Wie wenn man sich die Sache als eine den Umständen nicht angemessene, verkehrte (z. B. zu plötzliche, allgemeine) Alteration einer solchen Hautbeschaffenheit vorstellte, die in vielen, vielleicht in den meisten Fällen eine Art von Krampf, widernatürliche Zusammenziehung oder dergleichen seyn, und den nachtheiligen Rück- oder Uebergang gewisser durch die vorhergegangene Hautkrankheit verdorbener Feuchtigkeiten in die Blut- oder eine andere cirkulirende Flüßigkeitsmasse ohngefähr so zur Folge haben kann oder wirklich hat, als man es bey gewissen Affekten, Furcht, Schrecken u. s. w. wahrnimmt? — Auf die Art ließen sich auch die getheilten Meynungen der Aerzte, von denen der größere Theil sich die Sache blos oder hauptsächlich aus den Säften, ein anderer mehr aus den festen Theilen oder den Nerven allein erklären will, näher vereinigen, und die Umstände, die bey gewissen Fortpflanzungs- und Curmethoden, wie auch die Erscheinungen, die beym Verschwinden und bey der Wiederherstellung der Krätze vorzukommen pflegen, und mit einer von jenen Meynungen, jede für sich genommen, nur zum Theil vereinbar sind, füglicher zusammenreimen und erklärlich machen.) — 11) Die Anzeige (der Erweiterungen und Zusätze zu) der zweyten Auflage der Pyretologie des Verf. mit einigen Erläuterungen kann hier nur der Aufschrift nach erwähnt werden, so wie die darauf folgende musterhaft geschriebene 12) Krankheitsgeschichte des höchstsel. Königs von Preussen Friedrich des Zweyten Majestät, da diese auch besonders gedruckt und einzeln zu haben ist.

Atr.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Für Christenthum, Aufklärung und Menschenwohl, von D. Wilh. Friedrich Hufnagel, Lehrer der Theologie. I Heft. Erlangen, bey Palm 1786. $5\frac{1}{4}$ Bogen in kl. 8. in einem rothen Umschlage. II Heft $5\frac{1}{2}$ Bogen.

Der Verfasser will, wie er selbst sagt, durch diesen Titel bloß die Mannichfaltigkeit des Inhalts angeben. Seine Schrift soll ein Repertorium für einzelne Gedanken und Aufsätze seyn, welche der Mißverständnisse weniger machen; Wahrheiten, die noch immer als gefährlich verschrieen sind, in ihrer Wohlthätigkeit darstellen, und ohne gelehrte Form nicht bloß für eine Leserklasse bearbeitet sind. Der Wunsch sey doch sehr natürlich, nach so vielem Prüfen des Christenthums, die Resultate fürs Herz zu sammlen. Gegen die gute Absicht des Verf. ist wohl nichts einzuwenden. Man kann auch nicht leugnen, daß diese beyden vorliegenden Hefte derselben großentheils entsprechen.

In dem ersten Hefte findet sich 1) ein Aufsatz über die Reinheit der christlichen Lehre und ihre Prüfung überhaupt. Hier wird sehr wohl gezeigt, daß die Reinheit des Glaubens, auf die Reinheit des Lebens zu gründen und weniger Werth darauf zu setzen sey, gewisse Glaubenssätze mit der Menge für wahr zu halten, als darauf, die reinste Lehre mit der reinsten Tugend zu bekennen. Die Beweise der reinen Lehre müsse man ganz in ihr selbst finden, und nicht schließen: Christus ist Gottes Sohn, also ist seine Lehre Wahrheit,

heit, sondern Wahrheit, wie sie die Welt noch nicht hatte, lehrte Jesus, und darum ist sein Wort, Wort von Gott. Dieses letztere scheint wohl etwas mehr zu sagen als der Verf. eigentlich sagen will, da er in dem vorhergehenden behauptet, daß man die Wunderwerke nicht ganz verwerfen könne. II. **Etwas zur Beherzigung für Eltern, Erzieher und Kinderfreunde.** Dieses Etwas betrift die Frage, ob es gut und nothwendig sey, Kinder über die eigentliche Art der Erzeugung des Menschen zu belehren, in der Absicht sie vor der Unkeuschheit zu bewahren? Diese Frage wird vornehmlich aus dem medicinischen Magazin des Hrn. **Kahn** beantwortet, und wie billig weder gerade hin bejahet noch verneinet. Im Ganzen genommen neigt sich der Verf. aber doch mehr zur Verneinung derselben. III. **Literatur.** Unter dieser Rubrik sollen theils kürzere theils ausführlichere Nachrichten, von den wichtigsten Schriften für und wider das Christenthum, geliefert werden. Zuerst kommt hier vor eine kurze Recension der Schrift Hierokles, oder Prüfung und Vertheidigung der christlichen Religion von **Michaelis, Semler, Leß** und **Freret.** Diese Schrift wird sehr getadelt, dagegen aber eine andere, nämlich kurze Revision der wichtigsten Religionslehren in Aphorismen, empfohlen. Indessen die erstere verdiente wohl nicht bloßen Tadel, sondern vernünftige Widerlegung, wenn auch nur des Hauptsächlichsten.

Im zweyten Hefte stehet IV. die Beantwortung der Frage: **wie lehret man Kinder das sechste Gebot ohne sie mehr zu lehren als sie wissen sollen**, Unschuld, Gesundheit und Leben gegen alle Versuchung zu sichern. Sehr richtig wird hier bemerkt, daß dieses Gebot ganz aus der Kindermoral wegbleiben sollte, weil es für Kinder nicht gehöret. Indessen da einmal der Unterricht nach den 10 Geboten in Schulen der gewöhnliche ist, so macht der Verf. einen doppelten Versuch, dieses Gebot jungen Kindern ohne Schaden zu erklären, der sehr gut gerathen ist. V. **Eine Anfrage an alle Verehrer Jesu.** Sie betrift die Worte in der Lütherschen Liturgie, das | ist | der **wahre** Leib, das ist das **wahre** Blut Jesu Christi, wo der Verf. das Wort **wahre**, weil es doch nicht in der Bibel stehet, nur an ärgerliche Streitigkeiten erinnert, und die Trennung zwischen Protestanten befördert, weggelassen haben will. Und wer wird ihm nicht

hierin

hierin recht geben? Wenn er aber der Meynung ist, daß dadurch der Reformirte eher geneigt gemacht werden würde, mit dem Lutheraner gemeinschaftlich das Abendmahl zu halten: so scheint er nicht gewußt zu haben, daß eben dieses Wort (wahre) in der reformirten Lithurgie auch stehet, und folglich wohl dem Reformirten nicht anstößig seyn kann. Und da nun diese Frage doch eigentlich an die Lutheraner gerichtet ist, so sollte auch wohl die obige Rubrik etwas anders lauten. VI. Literatur; die bekannten vertrauten Briefe über die Religion werden hier mit vieler Wärme bloß gelobet, ohne Rücksicht auf die Erinnerungen die gegen einzelne Stellen so bitter gemacht worden sind. Dieß fällt nun besonders auf, da der Verf. so gar einige dieser Stellen zum Beweise seines Lobes anführt.

Am auffallendsten ist indessen doch die Anmerkung, welche sich von der 122 bis 131 Seite im zweyten Hefte erstreckt, und die äussere Ehrerbietung der Protestanten gegen die katholische Monstranz betrifft. Man sollte kaum glauben, daß ein Mann so unüberlegt in den Tag hineinschwatzen könne, der noch kurz zuvor so gesund und richtig geurtheilt hatte.

Es soll Intoleranz seyn, wie der Verf. glaubt, wenn sich der Protestant den Vorwurf macht, seinen Glauben zu verläugnen, wenn er vor der Monstranz die Kniee beuget. Was er hier für einen Begriff von der Toleranz hat, begreife ich nicht. Es kann Irthum, Aberglaube, Vorurtheil oder so etwas, wenn man will seyn, aber Intoleranz ist es doch sicher nicht. Es kann aber auch der Protestant andere sehr vernünftige Ursachen haben, warum er der Monstranz eine solche Ehrerbietung nicht erweisen will. Die Toleranz gehet ja nicht so weit, daß sie mich verpflichtet einen fremden Religionsgebrauch zu beobachten. Denn was ist das Kniee beugen hier anders als ein religiöser Gebrauch der Katholiken? Der Verf. nennt es freylich eine äussere landesübliche durch Gesetze bestimmte Ehrerbietung, aber ich möchte wissen mit welchem Rechte. Das Knieebeugen vor der Monstranz ist ja in keinem Lande ausschließungsweise üblich, sondern in denjenigen Ländern wo die katholische Religion die herrschende ist, mithin ist es auch keine Landessitte. Es ist auch durch keine Landesgesetze, sondern durch die Gesetze der Kirche befohlen, das heißt, durch die Bullen der Päbste und die Schlüsse der Concilien. Wer also die Kniee nicht beugen will,

handelt

handelt gegen kein Landesgesetz, sondern gegen ein Gesetz der katholischen Kirche, was den Protestanten nicht angehrt. Und gesetzt es sey auch irgendwo ein solches Landesgesetz vorhanden, so verbindet es nicht, wie der Verf. wieder sehr unüberlegter Weise sagt, einen jeden zum Gehorsam der es kennt, sondern nur einen jeden Katholiken. Glaubt nun der Protestant in Lebensgefahr zu seyn, wenn er auf freyer Straße oder in einer katholischen Kirche in einem erzkatholischen Lande bey einer Procession mit der Monstranz, dieses Gesetz oder diese katholische Sitte übertritt, so thut er klug sich nach den Umständen zu fügen, wie Leibniz bey einer ähnlichen Gelegenheit gethan haben soll. Aber er ist dazu keinesweges aus dem Grunde verpflichtet, weil er den Landesgesetzen gehorchen, und sich nach der Landessitte richten muß, sonst wäre ein Christ wenn er nach Constantinopel kommt, auch verpflichtet, sich beschneiden zu lassen, oder doch einen Harem zu halten, um nicht für intolerant gehalten zu werden. Sonderbar ist es, was der Verf. dem Lavater nachsagt, es sey doch immer Jesus den man verehre, man möge nun durch Nennung seines Namens oder durch die Monstranz, (oder auch durch ein Crucifix) an ihn erinnert werden. Aber ist es denn gleichgültig wie man Jesum verehret? Wenn dieser Grund des Verf. gelten soll, so haben wir wieder den tollsten Aberglauben in der protestantischen Kirche, der je in Klöstern und Mönchszellen ausgebrütet worden ist, so laßt uns nur gleich wieder den Rosenkranz in die Hand nehmen, nach den Crucifixen greifen, und die katholische Messe hören — es wird ja doch immer Christus dadurch geehret. Wie kann also der Verf. hernach wieder sagen, es sey Eigensinn oder religiöses Vorurtheil, wenn der Protestant vor der Monstranz nicht auf die Knie fallen will. Er handelt ja darin nach seiner wirklich bessern Ueberzeugung, woraus ihn doch wohl kein Verbrechen gemacht werden kann. Eben so sonderbar ist die Behauptung, wenn der Protestant der Monstranz die übliche Ehrerbietung erweise, und man wisse auch daß er ein Protestant sey, so werde ihm etwa nur der Pöbel unter den Katholiken Vorwürfe deshalb machen, der aufgeklärtere Katholik werde ihn schätzen und lieben. Ich dächte grade umgekehrt. Dem Pöbel macht man es immer recht, wenn man sich ihm in der äussern gottesdienstlichen Verehrung gleich stellet, weil dieses seinem Vorurtheil von der Vorzüglichkeit seiner Religion schmeichelt,

aber

aber der aufgeklärte Katholik wird einen jeden Protestanten verachten der sich ohne Noth wie ein Katholik stellt. Wir sind freylich Christen, wir sollen den anders denkenden nicht ärgern; ganz recht, aber das Christenthum verpflichtet doch keinen Menschen wider seine bessere Ueberzeugung zu handeln und vor einem Stückchen Mehlteig, was er auch nicht einmal für ein Symbol von Christo hält, auf die Kniee zu fallen. Wenn er das nun nicht thun will, und der Katholik nimmt daran ein Aergerniß so ist das bloß ein genommnes, so wie sich die Pharisäer an Jesu ärgerten, der doch wohl unstreitig der beste Christ war, und der sich doch die Pharisäischen Gebräuche und Gewohnheiten nicht gefallen lassen wollte. Verdient nicht, sagt der Verf. die Sache in solchen Städten vorzüglich Aufmerksamkeit wo Protestanten und Katholiken gleiche Rechte haben? Am wenigsten sollte ich meynen. Denn wenn die Rechte gleich seyn sollen, muß einem jeden erlaubt seyn, nach seiner Ueberzeugung in dergleichen Dingen zu handeln. Es würde ein sicheres Zeichen seyn, daß die Katholiken in einer solchen Stadt die Oberhand hätten, wenn sie von den Protestanten verlangen wollten, sich vor der Monstranz auf die Kniee zu werfen. Und denn will ich dem Verf. zu bedenken geben, ob nicht der Protestant, der das thäte, in einer solchen Stadt Katholiken und Protestanten verächtlich oder verdächtig werden würde. Wenn er in der Folge die protestantische Bürgerschaft mit Nachdruck ermahnt, ja so gar durch Gesetze angehalten wissen will, alle Gelegenheit, wo sie durch ihr Betragen Anstoß geben könnte, zu vermeiden: so ist das in einem gewissen Sinn allerdings billig. Der Protestant kann aus der katholischen Kirche wegbleiben, muß sich überhaupt alles Spottens, und aller absichtlichen Störung der Katholiken in ihrer Andacht u. s. w. enthalten. Aber wenn das heißen soll, der Protestant solle auf keine Weise seine verschiedene Meynung in Ansehung katholischer Gebräuche in Gegenwart der Katholiken äußern, so ist das höchst unbillig, und wahre Intoleranz gegen die eigenen Glaubensgenossen des Verf. Und wie ist es möglich, daß er bey dergleichen Gelegenheiten von den Protestanten Ehrfurcht und Andacht verlangen kann, wo nach ihren Grundsätzen kein Gegenstand der Ehrfurcht, und der Andacht vorhanden ist? Alles was man von einem vernünftigen Mann fordern kann, ist, daß er bey dem Schautragen der Monstranz Ernst und Stille beweiset. Wenn es endlich am Schluß dieser langen

und

und höchst unnöthigen Anmerkung heißt: „O daß wir endlich „gemeinschaftlich auch Jesum und in der Wahrheit vereh„ren, und einsehen lernten, daß man den Glauben an ihn „nicht verläugne, wenn man an jeder äussern Verehrung „mit reinem Herzen Theil nimmt: so weiß er entweder selbst nicht, was er hier sagt, oder er will haben, daß wir Protestanten für die er doch eigentlich schreibt, alle sollen Katholiken werden, denn nur alsdenn können wir an jeder äussern Verehrung Jesu Theil nehmen." Das reine Herz macht hier keinen Unterschied, das muß sich bey Katholiken und Protestanten finden. — Wenn wir Protestanten nur erst anfangen, aus Supertoleranz dergleichen Sächelchen zu behaupten in Schriften die für die Aufklärung bestimmt sind, so werden wir, so Gott will, schon wieder dahin kommen, wo man war, ehe Luther und Zwingel ihre Neuerungen anfiengen. — Diese bösen Menschen wollten auch nicht an jeder äussern Verehrung Jesu mit reinem Herzen Theil nehmen, was wir jetzt so fromm und so sehnlich wünschen!

Bg.

Magazin für Prediger, oder Sammlung neu ausgearbeiteter Predigtentwürfe über die Sonn = und Festtäglichen Episteln, so wie über freye Texte auf Casualfälle. Sechster Theil. Züllichau, bey Frommans Erben 1786. 22½ Bogen in 8.

— — Siebenter Theil.

So manches wir beym fünften Theil mit Grunde zu erinnern hatten, so viel Ursach haben wir, mit diesen beyden Theilen zufrieden zu seyn. Es scheint aber auch, daß der gewöhnliche Verfasser, Hr. Bahrdt, an beyden Theilen keinen Antheil habe. Wir schließen dieß theils aus der Ausarbeitung selbst, theils aus der Aeußerung eines Mitarbeiters im Vorbericht zum sechsten Theil. Hier wird nicht nur die Ursach angegeben, warum manche schwerere Themata gewählt und ausführlicher als sonst ausgearbeitet worden, sondern auch zugleich erklärt, daß man dießmal absichtlich mehrere dogmatische Predigten eingerückt habe, weil eine erneuerte Erinnerung an den Vortrag solcher Lehren, besonders in diesem Magazin, nöthig zu werden scheine. In der That

haben

en wir auch in diesem Theil mehrere ganz dogmatische
aterien, die zum Theil wichtige Unterscheidungslehren der
istlichen Religion betreffen, abgehandelt gefunden. Es ge-
en hieher vornehmlich folgende Themata. **Am ersten und**
eyten Pfingstfeyertage über die Epistel: **Ueber die**
under, so von Jesu und seinen Aposteln erzählt
rden. Diese beyden Predigten sollen zeigen, daß der
weis für die Göttlichkeit der christlichen Lehre auch ohne
: Wunder geführt werden könne und daß wir also derselben
unsrer Ueberzeugung eben nicht bedürfen. So viel Wah-
auch hier von dem Verf. gesagt wird, so dünkt uns doch,
theils nicht alles gehörig eingeschränkt, nicht von der rech-
Seite und in dem gehörigen Lichte dargestellt, und dadurch
manchen Mißverständnissen Gelegenheit gegeben worden;
ils daß diese ganze Materie entweder gar nicht für die Kan-
gehöre, oder doch nicht mit der nöthigen Vorsicht für die-
e bearbeitet sey. Das Volk, das natürlicher Weise mehr
Wundern als von allen philosophischen Beweisen hält,
ß nothwendig in seinem Glauben an die Bibel und beson-
s an die evangelische Geschichte irre gemacht werden, wenn
n so frey, und mit so weniger Bestimmung über die Wun-
werke Christi urtheilt. Ein verständiger Lehrer wird schon
ssen, den Wundern ihren wahren Werth beyzulegen, die
müther immer mehr von Erwartung des Außerordentlichen
, und zur Erwägung der Hauptsache im Christenthum hin-
enken. Aber die Erzählungen der Evangelisten von den
underwerken Christi als unsicher und unbedeutend vorstel-
, ist nicht nur gefährlich, sondern auch höchst übereilt; da
r ja doch mit aller unsrer Philosophie nicht beweisen kön-
n, daß jene erzählte Wunder entweder an sich selbst un-
glich, oder doch Erdichtungen und Blendwerke sind. Doch,
r können unsre Gedanken jetzt hierüber nicht ausführlicher
ten, müssen auch hinzufügen, daß diese beyde Entwürfe die
zigen in diesem Theile sind, wider die sich von dieser Seite
was einwenden läßt. — **Am ersten Weihnachtstage:**
ie erste und die letzte Offenbahrung Gottes unter
n Menschen durch Jesum, den Sohn Gottes. —
eben dem Tage: **Was haben wir der Ankunft Jesu**
die Welt zu verdanken? Sehr richtig und gut. —
och an diesem Tage: **Die Ursachen zur christlichen**
reude und Dankbarkeit in der Menschwerdung des
ohnes Gottes. Ganz orthodox! und fast zu viel Dogma-

 til

zik für einen Kanzelvortrag. — Am Sonntag **Estomihi. Ueber die Weissagungen des A. T. von Jesu.** Gar nicht nach Bahrdtischen Grundsätzen. Wir wollen nur etwas zur Probe ausheben; und zwar zuförderst aus dem ersten Theil, wo der Verf. einige **Erläuterungen zur richtigern Beurtheilung der Weissagungen** voranschickt. Es sind folgende: 1. Nicht alles ist Weissagung von Jesu, was man im A. T. dafür zu halten sich gewöhnt hat. — Recht gut, und mit nöthiger Behutsamkeit und Einschränkung ausgeführt. Es werden hier z. E. die Accommodationen und Anspielungen von eigentlichen Weissagen unterschieden und dann von diesen die sichern Merkmale mit folgenden Worten angegeben. „Nur dann, wenn in einer Vorherverkündigung künftiger Dinge im A. T. eine solche Person, eine solche Wohlthat, eine solche Sache oder Zustand eines Volks oder der Welt beschrieben wird, daß die Beschreibung offenbar zu erhaben und zu groß ist, als daß sie auf irgend einen weltlichen König, irdischen Wohlthäter oder gewöhnlichen Menschen, oder auf einen damaligen Zustand des jüdischen Volks oder andrer Völker passen könnte: nur dann, wenn eine solche Person, oder ein solches Heil den Menschen verheißen wird, wie ohnstreitig vor Jesu nicht gewesen und wie hingegen in Christo wirklich erschienen ist — nur dann ists billig, daß man nach einer richtigen Auslegung eine solche Rede für eine Weissagung von Jesu hält.“ — Dieß ist des Verf. Erklärung. Es läßt sich freylich hiegegen noch manches erinnern, z. E. daß der Begriff vom Großen und Erhabenen sehr relativ ist, daß daher der eine mehr Großes in einer Vorstellung entdecken und daher auch mehr Weissagungen finden werde, als der andere; daß ferner in der Dichtersprache, die doch in den Propheten offenbar herrscht, Vergrößerungen und verschönerte Gemählde nichts ungewöhnliches und unerlaubtes sind und daß daher hierauf öfters bey den Weissagungen abgerechnet werden müsse u. s. f. Indeß ist und bleibt doch die hier gegebene Regel noch die sicherste, so lange wir keine bessere haben. Es ist diese Untersuchung überhaupt so voller Schwierigkeiten, daß wir wohl nie damit aufs reine kommen werden. — 2. Solcher **wirklichen Weissagungen** giebt es nun verschiedene, und zwar noch aus folgenden beyden Gründen: erstlich weil Jesus auf gewisse Stellen des A. T. mit klaren Worten hinweiset und versichert, daß sie durch ihn erfüllt werden sollten; **zweytens**, weil es

gar

gar nicht glaublich ist, daß Gott, der die erste geoffenbarte jüdische Religion anrichten ließ, aber augenscheinlich nur auf eine Zeitlang, nicht etwas davon hätte merken lassen sollen, wenn und wie sie wieder abgeändert werden solle u. s. f. — Man sieht leicht, daß auch diese Gründe noch nicht fest und sicher genug sind. Und nun folgt 3. eine Anzeige von den vornehmsten Weissagungen dieser Art. Es sind folgende: 1 Mos. 12, 3. 15, 5. 17, 7. 8. 16. 22, 18. 5 B. Mos. 18, 18. 19. Jos. 42. 43. 53. Ps. 16. 72. 110. Jes. 11, 1—10. Dan. 9, 24. Mich. 5, 1. u. a. m. Auf die Beurtheilung dieser Angabe können wir uns hier nicht einlassen. Sachkundige sehen von selbst, daß sich hier bey einzelnen Stellen manches einwenden lasse. — 4. Diese Weissagungen hatten freylich für jene Zeiten noch viele Dunkelheit; doch auch ihre weise Absicht und Nutzen, welches denn beydes hier weiter ganz gut ausgeführt wird. — Dieß ist der Inhalt des ersten Theils dieser Predigt. Im zweyten wird nun eine Anweisung zur erbaulichen Betrachtung dieser Weissagungen für uns Christen gegeben, wobey wir uns nicht aufhalten wollen. Ueberhaupt müssen wir hier anmerken, daß auch diese Probe uns überzeugt, daß es schwer und fast vergebliche Mühe sey, diese Materie für die Kanzel zu bearbeiten. Es gehören zu viel theologische Vorerkenntnisse und Untersuchungen dazu, als daß man hoffen dürfte, bey seinen untheologischen Zuhörern hinlängliche Erkenntniß und Ueberzeugung zu bewirken. Rec. hält es wenigstens für rathsamer, lieber auf der Kanzel bey allgemeinen Betrachtungen und Anmerkungen über diese Materie stehen zu bleiben, um nur dadurch vornehmlich nachdenkende Gemüther vor schädlichen Zweifeln und Anstößen zu verwahren; übrigens aber die Weissagungen so zu nehmen, wie sie im N. T. angeführt werden, und sie so gut als möglich anzuwenden, ohne sich jedoch in tiefere exegetische Untersuchungen und in die Entscheidung, was Accommodation oder wirkliche Weissagung sey, hinein zu wagen. Wer im Stande ist, theologische Bücher zu verstehen, kann ja in selbigen mehr Licht über diese und andere schwerere Materien suchen und finden.

Mehrere andere dogmatische und moralische Predigten können wir nicht besonders anzeigen, wenn sie gleich fast alle mit vielem Fleiß ausgearbeitet sind. Auch die beygefügten Casualreden verdienen Beyfall.

Beym siebenten Theil dieses Magazins können wir uns kurzer fassen. Wie es scheint, so rühren die darin mitgetheilte Entwürfe von eben den Verfassern her, welche den vorigen Theil geliefert haben. Im Ganzen können wir sie empfehlen, obwohl bey einzelnen Stellen Erinnerungen zu machen wären. So haben wir z. E. einige Schrifterklärungen gefunden, die uns nicht gefallen haben. Die Materien sind mehrentheils moralisch; auch außerdem nicht alltäglich. Wir wollen nur einige zur Probe hersetzen. Am 25 Sonnt. nach Trinit. **Ueber die Schädlichkeit allzugroßer Erwartungen.** — Am 2ten Sonnt. des Advents. **Von der nützlichen Erwägung dessen, was wir von der Zukunft auf die Sorge für unsre Seele und auf die weise Einrichtung unsers Lebens anwenden können.** — Am 26 Sonnt. n. Trinit. **Das wichtige Mittel, sich die Leiden dieser Welt leicht und erträglich zu machen** — Am 23 Sonnt. n. Trinit. **Von dem reinen Christenthum.** — Am 20 Sonnt. nach Trinit. **Von der Besonnenheit in allen unsern Handlungen** — u. s. f. Auch sind hier fünf **Predigtentwürfe** über die Worte Jesu am Kreuz angefügt, die wir mit Beyfall gelesen haben und die einen auffallenden **Contrast** mit den Passionspredigten im fünften Theil dieses Magazins machen.

Zuletzt folgen noch **Entwürfe zu Casualpredigten,** als am **Erntefest,** am allgemeinen **Bußtage,** zu **Anfange** und am Ende eines **Krieges,** zwey **Traureden** und eine **Eidesverwarnung.**

Wenn die Verfasser auf die Art fortfahren, wie sie in diesen beyden Theilen angefangen haben, so wird das Werk ohnstreitig mehr Brauchbarkeit erhalten und sicherer empfohlen werden können. Nur wünschten wir noch, daß man manche spekulative und gelehrte Untersuchungen mehr zurücklassen, auch die Büchersprache vermeiden, sich aber dagegen ernstlicher angelegen seyn ließe, die Entwürfe recht praktisch, faßlich und populär einzurichten. Denn der Gelegenheiten, wo man schwerere Materien auf eine gelehrte Art auf der Kanzel mit Nutzen ausführen kann, sind überaus wenige. Ueberdieß sollen ja Predigten eigentlich **Volksunterricht** enthalten. Und wenn man daher auch über schwerere Materien zu reden hat, so bleibt die **Popularität** doch immer eine der vornehmsten Eigenschaften des Kanzelvortrags. Ja, wir halten

halten werden für einen vorzüglichen Mann, der über dergleichen Sachen praktisch und faßlich reden kann.

IV.

Ueber den Zweck der evangelischen Geschichte und der Briefe Johannis von D. Gottlob Christian Storr, Professor der Theologie und Superintendenten der Stadt Tübingen. Tübingen, bey Heerbrandt 1786. 526 S. 8.

Dieses mit vielem Scharfsinn geschriebene Werk verdienet von allen, die die Schriften des Johannes studiren wollen, als das wichtigste Hülfsmittel zur Erklärung derselben angesehen zu werden. Es ist in drey Abschnitte zertheilt. Der erste betrift das Evangelium. Schon bey dem ersten Blicke siehet man, daß Johannes es mit Gegnern zu thun habe. Es wird also in dem ersten Hauptstück von dem polemischen des Evangel. gehandelt. Die Gegner aber sind 1) solche Juden, welche an dem Täufer Johannes den Messias gefunden zu haben meynten. Sie wurden von Johannes mit dem eignen Bekenntnisse des Täufers widerlegt, daß Jesus zwar nach ihm gelehrt habe aber weit größer als er sey. Die Aussagen Jesu stimmten mit diesem Zeugnisse überein u. s. Daß die Parthey der Johannisjünger sehr beträchtlich gewesen seyn müsse, siehet man auch daraus, weil sich bis auf den heutigen Tag Anhänger derselben erhalten haben. Bekanntlich haben wir die neuesten Nachrichten von ihnen dem Hr. Norberg zu verdanken. Unser V. scheint in die von Niebuhr bezweifelte Erzählung der Maroniten, den Norberg zu Constantinopel kennen lernte, kein Mißtrauen zu setzen. Der Streit über die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung stehet übrigens mit der Authenticität der Zabischen Fragmente in keiner Verbindung, mit denen der Verf. es eigentlich zu thun hat. Einige von den kritischen Verbesserungen, die H. Pr. Bruns bey ihnen vorgeschlagen hatte, werden von dem Verf. angenommen, der hinwieder bey andern seinen eigenen Gang geht. Die Conjektur des Verf. die S. 39. vorgetragen wird, scheint uns, weil sie zu viel im Texte ändert, nicht annehmlich. Man wird auch, ohne weiter auf philologische Gründe zu sehen, den Sinn, den der V. aus der streitigen Stelle heraus-

 bringt,

bringt, nicht sonderlich fließend finden: Johannes kam als ein in Fleisch und Blut mit wasserreichen Wolken bekleideter, er ist nicht mit einem Kleide, das dürre ist, bekleidet. Und da אצדיא dürre im Syrischen auch grausam bedeutet: so soll hier auf den sanften Charakter Johannis gezielet seyn, im Gegensatz gegen den von den Zabiern verworfenen Messias, von dem das Evangelium sagt, daß er in Feuer gekleidet gewesen sey. Außer den Zabiern hatte Johannes 2) die Schüler des Cerinthus zu Gegnern. Irenäus hat dieses ausdrücklich behauptet. Weil man aber, an der Glaubwürdigkeit des Irenäus gezweifelt hat: so hat ihn der Verf. sehr weitläuftig, ins besondere gegen Hr. Merkel, in Schutz genommen. Wir können dem V. in seinen Untersuchungen nicht folgen, die ihn auch von seinem Zweck die Evangelien und Episteln Johannis zu erläutern, abgeführt, und in den Streit, den er mit Hr. Merkel über die Aechtheit der Apokalypse führt, verwickelt haben. Ueber die Aloger, die, wie Merkel will, schon vor dem Irenäus Cerinth für den Verfasser der Apokalypse ausgegeben haben, wird hier viel neues und belehrendes gesagt. Aus den Zeugnissen des Melito, Irenäus, Origenes, Eusebius und Hieronymus wird die Aechtheit der Offenbahrung vertheidiget. Da es bey dem Zeugnisse des Eusebius auf die Bedeutung von Homologumena und Antilegomena viel ankömmt: so wird die vom Hr. Merkel gegebene Erklärung mit guten Gründen bestritten. Endlich kömmt der Verf. auf den Cerinthischen Lehrbegriff, der seiner Meynung nach allein aus dem Irenäus zu bestimmen ist. Cerinthus 1) behauptete, daß die Welt nicht von dem höchsten Gott gemacht sey, sondern von einer Kraft, die von dem Höchsten sehr verschieden und getrennt sey, und ihn nicht einmal kenne, 2) verwarf die Bücher A. T. und hielt den Gott und Gesetzgeber der Juden nicht für den höchsten Gott, sondern den Weltschöpfer, 3) läugnete die Auferstehung des Fleisches. Von Jesus glaubte er, daß er den wahren Gott bekannt gemacht und Wunder gethan habe, daß aber ein großer Unterschied zwischen Jesus und Christus zu machen sey, daß jener nicht von einer Jungfrau geboren, obgleich heiliger und weiser gewesen sey als andere Menschen, daß dieser nach der Taufe sich mit jenem vereiniget habe, worauf Jesus den vorher unbekannt gewesenen Vater verkündiget, und Wunder verrichtet habe; am Ende habe sich Christus von Jesus getrennt, dieser allein habe gelitten, Jesus sey

indessen

indessen doch aufgestanden. In der Widerlegung dieses Cerinthischen Lehrbegriffs pflegt Johannes auch auf die Irthümer der Nachfolger des Täufers zugleich Rücksicht zu nehmen, und Cerinthianer und Johannis Christen zusammen zu nehmen. Beyde werden aus den eigenen Aussprüchen des Herren widerlegt. Die Geschichte von der Ehebrecherin scheinet nach dem Verf. den leichtsinnigen moralischen Grundsätzen des Cerinthus entgegengesetzt zu seyn, und erhält also durch die Voraussetzung, daß das Evangelium die irrigen Meynungen dieses Mannes bestreitet, neue Bestätigung ihrer Aechtheit. Das Evangelium kömmt in der Schreibart mit dem ersten Briefe des Apostels überein, und wird in demselben seinem Inhalt nach als bekannt vorausgesetzt. Ist also dieser Brief ächt, den kein Aloger verworfen hat, so kann auch nicht an der Aechtheit des Evangeliums gezweifelt werden. Mit dem polemischen Zweck verbindet Johannes einen historischen Zweck, wovon in dem zweyten Hauptstück gehandelt wird. Johannes will nämlich einen Beytrag zu der Lebensgeschichte Jesu liefern, und insbesondere die aus andern Schriften bekannte Leidensgeschichte Jesu vollständiger machen. Da die übrigen drey Evangelien alles das enthalten, was Johannes als bekannt annimmt, und an denen Stellen schweigen, wo es dem Johannes um die Ergänzung der historischen Nachrichten, welche er voraussetzt, zu thun ist: so ist es wahrscheinlich, daß er die Schriften des Matthäus, Marcus und Lucas vor Augen gehabt habe. Die Sagen von Petri und Pauli Antheil an den Evangelien des Marcus und Lucas, so ungewiß sie auch seyn mögen, geben doch zu erkennen, daß Marcus und Lucas die wirklichen Verfasser der Evangelien sind. Lucas scheint das Evangelium Marci zum Grunde gelegt und mit Zusätzen bereichert zu haben, die er von andern Augenzeugen zu Jerusalem erfahren hatte. Für die neuern griechischen Christen zu Antiochien scheinen die zu Jerusalem eine besondere Lebensgeschichte Jesu besorgt zu haben; und dieses war vermuthlich die Veranlassung des Evangelii Marci, dem dieß Geschäft von Petrus übertragen wurde. Matthäus schrieb für Christen aus dem Judenthum in hebräischer Sprache; sein Evangelium ist auch vor allen andern in Palästina angenommen und gebraucht worden. Da Marcus sich dieses Evangelii nicht bedienet hat: so scheint er früher als Matthäus geschrieben zu haben. Letzterer wurde in der Reihe der Evangelisten vorangesetzt, weil er einen ganz andern Plan befolgte,

folgte, als die übrigen drey, die ihre Erzählungen nach der Zeitfolge ordneten. Die noch vorhandene griechische Uebersetzung des Evang. Matthäi scheint mit vieler Treue gemacht, und da man einen bestimmten Plan an demselben bemerkt, von spätern Einschiebseln oder Abänderungen frey zu seyn. Das Evangelium dessen sich Justinus bedient hat, ist von ganz anderer Art gewesen.

Der zweyte Abschnitt hat die Briefe Johannis zum Gegenstande. Der erste von diesen Briefen ist eigentlich nicht als Brief zu betrachten, sondern als der zweyte Theil der Abhandlung, welche der Apostel den Johannisjüngern und Cerinthianern entgegengesetzt hat. In diesem zweyten Theil der mit dem ersten zugleich herausgekommen ist, werden die Folgesätze umständlich angegeben, welche er durch die historischen Nachrichten gegen seine Gegner erwiesen hatte. Ob nun gleich dieser zweyte Theil kein eigentlicher Brief war, so ist er doch, weil er keine Lebensbeschreibung Jesu enthielt, eben so wie die Apostelgeschichte in den αποστολος gesetzt worden. Der zweyte und dritte Brief scheinen zu gleicher Zeit geschrieben zu seyn, und zwar zu Ephesus, wo der Apostel das Evangelium und den ersten Brief auch herausgegeben hat. Da jene aber an einzelne Orte in Asien geschickt wurden, so wurden diese anfänglich ohne jene gelesen, und daher konnte man auch an der Aechtheit dieser zweifeln. Der dritte Abschnitt über den von Johannes abgezweckten Glauben an den Sohn Gottes kann als der beste Beweiß, der bisher von der Gottheit Christi geführt ist, gelten; und die Anhänger des Systems werden wohl thun, wenn sie hieraus ihre Gründe nehmen.

Bu.

Vaterländische Predigten über alle Sonn- und Festtagsevangelien durchs ganze Jahr. — — Von Fr. D. Lenz, Oberpastor zu Dorpat — — Erster Theil 632 S. Zweyter Theil 406 S. Leipz. 1786. in gr. 8.

Es giebt Männer, die es sich zum Gesetz gemacht haben, nichts als Jesum Christum, wie sie es nennen, zu predigen. Als Rec. anfieng in der gegenwärtigen Postille zu lesen, so war

war es ihm etwas auffallend, daß die ersten Predigten sämtlich nach jener Maxime geformt zu seyn schienen; denn folgende Hauptsätze werden darin abgehandelt: Von der auch jetzt noch fortdauernden Regierung unsers Königs Jesu Christi auf Erden. Von dem unbilligen Aergerniß an Jesu Christo unserm Erlöser. Von der Pflicht Jesum auch öffentlich zu bekennen und zu verehren. Warum Jesus unser Erlöser als ein Kind in die Welt habe kommen müssen. Warum die Geburt Jesu eben den Hirten von den Engeln (ist) angekündigt worden. Wie Jesus Christus einigen Menschen zum Fall, andern zum Auferstehen gereiche u. s. w. Doch findet man unter den nachfolgenden Predigten mehrere die eine nähere Beziehung auf das thätige Christenthum haben, und sich schon dadurch auszeichnend empfehlen. Wie wenig können jene spekulativen Vorträge belehren und erbauen! Bey der Frage z. B. warum Christus als ein Kind zur Welt gekommen ist, denkt doch wohl jeder Zuhörer augenblicklich daran, daß kein Mensch anders zur Welt kommen kann. Eben so wenig befriedigen den Denker die angegebenen Gründe, warum diese Geburt den Hirten ist angekündigt worden, von denen die Bibel ohnehin ganz schweigt; so viel Erbauliches der Verfasser wirklich dabey sagt, fühlt man doch gar zu sehr, daß er nur fromme Anwendungen und schwache Muthmaßungen vorträgt, nämlich: daß Gott durch schwache Werkzeuge seine Absicht habe ausführen wollen; daß dieser Umstand mit dem Stand der Erniedrigung übereinstimme; daß die Hirten am geschicktesten waren ohne Vorurtheil zu glauben; daß niedrige gering geachtete Menschen bey Gott nicht verachtet sind; daß die Hirten „ein Bild, eine Erinnerung geben sollten an je„nen guten Hirten, der uns, seine Schäflein, einst suchen „und weiden sollte“ denn wie jene für ihre Schäflein, eben so sorgfältig „wacht Jesus für uns, daß wir nicht ein Raub „des höllischen Wolfes werden, der Tag und Nacht umher„gehet wie ein brüllender Löwe, und suchet welchen er ver„schlinge.“ Lieber sollte man suchen die Zuhörer vor den gewöhnlichen Mißdeutungen solcher Sprüche zu warnen, bey ihnen die unvernünftige Furcht vor dem verschlingenden Teufel auszurotten, und sie im schriftmäßigen Vertrauen auf Gott, immer mehr zu bestärken. Aber man vermißt überhaupt in dieser Postille gar zu oft einen gehörigen Gebrauch von guten neuen exegetischen Schriften. Nicht selten glaubt

man um mehr als 50 Jahre zurück gesetzt zu seyn. Alle unerwiesene Systemslehren der vormaligen Schulorthodoxie werden hier ohne Prüfung vorgetragen. Ob eine vernünftigere Auslegung in jenen nördlichen Gegenden noch nicht Wurzel gefaßt habe, oder ob der Verf. selbst aus Ueberzeugung an jenen Systemslehren hange, oder ob die Gesinnung seiner Gemeine keine andern Vorträge gestatte, muß Rec. unentschieden lassen. Sollte das letztere seyn, so würde es doch wohl dem Verf. der auf allen Blättern wirklich eine gute Anlage zum erbaulichen Kanzelredner zeigt, auch, wie sich aus dem langen Pränumerantenverzeichniß schließen läßt, als ein solcher bekannt und beliebt seyn muß, nicht schwer fallen, seine Zuhörer allmählig an Vorträge zu gewöhnen, welche dem schlichten Menschenverstand faßlicher, und mit einer guten Auslegungskunst übereinstimmender sind; zumal da er die Gabe, eine Wärme zu erregen, über jeden Gegenstand viel Nützliches zu sagen, und aus jedem Anlaß Nutzanwendungen zu ziehen, in ziemlich hohen Grad zu besitzen scheint.

Der zweyte Theil, enthält zwar wie der erste, ebenfalls vaterländische Predigten, oder solche die der Verf. zum Gebrauch seines Vaterlandes (unter welchem er das ganze weitläuftige russische Reich versteht,) herausgegeben hat; doch führt derselbe einen etwas geänderten Titel, nämlich: **Heilige Reden über die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahrs.** Der Anlaß zu dieser Verschiedenheit, wird nicht berührt. Inzwischen muß sie hier billig bemerkt werden, damit nicht etwa Jemand die beyden Theile für zwo ganz verschiedene Predigtsammlungen halten möge.

Jk.

D. *Io. Georg. Rosenmülleri* de Christianae Theologiae origine liber. Accedit oratio de eo quod iustum est in Theologiae reformandae studio. Lips. apud Crusium 1786. 9 Bogen in 8.

Der Verf. will in dieser Schrift historisch zeigen, wie aus der Lehre Christi und der Apostel nach und nach das, was man christliche Theologie nennt, entstanden sey. Er bahnet sich

sich dazu den Weg, indem er im 1sten Kap. mit Recht behauptet, daß Religion und Theologie sehr von einander verschieden sey; welchen Unterschied er S. 18 f. auf folgende Weise angiebt: Religion sey der Inbegriff der Lehren der heil. Schrift, welche jeder wissen, glauben und beobachten müsse, um hier und dort glücklich zu werden; Theologie hingegen fasse nicht nur diese Lehren in sich, sondern auch alles das, was aus der Natur der Sache oder aus der Geschichte durch menschliche Vernunft und Forschung zur Aufklärung, Bestimmung und nähern Entwickelung derselben erfunden und beygebracht werden könne. Jene sey göttlich und für alle zur Seligkeit; diese aber eine menschliche Wissenschaft und menschliche Erfindung, welche nicht zur Seligkeit nothwendig sey, sondern nur für Lehrer, Vertheidiger und gelehrte Kenner des Christenthums gehöre. (Sollte es nicht noch bestimmter seyn zu sagen: Religion ist der Inbegriff aller der Lehren, welche jeder Mensch nach seinem gesunden Verstande in der heil. Schrift verstehen und benutzen kann, um gut, zufrieden und glücklich hier und dort zu werden; und in diesem Sinn würden auch alle die Einkleidungen der Schrift für damalige jüdische Leser und Zuhörer, und Anspielungen auf Denkungsart, Sitten und Gebräuche damaliger Menschen, jetziger Zeit nicht zur Religion gehören. Theologie aber ist Philosophie der Religion und gelehrte Untersuchung derselben; d. i. der Inbegriff der Versuche der Menschen aller Zeiten, theils jene zur Religion nicht gehörige Stellen der Schrift aus dem Geist der damaligen Zeiten zu erläutern, und für die gegenwärtige Zeit faßlich zu machen, theils die Beschaffenheit der Lehren selbst aus der Vernunft zu beweisen und zu bestimmen, oder — welches man fast immer für einerley gehalten hat, — sie mit der herrschenden Zeitphilosophie oder Denkungs- und Sinnesart der jedesmaligen Zuhörer und Leser in Uebereinstimmung zu bringen und dem gemäß zu erklären. So gehört es z. B. zur Religion; zu glauben, daß Gott durch eine Mittelsperson, die er in der Sprache der Menschen seinen Sohn nennt, — und die ihm also so theuer, lieb und genau angehörig ist, als es nur ein einziger Sohn seinem menschlichen Vater seyn kann, — gut und glücklich machen, und durch dessen Lehre und Veranstaltungen dazu bringen wolle. Wie dieser aber sein Sohn sey, ob er wesentlich oder angenommen, ὁμοούσιος oder ὁμοιούσιος, abhängig oder unabhängig sey, das gehört zur Theologie oder zur Philosophie der Religion,

gion, ist menschlicher Versuch der Erklärung nach gangbaren philosophischen Ideen, und kann auch von Gott nicht zur Religion der Menschen gerechnet werden, da es durch gemeine Fassung nicht begriffen werden kann.)

Daß die Theologie nach und nach auf solche Weise entstanden sey, erhellet aus der Geschichte und den Schriften der Kirchenlehrer, welche uns aus den ersten Jahrhunderten noch übrig sind, und was der Verf. hierüber angeführt hat, kann zum Beweise dienen. Juden, Heyden, Pharisäer, **Platoniker**, **orientalische** und **alexandrinische** Philosophen mischten das, was ihnen aus der Philosophie ihrer Secte, aus ihren Volksmeynungen, aus der herrschenden Denkungsart ihrer Gegend wichtig war, in die von ihnen angenommene christliche Religion mit ein, erklärten sie darnach, suchten beydes mit einander übereinstimmig, und dadurch den Nichtchristen annehmlich zu machen. Nächstdem reizte die natürliche Wißbegier scharfsinnige Köpfe, das **Wie** und **Warum** verschiedener Sätze des Christenthums erklären zu wollen. Andere spannten die jüdischen Begriffe und Bilder welche sie in der Schrift fanden, nach ihrer warmen und schwärmenden Phantasie noch mehr aus; wenn philosophische Köpfe, die dieß nicht verdauen konnten, lieber unter diesen Bildern moralische und dogmatische Deutungen suchten und herausallegorisirten. Der Schüler behauptete hierauf die Meynungen und Erklärungen seines Lehrers nach, berief sich auf sein Ansehen, deutete die Aussprüche älterer Lehrer seinem Sinne gemäß, ja erdichtete sie wohl, um seiner Meynung und Lehre Ansehn und Gewicht zu geben, und Beyfall für sich zu erzwingen. Auf solche Weise ward Theologie, verbreitete sich in unzähliche Zweige, vergrößerte den Lehrbegriff der Christen mit menschlichen Zusätzen, veranlaßte Streit und Verfolgungen, worin gewöhnlich die Meynung der stärksten Parthey die Oberhand behielt, und zum herrschenden und allgemeinen Glauben erhoben wurde. So und nicht anders kann sich Recensent das Entstehen der Theologie nach der Geschichte und nach dem natürlichen Gange der menschlichen Seele vorstellen.

Em.

Litur-

Liturgisches Magazin von D. Georg Friedrich Seiler. Zweytes Bändchen. Erstes Stück 126 S. Zweytes Stück 190 S. 8. Erlangen, bey Palm 1786.

Das erste Stück dieses zweyten Bandes hat folgende Aufsätze: I. Versuch in neuen Kirchengebeten. Besser sind diese Gebete freylich als die gebräuchlichen, aber noch keine Muster, wie wir sie wünschen. Es ist noch zu viel Systemslehre mit eingemischt; auch finden wir in ihnen oft statt der einfaltvollen Herzenssprache gesuchte Worte, rednerischen Schmuck und besonders zu viel Nachahmung der Dichtersprache in den Psalmen. Ausdrücke der Art, als: heilige unsere Lippen und der Ausruf Halleluja! gehören in kein deutsches, christliches Gebet. S. 32. lasen wir mit Unwillen folgenden Gedanken: „Welch ein entsetzlicher Zustand, wenn wir ewig von „dir o du gütigster Vater! getrennt, von deinem Angesichte „verstoßen" (eine Tavtologie und das Letztere noch dazu ein Ebraismus) „in dem Pfuhl der Höllen unter den „verdammten Geistern unsern Aufenthalt haben und von un„serm bösen Gewissen gepeinigt werden sollten!" Sollen denn die groben Vorstellungen vom Schwefel- und Höllenpfuhl, die den Allgütigen so sehr entehren, nun gar noch durch Kirchengebete unter dem Volke erhalten und fortgepflanzt werden? Ist es nicht schlimm genug, daß das vieler Orten noch durch krasse, ärgerliche Kirchengemälde geschieht? — II. Sieben christliche Bußpsalmen. Christlich heißen diese Psalmen wohl deswegen, weil der Verf. in sie die Versöhnungslehre und andere christliche Begriffe eingewebt hat. Die ganze Idee gefällt uns nicht. Die Andacht eines büßenden Israeliten und eines reuigen, besserungsbegierigen Christen ist eben so sehr, wie ihre beyderseitigen Vorstellungen von Gott, unterschieden. Man schaffe die Gewohnheit ab, in Vespern Bußpsalme vorzulesen, und bediene sich statt ihrer guter Gebete. Diese halben Psalme thun ohnehin denen, die am Auswendiggelernten und an alten Gewohnheiten hangen, eben so wenig genug, als die halb alten und halb neuen Gesänge. III. Formular bey der Taufe einer jüdischen Manns- oder Weibsperson. Zweckmäßig und gut. IV. Formular zur Ordination eines schon in höhern Aemtern sich befindenden Theologen, von Hrn. Cons. R. Leß. Ist bey der Ordination des Herrn Gen.

Gen. Sup. Koppe gebraucht worden. V. Proben von Summarien und Gebeten über die Sonn- und Feyertagsevangelien und Episteln. Es wäre allerdings zu wünschen, daß, so lange die Perikopen noch beybehalten werden, bey ihrer Vorlesung vor dem Altar dergleichen kurze Erläuterungen hinzugefügt würden. VI. Ueber besondere Kirchengebete um leibliche Güter und Abwendung leiblicher Uebel. Hr. S. vertheidigt hier den Satz: daß es nicht nur einzelnen Personen, sondern auch ganzen Gemeinen erlaubt, ja daß es Pflicht sey, um Abwendung leiblicher Uebel und Schenkung irdischer Segnungen zu beten. Aber so wie er den Beweis führt, wird er die Gegner dieser Behauptung schwerlich überzeugen. Nach seinen Aeußerungen S. 113. scheint er doch fast zu glauben, daß die Bitten der Menschen in den Anordnungen der Vorsehung eine Aenderung bewirken können. Er macht sich den Einwurf: „Aber wird ein solches Gebet auch etwas nützen? „Wird der Lauf der Elemente von Gott anders geleitet werden? Wird weniger oder mehr Regen fallen, wenn man „dafür oder dawider bittet?“ (Wir würden gradezu Nein sagen und getraueten uns doch die Zweckmäßigkeit solcher Gebete zu erweisen. Verschiedene Philosophen haben jenen Einwurf dadurch zu entkräften gesucht, daß sie zwischen den Bitten und den erfolgten Veränderungen eine Harmonia praestabilita angenommen haben. So etwas erwarteten wir hier auch. Doch Hr. S. läßt sich gar nicht auf Erklärung der Sache ein. Er antwortet bloß:) „Die Einwendung trifft „nicht nur diese Gattung des Gebets, sondern alle und jede. „Wenn alles von Ewigkeit ohne Rücksicht auf unsere Gebete „schon geordnet ist: so wird kein einziges erhört.“ Offenbar werden hier (vornehmlich durch das unbestimmte Wort Erhörung) verschiedene Begriffe vermengt. Ist denn die Art, wie Gebete um moralische Güter wirken, mit der einerley, wie ein Gebet um Regen und Sonnenschein diese Naturwirkungen hervorbringen soll? Ein herzliches Gebet um Geduld macht gewiß — und zwar aus sehr begreiflichen Gründen — das Herz des Leidenden gelassen; und diese natürliche Wirkung, die aus der lebhaftern Vorstellung der Beruhigungsgründe entsteht, ist die Ordnung, woran Gott die Gabe der Geduld knüpfte, ist Erhörung. Aber läßt sich wohl ein ähnlicher Zusammenhang zwischen dem Regen und den Bitten der Menschen denken? Naturveränderungen und Weltbegebenheiten erfolgen nach ihren eigenen von der ewigen Weisheit gemachten

machten Gesetzen. Wer sie mit dem Gebete in Verbindung setzt, muß entweder behaupten, daß sie von dem durch Bitten geänderten göttlichen Willen nun anders gelenkt werden, als ohne Dazwischenkunft des Gebets geschehen seyn würde, (was aber hoffentlich kein vernünftiger christlicher Philosoph sagen wird) oder annehmen, daß Gott in Voraussicht auf das Gebet die Vorfälle in der Welt von Ewigkeit her den Wünschen des Bittenden gemäß geordnet habe; und so hätten wir denn hier die vorhin genante vorher bestimmte Harmonie. Allein was läßt sich nicht auch gegen diese einwenden? Einmal, so müßten doch nun Begebenheiten, die nicht bloß einzelne Personen, sondern oft viele Tausende betreffen, an die willkührlichen Bitten einzelner Menschen gebunden seyn. Beteten diese nicht: so würden nicht nur sie, sondern oft ganze Länder darunter leiden. Oder man müßte behaupten, daß die Gebete keine freye Handlungen, sondern daß die Menschen auf jeden nöthigen Fall dazu determinirt wären, damit die Vorsehung ihren mit dem Gebete verwebten Plan befolgen könnte. Und ferner, wo bleibt diese Harmonie, wenn man auf Erfahrung sieht? Unzähliche Bitten (selbst die unvernünftigen abgerechnet) bleiben unerfüllt; und eben so wiederfahren denen, die nicht gebetet haben, tausend Segnungen. Ein (wie man glaubt) erbetener Regen befruchtet doch auch die Aecker derer, die an der Bitte keinen Antheil nahmen. Müssen hieraus nicht manche gegründete Zweifel gegen die geglaubte Verbindung zwischen Gebet und Naturwirkungen entstehen? — Rec. gesteht offenherzig, daß er sich von dieser Art, die Kraft des Gebets zu erklären, bis itzt noch nicht hat überzeugen können. Auch kennt er keine biblische Stellen, worauf sich Hr. S. beruft, ohne jedoch eine anzuführen, die uns nöthigten, so etwas anzunehmen. Dennoch ist er weit entfernt, Gebete um leibliche Güter oder um Verhütung zeitlicher Uebel für unnöthig oder gar unnütz zu halten. Wer so schließt, hat schwerlich je mit erleuchteter Andacht gebetet. Unserer Meynung nach haben diese Bitten ebenfalls keinen andern, als moralischen Zweck; und in dem Betracht sind sie von dem wichtigsten Nutzen. Das folgt aus dem Beyspiele Christi, (Matth. 26, 39.) das lehrt die Erfahrung. Sind sie, so wie sie sollen, und nach jenem herrlichen Muster eingerichtet: so sind sie das vortrefflichste Mittel, des Christen Herz auf beyde Fälle, auf die Gewährung und Nichtgewährung seiner Wün-

sche,

sche vorzubereiten. Das durch Gebet erneuerte, lebhafter erweckte Andenken an Gottes Macht, Weisheit, Güte und Vorsehung erhöhet im erstern Fälle die dankbare Freude, und gründet im andern Beruhigung und demüthige Gottergebenheit; nährt also den wahren Geist der christlichen Frömmigkeit. Dieß hat Hr. S. selbst am Ende sehr gut gesagt. Ist diese Wirkung nicht groß und schätzbar genug? Uns dünkt, man sollte sie — wiewohl freylich allmählich und mit kluger Vorsicht — dem gemeinen Christen als die Hauptabsicht aller seiner Bitten begreiflich machen, um seiner eigennützigen Frömmigkeit und, noch mehr, um seiner fast allemal unausbleiblichen Unzufriedenheit, wenn er den lieben Gott nicht hat erweichen können, entgegen zu arbeiten. Rec. hat oft mit Betrübniß gehört, daß Prediger zur Zeit der Dürre oder eines zu häufigen Regens um Abwendung dieser Uebel so ganz unbedingt und fast mit Ungestüm auf den Kanzeln baten. Selten hört man solche Gebete im Geiste Christi: Doch Vater nicht unser, sondern dein Wille geschehe! Und eben den Fehler haben denn auch die Gebete, die hinter Hrn. S. Abhandlung als Proben stehen, daß sie mehr im bewegenden, als im Tone der sich unterwerfenden Demuth und Geduld abgefaßt sind.

Das zweyte Stück enthält: I. Wünsche und Vorschläge in Absicht auf liturgische Verbesserungen, von Hrn. D. Rou. Ein Aufsatz, den Rec. mit vielem Vergnügen gelesen hat. Hr. R. hat demselben eine Nachricht von der Liturgie der evangelischen Kirche zu Dortmund angehangen. II. Revision der Liturgie in den Oetting-Oettingischen evangelischen Gemeinen, von Hrn. Sup. Lang. In einer nachdrücklichen, nur etwas zu gesuchten Sprache rügt Hr. L. hier sehr gewöhnliche Mißbräuche, besonders den Inhalt der allgemeinen Beichtformel. III. Von der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes bey den evangelischen Gemeinen in Augspurg. Es ließe sich noch vieles dabey verbessern. Noch folgen zwey kleinere Aufsätze, als eine Nachricht von der Einrichtung der gottesdienstlichen Handlungen bey der neuen evangelischen Gemeine zu Brünn, und ein Vorschlag zu einer andächtigen Feyer des Charfreytags.

Og.

Ist in der Bibel oder in der gesunden Vernunft ein Grund vorhanden, der uns verpflichtet, die Erklärungen anderer Menschen von den Aussprüchen Jesu und seiner Apostel zu Glaubensartikeln zu machen? — Eine Preißaufgabe der Erziehungsgesellschaft zu Schnepfenthal bey Gotha, beantwortet von einem Rostockschen Bürger. Rostock, bey Koppe 1786. 46 S. 8.

Man sieht es dieser ganzen Beantwortung an, daß der V. nichts anders als ein guter ehrlicher Bürgersmann seyn kann, der nach seiner eigenen Versicherung, und vielleicht auch nichts weiter, als **Arnds Buch vom wahren Christenthum** und **Scrivers Seelenschatz** gelesen hat. Es ist wahr, daß hie und da mehr Gelehrsamkeit durchschimmert, als man von einem Rostockschen Bürger erwarten kann; aber eben so wahr ist es auch, daß der V. die Schnepfenthaler Frage nicht verstanden und sie unbeschreiblich inkonsequent beantwortet hat. Er mag es gut gemeynt und für Beruf gehalten haben, zum Bau des Reiches Gottes ein Steingen beyzutragen. Allein die unverdauteste Hyperorthodoxie, wie Arnd und Scriver sie nur gehabt haben mögen, und eine übermäßige Erhebung der symbolischen Bücher, verekeln auch dem geduldigsten Leser dieses Büchelchen gleich im Anfang. Er löst die Preißaufgabe in drey Fragen auf: 1) Was enthalten die so genannten symbolischen Bücher? 2) Woher kommt das Ansehen, welches sie in der Kirche haben? und 3) was ist der Zweck ihrer Abfassung, Einführung und Verpflichtung auf dieselben? Man sieht es gleich, daß er eigentlich nur polemisiren und widerlegen, nicht aber die Preißfrage beantworten will, ob er gleich in der Einbildung steht, sie beantwortet zu haben. Zur Beantwortung vorstehender drey Fragen hat er nicht nur nichts Neues, sondern blos das schon tausendmal Gesagte nur auf eine schlechte Art beygebracht. Man urtheile von des Verf. Orthodoxie und Philosophie, wenn er S. 11. die symbolischen Bücher nicht als **menschliche Erklärungen der Aussprüche Jesu und seiner Apostel** will gelten lassen. Sie sollen nach seiner Meynung nur eine **aufrichtige Darstellung dessen seyn, was Gott zum Heil der Sünder in der heiligen Schrift geoffenbart hat.** Was für absurde Be-

hauptungen kann doch ein Mann wagen, der es sich einmal in den Kopf gesetzt hat, daß die symbolischen Bücher mit der heiligen Schrift einen und eben denselben Rang haben! Rec. ist weit davon entfernt, die Nothwendigkeit der symbolischen Bücher zu leugnen, aber es ist ihm noch nicht eingefallen, die symbolischen Bücher für etwas anders, als Erklärungen der Aussprüche Jesu und seiner Apostel zu halten. Was enthält die Augspurgsche Confession anders als **Erklärung der kirchlichen Dogmen aus der Bibel**? Der Verf. wird dagegen nichts einwenden können, wenn er nur den ersten den besten Paragraph in der Konfession lieset. Weil man befürchtete, es möchte durch Verschiedenheit der Meynungen bey Erklärung gewisser Schriftstellen, in den öffentlichen Religionsvorträgen eine **schädliche Verwirrung** in den Gemüthern entstehen, so setzte man eine Erklärung der vornehmsten Glaubensartikel durch die symbolischen Bücher, fest. Und dabey konnte und mußte ja immer, wenigstens nach der Ueberzeugung der Verfasser der symbolischen Bücher, eine aufrichtige Darstellung des richtigen Sinns der heiligen Schrift statt finden, weil jede Erklärung den einzig wahren Sinn des Schriftstellers darstellen soll. Es ist also entweder Blödsinn oder absichtliche Falschheit des Rostockschen Bürgers, wenn er S. 10. der Preißfrage den Sinn unterlegt: Die heiligen Bücher wären nur **menschliche Schriften**, deren **willkührliche Erklärungen** uns bisher als Glaubensartikel wären aufgedrungen worden. — Welcher Mann von gesundem Kopf und Herzen ist im Stande, solche Geistesschwäche und Herzenstücke zu zeigen? — Man kann hieraus leicht schliessen, wie der V. die zweyte und dritte Frage beantwortet habe. Beweise der krassesten Orthodoxie, und der größten Unwissenheit in der Exegese und Kirchengeschichte findet man allenthalben. Er beweiset aus 2 Tim. 1, 13. das Ansehen und die Gültigkeit der symbolischen Bücher, hält seinen Katechismus für ein Repertorium göttlicher Aussprüche, und will aufhören ein Christ zu seyn, „wenn Moses nur alte Familiennach„richten gesammelt, und daraus sein erstes Buch verfertiget „hat, wenn die Nachricht von dem Fall der ersten Eltern ei„ne poetische Fabel ist; wenn in der Bibel Volksromanen ste„hen, die durch einen Zufall darin aufgenommen worden; „wenn Moses der Stifter des jüdischen Staats, und die Re„ligion, die er einführte, seine Erfindung war; wenn die „Prophe-

„Propheten nichts mehr und nichts weniger als vom Staat „besoldete Volkslehrer waren u. s. w.“

Auf den zweyten Abschnitt der Preisfrage läßt sich der Verfasser nicht ein. Was er davon zum Beschluß sagt, wollen wir buchstäblich hersetzen, um unsern Lesern von der Philosophie, Toleranz und Logik des Verf. einen Begriff zu geben, und unser Urtheil zu bestätigen: daß das Büchelchen das elendeste Galimatias, und der V. vielleicht eher geschickt sey, die Frage zu beantworten: Wie man die Schnepfenthaler Preißfrage auf die inkonsequenteste Art beantworten könne? S. 43. „Mehr hinzuzusetzen, finde ich jetzt nicht nöthig; so wie ich nach den geäußerten Grundsätzen es für völlig überflüßig halte, die zweyte Frage zu beantworten: **Was ist wohl von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Projects, ein neues Glaubensbekenntniß für Katholiken und Protestanten aufzusetzen, zu halten?** Wenigstens hätte die Erziehungsgesellschaft nicht so sehr unbestimmt diese Frage abfassen müssen. Kommt es hier, wie ich wünsche und hoffe, allein auf das Glaubensbekenntniß an, was so abgefaßt ist, daß es Katholicken und Protestanten mit völliger Beystimmung ablegen, so wird die **Nothwendigkeit** von selbst wegfallen, da das **apostolische Glaubensbekenntniß** von der Art ist, indem sowohl Katholicken als Protestanten auf dieß Glaubensbekenntniß getauft werden. Um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich an den Unterschied nicht gedenken, der sich zwischen den Lutheranern und Reformirten befindet, der aber der Erziehungsgesellschaft nicht so wichtig zu seyn scheint, daß darauf Rücksicht genommen werden dürfe. Allein ich denke doch, daß die Frage des Pilatus, **was ist Wahrheit?** diesen Herren nicht unwichtig seyn werde. Es wird hierauf die nähere Bestimmung des, was Wahrheit ist, und auf die bekannten Unterscheidungslehren ankommen. Und diese Bestimmung! wer soll die geben? Eine jede Religionsparthey wird sie nach den Grundsätzen geben, welche sie einmal als wahr angenommen. Man weiß ja, die Lutheraner erkennen nur das für wahr oder für Glaubensartikel, was uns Gott in seinem Worte geoffenbaret hat, wir mögen die Möglichkeit mit unserer Vernunft begreifen oder nicht. Wie wenig hier eine solche Vereinigung zu treffen sey, daß diese drey im Religionsfrieden aufgenommene Partheyen völlig zufrieden sind und völlig zufrieden seyn können,

überlasse ich gerne denen, die die Unterscheidungslehren jeder Kirchenparthey besser kennen, als ich, solche reiflich erwogen und mit einander verglichen haben. Ich schreibe nur, was ich denke, und wie ich mir die Sache vorstelle. Will man aber alle Religion aufheben, oder von dem geoffenbarten göttlichen Willen zu unserer Seeligkeit nichts wissen: Nun! dann glaube ein jeder, was er will, und was ihm seine Vernunft lehret, er übe nur bürgerliche Tugend, und er wird, wenn er nur kein Atheist ist, sich des öffentlichen Schutzes zu erfreuen haben. Aber, trauriger Zustand eines Staats, worin es so aussieht, wie es 2 Kön. 17, 29. heißt: **Ein jeglich Volk machte seinen Gott.** Hieraus wird die Erziehungsgesellschaft, bey ruhiger Ueberlegung der Sache, von der **Möglichkeit, Nothwendigkeit** und **Nützlichkeit** des Projects, **ein neues Glaubensbekenntniß für Katholiken und Protestanten aufzusetzen**, selbst zu urtheilen, im Stande seyn. Gesetzt, ein so allgemein abgefaßtes Glaubensbekenntniß, welches von dem apostolischen Symbol unterschieden wäre, aufzusetzen, wäre möglich, (zwar eben so möglich als die Verbindung der Elemente in Eins) wer soll es genehmigen? Wer es einführen? Wer soll die Katholicken oder Protestanten bereden, oder zwingen, es mit Verleugnung ihres Glaubens anzunehmen? Oder soll es sowohl den Glauben der Katholicken und Protestanten zugleich enthalten? Vielleicht! doch man denkt nicht an den Widerspruch, in welchem die Unterscheidungslehren dieser Kirchenpartheyen gegen einander stehen. Und diesen Widerspruch aufzuheben, möchte so leichte nicht seyn. — — Wie sich doch die Herren bey dieser Preißfrage verstecken. Soll dieß Glaubensbekenntniß für einen jeden katholischen und protestantischen Christen seyn? Oder soll es nur die katholischen und protestantischen **Lehrer** verpflichten? so und nicht anders die Aussprüche Jesu und seiner Apostel zu erklären, so und nicht anders die Heilswahrheiten zu bestimmen, oder vielleicht gar keine Heilswahrheiten zu lehren? Vielleicht nur eine gefällige Moral in einem anmuthigen Kleide? Wo bleibt aber da der Zweck der Religion? Werden aber die Lehrer sich zwingen lassen? Und wenn man sie zwingen könnte, wird nicht **Intoleranz** und Gewissenszwang von neuem da seyn? Wird nicht dieses vielköpfige Ungeheuer, wovon sich die Protestanten so glücklich befreyet haben, erst recht sein Haupt wieder empor heben, und durch dieß neue Glaubensbekenntniß seine gewohnte Tyranney

mit

mit verstärkter Macht ausüben? Man würde aus der Trau- fe in den Platzregen kommen. Ich mag die traurigen Fol- gen hievon nicht entwickeln. Wer das menschliche Herz ken- net, der wird sie sich sehr leicht gedenken können. Mir fällt dabey Tindals Religion so alt als die Welt ein. Was hat von Loens eine einzige Religion, was haben Edelmanns und Barths Glaubensbekenntniß für Schicksale gehabt? Und eben dieß Schicksal wird auch das projectirte Glaubens- bekenntniß für Katholicken und Protestanten haben. Die Er- ziehungsgesellschaft zu Schnepfenthal kann also ihre 20 Louis- d'or geruhig behalten. Sie werden glaublich nicht in die Versuchung gerathen, drey aufgeklärte Theologen zu be- mühen, über die eingesandten Schriften zu entscheiden; es sey denn, daß sie sich über den Zweck näher erklären, den sie dadurch zu erreichen gedenken."

Df.

Bemerkungen über das Predigtwesen bey den Katho- liken. Schilderung eines vergnügten Abends in der Probstey *** am Rhein. An meinen O. P. L. 1786. 56 S. in 8.

Eine kleine gutgeschriebene Schrift, wahrscheinlich von ei- nem Protestanten. Das Ganze ist in das Vehikel eines Ge- sprächs zwischen dem V. einem Probst, und seinem Pfarrer, einem Kapuziner, eingekleidet. Letzterer stritte sehr für die Kirchenväter, und behauptete, daß jedes andere Studium für die Kanzelberedsamkeit eitel und profan sey. Das Gespräch war nun eingeleitet, wobey freylich der Kapuziner manche lächerliche Blößen giebt. Seine Beschreibung von dem, was gut Deutsch sey, verdient ihrer Sonderbarkeit wegen hier zu stehen. „Gutes Deutsch ist kräftiges, rundes, munteres „Deutsch, das die Zuhörer gern hören; das sie, wie man „will, bald lachen, weinen, zittern und lustig macht." — Der Probst thut gegen das Ende der Unterredung einige Vorschläge, wie das Predigtwesen bey den Katholicken ver- bessert werden könne. Jünglinge von gutem Kopf und Her- zen sollen die besten Werke der Beredsamkeit von den Kir- chenvätern, von den französischen Predigern neuerer Zeiten und selbst von den protestantischen Predigern lesen. Hierauf

sollen sie reisen, um die vortrefflichsten lebenden Prediger zu hören und sich mit ihnen bekannt zu machen. Ihre Reise würde aber mehr Sachsen, Brandenburg, Schwaben, Schweiz, Holstein; als Oesterreich, Salzburg, Bayern, treffen. Sie sollten nicht nur die besten Prediger auf der Kanzel hören, sondern sie auch in ihren übrigen Amtsverrichtungen beobachten. Sehr gut sind die Ursachen angegeben, warum das Predigtwesen bey den Katholiken sobald nicht an die Vollkommenheit des protestantischen reichen würde. Dahin gehören: die Messe, die Ohrenbeichte, der schlechte katechetische Unterricht, die häufigen Ceremonien u. dgl. m. Der Probst, ein guter, biederer Mann, thut gute Vorschläge, wie dem allen abzuhelfen sey, die, ob sie gleich längst bekannt sind, doch sobald nicht in der katholischen Kirche durften ausgeführt werden — Nur noch eine Probe von Galimathias aus einem katholischen Gebetbuche, welches der V. anführt: „Die heilige edle Perle, da sie nun ihr Gebet zu Gott ausge„weint hatte, erhörte der allmächtige Himmelskönig ihre „Fluthen und schauete herab auf sie in lieblicher Mitleiden„heit." — Wir übergehen der Kürze wegen manches andere, das diese kleine Schrift zu einer ganz angenehmen Lektüre macht.

Gd.

Ueber Allegorie und Mythologie in der Bibel, insonderheit in Absicht auf den Propheten Jona, und andere Wunderbegebenheiten; von D. Johann Balthasar Lüderwald, Superintendent und Pastor primar. zu Vorsfelde. Helmstädt, bey Kühnlin 1786. 13 Bogen in 8.

Der Verf. vergleicht in der Vorrede Wahrheit und Mode. Erstere ruhet auf unveränderlichen Gründen; letztere hängt von Phantasie, Geschmack und Gefühl ab. Ob nun gleich bey Erklärung der Bibel die Mode von rechtswegen nichts zu thun hat, indem Logik und Hermenevtik dazu gehören: so drängt sich doch, nach des Herrn Verf. Meynung, die Methode des Origenes, durch Allegorie und Mythologie zu erklären, ziemlich wieder hervor. Er meynt, ihm, und jedem Forscher der Wahrheit, müsse das nicht gleichgültig

seyn.

seyn. (Bey dem Origenes und unsern heutigen Allegoristen möchte der Spruch sehr eintreffen: duo si faciunt idem, non est idem. Es möchte wohl nichts unterschiedener seyn als Origenes, und neuere Schriftertklärer, welche, eben durch Logik und Hermenevtik, Allegorie in der Bibel finden wo sie ist.) Allegorie heißt: **Wenn man etwas anders** meynt, als die Rede nach ihrem einzelnen oder ganzen Inbegriff anzeigt. (Eine sehr schiefe Erklärung.) Ursachen zur allegorischen Deutung beruhen, nach den Principien des Origenes und vieler Neuern, in der natürlichen Unmöglichkeit der Sache; in der moralischen Unschicklichkeit; im allzuseichten jüdischen Wortverstande; und in der ausgebliebenen Erfüllung bey geglaubten Weissagungen.

Die **Mythologie** ist hiemit verwandt, sie leget eine wahre Begebenheit zum Grunde, dichtet aber zur Verzierung allerley Umstände hinzu. Von der **Parabel** ist sie dadurch unterschieden, daß diese die Begebenheit selbst mit allen ihren Ausführungen erdichtet hat. Die Kriterien, die der Verf. zum Behuf der allegorischen Deutung angiebt, sind: 1) Der Genius des Volks und der Zeit. 2) Das Zeugniß des Skribenten selbst durch Zweck und Kontext. 3) Der Sprachgebrauch. 4) Natur und Eigenschaft der Sache. Bey welchen allen die nöthige Vorsichtigkeit eingeschärft wird. Der Parömiast, der Dichter, der Prophet bedienen sich mythischer Ausführungen. Bey dem Geschichtschreiber, (qua talis) darf kein mythologisches Inserat vermuthet werden. (Warum nicht? wenn er Fabeln vom Saturn, Jupiter, Herkules, oder ein altes Lied einrückt: so ist die Fabel, das alte Lied mythisch, die Einrückung selbst historisch.) Wenn der Historiker Wunder erzählt: so ist das noch kein hinreichender Grund, die Erzählung mythologisch umzubilden. (Denn ist zu untersuchen, ob der Historiker die Wunder geglaubt hat, oder sie nur erzählt.) Wenn der Verf. zur Unterscheidung mythologischer Ausbildung von reiner Historie vorschlägt, daß man dem Schriftsteller genau ins Auge sehen soll: so setzt Recensent hinzu: **mit einem geübten Kennerblick.** — Nachdem nun der Verf. in diesem ersten Theile die Principien aus einander gesetzt, macht er im zweyten Theile die Anwendung auf die **Geschichte des Jonas**, deren **historische Wirklichkeit** er beleuchtet, und seiner Meynung nach, so begründet, daß mit ihrer **Bestreitung alle übrige Historie** in

der Welt ins Gedränge kommt. (Wir zweifeln sehr, daß dieser Grund so gar fest sey.) Man findet unter dem Israelitischen Könige Jerobeam II. wirkliche Nachricht vom Propheten Jona. Die Heimath des Wallfisches ist zwar eigentlich Norwegen bis Grönland, aber er verirrt sich zuweilen in die warme Zone der Küsten des mittelländischen Meers. Indessen findet sich doch der Hayfisch, Carcharias in den wärmern Meeren häufiger. Jonas kann ohne Empfindung, in tödtlicher Ohnmacht im Fische gelegen haben. (Kann? dieses kann ist wenigstens kein fester Grund, dadurch die ungeheuern Unwahrscheinlichkeiten wegfallen, daß ein ganzer Mensch in den engen Rachen eines Wallfisches hineinschlüpfen könnte, daß er zwischen den Zähnen desselben unversehrt bleiben, daß er in der mephitischen Luft eines solchen Thieres athmen könne u. dgl.) Das Danklied ist ihm, dem Hauptinhalt nach, bey dem Auswerfen eingefallen, er hat es nachher selbst ausgebildet, oder ein Dritter hat das, unbeschadet der historischen Wahrheit, gethan, wovon Beyspiele vorkommen im Thucydides und Livius. (Diese Voraussetzungen, davon in der Erzählung nichts steht, sind so gut als Mythologie.) Die Meynungen derer, die den Jonas in ein Wirthshaus, oder in ein anderes Schiff, welche beyde den Namen: großer Fisch, könnten geführt haben, einquartieren, werden widerlegt. Es kommt nun auf die Leser an, ob sie die reine Geschichte, mit dem Verfasser, wörtlich glauben; oder sie zu den phönizischen Fabeln verweisen wollen, ad modum der Erzählung, da Herkules (die Gottheit der Phönizier) zur Vertheidigung der Tochter des Laomedons in den Rachen des Hundes des Neptuns gesprungen, und sich drey Tage in dessen Bauche aufgehalten, bis er, mit Verlust seiner Haare, wieder lebendig herausgekommen. Oder: da zu Jaffa, die schöne Andromeda einem Meerungeheuer zum verschlingen Preiß gegeben, vom Cepheus aber errettet worden.

Bey der Beurtheilung der Wunder überhaupt, und deren mancherley Bezweifelung, giebt der Verf. eine sehr richtige und wahre Auskunft, wenn er sagt: „Die innere göttliche Kraft hat, in ihrer Anwendung, kein Plus und kein „Minus, sondern ist immer die höchste und durchdringende. „Alle Modifikation derselben kommt von den Gegenständen „her, worauf sie wirkt, und dessen Receptivität und Erfordernis her.“ — Ein Postulat, das jeder gern unterschreibt, aber,

aber, in der Anwendung erleichtert es nicht die Bestimmung der historisch dogmatischen Wahrheit solcher Begebenheiten die man für Wunder ausgiebt. Bemerkenswürdig sind die Vorsichtigkeitsregeln die der Verf. bey dem Beweise der Wahrheit unserer Religion aus den Wundern, giebt. Nur selten wird so ein Beweiß nützlich seyn.

Coniectanea de conciliandis historicorum dissensionibus, quibus et origines dissensionum, et conciliationis methodus regulis et exemplis docentur. Auctore *Io. Balth Luederwald*, S. Theol. D. Superintend. et Pastore Prim. Vorsfeld. Helmstadii, typis et sumtibus Kuehnlini 1786. 5½ Bogen in 4.

Der Hr. Verf. hatte schon vormals ein paar kleine Abhandlungen herausgegeben, die ins historische Fach schlugen, nämlich: Von der Beweißkraft des Arguments, das aus dem Stillschweigen des Schriftstellers genommen ist; und vom Kennzeichen der Fabeln. Hier will er noch einige Grundzüge liefern, auf welche Weise Schriftsteller am bequemsten mit einander zu vergleichen sind. Er wünscht, daß diese Vorschläge, die aber Recensent für nichts als sehr unvollkommene Bruchstücke erkennt, einen größern Historiker anleiten mögen, die Vergleichung weiter auszuführen. Der Verf. geht von dem Princip aus: Keine Sache kann geschehen und auch nicht geschehen seyn; keine Sache kann hier und dort, unter einerley Umständen geschehen seyn. Die historische Wahrheit ist so gut, wie die metaphysische einzig in ihrer Art. Wohl aber ist zu unterscheiden die Erzählung des Schriftstellers, die manchen Abweichungen unterworfen ist. Nicht bis auf alle Kleinigkeiten darf die Uebereinstimmung der Historiker ausgedehnt werden. Sie erläutern und ergänzen sich oft selbst. Ein Geschichtsschreiber entwickelt, was der Andere summarisch vorgetragen hatte. Einer hat das Innere, der Andere das Aeußere der Sache zum Zweck. Genius der Sprache, Uebersetzung, Erklärung können Widersprüche bewirken, die der Sache selbst durchaus nicht nachtheilig sind. Die Gesinnung des Schriftstellers, seine rednerische und poetische Floskeln können Widerspruch

spruch bewirken. Kann zwischen Historikern keine völlige Uebereinstimmung erhalten werden: so nimmt man die Hauptsache, und läßt Nebenumstände fahren. (Aber in vielen Fällen ist wohl die Frage, was sind Nebenumstände.) Widersprüche von Zeit und Zahl haben wenig auf sich. (Oft sehr viel.) Bey Einer Sache können mehrere Ursachen und Gelegenheiten zutreffen. Manuscripte, Münzen und Steine sind zur kritischen Beleuchtung brauchbar, aber auch sie sind vom Irrthum und Widerspruch nicht ganz frey. Alles das wird mit Exempeln erläutert.

Bm.

2. Rechtsgelahrheit.

Das bischöfliche Recht, die Koadjutoren bey geistlichen Dignitäten, Officien, Präbenden und Beneficien rc. aufzustellen und zu bestätigen; beleuchtet von Joh. Mart. Degen, Hochf. geheimen Rath und Hofkanzler zu Freysingen. München, bey Lentner 1785. 119 S. 8.

J. C. E. J. Chorherrns bey dem Stifte St. Andre in Freysingen, Antwort auf das bischöfliche Recht, die Koadjutoren rc. Ebendas. bey Ebend. 1786. 112 S. 8.

Diese sehr lokal scheinende Kontrovers betrift doch einen Punkt im hierarchischen Rechtssysteme, der von ziemlicher Erheblichkeit, und bey dieser Gelegenheit in größeres Licht gestellt worden ist, daß wir es der Mühe werth achten, unsern Lesern eine umständliche Anzeige davon zu machen. Das Kollegiatstift St. Andre in Freysingen fand sich bey dem hohen Alter des derzeitigen Stiftsdechants veranlaßt, den Bischoff zu ersuchen, daß er entweder denselben zu einer Resignation vermögen, oder aber einen Coadiutorem *perpetuum* aufstellen lassen möchte. Dieser erklärte hierauf: daß

daß das Stift seinem Dechanten die Resignation anrathen sollte, mit dem Bedeuten, daß widrigenfalls der Hr. Bischoff iure *Ordinarii* ihm einen Coadiutorem an die Seite setzen würde, und solchenfalls das Stift ihm hiezu drey Subjekte in Vorschlag bringen solle. Auf diesen letztern Punkt der bischöfflichen Erklärung, erwiederte das Stift, daß den, mit dem *Concil. Tridentino* offenbar übereinkommenden gemeinen Rechten nach, niemand anders als der Pabst, einen Coadiutorem *perpetuum*, oder, was das nämliche sey, das Ius *successionis ad beneficia salvo* ceteroquin iure *confirmandi* Ordinarii, geben könne: aber solchenfalls, auch selbst gegen den Pabst, wegen des ihm, dem Stifte, zustehenden freyen Wahlrechts, sich auf Vorschlagung einiger Subjekte nicht einzulassen habe; auch gegen allenfalsige römische Zudringlichkeiten allerhöchsten Orts Schutz und Manutenenz suchen müßte. Hierüber wurde dem Stifte von Seiten des Bischoffs eine informirende Aufklärung der in seinen Gegenvorstellungen geäußerten Irrthümer zugestellt, und darinne behauptet, daß unter der Coadiutoria *perpetua* nicht eine *cum successione*, sondern bloß, die sich auf die Lebenszeit des Coadiuti erstrecke, zu verstehen sey; und daß vermöge der Konkordaten und kaiserl. Wahlkapitulation dem Pabste keinesweges die Befugniß zustehe, einen Coadiutorem perpetuum aufzustellen, und das Ius successionis ad beneficium nondum vacans zu geben. Auf den vorliegenden Fall hatte nun diese so entstandene Kontrovers keinen weitern Einfluß, weil der Stiftsdechant, von dem die Frage war, freywillig resignirte; aber auf künftige Fälle trug das Stift darauf an, auf seine Kosten auf einer deutschen protestantischen Universität ein rechtliches Gutachten stellen und nebst den Akten drucken zu lassen: welches nun auch wirklich geschehen seyn soll. Mittlerweilen aber gab Hr. Degen obgedachte Schrift heraus, die das Stift oder vielmehr ein Chorherr desselben in der angezeigten Antwort zu widerlegen suchte. Ueber die Bedeutung der Coadiutoriae *perpetuae*, scheint der Streit meist um Worte zu seyn. Obgleich derjenige, der zum künftigen Nachfolger im Stifte aufgestellt ist, in einer sehr uneigentlichen Bedeutung des Worts, Coadiutor perpetuus genannt wird, so rechtfertigt es nun einmal der Sprachgebrauch. Was aber das Recht, dergleichen Koadjutoren cum futura successione aufzustellen, anbetrift, so ist Hr. Degen der Meynung, daß dieselben, als dem Geist der

der Kirchengesetzgebung und Verfassung zuwider, vom Concilio Trident. in der Regel und durchaus abgeschaft worden, in unvermeidlichen Fällen aber, und in beneficiis electivis einzig und allein mit bischöfflicher Bewilligung zu erwählen und zu bestätigen seyn; keineswegs aber dem Pabste hierinne ein ausschließliches oder weiteres Recht gebühre, als ihm in den Konkordaten einzig nur für gewisse bestimmte Fälle ausdrücklich zugestanden worden sey. S. 92 u. f. Der gegen ihn aufgetretene Chorherr aber behauptet, daß, so ferne der aufzustellende Coadiutor perpetuus vom Collatore *ordinario* mithin in beneficiis electivis vom Stifte durch Wahl ernannt werde, solchenfalls durch die noch dabey erfoderliche Einholung der päbstlichen Bewilligung, den Konkordaten um so weniger irgend ein Abbruch geschehe, als überhaupt darinne nur einzig und allein den Provisionen selbst, die dem Pabste reservatsweise, im Verhältnisse gegen die Collatores Ordinarios, Ziel und Maaß gesetzt worden sey. Dagegen aber, so fern alle dergleichen Coadiutoriae perpetuae in den Kirchengesetzen und selbst wieder im Concilio Tridentino durchaus verboten worden, und also zur Aufstellung eines dergleichen Coadiutoris perpetui eine Dispensation vom Iure communi erforderlich wäre, dieses Dispensationsrecht um so mehr dem Pabste ausschließlich gebühre, als es demselben Sess. XXV. Cap. 21. Concil. Trident. ausdrücklich vorbehalten, von den Bischöffen aber nie erweißlichermaßen in Uebung gebracht worden sey. Die Antwort des Chorherrns übertrift weit die Hofkanzlerische Schrift, und der Leser wird noch besonders durch die reine Schreibart, gute Ordnung und den lichtvollen Vortrag derselben überrascht; nur hätte Rec. gewünscht, die bey dergleichen Koadjutorien dem bischöfflichen Hofkanzler zugegebenen Ordinariatsgerechtsamen, die in der Konfirmation bestehen sollen, (S. 79.) in Vergleichung mit dem dabey eintretenden päbstlichen Reservatsrechte, möchten etwas genauer angezeigt und bestimmt worden seyn. Eigentlich sollte der Pabst bey vorhabender Koadjutorswahl, nichts weiter als die erfoderliche Dispensation vom gesetzlichen Verbot, also zur Wahl die Koncession zu geben; sodann das Stift bey beneficiis electivis die Person des Coadjutors zu wählen, und endlich der Bischoff den Erwählten zu bestätigen haben.

Iuris

Iuris Ecclesiastici statui Germaniae maxime et Bavariae adcommodati syntagma scripsit S. *Maurus Schenkl*, Ordin. S. Bened. Presbyter Monachus Prislingensis, cuius eodem Praeside die XII Sept. A. 1785. rationem reddent AA. RR. PP. *Petrus Pflieger* et *Andreas Kolb*, Monachi itidem Prislingenses. Salzburg. Formis Typographiae Aul. Academ. 587 Bogen 1786. 8.

Etwas seltenes ist es doch, wenn zu öffentlichen Disputationsakten ganze Kompendien geschrieben werden. Wenn nun vollends in solchem Fall der Schriftsteller auf eine gewisse Zeit mit der Fertigung seines Werks eingeschränkt ist: wie es nach der Vorrede des V. dieses Kompendiums gewesen seyn soll; so wäre es wohl besser gewesen, eine einzelne Materie auf eine interessante Weise und gründlich mit Muse zu bearbeiten, als ein flüchtig weggeschriebenes ganzes Kompendium mit der sich selbst gemachten Eilfertigkeit entschuldigen zu wollen. Bey weitem der größte Theil davon enthält nichts anders und bessers als was in jedem der schon so oft ausgeschriebenen Kompendien des kanonischen Rechts auch steht. Doch wollen wir dieß vornehmlich vom Part. III. der das Ius eccles. *privatum* enthält, verstanden haben. Im Part. II. worinne das Ius eccl. *publicum*, und zwar *internum* und *externum* abgehandelt worden, schien uns der Verf. die Materie ungleich mehr selbst durchgedacht zu haben: und da er übrigens zu den Orthodoxen gehört, gleichwohl aber auch es weder auf der einen Seite mit den Bischöffen, noch auf der andern Seite mit den weltlichen Fürsten verderben will, so kostet es ihm viele Distinktionen und Wendungen, um nicht an der Klippe des päbstlichen Primatus *Iurisdictionis* und der andern der independenten Macht zu verunglücken. Im Grunde aber läuft es da hinaus, daß er im ersten Punkte, vieles unbestimmt liegen läßt, und im andern Punkte, den Bischöffen und weltlichen Regenten den klugen Rath giebt, sich mit einander fürstbrüderlich und friedlich zu betragen, um es zu keiner Kollision zwischen ihren beyderseitigen Mächten kommen zu lassen.

D. Carl

D. Carl Friedrich Häberlins, ordentl. öffentl. Lehrers der Rechte und Beysitzers der Jur. Fak. zu Erlangen; ausführliche Nachrichten von der bey der allgemeinen R. Versammlung und den höchsten R. Gerichten erscheinenden Schriften. Erlangen, bey Walther. Viertes Stück, womit der erste Band geschlossen wird, von S. 463—706. 1785. 8. — Fünftes und sechstes Stück 470 S. 1786. 8.

Ueber die Fortsetzung dieser periodischen Schrift brauchen wir, außer deren Anzeige, nichts weiter zu sagen, als daß wir derselben einen mehr bestimmten Plan und weniger Kollision mit der Reussischen St. Canzley wünschen. Alsdann dürfte sie auch einen um so dauerhaftern Abgang finden.

Deutsche Staatskanzley von D. Joh. Aug. Reuß rc. Th. XI. S. 494. Th. XII. S. 427. Ulm, bey Stettin 1786.

Unter vielen andern Artikeln zeichnet sich im Th. XI. die Anzeige und Beurtheilung der Ockelischen Deduktion über die Sayn-Hachenburgische Erbfolge und der Badischen Rekursschrift in dem das Gemmingische Gebiet betreffenden Rechtsstreite: im Th. XII. aber die Sammlung der Staatsschriften, über den Baierschen Ländertausch und D. Fürstenbund aus.

Nm.

Augustin von Balthasars — Rechtliches Bedenken, wie die Liquidation und Erstattung der Kriegsschäden zwischen Grundherren und Pfandträgern, wie auch Pachtern zu beschaffen und zu entscheiden, aus gemeinen Rechten, besondern Landesordnungen und Rechtssprüchen entworfen. Göttingen, bey Dieterich 1786. 182 S. 8.

Was

Was in Ansehung der Kriegsschäden bey Gelegenheit einer eigentlichen antichretischen Verpfändung Rechtens sey, wird hier nur kurz dahin bestimmt, daß der Pfandträger in der Regel deshalb keine Vergütung fordern könne, weil er, als vsufructuarius, (welches jedoch vermöge L. 14. C. de pignoribus noch sehr streitig ist,) die dinglichen Lasten des Guths übertragen müßte. Hauptsächlich wird in dieser Schrift dasjenige weiter ausgeführt, was der wohlseelige Vicepräsident von Balthasar bereits im Jahr 1759. in dem rechtlichen Bedenken eines aufrichtigen Patrioten, über die Liquidation und Erstattung der Kriegsschäden, zwischen Grundherrn und Pachtern, vorgetragen. Das Erste, worauf der Richter in Streitigkeiten dieser Art Rücksicht zu nehmen hat, ist unstreitig der Inhalt des Contrakts, wenn etwa der eine, oder der andere Theil die Kriegsschäden auf sich genommen haben sollte; welches letztere jedoch, da der Krieg zu den ungewöhnlichen Unglücksfällen gehört, aus der allgemeinen Uebernahme des Casus nicht sogleich gefolgert werden darf; indem diese generelle Verwillkührung nur in Beziehung auf die pendenten Früchte zu verstehen ist. (Bündiger hat dieses ausgeführt Struben Rechtl. Bed. Th. 3. N. 46.) Wenn der Contrakt hierüber keine Auskunft giebt: so sind die Landesgesetze zu Rathe zu ziehen; wovon der Vorbericht dieses Werks, nicht nur in Ansehung der Herzogthümer Pommern und Meklenburg, sondern auch anderer Provinzen Deutschlands eine besondere Nachricht giebt. In Ermanglung dieser Quellen ist die Sache nach gemeinen Rechten, und der natürlichen Billigkeit zu entscheiden. (Letztere, verbunden mit einer zweckmäßigen Analogie des bürgerlichen Rechts, ist wohl sodann die vorzüglichste Quelle der Entscheidung. Ausdrückliche Vorschriften über diesen Gegenstand enthält das römische Recht nicht; welches daher leicht zu erklären ist, weil bey der Obermacht der siegreichen Römer, welche gemeiniglich in der Feinde Ländern den Krieg führten, die Frage nicht füglich vorkommen konnte, wie der, durch feindliche Truppen angerichtete Schaden, unter den Bürgern des römischen Staats zu vertheilen sey?) Die bekannte Regel, casum sentit dominus, liefert hier im allgemeinen diejenige Norm, wonach die Kriegsschäden bald dem Grundherrn, bald aber dem Pachter, zu tragen obliegen, je nachdem sie nämlich das Guth selbst, und dessen Ertrag, oder des Pachters Eigenthum betreffen. Aus diesem Gesichtspunkte werden die einzelnen Arten

ten der Kriegsschäden näher untersucht, und zuförderst diejenigen der Reihe nach angeführt, welche den Grundherrn treffen. 1) Alle baare Geldausgaben an Realcontributionen, ingleichen zur Conservation der Höfe und Bauerzimmer an Salvegarden ꝛc. 2) Die Korn- und harte Fourage, auch Mehllieferung. 3) Die rauhe Fourage, oder rationes. 4) Die Einquartirungskosten. (Daß diese dem Grundherrn alleine zur Last fallen sollten, hält Rec. nicht dafür.) 5) Die Lieferung der Recruten; ingleichen 6) der Artillerie und Mahlknechte. 7) Der Schade an Korn und unbesäeten Acker. 8) An Hofzimmern, und Hackelwerken. 9) Der Abgang an Diensten und Dienstgeldern der Unterthanen, auch anderer Pächter. 10) Die ausgeschriebenen Fuhren, wobey hinzugefügt wird, daß der Grundherr die gemachten Vorschüsse mit den Zinsen vergüten müßte. L. 7. und 18. §. 6. L. 19. §. 4. D. de Negot. gest. Da hingegen der Pachter zu übertragen hat, und nicht ersetzt verlangen kann: 1) Die im Contrakt übernommene ordinaire Contributionen; (gehört eigentlich nicht hieher, weil von den Fällen, die der Contrakt schon entscheidet, gegenwärtig die Rede nicht ist.) 2) Alle Personalsteuern für sich und seine Familie. 3) Wann wegen Abgang der Pferde ein oder ander Stück Acker unumgebracht liegen geblieben; (welches dem Rec. noch sehr bedenklich scheinet.) 4) Wenn der Pachter an seinem eignen Vermögen Vieh und Fahrniß, Mobilien und eingeerndten Früchten Schaden gelitten. 5) Wenn er zum Transport seine Wagen und Pferde geliefert, und davon etwas eingebüßet; ein anderes wäre zu behaupten, wenn er dadurch an gehöriger Bestellung des Ackers gelitten hätte. 6) Die verlangte Extrafuhren, Estaffetten, Handdienste ꝛc. (Der Rec. ist in diesem Detail größtentheils mit dem Verf. einstimmig; nur dürfte der bekannte Grundsatz, daß der Eigenthümer den Unglücksfall tragen müßte, woraus der V. alles herzuleiten suchet, hier nicht durchgängig auslangen. Sicherer führt es wohl zum Ziele, wenn man überhaupt sagt: der Pachter ist nur berechtigt, wegen der Kriegsschäden sich an den Verpachter zu halten: 1) in so ferne ihm dadurch die Nutzung der Pachtstücke entzogen worden. 2) In so ferne es Lasten sind, die eigentlich auf die verpachtete Sache repartirt worden, folglich ein onus reale ausmachen. 3) In so ferne von solchen Ausgaben die Rede ist, wodurch der Ruin des verpachteten Guths, und der dazu gehörigen Gebäude abgewendet, mithin der

Nutzen

Nutzen des Grundherrn befördert worden. Diese Grundsätze verbreiten einentheils über die einzelne Gattungen der Kriegsschäden mehr Licht, und sie führen auch anderntheils zu einer richtigern Bestimmung über die Art und Weise der zu leistenden Entschädigung. Was das erstere betrift: so kann man nicht füglich mit dem Verf. annehmen, daß die Einquartirungskosten lediglich dem Grundherrn zur Last fallen, weil der Pachter durch diesen Aufwand auch seinen eignen Schaden abzuwenden suchet, da er sonst bey einer Plünderung seine Meublen und sonstige Haabseligkeiten einbüßen würde, welches häufiger geschiehet, als daß Gebäude angezündet, oder sonst ruiniret werden. Daher nach einem billigen Durchschnitt beyde Kontrahenten diese Kosten zu tragen haben. Den zweyten Punkt betreffend: so muß die Frage: ob der Grundherr mit einer bloßen Remission des Pachtgeldes freykomme, oder den ganzen Belang des Schadens ersetzen müsse? natürlich nach Verschiedenheit der Fälle dahin bestimmet werden, daß der Pachter, wenn seine Forderung sich alleine in dem entzogenen Nutzen der Pachtstücke gründet, mehr nicht, als einen Nachlaß der Pension, nach Verhältniß der Zeit, begehren könne. L. 33. D. Locati; daß ihm aber diejenigen Posten, die er als negotiorum gestor in Rechnung bringt, gänzlich zu vergüten sind. Der Verf. untersucht ferner, wie die Aufbringung der Kosten in währendem Kriege zu reguliren? Nach welcher Taxe, auch in welcher Münzsorte die Vergütung geschehen müßte? Welche Rechtsmittel, ingleichen welche Proceß- und Beweißarten dabey eintreten? Durch die in Beylagen vollständig mitgetheilte Verordnungen, Urtheile, Berichte, und andere merkwürdige Actenstücke wird diese Schrift dem praktischen Rechtsgelehrten vorzüglich brauchbar und wichtig.

Dt.

Systema Pandectarum ad fora Germaniae applicatum, et in vsum auditorum ad praelectiones adornatum, a *Iohanne Thaddaeo Müller*, I. V. Doctore, Ser. El. Palat. Celss. Regim. Concil. et in antiquiss. Heidelbergensi Vniuers. Pandect. Prof. Publ. Ord. Mannhem. 1785. *Pars I.* 522 S. 8. *Pars II.* von

S. 523-1000. *Pars III.* von S. 1003-1291. *Iohannis Thaddaei Müller* — Ius Criminale ad fora Germaniae applicatum, et in vsum auditorum ad praelectiones adornatum. 1786. 268 S. 8.

Beynahe hätte uns der V. von Beurtheilung seines Buchs mit den Anfangsworten seiner Vorrede abgeschreckt, welche also lauten: Acerbas censorum exterorum crises non timeo, homines sunt, mortales sunt, et in hoc conuenimus: Systema hoc Pandectarum meum est, ad captum meorum auditorum est adornatum. Allein da dieses Pandectensystem öffentlich ausgestellt ist, da auch andere, welche vielleicht schon lange ein vernünftiges Pandectensystem gewünscht haben, den Werth und Inhalt des vorliegenden zu kennen begierig sind, so wird sich auch der Hr. Verf. eine unpartheyische Beurtheilung gefallen lassen, und es uns nicht zuschreiben, wenn ihm diese als eine acerba crisis auffallen sollte. Wir wollen also zuerst den Plan des V. so weit er in den vorliegenden Bänden geht, unsern Lesern vorlegen, und nur vorläufig bemerken, daß er den Vortheil, mittelst Voransetzung eines partis generalis wie Hofacker und Nettelbladt, die allgemeine zu keiner besondern Rechtslehre gehörige Begriffe voraus zu erklären, nicht benutzt hat. Das prooemium handelt de vario hominum statu et diuisione generatim; wo der status primigenius und aduentitius, ciuitas, respublica, der status religionis reuelatae (von welchem es heißt: Hic status omnibus promissis conuenit, eosque constringit, ob sui praeeminentiam in orbe Christiano Hierarchiam constituens) abgehandelt, und mancherley Eintheilungen der Menschen aufgeführt werden. Die Prolegomena handeln im allgemeinen de iustitia et iure, de legibus, consuetudine, principum constitutionibus, de iuris et facti ignorantia, de statu hominum, rerum diuisione, de iure in re et ad rem, wobey der Verf. von dem iure in re, die bekannten fünf Arten dominium, ius hereditarium, seruitutem, pignus und possessionem annimmt, jedoch zugleich, daß alle unter dem Dominio begriffen seyn. Sodann handelt der erste Theil de ciue, acquirente ius in re, der zweyte de ciue acquirente ius ad rem, der dritte von iuribus ex diuerso statu natis; der vierte de ciue delinquente. Der

fünfte

fünfte Theil soll den ciuem *controvertentem*; der sechste den ciuem mortuum; und der siebende iura reipublicae caetera abhandeln. Der erste Theil handelt also von obgedachten Gattungen des iuris in re; bey den modis acquirendi wird aus Gelegenheit der Ueberbauung die Lehre von impensis mitgenommen. Bey jeder Gattung werden, die aus derselben entspringende Klagen erklärt; aus Gelegenheit der zwoten Gattung wird die ganze Lehre von der Erbfolge mit und ohne Testament und aus Verträgen, von Testamenten, Vermächtnissen, Fideicommissen u. s. w. abgehandelt; und dann so kommen bey jeder folgenden Gattung alle dahin einschlagende Pandectentitel vor. Die Possession erklärt der Verf. als eine Ausübung des wahren oder nur sich angemaaßten Eigenthumsrechts; und handelt dabey auch alle Interdicte, ohne Rücksicht, ob sie mit der Possession in einiger Verbindung stehen oder nicht, ferner die Lehre von der noui operis nunciatione, von der actione aquae pluuiae arcendae, und von Verjährungen ab. Der zweyte Theil handelt zuerst von Verbindlichkeiten und Verträgen überhaupt; als Beyspiel von einer unmittelbaren Verbindlichkeit führt der Verf. an: Sic sine antecedente facto tuo ceu creatura rationalis agnoscis creatorem, creatori ad cultum latriae, ad firmum reuelationibus praestandum adsensum, ad non praescindendum in saepe corrupta iuris naturae philosophia, actibus humanis applicanda, a diuinis perfectionibus manifestatis indispensabiliter obligans; hier bekommen wir auch die Lehren de conditione, dolo, culpa, casu u. s. f. Sodann handeln acht Abschnitte 1. von Consensualcontrakten, unter welchen die Ehe und Eheverlöbnisse den Anfang machen; weil sie aber zum Kirchenrecht gehören, so wird der geneigte Leser dahin verwiesen, dafür aber hier mit der Lehre vom Heyrathgut, von Schenkungen unter Eheleuten und allem was dahin gehört, entschädigt. 2) Von den Realcontracten. 3) Von den Verbalcontracten. Bey diesen Contracten werden immer auch die deutschen Rechtslehren, z. B. vom Näherrecht, vom Wechselrecht u. s. w. mitgenommen. 4. Von den ungenannten Contrakten. 5. Von Verbindlichkeiten, welche ex quasi (quasi ex) contractu entspringen. 6. Von unmittelbaren Verbindlichkeiten; hier werden z. B. die actio ad exhibendum, die condictio causa data, causa non secuta und andere, die lex Rhodia de iactu, die condictio triticiaria, de eo quod certo loco und ex lege aufgeführt. 7. Von einigen

nigen weitern Verbindlichkeiten, nämlich, bu
bung einer unnützen Sache bey dem Verkauf e
der Verbindlichkeit zur Evictio[illegible] tung, und
8. Endlich von den Arten, die [illegible] zu
wobey nicht nur alle Titel, wel[illegible] [illegible]itutio in
integrum handeln, sondern auch der [illegible] in frau
creditorum facta sunt, vt restituantur, [illegible]
Der dritte Theil soll alle Titel enthalten, [illegible] die [illegible]
lung der Menschen im natürlichen oder [illegible] Zust.
betreffen. Wegen der Eintheilung der Mensch[illegible] [illegible]
auf das Geschlecht macht also der tit. ad SCtu[illegible] Vel[illegible] [illegible]
den Anfang; wegen der Eintheilung der Menschen in [illegible]
ne und Ungeborne folgen die Titel de in[illegible] [illegible]
et custodiendo partu, si ventris nomine etc. [illegible]
ehelichen oder unehelichen Geburt der Titel: de con[illegible]
wegen des Familienstandes die Titel: de his, qui [illegible]
alieni iuris, de adopt. et emancipat. de agnoscendis e[illegible]
lib. und die meisten Titel über die actiones adiectitiae [illegible]
litatis; ferner, wegen der Eintheilung in Beziehung auf
Alter alle Titel, welche die Vormundschaft oder
betreffen; unter dem statu ciuitatis kommen [illegible]
ad municipalem et de incolis, de decurionibus et filiis eo-
rum, de muneribus etc. wegen des status *vulgaris* und vi-
tae generis die Titel: de re militari, de peculio castrensi,
de captiuis, postliminio, de veteranis, de nundinis, de
exercitoria et institoria actione, de proxeneticis, de his
qui notantur infamia, und endlich in Rücksicht auf personas
morales die Titel: quod cuiusque vniuersi de legationi-
bus, de administratione rerum ad ciuit. pert. de decretis
ab ordine faciendis und de operibus publicis; welche letzte-
re aber mit dem Titel: de albo scribendo unter diejenige,
welche den statum ciuitatis betreffen, eingeschoben worden
sind. Der vierte Theil ist unter obigem eigenen Titel als
ein Compendium iuris criminalis erschienen, ungeachtet er
nur von Verbrechen und ihren Strafen handelt, und vom
Criminalproceß nichts enthält; dieses ist monitu Bibliopolae
geschehen, vt labore in adornandum ius criminale collocato
frui valeat, quin aliae systematis partes tibi ad manus sint,
vtque *candidati* in addiscendo iure criminali, etsi syste-
mate Pandectarum careant, in Collegiis hoc duce vti va-
leant. Der *Ingressus* handelt von der peinlichen Rechtsge-
lahrheit überhaupt, wobey der Verf. auf andere Rechtsge-
schichten

schichten verweiset. Die Prolegomena enthalten die beyden Titel: de delictis und de poenis, über welche letzten eine Tabelle gegeben wird; der vielen neuern Verbesserungen in diesem Theil der Rechtsgelehrsamkeit wird mit keinem Wort gedacht. Der erste Abschnitt handelt (immer unter den Pandectentiteln) von den römischen delictis priuatis veris, wo z. B. auch die Titel: de aleatoribus, de fugitiuis, de seruo corrupto, si mensor falsum modum dixerit, eingeschoben werden. Der zweyte Abschnitt: de quasi delictis (statt obligationibus quasi ex delicto, welche nicht zur peinlichen Rechtsgel. gehören) et ceteris huc pertinentibus; das Letztere zeigt die Titel: de noxalibus actionibus, und si quadrupes pauperiem fecisse dicatur, an. Der dritte Abschnitt handelt de extraordinariis criminibus, wobey auch der Titel de popularibus actionibus angehängt ist, und mit dem Scopelismus auch die Befehdungen, Wegelagerungen u. s. w. angezeigt werden. Im 4ten Abschnitt treten die römischen delicta publica ordinaria unter ihren Pandectentiteln auf; unter dem Titel ad L. Iuliam Maiestatis kommen alle Verbrechen, welche die Religion betreffen, vor; der Eingang ist dieser: Summum Imperium est Maiestas; hoc imperium in coelesti, terrestri et inferorum ciuitate habet Deus; nemo igitur negabit, diuinam Maiestatem esse summam, fontemque omnis creatae Maiestatis. Contumelia agnitae diuinae Maiestati illata Blasphemia proprie dicitur etc. Von der blasphemia immodica sagt der Verf. unter Anführung von Carpzov und Kreß, ast hodie praxis constans hoc casu gladium dictat — Das wäre doch abscheulich, wir hoffen vielmehr, daß man aller Orten, (von vielen wissen wirs gewiß,) davon abgegangen ist; auch Ketzerey wird unter diesem Verbrechen aufgeführt, auf die Strafen des römischen und kanonischen Rechts sich berufen, und gar kein Zweifel an der Existenz dieses Verbrechens geäußert. Die Zauberey wird in die natürliche und teuflische, diese wieder in die operatricem, divinatricem und praestigiatricem eingetheilt, und ihre Strafen werden nach der (dem Himmel sey Dank) kaum noch bekannten alten Theorie angeführt. Die Zweifel über ihre Existenz berührt der V. nur mit den Worten: An existit hoc crimen? Res facti est, quam hic supponimus, non decidimus. Conf. Anton. Schmidt Inst. iur. eccl. tom. 2. in fin. et Leyser sp. 608. med. 788. Cautos vtique oportet esse iudices. Die Entführung und Nothzucht werden

ganz wider die Grundsätze des römischen Rechts nicht unter der L. Iulia de vi publica, sondern unter der L. Iulia de adulteriis coercendis aufgeführt; besonders auch bey den Fleischesverbrechen ist der V. in Rücksicht auf Strafen noch äusserst streng, und scheint von den andern gemilderten Grundsätzen und Verbesserungen der Praxis des peinlichen Rechts nichts wissen zu wollen. Ueberhaupt können wir sein Lehrbuch nur in so fern für ein System halten, in so fern man darunter die willkührliche Ordnung versteht, in welcher ein Lehrer eine Wissenschaft seinen Zuhörern vorzutragen beliebt; allein ein wahres gutes System ist es nicht, sonst dürfte die Ordnung nicht oft so willkührlich und zufällig, es dürften nicht so viele einheimische und fremde Gesetze bunt unter einander gemischt seyn, und die Ordnung selbst müßte mehr den Geist der Gesetze haben, dem sie oft ganz zuwider ist; und besser wird immer ein Lehrer thun, der bey seinem nach der Ordnung der Pandecten geschriebenen Compendium bleibt, als der sich ein solches System wählt. Auch die scholastisch-Wolfische Art des V. zu philosophiren, wodurch oft einfache Rechtsgrundsätze künstlich verunstaltet werden, fällt manchmal ins Lächerliche; man sehe z. B. §. 9. 18. 84. und 89. die uns zum Abschreiben zu weitläuftig sind. Der achte Titel de rebus earumque divisione in republica S. 54. fängt an: Omnium mortalium commune votum est felicitas. Occupantur igitur rebus, sine his in moderno decreto non subsisterent. Der §. 80. Quid actio? Personalis et realis? hebt damit an: Ne creator in necessariis deficeret, tantum indulsit humano generi, quantum sufficit; sed ita, vt mutuo auxilio indigeret, si quiuis abundaret omnibus ad vitam humanam conducentibus, nulla foret subordinatio, omnis dominari, nullus subesse vellet. Quae homo propria paravit industria, sibi non alteri acquisivit. Iam poterat, quia Dominus, in alterum indigentem quid transferre ita, ut accipiens suo tempore eandem rem vel tantundem restitueret Medium quo in Republica coram iudice ius vel ad rem vel in re persequimur, est *Actio* etc. Ferner S. 532. §. 564. Vitia consensus, wo es heißt: Nihil validum, nisi praecognitum, ait Philosophus, ignorantis non est consensus etc. Der Titel ad SC. Vellei. S. 1004. fängt an: Foeminas ore faciles, intellectu difficiles esse, minusve providas, ostendunt ex organorum fabrica Physici et Anatomici. Reipublicae tamen intererat, eas lingua sub-

substantiam suam non amittere, ne vel mendicare, vel sine spe matrimonii viuere debeant; indeque circa annum V. C. 763. sub Claudio Imp. etc. Wer kann solches Gewäsche, welches zugleich als eine Probe von der Sprache des V. dienen mag, ertragen! Wie wenig bestimmt öfters der V. in seinen Sätzen sey, davon wollen wir nur den 99 §. zum Beyspiel anführen; nach solchem soll zwar noch heut zu Tage, wie das römische Recht verordnet, der gefundene Schatz zwischen dem Eigenthümer des Guths und dem Finder getheilt werden. Richtig; doch soll sich der Landesherr nicht nur einen Schatz, der durch schändliche Bemühung, oder geflissentliches Aufgraben der Felder gefunden wird, sondern auch den, der durch Zufall gefunden wird, zueignen können, wenn es das Wohl des Staats erfordert, welches dem Gewissen des Landesherrn zu beurtheilen überlassen bleibt. Mit der Literatur, besonders der neuern, scheint der V. nicht sehr bekannt zu seyn; Clarissimus Alef ist immer der wichtigste. Für die Landsleute des V. wollen wir übrigens diesem Pandectensystem wegen der überall eingeschalteten Pfälzischen Rechte selten Nutzen nicht absprechen.

Lm.

3. Arzneygelahrheit.

Justus Arnemann, der Medic. Doktor, Versuche über die Regeneration an lebendigen Thieren. Erster Band über die Regeneration der Nerven, mit 4 Kupfertafeln. Göttingen, bey Dieterich 1787. 8. 308 S. ohne die Einleitung und Erklärung der Kupfer.

In der ersten Abtheilung erzählt der Verf. die vielfältigen Versuche einzeln, welche er an verschiedenen lebendigen Thieren anstellte, um sich von dem Wesen der Regeneration der Nerven zu überzeugen, und er fand das, was er schon als Resultat derselben vor der Ausgabe dieses Buchs öffentlich bekannt gemacht hat, daß nämlich nicht sowohl der Nerve nach

seinem wesentlichen Theile wieder wachse, sondern daß die ausgeschnittene Lücke durch regenerirtes Zellgewebe, und also die einmal verlorne Nervenkraft der Empfindung hiedurch nie wieder ersetzt werde. In der zweyten Abtheilung trägt der Verf. allgemeine Bemerkungen vor über die Nerven, zur Erklärung einiger Verrichtungen und Zufälle derselben in Absicht auf ihren innern Bau, als Resultat der Versuche über die Regeneration. Im ersten Kapitel redet er von den Erfahrungen über die Nerven an lebenden Thieren, und zeigt, daß von Galen bis auf von Haller zwar viele Versuche, aber größtentheils zu mangelhaft und zu einseitig angestellt sind. Im zweyten Kapitel ist die Rede von den äußern Bedeckungen der Nerven, ihrer Textur und Farbe, wo erst die Entdeckungen und Beobachtungen seiner Vorfahren von Molinelli bis Kirkland der Verf. aufstellt und seine eignen alsdenn folgen läßt In Ansehung der Nervenhüllen fand der Verf. nichts neues und in Rücksicht der Textur sah er das, was Fontana entdeckt hat, mit bloßen Augen. Er entdeckte nämlich an jeder Nervenfibrille ein eignes geordnetes regelmäßiges Zickzack von weißen Klümpchen, welches den Nerven eine wellen- oder spiralförmige Struktur giebt. Sie erscheint, wenn der Nerve von seiner Bedeckung möglichst rein gemacht, etwas trocken geworden und nicht angezogen ist. An gleichen Nerven fand sich dieß Zickzack bey ungleichen Thieren zuweilen etwas abgeändert. Die Vermuthung geht am Ende dahin, daß diese wellenförmige oder gezackte Struktur die Ursache sey, weswegen sich die Nerven im lebenden Körper ausdehnen und zusammenziehen. Diese Struktur läßt sich mit bloßen Augen am besten sehen und erscheint nie deutlich unterm Vergrößerungsglase, welches nur zu optischer Täuschung Anlaß giebt. Nach des Verf. genauester Prüfung besteht der Nerve aus Markklümpchen, welche durch ein zartes Zellgewebe in ihrer Lage erhalten werden. In dieß Zellgewebe dünstet ohne Zweifel die Feuchtigkeit der Nervenscheidegefäße aus, welche beym Durchschneiden der Nerven klar auf den ausgetretenen Markklümpchen schwimmt. Diese Markklümpchen machen den Zickzack aus, welches beym Longitudinalschnitt verschoben, und wodurch der Nerve denn in bloßes Zellgewebe verwandelt wird, worin die Marksubstanz eingeschlossen war. Der Grundsatz, daß alle Nervenfasern unmittelbar vom Gehirn abstammen sollen, konnte durch viele Versuche nicht nur nicht bestätigt werden, sondern er wurde durch sie vielmehr wider-

widerlegt. Das dritte Kapitel ist pathologischen Inhalts und handelt von den Folgen der Nervenverletzungen. Die erste Betrachtung bezieht sich auf Nervenwunden, deren in chirurgischen Schriften fast gar nicht gedacht wird. Nach Hrn. A. Versuchen zogen sich die Enden schreg durchschnittener Nerven bey lebendigen Thieren von einander und das Mark trat aus ihnen hervor. Es entstand hiedurch ein leerer Raum des Nerven, als wenn ein Theil seiner Substanz verloren wäre. Selbst fand dieß bey den getrennten Fasern halb durchschnittener Nerven statt. Diese Erscheinung ist beträchtlicher in großen Nervenstämmen als in kleinen Aesten, wo die Menge des Zellgewebs die Nervenkraft bey weitem übersteigt. Hiedurch verliert v. Hallers an Kadavern gemachte Beobachtung, welche das Gegentheil beweiset und woraus geschlossen worden, daß die Nerven nicht elastisch sind, ungemein an Beweißkraft. Der Verf. zeigt zugleich, daß nach v. Hallers Erfahrung, auch den Nerven, die Schnellkraft nicht abgesprochen werden kann, weil er nämlich deutlich gesehen hat, daß aus den zerschnittenen todten Nerven der Mark hervorgepreßt wird, welches ohne elastische Wirkung der Scheiden nicht füglich geschehen konnte, da der Mark als eine sehr unbewegliche Substanz nicht freywillig genug fließen würde. Die Elasticität wird hier vertheidigt, als welche ihren Grund in den Bau der Nerven selbst habe und von den bindenden und befestigenden Zellgewebe an ihrer Aeußerung gehindert werde. — Die Konvulsionen nach Nervenwunden befallen nicht allezeit, wie von Haller glaubte, sondern nur dann zuerst den Kopf und dann die Muskeln, wenn die verletzten Nerven unmittelbar mit dem Gehirn in Verbindung stehen. Im andern Falle aber leidet der Kopf zuletzt und die Konvulsionen verbreiten sich in progressiver Bewegung von einem Theil zum andern. Die Stärke der Zuckungen und ihre Dauer steht nicht allezeit mit der Größe des verletzten Nerven im Verhältniß, sondern vieles beruht auf die Art der Verletzung und auf die reizende Ursache. Die Lethalität der Nervenwunde hängt davon ab, daß der verletzte Nerve zu einem edlen oder empfindlichen Eingeweide gehört, und daß der Nerve nahe beym Rückenmark vorzüglich dessen Obertheils verwundet werde, sonst überlebten die Thiere andre Nervenwunden, wodurch selbst größere Stämme unbrauchbar gemacht wurden. Die Zufälle bey halbdurchschnittenen Nerven machten niemals die ganze Durchschneidung nothwendig.

Die zerschnittenen Enden waren unterwärts unempfindlich und die obern Enden scirrhös. Die unzertrennten Fasern gaben dem Theile noch immer einige Kraft, und verloren dieß Vermögen durch den Druck des Scirrhus nicht, sobald derselbe die Nervenfasern nicht gegen Knochen pressen konnte. Die Entzündung nach jeder Nervenwunde erregte starke Geschwulst und Empfindlichkeit des Gliedes, vorzüglich der Gelenke, welche sich nach einigen Tagen verlor. In den Nervenenden breitete sich die Entzündung über einen halben bis ganzen Zoll aus, färbte Mark und Nerven roth. Die Eiterung hatte auf den Nerven keinen Einfluß. Der herausgequollne Mark bekam nach und nach mehr Festigkeit von dem Zellgewebe des Nerven, und daraus entstand der harte, hellgraue Knoten von verschiedener Form, als Folge der Entzündung, welcher am untern Ende allezeit kleiner, als am obern war. Das Untertheil des zerschnittenen Nerven verlor nicht gleich alle Nervenkraft nach dem Schnitt, es wurde in der Folge welk, schlaff, die Nervensubstanz wäßrig, weniger glutinös und weniger fest als in gesunden Nerven. Sehr selten war der Nerve merklich aufgelöset, vielleicht war ihm hierzu nicht Zeit gelassen. Sonderbar, daß bloßes Wasser die Nervensubstanz fast kreideähnlich macht. — Hrn. A. Versuche machen die Beobachtungen sehr zweifelhaft, durch welche man erweisen will, daß große Nerven zusammenwachsen, weil die durch Hieb, Schnitt oder Schuß verlorne Bewegung und Empfindung des verwundeten Theils nach längrer Zeit wieder hergestellt ist. Denn nie hat dergleichen Hr. A. nach Zerschneiden großer Nerven beobachtet, wiewohl die Vereinigung kleiner Nerven nach dem Schnitt Empfindung und Bewegung in kurzer Zeit wiederbrachte. In diesen war aber auch kein harter Knoten entstanden, welchen die unausbleibliche Entzündung in verwundeten großen Nerven allezeit hervorbringt. — Den Wundenkalender erklärt Hr. A. von der unbequemen Lage des Nerven, woher denn Spannung und periodischer Schmerz entsteht. Die gewöhnliche Erklärungsart dieser Erscheinung paßte besser auf die zurückbleibende Empfindlichkeit nach erlittner Verkältung, Rheumatismen u. a. **Viertes Kapitel** von der Regeneration der Nerven. Die Widerlegung des Hrn. Hofr. **Michaelis** nimmt vielen Raum ein, war aber keinesweges überflüßig und unbillig. Uebrigens wird sehr gut erwiesen, daß in Nerven keine wahre Regeneration statt finde, obgleich die Berührung des aus beyden

den Nervenenden vorgedrungenen Markes, wo nämlich die Enden nach dem Schnitt sich wenig aus einander ziehen, hinreichend seyn konnte, Empfindungskraft zu verbreiten. Aus Hrn. A. vielfältigem Versuche erhellet, daß die Erzeugung des Knoten, oder wie es hier genannt wird, die Scirrhosität stets eine unausbleibliche Veränderung des ausgetretenen Nervenmarks sey, und daß grade diese das größte Hinderniß der Nervenregeneration entgegensetze, weil die Scirrhosität völlig begränzt ist, und das Vordringen aller Substanz zurückhält, wenn auch auf die Nerven alles angewandt werden könnte, was von Kanälen erwiesen ist. Indeß wächst das Zellgewebe, welches die Nervenscheide bildet, nebst seinen kleinen Adern fort, wird regenerirt zu einem Pseudonerv, und kann zu Trugschlüssen auf die Nervenregeneration Gelegenheit geben. Die feste Verbindung der Nervenenden vermittelst dieses Zellgewebes gab den Gliedern zwar die Bewegung wieder, allein das Gefühl war und blieb verloren. Die Empfindung und Bewegung der Theile nach Wunden großer Nerven dem Kranken wieder zu verschaffen, bringt der Verf. in Vorschlag, daß die Wunden erweitert, das Zellgewebe möglichst getrennt und durch Bandagen die Nervenenden so nahe wie möglich, noch ehe die Entzündung und Scirrhosität des Nervenmarks eintritt, in Berührung gebracht und erhalten werden mögen. Ein Vorschlag, den geübte Wundärzte wohl in Ausübung bringen möchten, um die Wiederkunft der Empfindung nicht blos auf gutes Glück weiter ankommen zu lassen. Das fünfte Kapitel, von den Einfluß der Nerven auf die Ernährung des Körpers, auf Sekretionen, Blutgefäße, thierische Wärme, Bewegung und Empfindung ist physiologischen Inhalts. Hr. A. beruft sich auf seine Beobachtungen, welche den bisher von diesen Punkten gehegten Meynungen — fälschlich Grundsätze genannt — nicht entsprechen. Z. B. Erfolgte nach Durchschneidung großer wichtiger Nerven als des herumschweifenden Paars, der Interkostalnerven u. a. weder Absterben, noch beträchtliches Einschrumpfen der ihrer Nerven beraubten Glieder. Die Magerkeit, sagt der Verf. nimmt in den ersten Tagen nach der Operation mit schnellen Schritten überhand und mehrere Thiere, welchen beyde Vagos (Vagi) durchschnitten waren, starben binnen dem ersten und zehnten Tage, weil die ihnen bestimmte Portion jetzt zu ihrer Ernährung nicht hinreichte — hatte die Gefräßigkeit

sigkeit einen Zuwachs bekommen oder war die Diät zu sehr eingeschränkt? — Aber man darf dieser Abzehrung nicht dem Mangel der Ernährung ganz allein zuschreiben. Jedes Thier, das die Freyheit gewohnt war, grämt sich und schwindet, wenn es eingesperrt wird. Das Andenken eines vielleicht geliebten Herrn, die Bemühungen zu entkommen, vermehren die Traurigkeit und der Schmerz verjagt allen Appetit völlig. Wenn nun noch die Funktion eines Gliedes oder gar eines Eingeweides gestört wird, wie ist es möglich, daß die Ernährung vollkommen von statten gehen sollte? Dieß ist doch wirklich begreiflicher, als jenes. Zu wünschen wäre wohl, daß diese Versuche durch Nebenumstände nie zweifelhaft gemacht würden. Die Verdauung fand Hr. A. die ersten Tage unterbrochen und im Magen allerley Reliquien von unangenehmen Geruch. Eine Folge des verletzten achten Paars soll dieß nicht gewesen seyn, wie es v. Haller erklärte, sondern Folge des Verhungerns, nämlich Zeichen des anfangenden Faulfiebers, weil unter gleichen Umständen in der spätern Zeit die Speisen in den Magen ganz natürlich waren. — Wollten denn alle Thiere verhungern, auch die, welchen Hr. A. doppelte Portion und Ration gab? Konnten die, welche vor der Operation gut genährt waren, in der kurzen Zeit am zweyten dritten Tage nach der Operation blos vom Verhungern schon in Faulfieber verfallen? Hr. A. erzählt nichts von einem Falle, wo er diese Veränderung im Magen gar nicht wahrgenommen habe, welches vielleicht um v. Hallern ganz zu widerlegen, sehr gut gewesen wäre. Sollte aber, wie zu vermuthen stehet, in jedem Thiere unter allen Umständen nach der Verletzung des achten Paars im Magen Fäulniß gewittert seyn, denn mochte diese mit jener doch wohl in ziemlicher Causalverbindung sich finden lassen. Daß in der Folge diese Fäulniß sich verliert, wenn durch Hülfe übrig gebliebener Nerven der Magen seine Dauung wieder erlangt, läßt sich wohl begreifen. — Die Verwundung des achten Paars und Interkostalnerven hatte einen langdauernden Durchfall zur Folge, mit einer Gefräßigkeit der Thiere und langsamen Ersatz des Fettes. Doch hörte mit der Zeit dieser auf und die Thiere wurden fett. Also haben die Nerven auf die Ernährung wenig Einfluß. Eben so wenig auf die Sekretion und auf thierische Wärme, aber beträchtlichen auf die Blutadern, welche durch Leidenschaften verengt oder erwei-

erweitert werden. Was der Verf. nach seinen Beobachtungen von dem Einfluß der Nerven auf die Bewegung der Muskeln und Empfindung sagt, verdient die größte Aufmerksamkeit der Physiologen, das erste hängt vom mechanischen Reiz ab, welcher auch bleibt, wenn schon die getrennten Nervenenden nur durch Zellgewebe hinlänglich fest mit einander vereinigt sind. Die Empfindung wird hingegen hiedurch nicht wieder hergestellt. Also ist die Wirkung der Lebensgeister zur Bewegung nur eine fehlgeschlossene Meynung. Das sechste Kapitel von der Wirkungsart der Nerven. Die Hypothesen von den Lebensgeistern, Nervensaft, der Tremulation, der Seele, der elektrischen Materie, des Phlogiston und der magnetischen Materie werden verabschiedet und das mit gutem Grunde. Des Verf. Erklärung gründet sich auf seine Beobachtungen. Er fand bey ruhendem Gliede die Nerven schlaff, wie in einer Leiche, sobald die Nerven aber wirkten, wurden sie fester, derb, fast hart, wie die wirkenden Muskelfasern, und je heftiger sie wirkten, desto solider fand er sie. Im schlaffen Zustand waren sie verlängert, und im entgegengesetzten verkürzt. Kraft der Elasticität haben sie ein Bestreben sich zusammenzuziehen, und scheinen durch Irritabilität noch mehr hiezu geneigt zu seyn. Die Empfindung hält der V. für die einzige ursprüngliche Kraft für das lebende Principium der Nerven und alle ihre übrigen Wirkungen für entfernt. Vielleicht ist nur eine geringe Veränderung in den Nerven nothwendig, die thierische Maschine thätig zu erhalten. — Allerdings muß man sich bey dieser dunklen Materie mit einem vielleicht schon behelfen. — Aus diesen Grundsätzen lassen sich freylich viele Erscheinungen natürlicher erklären als aus andern, und darum möchten die Physiologen dieselben immer noch mehr prüfen und nach Möglichkeit bestätigen.

3.

Dispensatorium oder Arzneyverzeichniß für Arme zusammengetragen von der medicinischen Fakultät zu Prag; herausgegeben von J. C. Mikan. Prag, in der von Schönfeld. Handl. 1786. 6½ B. mit Vorrede und Register in 8.

Die Absicht bey dieser Schrift war, eine Auswahl von Arzneyen bekannt zu machen, die neben ihrer Wirksamkeit sich besonders durch den wohlfeilsten Preiß empfehlen, um dadurch die Armuth zu unterstützen und den Aerzten das Nachsinnen auf gleiche Absicht zu erleichtern. Die wohlfeilsten Arzneyen aussuchen ist leicht, allein eine Auswahl der Hülfsmittel in Rücksicht ihrer Wirksamkeit ist ungleich schwerer, und eine solche zu treffen, welche das billigende Urtheil aller Aerzte erwarten könnte, ohnmöglich, weil diese Herren gar zu verschieden denken, gar zu verschieden in ihren Beobachtungen verfahren, und darum leicht das tadeln was andre gut heißen. Daher wird auch gegenwärtiges Arzneyverzeichniß Tadler genug finden, so gut es auch übrigens eingerichtet ist. Alles Unwirksame fehlt denn doch wirklich nicht darin. Wir finden nämlich noch den Amianth aufgeführt, der auch in jeder Komposition unnütz bleiben wird. Die kräftigen ausländischen Arzneyen, deren Mangel durch einheimische noch nicht sicher ersetzt werden kann, sind mit Recht beybehalten, und eben so billig die Menge einerley wirkender Sachen sehr eingeschränkt. So dient statt aller absorbierenden Mittel die Austerschale; doch fehlt die weiße Magnesie nicht, welche sechsmal theurer ist. Man wird sich wundern unter nur vier beybehaltenen Essenzen die Bernsteinessenz zu finden, welcher man doch so große Wirkung von Bernstein nicht zuschreiben darf. Das Löwenzahnextrakt vermissen wir ungern, weil es in vielen Stücken mehr Wirksamkeit gezeigt hat, als das beybehaltene Andorn- Erdrauch- und Cichorienextrakt. Daß die Extrakte und andern Präparate von den Störkischen heftigen Arzneykräutern als unentbehrlich hier aufgeführt stehen, wird man leicht vermuthen. Von den Konserven findet man hier nur die von Klaprosen; (papaver Rhoeas) allein die von rothen Rosen verdiente doch auch hier eine Stelle, wegen ihrer Wirksamkeit und geringen Preises. Krausemünzen- und Wacholderbeerenöl sind allein von destillirten Oelen beybehalten. Sollte aber nicht das Oel der Pfeffermünze und der Kamillen in dieser Auswahl aufgenommen seyn, da beyde sehr kräftig und wenn jene Pflanze erst angebauet ist, so gar theuer nicht seyn können. Das Kayputöl ist mit Recht, als entbehrlich, nicht aufgestellt. Das gekochte Kamillenöl verdient sicher hier seine Stelle nicht, wie denn überhaupt diese Art der Präparata von gewürzhaft öligen Kräutern vor dem Baumöl gar wenige Vor-

züge

züge haben, und sehr wohl entbehrt werden können. Die große Anzahl der Syrupe ist bis auf den einzigen schwarzen Zuckersyrup herabgesetzt und nur 7 andere der Kompositionen wegen beybehalten, zu welchen sie kommen. Sind dieß aber an und für sich entbehrlich, warum duldet man sie in zusammengesetzten Mischungen? Statt der Fruchtsyrupe soll vielleicht der Essighonig gebraucht werden. Von den Terpentinarten steht nur der gekochte im Verzeichniß der einfachen Arzneyen, wenigstens hätte der gemeine können mitgenommen werden. Sehr billig ist die große Last der destillirten Wässer ausgemerzt und zum gewöhnlichen Gebrauch gemeines destillirtes Wasser vorgeschlagen. Zu diesem Artikel wird in der Vorrede gar richtig angemerkt, daß Kräuter, welche gewürzhafte Wässer liefern, durch Infusion mit Wasser eben so kräftige Flüßigkeiten darstellen, die wohlfeiler sind, als die von ihnen abgezogenen Wasser. Allein solche Infusionen halten sich nicht so lange wegen des zugleich in ihnen befindlichen Schleims und haben oft wegen des enthaltnen Extrakts ganz andre Kräfte als die bloßen abgezognen Wasser; daher ist doch nicht beydes für gleich zu halten. **Hofmanns Liquor** ist als zu theuer weggelassen. Statt solchen überall der versüßte Salpetergeist genommen. Allein wenn dieser bereitet wird, wie er soll, aus dampfenden Salpetergeist, sollte er denn wohlfeiler seyn — wird er aber so nicht bereitet, so ist er schlecht. Wir finden aber die Bereitungsart dieses Arzneymittels nirgend vorgeschrieben. Statt aller künstlicher Salze ist das Duplikatsalz eingeführt, welches aber doch oft mit Alaun vermischt, die gesuchte Wirkung nicht leistet. — Die medicinischen Formeln sind nicht übel gewählt, theils aus der österreichischen Provincialpharmakopoe, theils aus der schwedischen Pharmakopoe und dem Hamburger Verzeichnisse für Arme entlehnt. Hin und wieder könnten aber doch noch wohlfeilere Ingredienzien gewählet seyn, der Wirksamkeit unbeschadet. So würde füglich aus der Formel zum **zertheilenden Absud**, S. 50. und der **niederschlagenden Mixtur** S. 62 der Borax wegbleiben können, welcher ohnehin von dem zugesetzten Weinsteinrahm zerlegt wird, und dessen Sedativsalz zur Zertheilung nichts beytragen kann. Das mineralische Laugensalz vereinigt mit der Säure des Weinsteinrahms macht in dieser Mischung das auflösende Seignetsalz. Es konnte daher jenes Laugensalz statt des Borares, oder noch wohlfeiler das Potaschensalz zugemischt werden,

welches

welches ebenfalls mit jener Säure verbunden ein kräftiges Salz darstellt. St. Yves Augenbalsam ist entbehrlich und bey dem Schmelzen der Mischung, wenn das Rühren vergessen wird, kann die Mischung ungleich ausfallen. Eine Salbe aus rothem Präcipitat mit frischem Schmalz, wobey kein Schmelzen erfordert wird, thut eben die Dienste. Aeusserliche Mittel zu welchen Seife gesetzt werden muß, S. 51. werden durch Zusatz der Venetianischen Seife nur theuer. Da die isländische gemeine Seife eben das bewirkt, was jene thut, so würden wir sie des Preißes wegen jener vorgezogen haben. Die medicinischen Formeln sind übrigens nicht sehr zusammengesetzt und der Absicht gemäß, mit wirksamen Ingredienzien versehen. Sie verdienen nachgeahmet, aber auch nach Maaßgabe des individuellen Zustandes der Kranken, abgeändert zu werden. Man findet Vorschriften zu vielen Mixturen und dergleichen Formeln, die so wenig einer umständlichen Bereitung erfodern, als in großem Vorrath bereitet werden dürfen. Wahrscheinlich sollen dieß nur Beyspiele zu wohlfeilen Vorschriften für junge Aerzte seyn. Nur Schade, daß solche Dispensatorien zur Nahrung der Trägheit junger Anfänger dienen, welche öfters sich nur denn um die Benennung nicht um die Mischung der Arzneyen zu bekümmern angewöhnen. So gut die Mischungen in diesen Formeln aber auch meistens getroffen sind, so ist uns doch die zu zertheilendem Augenwasser S. 79. aufgefallen, in welcher zu Bleyextrakt reiner Salmiack gesetzt wird und der chemische Erfahrungssatz aus den Augen gelassen zu seyn scheint, nach welchem eine Zerstörung dieser Körper unter solcher Zusammenkunft vor sich gehe. Das Bley wird als Hornbley niedergeschlagen und aus dem Essig und flüchtigen Laugensalze ein Mindereresgeist. Ueberhaupt aber wird entzündeten Augen ein jedes Mittelsalz mehr schaden, als zur Zertheilung dienen können.

Id.

Neues englisches allgemeines Dispensatorium oder Apotheckerbuch nach der Londner und Edinburger Pharmacopoe, ausgearbeitet von W. Lewis. Dritter Band. Zwote sehr vermehrte Ausgabe. Aus dem Engl. übers. Breslau, Korn 1786. 416 S. gr. 8. ohne das Register.

Die

Die beyden ersten Theile dieses Werks haben wir bereits mit dem verdienten Lobe angezeigt. Den gegenwärtigen dritten Theil hat der Uebersetzer (wo wir nicht irren, der Sammler auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte) mit sehr judiciösen Noten, Zusätzen rc. bereichert, berichtiget, und aus seiner grossen Lectüre und Sachkenntniß das interessanteste jedesmal hinzugesetzet, so daß beynahe ein ganz neues Werk daraus entstanden ist, das wir nicht mehr als ein ausländisches ansehen dürfen. Schade, daß alle diese verschiedenen Zusätze, auch aus der neuesten Ausgabe von Aikin rc. die Unbequemlichkeit haben, daß man nicht alles auf einmal übersehen kann, und vieles einer Wiederholung der beyden ersten Theile ähnlich siehet. Alles hier auszuzeichnen, was in der sechsten Ausgabe des Originals ausgelassen, in der siebenten hinzugesetzt oder verändert worden, würde heissen das Ganze abschreiben. Wir begnügen uns also, nur das Wichtigste hier anzugeben, wodurch diese Uebersetzung vor dem Originale so große Vorzüge erhalten hat. Das Werk hat drey Abschnitte; der erste begreift die in der allerneuesten oder siebenten Ausgabe des edinburgischen Dispensatoriums von 1783. enthaltene einfache Arzneymittel. Bey Aconitum S. 4. hätten wir doch unsers großen Kräuterkenners Murray Meynung (aus seinem Apparat medicam. III.) über den Zweifel noch angeführt gewünschet, ob Störk Napell oder Aconitum commarum gebraucht habe. Bey Dolichos S. 11. konnten freylich die Beobachtungen von Chamberlain noch nicht angegeben werden, weil sie erst kürzlich erschienen sind. Es sind sonst in diese Ausgabe alle neue — vorzüglich wienerische Mittel aufgenommen worden; ausgelassen sind unter einigen andern. Crocus, Hypericum, Creta alba, Eryngium, Papaver album, Spongia vsta, Tamarindus, Mel, die doch in andern Ländern noch so ziemlich im Gange sind. Dagegen sind wieder alle neue Mittel hineingebracht, die nur einigermaßen Ruf haben, — auch die verschiedenen Luftarten. Bey der Feuerluft S. 67. finden wir noch keine Erwähnung des Braunsteins. Bey Gelegenheit der rothen Fieberrinde S. 98. kann der Rec. noch aus dem Munde eines reisenden Engländers von der Fakultät hinzusetzen, daß die Furcht des Uebersetzers allerdings gegründet ist, sie werde uns aus England jetzt verfälscht oder gefärbt herübergeschickt. Der sogenannte vegetabilische Aethiops (der verbrannte Tang) zeige bey Scropheln noch stärkere Kräfte als der Schwamm

S. 100; doch sey dieser der vornehmste Bestandtheil des sogenannten Coventryischen und auch des Prosserschen Mittels. S. 103.

Der zweyte Abschnitt enthält ein Verzeichniß der Mittel aus der siebenten Ausgabe des edinburgischen Dispensatoriums. Die Feilspäne reinigt man, indem man ein Sieb darauf legt, und sie durch dasselbe mit einem Magnete S. 139. durchziehet. Der Baldrian ist in der edinburgischen Krankenanstalt in Fällen der Epilepsie, wo man keinen Grund hatte, einen örtlichen Fehler als die Ursache anzunehmen, täglich bis auf zwey Unzen ohne alle Wirkung gegeben worden. S. 134. Man findet hier wieder eine Tinctura saturnina vulgo antiphthisica S. 173. Zu dem Doverschen Pulver wird hier S. 239. anstatt des sonstigen Salpeters nun vitriolisirter Weinstein genommen, und das Gemisch selbst sehr empfohlen. Verschiedene Vegetabilien verlieren ihre Kräfte durch Abkochung, z. E. Toback, Haselwurz, Ipecacuanha S. 261.

Dritter Abschnitt. Zubereitungen und zusammengesetzte Mittel, die nicht in dem Londner und Edinburger Dispensatorium enthalten sind, aber von neuern englischen Aerzten angeführet werden. Dieß ist eigentlich das größte Verdienst des deutschen Uebersetzers um diese Ausgabe. Aber auch schon in den beyden ersten Abschnitten sind seine Zusätze aus der neuesten englischen Uebersetzung der siebenten Ausgabe des edinburg. Dispensatoriums von 1786. aus der Baldingerischen Ausgabe — sogar aus der französischen Uebersetzung des edinburg. Dispensatoriums beträchtlich, und er hat außer diesen auch noch andere vor und nachher erschienene hieher gehörige Werke praktischer Aerzte und Wundärzte genutzet, so daß man es als ein vollständiges Repertorium für die merkwürdigsten Compositionen ansehen kann. Von Zubereitungen aus dem Spießglase hat der deutsche Herausgeber alles erschöpft, was jemals darüber bekannt geworden. Bey James's Fieberpulver hätte hier allenfalls, um auch hievon die Nachricht ganz vollständig zu liefern, noch das einen Platz verdient, was nach **Monro** noch **Gardiner** (Obs. on the anim. oeconomy 1784.) darüber praktisch erinnert hat. Die Quecksilberbereitungen sind S. 317. nach **Swediauer** angegeben, also auch sehr zahlreich. **Falk** und **Plenk** werden mit ihren Zubereitungen genauer

genauer beurtheilt und zuweilen verbessert. Die kaiserschen Dragern haben zu viel Aufsehen erregt, besonders dadurch daß sie in allen französischen Hospitälern eingeführt wurden, als daß nicht einigen Lesern auch die ganze Geschichte derselben aus dem Hannöverschen Magazine 1765. St. 98. angenehm gewesen seyn sollte. Die Eisenmittel sind auch sehr umständlich angeführt. Mit Aloe ist der Engländer noch immer sehr freygebig, und man findet nicht leicht eine Pillenmasse, darinnen jenes Mittel nicht angebracht wäre; sehr treffend war daher auch hier eine Note des deutschen Uebersetzers bey einer solchen Gelegenheit. Auch viele lange geheim gehaltene Arzneyen, z. E. die sogenannte Ormskirkische von Hill wider den tollen Hundsbiß, die von Plunkel wider den Krebs, das schwarze englische Heftpflaster ꝛc. findet man hier mit aufgeführet. Einige andere, z. E. Bennets Räuchermittel, Hallers Abkochung der Ipecacuanha, Armstrongs Brusttincturen ꝛc. hätten wir jedoch hier nicht gesucht, vielleicht machten diese etwa eine vortreffliche neue Ausgabe von Kleins Select. aus.

Das Register macht dieß nützliche Werk noch brauchbarer.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Eilfter Band. Drittes Stück. Geht bis S. 568.

Und enthält unter vielen andern Beobachtungen die den praktischen Arzt interessiren können, folgende, die seine Aufmerksamkeit vorzüglich verdienen. Die Fortsetzung von Fowlers Abhandlung über die Wirkung des Tabacks; er giebt ihn gemeiniglich im Aufgusse, und zeigt das Verhältniß genau an. Die von ihm beobachtete und genau beschriebene Wirkung zeigt genug, daß es, wie ein jedes anderes kräftiges Mittel, Behutsamkeit erfodere. Dixon (aus den medic. commentar.) von einer Krankheit, bey welcher polypöse Stücke aus der Lunge ausgeworfen wurden. Die Engländer sind jetzt sehr freygebig mit Angina, und Dixon nennet auch diese Krankheit Angina polyposa, da doch der Begriff von Angina eine sehr kurze Krankheit bezeichnet, und Angina pectoris eben so uneigentlich deswegen eine gewisse andere chronische Krankheit genannt wird. Die hier von D.

 beschrie-

S. 100; doch sey dieser der vornehmste Bestandtheil des sogenannten Coventryischen und auch des Prosserschen Mittels. S. 103.

Der zweyte Abschnitt enthält ein Verzeichniß der Mittel aus der siebenten Ausgabe des edinburgischen Dispensatoriums. Die Feilspäne reinigt man, indem man ein Sieb darauf legt, und sie durch dasselbe mit einem Magnete S. 139. durchziehet. Der Baldrian ist in der edinburgischen Krankenanstalt in Fällen der Epilepsie, wo man keinen Grund hatte, einen örtlichen Fehler als die Ursache anzunehmen, täglich bis auf zwey Unzen ohne alle Wirkung gegeben worden. S. 154. Man findet hier wieder eine Tinctura saturnina vulgo antiphthisica S. 173. Zu dem Doverschen Pulver wird hier S. 239. anstatt des sonstigen Salpeters nun vitriolisirter Weinstein genommen, und das Gemisch selbst sehr empfohlen. Verschiedene Vegetabilien verlieren ihre Kräfte durch Abkochung, z. E. Toback, Haselwurz, Ipecacuanha S. 261.

Dritter Abschnitt. Zubereitungen und zusammengesetzte Mittel, die nicht in dem Londner und Edinburger Dispensatorium enthalten sind, aber von neuern englischen Aerzten angeführet werden. Dieß ist eigentlich das größte Verdienst des deutschen Uebersetzers um diese Ausgabe. Aber auch schon in den beyden ersten Abschnitten sind seine Zusätze aus der neuesten englischen Uebersetzung der siebenten Ausgabe des edinburg. Dispensatoriums von 1786. aus der Baldingerischen Ausgabe — sogar aus der französischen Uebersetzung des edinburg. Dispensatoriums beträchtlich, und er hat außer diesen auch noch andere vor und nachher erschienene hieher gehörige Werke praktischer Aerzte und Wundärzte genutzet, so daß man es als ein vollständiges Repertorium für die merkwürdigsten Compositionen ansehen kann. Von Zubereitungen aus dem Spießglase hat der deutsche Herausgeber alles erschöpft, was jemals darüber bekannt geworden. Bey James's Fieberpulver hätte hier allenfalls, um auch hievon die Nachricht ganz vollständig zu liefern, noch das einen Platz verdient, was nach Monro noch Gardiner (Obs. on the anim. oeconomy 1784.) darüber praktisch erinnert hat. Die Quecksilberbereitungen sind S. 317. nach Swediauer angegeben, also auch sehr zahlreich. Falk und Plenk werden mit ihren Zubereitungen

genauer

genauer beurtheilt und zuweilen verbessert. Die kaiserschen Dragern haben zu viel Aufsehen erregt, besonders dadurch daß sie in allen französischen Hospitälern eingeführt wurden, als daß nicht einigen Lesern auch die ganze Geschichte derselben aus dem Hannöverschen Magazine 1765. St. 98. angenehm gewesen seyn sollte. Die Eisenmittel sind auch sehr umständlich angeführt. Mit Aloe ist der Engländer noch immer sehr freygebig, und man findet nicht leicht eine Pillenmasse, darinnen jenes Mittel nicht angebracht wäre; sehr treffend war daher auch hier eine Note des deutschen Uebersetzers bey einer solchen Gelegenheit. Auch viele lange geheim gehaltene Arzneyen, z. E. die sogenannte Ormskirkische von Hill wider den tollen Hundsbiß, die von Plunkel wider den Krebs, das schwarze englische Heftpflaster rc. findet man hier mit aufgeführet. Einige andere, z. E. Bennets Räuchermittel, Hallers Abkochung der Ipecacuanha, Armstrongs Brusttincturen rc. hätten wir jedoch hier nicht gesucht, vielleicht machten diese etwa eine vortreffliche neue Ausgabe von Kleins Select. aus.

Das Register macht dieß nützliche Werk noch brauchbarer.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Eilfter Band. Drittes Stück. Geht bis S. 568.

Und enthält unter vielen andern Beobachtungen die den praktischen Arzt interessiren können, folgende, die seine Aufmerksamkeit vorzüglich verdienen. Die Fortsetzung von Fowlers Abhandlung über die Wirkung des Tabacks; er giebt ihn gemeiniglich im Aufgusse, und zeigt das Verhältniß genau an. Die von ihm beobachtete und genau beschriebene Wirkung zeigt genug, daß es, wie ein jedes anderes kräftiges Mittel, Behutsamkeit erfodere. Dixon (aus den medic. commentar.) von einer Krankheit, bey welcher polypöse Stücke aus der Lunge ausgeworfen wurden. Die Engländer sind jetzt sehr freygebig mit Angina, und Dixon nennet auch diese Krankheit Angina polyposa, da doch der Begriff von Angina eine sehr kurze Krankheit bezeichnet, und Angina pectoris eben so uneigentlich deswegen eine gewisse andere chronische Krankheit genannt wird. Die hier von D.

 beschrie-

beschriebene Krankheit hat eine grössere Aehnlichkeit mit der von **Warren** in den medical Transactions beschriebenen, und da die ausgehusteten ästigen Stücke verdickter Lymphe mehr aus den Bronchien als aus dem obern Theile der Luftröhre kamen, so war auch deswegen dieses Uebel nichts weniger als Angina polyposa. Das Ende dieser Krankheit wird hier nicht beschrieben, wenn der Rec. aber aus einem völlig ähnlichen Falle vermuthen soll, so ist es Erstickung während eines neuen Anfalls vom Husten. **Mac-Cornik Heilung einer Harnruhr durch Dovers Pulver. Green von der Heilung einer Wassersucht** durch Jalappenharz, Salpeter und Bernsteinholz. **Fordyce von einer Eitersammlung in der Leber**, dem durchfressenen Zwergfelle, und der daraus entstandenen Lungensucht. Ebenderselbe **von einem Gallensteine**, eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß ein Gallenstein abgehet, aber selten ist die zugleich dabey beschriebene plötzliche Todesart von einem solchen Steine, indem er einen Darm verwundet. **Ueber die Gürtelkrankheit.** (Circinus.) Soll, aus der Beschreibung zu urtheilen, wohl Zona, Zoster, seyn; undeutlich ist auch ausgedrückt, daß dieß Uebel tödtlich seyn solle, **sobald es seinen Umlauf zu Ende gebracht hat**, denn dieß zielet auf den halben Cirkel den der Ausschlag um den Leib macht, und der selten oder niemals rund um den Leib herumgehet. **De Gruson über eine neue Art, (große) Eitergeschwülste zu öffnen** — durch ein Haarseil. **Sternhuysen über den Nutzen der Styraxsalbe in einer weißen Geschwulst am Kniegelenke**; auch aus dem Holländischen übersetzt. — Eine Beobachtung die Zutrauen zu diesem Mittel erregt. **Fordyce** weiß ein Exempel von einem Mädchen von drey Monaten, das die monatliche Reinigung eben so hatte, als wenn es schon mannbar wäre, aber nicht über zwey Jahre lebte. S. 477. Ebenderselbe rühmt von Zeit zu Zeit die Arzneyen des ehemaligen Empirikers **Ward**. Wirklich ist man in England gegen diese Leute toleranter als in Deutschland, wo die Facultät ihnen sogleich mit Bann und Inquisition drohet, und sie verfolgt. Das viele übrige von Fordyce in diesem Stück der Sammlungen enthält sonst für den deutschen Leser wenig interessantes oder neues. Vor **Muzells** Zeiten habe W. **Battie** in England viele Wahnsinnige auf ähnliche Art, mit geblätterter Weinsteinerde geheilet, und sich viel Ruhm und Reichthum dadurch erworben. S. 488. **a Roy Beobachtung**

tung eines bösartigen Catarrhalfiebers im Waisenhause zu Amsterdam 1782. ganz ungekünstelt beschrieben, und gut behandelt. **P. Camper vom Krebse.** Hell und deutlich, so wie alles von diesem großen Manne, der schon in so vielen Fächern der Arzneywissenschaft seine Größe bewiesen, daß wir ihm keinen der jetztlebenden Aerzte an die Seite zu setzen wüßten. Der Krebs entstehe nicht durch das Aufhören der monatlichen Reinigung. Schierling könne ihn nicht heilen. Er sey oft schon da, wo bloß Scirrhus zu seyn scheine, und eben deswegen werden innerliche Arzneyen auch unnütz, weil der Krebs in einer ganz veränderten und vernichteten Substanz der Drüse bestehe. Zeichen, wo auch eine Operation unnütz wird. Bey den Verdiensten dieses vortrefflichen Beobachters läßt sich freylich auch eine gewisse kleine Arroganz oder Prätension, etwas neues, etwas zuerst gesagt zu haben, nicht verkennen. **Van der Haar über den Gebrauch der spirituösen Dinge und des trocknen Verbandes bey entblößten Knochen.** Da man nämlich durch diese immer die Abblätterung des Knochens abwarten und befördern will, die doch höchst unnöthig sey; man müsse nämlich einen entblößten Knochen nicht allezeit für verdorben ansehen, oder behandeln. **ten Haaf von einer Speckgeschwulst im Unterleibe,** die ein Anevrisma zu seyn schien.

Rg.

Sammlung der vorzüglichsten Schriften aus der Thierarzney. Erster Band. Prag, bey Diesbach 1785. Zweyter Band. Bey Rosenmüllerischen Erben 1786. von Johann Knobloch, der Arzeney Doktor, ordentl. und öffentl. Lehrer der Thierarzneykunde an der hohen Schule zu Prag.

Solche Sammlungen von guten Abhandlungen die in andern Werken zerstreuet sind, und die nicht jeder, wegen der Kostbarkeit sich anschaffen kann, sind allezeit schätzbar. Wir können dieses auch von der gegenwärtigen sagen. Der Herausgeber hat sich folgenden Plan festgesetzt. Er will 1) Auszüge aus großen und seltenen Werken, welche die Pferde, das Hornvieh, und überhaupt die Hausthiere betreffen, liefern. 2) Uebersetzungen guter und brauchbarer Abhandlungen, auch

ganzer Werke. 3) Sammlungen zerstreueter und sich besonders auszeichnender Aufsätze und Beobachtungen aus Journalen, Magazinen, Archiven, ökonomischen Schriften, Bibliotheken, Reisebeschreibungen aus alten und neuen Aerzten. 4) Neue ungedruckte Abhandlungen. 5) Abdrücke kleiner Schriften auch größerer Werke, die entweder rar oder zu theuer sind. 6) Anatomie einzelner Theile verschiedener Hausthiere mit Kupfern. 7) Botanische Beschreibungen und Abbildungen der besten Futterkräuter. 8) Nachrichten von den mancherley Arten der Fütterung, Pflege und Wartung der Thiere in verschiedenen Gegenden nebst kritischen Anmerkungen. 9) Beschreibung derjenigen Würmer und Insekten, welche zu verschiedenen Krankheiten der Thiere Anlaß geben. 10) Kurzgefaßte Geschichten der auffallendsten Krankheiten und Seuchen der Hausthiere im Königreiche Böhmen, nebst Anzeigen der vorhergegangenen Witterungskonstiturion, des Klima, der Lage des Orts und der mit gutem Erfolge gebrauchten Arzneymittel. 11) Beyträge zur Physiognomie der Hausthiere, oder zu der Wissenschaft, welche lehrt, die Eigenschaften des Thiers aus seinen äußerlichen Zeichen zu kennen. 12) Beyträge zur Naturgeschichte des Flügelviehes und seiner Krankheiten. 13) Bestreitung aller derjenigen Vorurtheile, die in Ansehung der Thierarzney den gemeinen Mann beherrschen, und Widerlegung der gewöhnlichen Operationen und Behandlungsarten der Hausthiere, welche herumstreifende Charlatane, unerfahrne Schmiede, Hirten und dergleichen Leute zum Nachtheil des Staats ausüben. 14) Anzeige neuer Erfindungen, Arzneymittel, Instrumente, und überhaupt alles, was entweder zum Behuf der Viehzucht oder zur Aufnahme der Thierarzney etwas beytragen kann. 15) Ankündigungen neuer veterinärischer Schriften, Patente, Anstalten u. s. w. die zum Besten der Thierarzney gereichen. 16) Beurtheilung neuer und alter Werke. 17) Bibliothek elender Skribenten. 18) Mißzeln unter welchem Artikel Biographien und Abbildungen um die Thierarzney verdienter Männer. Sterbe- und Beförderungsfälle, Verzeichnisse lebender Lehrer, Nachrichten von Männern die sich um die Thierarzney ausgezeichnet haben, als Aerzte, Wundärzte, Naturforscher, Stallmeister, Landpfarrer, Schmiede, Landwirthe, Wirthschaftsbeamte u. a. m. Anekdoten von merkwürdigen Pferden und andern Hausthieren, deren besondere Eigenschaften aufbehalten zu werden, verdienen.

Die

Die in dem ersten Bande vorkommende Stücke sind folgende: 1) Ueber die Vortheile der Thierarzney. 2) Bernhard Ramazzini Abhandlung von der ansteckenden Epidemie unter dem Hornvieh in der Gegend von Padua. 3) Nachricht von der Hornviehzucht, Fütterung und Nutzung in der Gegend von Nürnberg, nebst zween Briefen von Herrn Buchoz. 4) Beschreibung eines dem Viehe schädlichen Insekts Oestrus. 5) Kunstmäßige Benennung aller äußern Theile des Pferdes. 6) Der Haußhahn und die Henne. 7) Gedanken über den Rotz der Pferde. 8) In- und ausländische Verordnungen, die zum Besten der Thierarzney und Viehzucht bekannt gemacht worden sind. 9) Ueber die Entwickelung der Zähne bey Pferden, und das daher zu bestimmende Alter derselben. 10) Widerlegung eines Vorurtheils in Betreff der Frivelkrankheit bey Pferden von Hrn. D. Christoph Friedrich Weber. Nebst zween Briefen über herrschende Vorurtheile unter dem Landvolke in Ansehung der Thierarzney. 11) Recensionen. 12) Bibliothek elender Scribenten. 13) Verzeichniß der thierärzlichen Schriften, welche seit 1783. in der Leipziger Messe erschienen sind.

Der zweyte Band enthält folgende Abhandlungen. 1) Gedanken über die Nothwendigkeit einer Vieharzneyschule von Cothenius. 2) Vollständiger Auszug aus Lanzisius historischer Abhandlung von der Hornviehseuche im Romanischen 1713. 3) Beyträge zur Geschichte der Haußthiere Englands aus Pennants Brittischer Thiergeschichte. 4) Sagaes, Joh. Bapt. Mich. Abhandlung über eine besondere Krankheit der Schafe im Jahr 1765. 5) Fortsetzung der Briefe vom Herrn Buchoz von Pflanzen, die man als ein Futter für das Vieh betrachten kann. 6) Vom Wurm der Pferde aus la Fosse großem Werke Cours d'Hippiatrique. 7) Prager Witterungsbeobachtungen vom Herrn Prof. Strnad für das Jahr 1783. 8) Gedanken des Herrn Lamorier von den Ursachen, warum das Erbrechen bey Pferden nicht statt finde. 9) Von der Bräune bey den Schweinen. 10) Recension der Fulkischen Schriftuntersuchung der sogenannten Viehseuche u. s. w. 11) Auszug aus Campers Vorlesungen über das Viehsterben. 12) Fortsetzung der Verordnungen, die an verschiedenen Höfen zum Besten der Thierarzney und Viehzucht erschienen sind. 13) Verzeichniß der seit der Michae-

liemesse 1785. erschienene thierärztliche Schriften. 14) Erklärung der Kupfertafeln.

Ez.

Ueber den Einfluß des Mondes auf die Fieber; von Hrn. Fr. Balfour, Arzt zu Calcutta. Aus dem Englischen übersetzt von A. T. W. Straßburg, im Verlage der akadem. Buchhandlung 1786. 60 S. in 8.

So weit als der Mond Ebbe und Fluth erregt — oder erregen soll — eben so weit erstreckt sich auch, nach den Beobachtungen des B sein Einfluß auf die Bewohner der nördlichen Breite; doch ist auch die südliche Halbkugel nicht ganz davon ausgenommen. Des Hrn. Balfour's Bemerkungen gehen hier besonders auf die Gegend von Bengalen. Die gangbarsten Fieber daselbst sind kalte und intermittirende gallichte; und, um diese Krankheiten zu heilen, versichert der Verf. müsse man besonders aufmerksam auf den Mondwechsel seyn. Die Tage des Voll- und Neumondes wirken dort stärker auf den menschlichen Körper als die übrigen: sie zeichnen sich wegen der Anfälle, Exacerbationen und Rückfälle der intermittirenden Fieber besonders aus; so wie der achttägige Raum zwischen Voll- und Neumond wegen der Abnahme dieser Krankheiten merkwürdig ist. Diese Beobachtungen haben den Verf. gelehrt, vor dem Eintritt erwähnter böser Perioden, die Fieber durch Abführungsmittel und häufige Gaben der China Einhalt zu thun; geschieht dieß nicht, dann werden die Paroxismen stärker und anhaltender. Die gute Wirkung der Abführungsmittel zur Zeit des Voll- und Neumondes, und die alsdann häufig abgehende Galle, lassen den Verf. glauben: daß diese in den bösen Mondszeiten in grösserer Menge abgesondert werde, und daß daher die Exacerbationen entstehen. Die Fieberrinde äußert daselbst in remittirenden gallichten und Faulfiebern, bey Remissionen sowohl, als bey Exacerbationen, wenn vorher die Galle ist abgeführt worden, die besten Dienste. Im Falle, daß der Magen die China in der Menge, als zur Hebung des Fiebers nöthig ist, nicht vertragen kann, oder wenn sie etwa zu früh durch den Stuhlgang weggeht: so wird ihr Opium, oft zu 3 Gran täglich,

lich, beygesetzt, und hiervon hält auch den Verf. kein Verstopfungszufall ab. Zur Abführung des zähen Schleims und der Galle wird hier der Kalomel für das wirksamste Mittel gehalten. Wenn bey allen, mit Rücksicht auf den Mond, sorgfältig angewandten Mitteln die Fieber nicht weichen wollen: so werden die Kranken nach Madras gebracht, wo die Einwirkung des Mondes weniger merklich und nachtheilig seyn soll. Noch bemerkt der Verf. daß auch der Mond in seiner Gegend auf Nerven- und Rheumatische Fieber auch auf das Pockenfieber Einfluß habe; man nimmt sich also bey Inoculation der Blattern sehr in Acht, daß das Ausbruchsfieber nicht in die bösen Mondszeiten falle. Zur Zeit des vollen Mondes soll in Bengalen die Neigung des Fleisches zur Fäulniß merklich stärker seyn, als zu andern Zeiten — Wir überlassen die Mondsbemerkungen meistens alten Weibern, Quacksalbern und Wetterpropheten; indeß, da sein Einfluß in Krankheiten auch auf unsern Erdstrich nicht ganz abzuläugnen ist, (nehmen wir z. B. nur seine ausgemachte Einwirkung auf Wahnsinnige:) so verdient es, deucht uns, die Sache wohl, daß wir etwas aufmerksamer auf diesen Himmelskörper würden.

Pgr.

System der praktischen Arzeneykunde welches aus den Probeschriften der hohen Schule zu Edinburg meistentheils ist entlehnt und in eine natürliche Ordnung gebracht worden von D. Karl Webster. Drey Bände, nebst einem vollständigen Register über das ganze Werk. Erster Band. Altenburg, bey Richter 1786. in 8. 762 Seiten. Zweyter Band 1786. 514 Seiten.

Das lateinische Original erschien zu Edinburg 1781. Webster hatte den Einfall, aus den vorhandenen Edinburger Probeschriften ein System der praktischen Arzneykunde zu entwerfen, und da, wo er keinen Beleg hatte, etwas aus Cullen zu entlehnen. So artig der Gedanke an sich ist, weil dadurch die alte Anstalt mit den akademischen Probestücken auf eine neue Art nützlich wird, und so gerne wir zugeben, daß mancher gewagte und neue Satz (s. Vorrede) in densel-

werden das mit uns dem wackern Manne Dank wissen. Eine genaue Darstellung der ganzen Oekonomie dieser Abhandlungen wird man hier nicht erwarten; aber ein paar Stellen glauben wir doch anzeigen zu müssen, weil man sie vielleicht in dem Buche nicht würde gesucht haben, oder weil sie Aufmerksamkeit verdienen.

I. *I. P. Michell* de mirabili, quae caput inter et partes generationi dicatas intercedit sympathia. S. 56. bemüht sich der Verf. darzuthun, daß die Gebährmutter als solche, gegen die Meynung mehrerer großen Männer, doch wirklich zu den darnach benannten Krankheiten das Ihrige beytrage. S. 70. Einige seltne Fälle von Starrsuchten bey unregelmäßiger Menstruation; S. 89. von der Satyriasis, bey melancholischen Zufällen und bey einer Lähmung. S. 100. werden die Gründe für und wider die Wirksamkeit der Einbildungskraft bey Schwangern auf die Frucht vorgetragen. Der Verf. getrauet sich nicht, darüber zu entscheiden. (Ein Recensent in der Jenaischen Allgem. Literaturzeitung 1786. Julius No. 157. S. 15. that neulich bey einer andern Gelegenheit*) über diesen Gegenstand einen Vorschlag, der manchem Andern auch wohl zuweilen beygefallen seyn mag.) S. 130. Bey der Manie scheine ein krampfhafter Zustand in dem Gehirne und den Zeugungstheilen obzuwalten, und das die Ursache zu seyn, daß Wahnsinnige und Schwermüthige meist am Schlagflusse sterben. S. 135. Eine Lähmung, die allen innerlich und äußerlich angewandten Mitteln, auch der Elektricität widerstand, durch den Beyschlaf gehoben. S. 149. Gegen Whytt's Angabe, daß alle Sympathie von den Nerven herrühre: Für Recens. wenigstens nicht daraus überzeugend.

II. *P. Ias*, de mirab. quae pectus et ventriculum intercedit S. S. 206. Beym Schluckſen (singultus) seyn nicht das Zwerchfell, noch der Magen allein, sondern beyde zugleich krampfhaft afficirt. S. 217. Ein hysterischer Husten, den man

*) Die Rede war von *Sebenk* diss. Vis ac potentia animae gravidae mulieris in foetum denuo adserta et vindicata. Lips. 1786. 4. — Das Gegentheil hievon zu beweisen, ließ sich neulich Hr. P. Richerz im zweyten Theile seiner Ausgabe von Muratori über die Einbildungskraft des Menschen, S. 276 bis 326. sehr angelegen seyn.

man für einen Magenhusten gehalten hatte, wich endlich der Brechwurzel in kleinen Gaben. (Rec. hat nun schon so manches mal, noch neulichst in einem ähnlichen Falle, bey einem stark ausgewachsenen Frauenzimmer, von einem Viertelgran: der Verf. gab noch einmal so viel: unabgezwecktes, zuweilen gar zweckwidriges Erbrechen, oder unerträglichen Eckel, gesehen: ob es Andern damit auch so geht?) Ein gallichter Husten verlor sich auf ein Brechmittel. S. 236. Die Ursache der unterdrückten Ausdünstung liege doch meistentheils im Magen, und aus der mehr oder weniger mittelbaren Wirkung auf diesen lasse sich auch der Nutzen reizender Arzneyen richtiger erklären, die man eigentlich nur um jene zu befördern anwendet.

III. *Did. Veegens* de S. inter ventriculum et caput praecipue in statu praeternaturali. Unter andern viel vom Nutzen ausführender Mittel, wie zu erwarten stand.

IV. *Iac. Ansmaet* de mir. quae mammas inter et uterum intercedit ſ. — *Accingo* me ad illam C. H. partem, qua ſexus amabilis, praeter multa alia, a potiori ſexu *immaniter* diſcrepat, ad *mammas* puta: heißt es bald am Anfange. Die Beschreibung derselben und der weiblichen Geburtstheile nimmt denn auch allein gegen 30 Seiten ein: eben so viel ohngefähr das, wovon eigentlich die Rede seyn sollte: endlich von S. 416-454. eine ausführliche Diätetik für Frauenzimmer. Denn, sagt der Verf. officium ac ratio a me exigere videntur, vt amabili ſexui regulas quasdam prophylacticas tradam. — So! also lesen die Damen in Holland auch lateinische Dissertationen?

Mmr.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Aesthetische Gespräche über die größesten dichterischen Kunstvorurtheile, Maschinenwerk, Reim und Silbenmaß; nebst einer Beylage, und einer Widmungsode an Deutschlands erste Dichter, als

Bey-

Beyspiel einer neuen Theorie. Breslau und Leipzig, bey Meyer 1786. 16 B. 8.

Wenn Recensent gleich nicht unter die Zahl von Deutschlands Oberpriestern des Saitenspiels gehört, welche der ungenannte Verfasser dieser Gespräche in der ihnen angehängten Widmungsode feyerlich auffodert, „sich über sein System öffentlich oder privat, praktisch oder theoretisch zu erklären," und von denen er glaubt, daß keiner unter ihnen eine für den guten Geschmack so wichtige Auffoderung abschlagen könne; so wird es ihm doch erlaubt seyn, bey der Anzeige dessen, was hier mit so vieler und feyerlicher Erregung allgemeiner Aufmerksamkeit vorgebracht wird, seine Gedanken kurz und freymüthig zu sagen. Auch hofft der Verf. in der Vorrede, daß keiner von unsern Richterstühlen des Geschmacks seinen forschenden Prüfungsblick seinen Behauptungen versagen werde; ja, er fodert sie selbst dazu auf, und glaubt zu dieser Auffoderung berechtigt zu seyn. Man lese in gedachter Vorrede weiter nach, was sich der Verf. von dem zu erwartenden Eindrucke seiner Behauptungen, und von der davon zu hoffenden Revolution sagt; und wer es liest, wird zu den Gesprächen selbst mit der Horazischen Frage fortgehen: Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Das erste Gespräch betrifft das Maschinenwerk der Poesie. Unsre Dichter, meynt der Verf. sind in Verlegenheit, weil die üblichen Dichtermaschinen den Begriffen ihrer Zeitgenossen nicht angemessen sind. Christenthum und Philosophie sey daran Schuld. Es sey das rathsamste, wenn der Stoff Schwung genug zulasse, ohne Mythologie zu arbeiten; es halte dann aber schwer, das Wunderbare und Mannichfaltige der griechischen Poesie zu erreichen. Als Personificirungen seyn die mythologischen Gottheiten zulässiger. Schatten seyn nicht zu verwerfen; Schutzgeister kommen hinter ihnen. Eben das Ungöttliche der Heydengötter habe dem alten Dichter, besonders dem griechischen, das Mannichfaltige seiner Skizenentwürfe gar sehr begünstigt. Gegen Engel und Teufel sey nichts einzuwenden, als daß sie nur selten anwendbar sind. Wenn nun dieß alles dem Dichter nicht aushelfe, so frage sichs, ob er der griechischen, oder der alten nordischen Götterlehre den Vorzug einräumen solle? Im Ganzen, meynt der Verf. der griechischen, wenn gleich die nordische

sche derselben in Ansehung der Sittlichkeit vorzuziehen sey. — Dieß ist der summarische Inhalt des ersten Gesprächs, bey dem Recensent sich nicht länger verweilt, da er den meisten darin vorgebrachten, und zum Theil recht gut erörterten Behauptungen beystimmt, und der Verf. selbst dieses Gespräch für das unwichtigste erklärt, wodurch er nur andre Köpfe veranlassen will, etwas tiefer, als es noch bisher geschehen ist, in die Prüfung des dichtrischen Maschinenwerks einzudringen.

Der Inhalt des zweyten Gesprächs ist der Reim. Er gehört, wie bekannt, nicht zum Wesen der Dichtkunst; aber der Verf. glaubt, daß er auch nichts zur äußern Schönheit der Gedichte beytrage; weil sonst der Leser und der Schauspieler nicht so viel Mühe anwenden dürften, die Reimlaute nicht hören zu lassen. Er sey sogar den Poesien nachtheilig, weil er der Stärke des Ausdrucks hinderlich sey. Der Reim stehe nur für den Leser, und nicht für den Hörer da; er sey meistens als gar nicht existirend zu betrachten; bey der höhern Ode sey er dem Ohre selbst mißfällig; nur etwa der Kenner merke noch etwas von der Beobachtung des Reims. Diese sey auch außerdem wider den Begriff der Poesie als leidenschaftliche Sprache; und der allgemeine Beyfall der gereimten Gedichte liege nicht im Reime, sondern in der Leichtigkeit des Ganzen. Zuletzt noch einige Dichterstellen, woraus der Verf. beweisen will, daß der Reim für das Ohr fast ganz verloren gehe.

Schon aus dieser Inhaltsanzeige sieht man, daß in diesem Gespräche fast nichts weiter enthalten ist, als was schon sehr oft von den Gegnern des Reims, theils mit, theils ohne Grund, vorgebracht, und wovon das Unstatthafte schon mehrmals geprüft und widerlegt ist. Auch wir würden also diese Beantwortungen hier nur wiederholen müssen, wenn wir uns auf die Bestreitungen des Reims in diesem Gespräche umständlich einlassen wollten. Nur so viel müssen wir erinnern, daß uns der Verf. sowohl in diesem, als in den beyden folgenden Gesprächen, fast immer die poetischen Gattungen vom ersten Range, die epische, dramatische, und höhere lyrische, in Gedanken scheint gehabt zu haben. Daß in diesen Gattungen wir Deutschen wenigstens des Reims sehr wohl entbehren können, daß er dem freyern Schwunge oder dem leichten, natürlichen Gange dieser Dichtungsarten mehr hinder-

hinderlich als beförderlich, kurz, daß er keine Schönheit höherer Art sey, ist nun wohl ziemlich allgemein entschieden. Aber gehören denn Lieder, Episteln, Sinngedichte u. s. f. nicht auch in das Gebiete der Dichtkunst? Und sollte der Vortrag, die Sinnlichkeit, und der Wohlklang derselben nicht sehr oft durch den Reim gewinnen? Daß man ihn beym Vorlesen jeder Art von Gedichten mehr verbergen, als ausheben und merklich machen müsse, ist allerdings wahr; nur scheint uns dieser Umstand noch kein Grund seiner Verwerflichkeit zu seyn. Es giebt mancherley Schönheiten in Werken des Geschmacks, die eben dadurch, daß sie nicht hervorstechen, daß sie sich nicht aufdringen, sondern erst dem feinen Beobachter sichtbar werden, desto einnehmender und gefälliger sind. Auch ist ja nicht alle, sondern nur stetige und einförmige Aushebung und Andeutung der Reime dem Vorleser untersagt. Da, wo die Ruhepunkte des Sinnes mit den Reimen zusammenfallen, und selbst noch in manchen andern Fällen, kann er ihn mit Vortheil empfindbar machen. — Hingegen, welcher gute Dichter wird sich das erlauben, was der Verf. S. 42. als eine gewöhnliche Sache anführt: die reimenden Verse sechs bis acht Zeilen und weiter aus einander zu werfen, und diese Zeilen ohne Regel weiblich und männlich durch einander zu mischen? Wer weiß nicht, daß durch dergleichen unerhörte, und schon durch geringere Verschränkung der Reime der schöne Mechanismus eines Gedichts gänzlich zerstört wird? Alles also, was der Verf. aus dieser Bemerkung folgert, wird ihm vor dem Richterstuhle gesunder Kritik schwerlich zu Gute kommen. — Wenn sich die französischen Kunstrichter, wie S. 47 f. bemerkt wird, über den Zwang und die Beschwerlichkeit des Reims beklagten, so geschah das mit dem überzeugenden Gefühle, daß dieß Joch in ihrer Sprache nicht so, wie in andern, abzuschütteln, daß ihre Prosodie zu unbestimmt, ihre poetische Sprache zu wenig charakteristisch sey, um der Hülfe des Reims entbehren zu können. Wer dieß bedenkt, und die Versuche reimloser Verse in französischer Sprache dabey vergleicht, wird gewiß dem Verf. nicht beystimmen, wenn er S. 49. ausruft: „Welche ehrenvolle Bahn steht einem gallischen Dichtergenie offen, das Muth genug hätte, das schäumende Dichtertalent seiner Nation mit der Natur, auf Kosten eines Gelächters des großen Haufens, auszusöhnen!" — Allzu eingeschränkt wird der Reim S. 52. nur in dem Falle für zuläßig erklärt,

i Tändeln das Hauptwerk des Dichters ist. Und vol-
s gilt die Folgerung durchaus nicht, daß der Reim des-
n gar nichts angenehmes haben soll, weil die Vervielfäl-
ig desselben widerlich und unleidlich wird; weil drey ge-
te Sylben noch angenehmer seyn müßten, wenn schon
oder eine etwas angenehmes hätten. Allerdings gilt hier
Fall von Karrikatur und Uebertreibung; denn Salz und
ze muß nicht zur Kost werden; und der Koch würde sich
Herrn schlecht empfehlen, der diese Regel für abge-
, und den Grundsatz, je mehr je lieber, für den höch-
z der Kochkunst hielte. — So ganz möchte der
den schnellen und leidenschaftlichen Ergießungen
t zuwider seyn; vielmehr ließe sich vielleicht in
knüpfung ein Grund mehr für ihn auffinden. —
i die S. 60. von dem Reime gemacht werden,
: Interpunktionszeichen der Verse zusammen
fallen gar bald als unausführbar in die Augen.

dritten und vierten Gespräche wird nun auch der
uch des Sylbenmaaßes in der Poesie als bloßes Kunst-
theil bestritten. Es taugt, nach des Verf. Meynung,
so wenig als der Reim. Eben die Gründe, die ihm die
ualichkeit des Reims darzuthun schienen, dünken ihm
anwendbar zu seyn. Es trage weder zur äußern
it, noch zur innern Vollkommenheit eines Gedichts
der leidenschaftlichen Sprache nachtheilig. Der
und Schauspieler müsse das Sylbenmaaß, wie den
n, unterdrücken; beyde müssen die metrische Arbeit zur
nachen. Der Kenner höre das Metrum nur alsdann,
er den Verstand vom Inhalte des Gedichts wegwende,
von auf die Beobachtung des Sylbenmaßes zu richten.
ieß treffe nur bey den üblichern Versarten zu; die sel-
seyn auch für den Kenner Prose. Auch aus der Ana-
der Tonkunst lasse sich dieß darthun. Die gröbste Ver-
läßigung des Sylbenmaaßes sey kaum merkbar; sie müsse
gen uns beleidigen, wenn die Anwendung des Metrums
er Natur gegründet wäre. Durch die Interpunktion
das Sylbenmaaß für das Ohr ganz verloren, welches
Verf. aus Analysen einiger Dichterstellen zu zeigen sucht.
den ganz verschiedenen Schematen vernehme das Ohr fast
nämliche; selbst in Prose und metrischer Poesie. Noch
die Wirkungsfähigkeit der Mittel geprüft, durch die das

Metrum seinen Zweck erreichen müßte, wenn ihm einige Kraft eigen wäre. — Im vierten Gespräche werden zuerst einige Einwürfe wider die bisherigen Behauptungen beantwortet; und dann versucht der Verf. das Entstehen und die Dauer des metrischen Vorurtheils begreiflich zu machen. Er kommt sodann auf die Verschwisterung der Poesie und der Musik; prüft den Beweiß der Autorität, welchen man für das Sylbenmaaß anführen kann; macht einige Einschränkungen dieser Theorie; und zeigt, daß der Tonkünstler vier Stücke in Hinsicht auf den Text in Acht zu nehmen habe: Wortsinn, Interpunktion, die feinern Delikatessen der Deklamation, und das Sylbenmaaß. Dann folgen fernere Betrachtungen der Stärke des Beweises der Autorität für das Sylbenmaaß in Hinsicht auf mancherley Nationen. Die beliebten Lieder in sylbenmaaßfreyen Strophen scheinen dem Verf. zu beweisen, daß diese Vernachläßigung nicht Stümperey verrathe. Zum Mechanismus der Poesie gehöre eigentlich nur: Wohlklang, leidenschaftlicher Rhythmus, und lebendiger Tonausdruck. Einige andre Einwürfe werden beantwortet; aus den metrischen Dichtermaximen vortheilhafte Folgerungen für diese Theorie gezogen; und zuletzt Betrachtungen über Elision, Cäsur und Strophenabtheilungen angestellt. — In einer Beylage versucht der Verf. noch eine Widerlegung der Gründe, wodurch Hr. Prof. Engel in seiner Poetik die gute Sache des Sylbenmaaßes vertheidigt hat, und giebt noch einige Beläge zu seinen Behauptungen in Dichterstellen, die nach ihrem Eindruck aufs Herz analysirt werden.

Viel zu weit würden wir die Gränzen einer Recension überschreiten müssen, wenn wir uns in eine ausführliche Prüfung der vielen Paradoxen des Verf. einlassen wollten; dieß mögen die von ihm gewählten Schiedsrichter thun. Also auch hier nur einige Erinnerungen. Ein Vorurtheil ist freylich dadurch um nichts weniger Vorurtheil, wenn es sehr alt und sehr allgemein ist; eben dadurch kann es tiefere Wurzel gefaßt, und nur minder Verdacht wider sich erregt haben. Aber, eine höchst seltsame Erscheinung wäre es doch immer, wenn nicht bloß das Urtheil — sondern, worauf hier mehr, und fast alles ankommt, das Gefühl so vieler Völker und Zeiten in diesem Punkte ganz irre geleitet wäre. Daß das Metrum, so wenig als der Reim, der Poesie nicht wesentlich sey, ist für sich; aber für ein grosses Verschönerungsmittel des poeti-

schen

schen Vortrages, für ein sehr wirksames Hülfsmittel des sinnlichen Eindrucks, des Wohlklanges, des äußern Anstrichs eines Gedichtes, hat man es bisher doch in den mehresten poetischen Gattungen mit Recht zu halten geglaubt. Auch hier scheint uns der Verfasser, wie beym Reim, nur immer einige, und besonders die höhern Dichtungsarten in Gedanken gehabt zu haben. Daß das Sylbenmaaß in einigen derselben von keiner sehr erheblichen, in der Schauspielgattung sogar von nachtheiliger Wirkung sey, werden ihm viele recht gern zugeben; und das Letzte hat neulich erst Hr. Prof. Engel, im zweyten Theile seiner Mimik, sehr gründlich dargethan; aber soll man es deswegen überall verbannen? — Mehr als einmal berührt der Verf. die Analogie der Poesie und der Musik, die hier allerdings sehr in Betrachtung kommt; nur dünkt uns, er habe mehrentheils, vornehmlich S. 73. den rechten Gesichtspunkt verfehlt, aus welchem hier die Vergleichung dieser beyden Künste anzustellen ist. Was in der Poesie das Metrum, das ist in der Musik nicht das Tempo, oder die Zeitbewegung eines Stücks, sondern der Takt. Dieser letztere wird bey dem guten und richtigen musikalischen Vortrage eben so wenig durch Absätze bey jedem Taktstriche hörbar gemacht, als der Gang des Sylbenmaaßes, die Zahl und Skansion der Füße, bey der guten Recitirung eines Gedichts. Aber so wenig deswegen das Gefühl des richtig beobachteten Takts für den Hörer der Musik verloren geht, so wenig scheint uns das Gefühl des richtig beobachteten poetischen Sylbenmaaßes für den, der ein Gedicht vorlesen hört, ein unbemerkbarer Umstand zu seyn; auch dann, wenn er mehr auf den Inhalt, als auf den äußern Mechanismus Acht hat. Hierin glauben wir uns sicher auf das Gefühl eines Jeden berufen zu können, der für Numerus, Wohlklang und Ebenmaaß nur einigermaßen Sinn hat. Und hier sind es doch wohl mehr die Künstler und Dilettanten, denen die Entscheidung dieser Frage zukommt, als die kaltblütigen Philosophen, die, wie der Verf. S. 75. selbst gesteht, für den Klang schöner Worte taub sind, und nur aus Gründen horchen. Nicht zwar, als ob sich die Wirkung und Beybehaltung des Sylbenmaaßes nicht auch aus guten Gründen vertheidigen ließe; aber das Gefühl scheint uns für dasselbe so entscheidend zu seyn, daß es weiterer Gründe in einer Sache, die ohnedieß nur für das Forum des Geschmacks gehört, kaum bedürfen möchte. Aus Vorurtheil entspringt doch die bekannte, aber

 immer

immer sehr auffallende Aufmerksamkeit, das sichtbar gehobene Interesse wohl gewiß nicht, womit selbst Kinder auf metrisch geordnete Worte aufmerken, und sie offenbar stärker und sinnlicher empfinden, als die Prose; womit auch der gemeine Mann die in den prosaischen Vortrag unerwartet eingemischten Verse sogleich als Verse fühlt, und mit sichtbar größerm Aufmerken vernimmt. Denn der Verf. irrt sich sehr, wenn er S. 91. und an mehrern Stellen, zu glauben scheint, der Mechanismus der metrischen Gedichte sey bloß für Kenner, und für die übrige Menge verloren. — Einer von seinen Beweisen wider das Metrum, bey dem er sich am längsten verweilt, ist die schwankende Unbestimmtheit jedes Sylbenmaaßes, und jeder daraus zusammengesetzten Versart, die meistens mehr als Einer Skansion fähig sind, oder in Wortfüße aufgelöst, einen ganz andern innern Gehalt, einen ganz andern Gang bekommen. Aber eben diese Freyheit des Sylbenmaaßes verringert um desto mehr den ihm vorgeworfenen Zwang. Eben dadurch erhält es desto mehr Abwechselung und Nuancirung, desto mehr Fähigkeit, sich jedem, noch so verschiedenen, Charakter des Ausdrucks anzuschmiegen. Das Gebäude des Dichters wird ferner durch richtige Deklamazion nach den Ruhepunkten des Sinnes auf keine Weise zerstört oder niedergerissen; nur das Gerüste verschwindet, das Fachwerk wird verkleidet, deren beyder es doch zur Errichtung des Gebäudes bedurfte. Wir sehen das Knochengerippe unter der schönen ebenen Bedeckung der Haut nicht; aber zur Tragung des Körperbaues bleibt es darum doch nothwendig. — Was über den Ursprung des Sylbenmaaßes in den Zeiten des frühen Alterthums, da Tanz und Musik noch unzertrennlich mit der Poesie verbunden waren, S. 140 ff. gesagt wird, mag großentheils seine gute Richtigkeit haben; aber daraus scheint uns doch wider die Beybehaltung desselben nichts zu folgen; um so weniger, da man im Metrum, selbst nach der Trennung der Poesie von jenen beyden ihr sonst verschwisterten Künsten, noch einen Theil von der Wirkung beybehalten hat, wozu ihr Musik und Tanz verhalfen; eine durch sie nicht mehr unterstützte, aber ihnen doch gewissermaßen gleichartige Fortbewegung des Verses. Eben diese abgemessene Fortbewegung ist ja eins der vornehmsten Bande, wodurch diese drey Künste verschwistert sind. — Rhythmus und Melodie sind in der Musik so wenig einerley, daß die Melodie, z. B. der Menuet, unendlich verschieden, und der Rhythmus immer

immer doch der nämliche seyn kann. Was daher S. 149. abermals aus der Aehnlichkeit der Musik mit der Poesie wider das Sylbenmaaß gefolgert wird, beruht wiederum auf Mißverstand und Vermengung der Begriffe. — Eben so ist die S. 160. von Home gemachte Bemerkung über die Verstärkung des Komischen im Hudibras durch die Einmischung weiblicher Reimendungen viel zu allgemein angewandt; sie gilt bloß nur für die englische Sprache. — Und genau genommen liegt doch wirklich in den drey Stücken, die der V. selbst S. 171. als Erfodernisse der Dichtersprache angiebt, dem oratorischen Numerus, und dem leidenschaftlichen Rhythmus, und dem lebendigen Tonausdruck, gerade das, was durch das Sylbenmaaß noch wirksamer und bedeutender wird. Und so wird das S. 179. gezogene Resultat schwerlich die Probe halten, daß weder Reim noch Sylbenmaaß den oratorischen Numerus befördere, und dem leidenschaftlichen Rhythmus so wenig, als dem lebendigen Tonausdrucke, günstig, folglich eins wie das andre ganz unschicklich sey, den Zweck des Dichters zu befördern. — Ueber die Elision, die Cäsur, und die Stropheneintheilung wird S. 189 ff. manches gesagt, in dessen nähere Prüfung wir uns hier nicht einlassen; aber man wird bald sehen, daß sich der Verf. auch hier meistens von einseitigen und zu wenig bestimmten Grundbegriffen leiten ließ. So übergehen wir auch das, was in der Beylage wider die von Hrn. Engel in seinen Anfangsgründen einer poetischen Theorie so gründlich dargelegten Beweise von den vortheilhaften Wirkungen des Sylbenmaaßes vorgebracht wird. Schwerlich glauben wir mit dem Verfasser, daß dieser würdige Gelehrte, wie es S. 210. heißt, groß genug seyn werde, um einer von den ersten zu seyn, die auf seine Seite hinüber treten. — In eben dieser Beylage giebt der Verf. noch einige Beyspiele aus Dichtern, und hält metrische Auflösungen in Wortfügungen mit ähnlichen Analysen prosaischer und poetischprosaischer Stellen gegen einander. Sonderbar genug ist die genaue metrische Zusammentreffung einer S. 220. angeführten poetisch prosaischen Stelle des Hrn. v. Dalberg mit einer Stelle aus einer Klopstockischen Ode; und noch glücklicher ist der Zufall, der dem Verf. es möglich machte, in einigen Strophen der gedachten Ode förmliche Hexameter zu finden; eine Probe, die doch wohl bey griechischen und römischen Sylbenmaaßen wegfallen müßte, und auch im Deutschen so ziemlich die einzige in ihrer Art bleiben möchte; die

aber doch am Ende nichts weiter beweist, als daß der hexametrische Gang dem Dichter so geläufig war, daß er ihm auch in dem Schema dieser Ode treu blieb, wo er ihm ohne Härte und Verstoß treu bleiben konnte. Daß übrigens der metrische Rhythmus der lateinischen Dichter, wie S. 226. gesagt wird, ihre Gedichte viel deutlicher von der Prose unterscheide, als dieß der Fall bey den deutschen Dichtern ist, geben wir dem Verf. gern zu, ob diese Behauptung gleich auch ihre Ausnahmen und Einschränkungen leidet.

Die angehängte Widmungsode, deren wir schon gleich Anfangs gedacht haben, soll nun eine Probe von des Verf. Theorie seyn. Aber gar sehr würde man sich irren, wenn man hier eine ganz neue, unerhörte Form erwartete. Es ist vielmehr eben die freye lyrische Form, deren sich schon Klopstock und einige andre deutsche Dichter bedient haben, und die am Ende, bey aller ihrer anscheinenden Regellosigkeit, doch metrische Form bleibt; nur daß das Metrum öfter und freyer wechselt, und sich blos nach dem Bedürfniß des Sinnes und der Deklamation richtet. Hier ist eine Probe:

Nein! gern nehmt ihr sie an, diese besseren Harfen!
Unverdämpfet von des Epheulaubes
rührungverschlingenden Umkränzung,
ungestört vom zerstreuenden Gleichlaut
der faden Reimschalle;
wer widersteht noch — gerührt vom Meistergriff —
ihrer Saiten Allgewalt, —
jeglichen Willens künftiger Lenkerin?

Ertönet, ertönet, hohe Bardenstimmen!
und sie wird erbeben, die Halle des Weltalls;
sie wird zerfließen, selbst des Halbmenschen
stumpfe Polypenseele! —
Ertönet, ertönet, Stimmen!
sonst jedem schon unübertreffbar, —
itzt übertreffend auch selbst
durch zustimmendere Begleitung
neuer Saitenerbebungen!

Ueber den Ton und poetischen Werth dieser Ode enthalten wir uns aller Kritik; und erinnern nur noch, daß wir den

den Scharfsinn und das Nachdenken des Verf. bey aller unsrer Verschiedenheit von seinen meisten Grundsätzen, nicht verkennen, womit er seine Gegenstände durchdacht und erörtert hat. Nur hätten wir die Schreibart etwas geschmeidiger, und den Ton des Dialogs natürlicher und lebhafter gewünscht.

Hr.

Lustspiele von J. K. Wezel. Vierter Theil. Leipzig, bey Dyk 1787. 22½ B. 8.

Die drey in diesem Bande befindlichen Stücke sind: I. Der kluge Jakob; eine komische Oper in drey Akten. Das Subjekt scheint aus irgend einer spanischen Novelle genommen zu seyn, und die Ausführung macht eine ziemlich groteske und abentheuerliche Komposition, voll seltsamer Auftritte und unwahrscheinlicher Vorfälle, womit man es freylich so genau nicht nehmen würde, wenn nur der Verf. durch Erfindsamkeit, Witz und Laune den Leser und Zuschauer schadlos zu halten gewußt hätte. Auch der lyrische Theil dieses Stücks ist, bis auf einige Arien und Lieder, sehr nachläßig gearbeitet, und hat hie und da ganz den Charakter der verwerflichsten alten komischen Opern, die vor vierzig oder funfzig Jahren noch im Gange waren. Oft fällt der Ausdruck gar sehr ins Platte; z. B. gleich im ersten Liede:

> Brummt mein Engel wie ein Bär:
> Lisw, sprech' ich, mußt purgiren!
> Rufe dann den Bader her,
> Lasse sie recht durchklistiren;
> Ach! dann lacht sie gern mich an!
> Jakob ist ein kluger Mann.

Uebrigens sind auch die Charaktere äußerst flach und ohne Interesse. Am besten ist noch das Schlußchor des ersten Akts angebracht. — II. Kutsch und Pferde; ein Lustspiel in drey Akten, weit besser ausgeführt, als die vorhergehende Oper. Bey der natürlichen Einfachheit des Plans scheint der Verf. seine größte Sorgfalt auf die Sittenzeichnung, und auf die Nachahmung der heutigen Konversationssprache gewandt zu haben; und beydes ist ihm sehr gut gelungen. Auch ist in den Charakteren Wahrheit und feine Abstufung. —

III. Herr Quodlibet, in Einem Akt. Eine Posse, die wohl schwerlich bey der Vorstellung viel Glück machen möchte. Wenn der Verf. dabey nicht etwa wirkliche Personen und Vorfälle in Gedanken hatte, so begreift man kaum, wie er auf diese ganze Komposition, die wenig Natur, und noch weniger Interesse hat, gefallen seyn kann. Uebrigens ist das Stück durchaus in Versen; und die Leichtigkeit dieser Verse macht in unsern Augen noch sein größtes, aber doch immer auch sehr entbehrliches, Verdienst aus.

Bf.

Spielerglück. Ein Lustspiel in fünf Akten. Nach Regnard und Goldoni. L'espérance est un grand secours. *Quinault.* Leipzig, bey Dyk 1786. 9 Bogen 8.

Wenn dieß schon oft übersetzte Stück durchaus noch einmal hätte sollen umgearbeitet werden; so würde diese Arbeit weniger undankbar gewesen seyn, wenn die Charaktere nicht so flach behandelt, wenn sie mit mehr Ueberlegung auf unsere Sitten angepaßt, und endlich, wenn manche übertriebene platte comische Züge, womit man so häufig die französischen Lustspiele überladen findet, mit gehöriger Feinheit und Wahrscheinlichkeit wären umgemodelt worden. Das ist aber hier nicht geschehen. So ist, zum Beyspiel, der Marquis eine abgeschmackte Carricatur, die wohl nie eine Dame von der Gräfin Dittmars Stande und Erziehung hintergehen konnte, und daß dieser Marquis nachher für den Bastart eines Juden erklärt wird, ist ein sehr ärmlicher Einfall.

Yr.

Gedichte von G. H. Schnee. Frankf. 1786. $12\frac{1}{2}$ Bogen 8.

Uns gefällt die Offenherzigkeit des V. daß eigner Stolz ihn hauptsächlich verleitet, seine Gedichte bekannt zu machen. Man kennt sonst die gewöhnlichen Ausflüchte der Auctoren wohl, weswegen sie zur Herausgabe ihrer Werke nothgedrungen worden. Die Gedichte dieser Sammlung sind nicht alle

von

von ihm selbst, sondern verschiedene mit einem Sternchen bezeichnete von einer würdigen Dame, die er aber nicht nennen darf. Ueber die letzten wird man uns unsers Urtheils überheben, da wir nicht wissen, ob es die würdige Dame verlangt, und es überhaupt eine sehr delikate Sache ist, das schöne Geschlecht zu kritisiren. Wir haben es daher mit dem genannten Verf. allein zu thun.

Im Ganzen kann man ihm Talente zur Dichtkunst nicht absprechen, aber seine Gedichte würden mehr gefallen, wenn er bey der Herausgabe eine strengere Prüfung angestellt hätte. Manche dieser Lieder an bekannte Freunde und Freundinnen mögen in ihrem Lokale wohl ganz gut, und von den Letzten vielleicht mit beyfälligem Lächeln aufgenommen seyn; aber das ist noch kein Grund, sie dem ganzen werthen Publikum aufzutischen. Möchten doch das unsre jungen Dichter endlich einmal einsehen! Solche unbedeutende Sächelchens als S. 143. an E. B. S. 168. an Freund T. S. 169. an D. H. S. S. 170. an M. M. C. N. können doch unmöglich das Publikum interessiren. Eben so mag wohl folgende Grabschrift auf den Pastor W — in Leipzig:

> Hier ruhet unser Herr Paster
> Im Leben trank er Raster
> Und rauchte Knaster.
> Was er nicht liebte, haßt'er,
> Und was er nicht sah, befaßt'er,
> Hatt' er keinen Solo, so paßt'er,
> Er predigte zuweilen gegen das Laster.
> Für'n Tod hilft weder Kraut noch Pflaster,
> Drum so erblaßt'er
> Unser armer Herr Paster.

als ein treffender Spaß in einer lustigen Gesellschaft belacht seyn, aber das mußte den V. nicht verführen, diesen schalen Witz drucken zu lassen.

Die meisten der gegenwärtigen Lieder haben Liebe, und zwar hauptsächlich unglückliche Liebe zum Gegenstande, und diese haben Rec. unter allen am wenigsten gefallen. Das ewige Wimmern von Leiden der Liebe und der weinerliche Ton ist selbst dem geliebten Gegenstande unausstehlich, wie viel mehr dem dabey uninteressirten Leser. Eben so wenig gefallen solche überspannte und gräßliche Bilder wie folgendes:

Wenn ich röchelnd meinen letzten Kampf erkämpfe
Lebensgeist und Seele mir entfliehn,
Und verzuckend martervolle Krämpfe
Nerv und Muskeln mir zusammenziehn,

das den Tod sehr undichterisch als einen schrecklichen Würger, nicht als den lieblichen Genius, der die Fackel auslöscht, schildert. Viel besser gelingen dem Verf. die heitern und fröhlichen Lieder, wie die Romanze Abellart S. 78. an den Morgen S. 31. und das Morgenlied S. 62. Eins der besten ist unstreitig das Trinklied S. 62. woraus wir nur eine Strophe zur Probe geben wollen.

Seht wie der Mond sich freut, daß er im Becher
Sein Silberköpfchen tauchen kann.
Er stieg herab, so nehmen ihn wir Zecher
Zu einem Ehrenmitglied an:
So blaß wir ihn auch jetzt am Himmel hängen sehn,
Soll er doch feuerroth berauscht zu Bette gehn.

Mit unter kommen auch einige Stücke in poetischer Prosa vor, die aber herzlich unbedeutend sind.

Die Versifikation ist im Ganzen ziemlich geläufig; aber zwischen durch kommen doch solche Verse vor, wie S. 141.

Aber lieber Bachus 's fällt mir ein,
'S wär ja Schande vor den Leuten dieser Erde ꝛc.

und Reime, wie Throne und Wonne, Seite und Kleide, Felsen und Schmelzen, konnte und Ende. Daß doch unsre jungen Dichter sich so vor der Feile scheuen, die doch auch der Hand unsrer größten Dichter so gut steht! Besonders wünschten wir, daß sie vor allen Dingen Orthographie lernten, und nicht, wie hier unser V. Todenthal, hiesest, vergasest, geniesest, fliesest, heise Zähre, tödet, for u. s. w. schrieben.

Wenn der V. alle diese unsre gutgemeynten Erinnerungen zu Herzen nimmt, und besonders strenge Auswahl hält: so können wir ihn wohl zu einer zwoten Sammlung die er zu liefern denkt, aufmuntern, sich aber, wie er zugleich verspricht, im künftigen Vorbericht ganz gehorsamst dafür zu bedanken, wollen wir ihm schenken.

Prm.

Dro-

Oronooko, ein Trauerspiel in fünf Handlungen. Für die Mannheimer Nationalbühne. Mannheim, in der Schwanischen Hofbuchhandlung 1786. gr. 8. $8\frac{1}{4}$ Bogen.

Die Szene des Stücks ist in einer englischen Colonie in Amerika. Hieher kömmt Charlotte Weldon, einen Officier Namens Blandfort zu heyrathen, mit dem sie seit mehrern Jahren versprochen war. Seine wahren Gesinnungen besser zu erforschen, legt sie männliche Kleider an, und erwirbt sich so die Freundschaft ihres Geliebten. Sophie, ihre Schwester, hat sich in den Sohn einer reichen Wittwe Mellfort, und diese in die für eine Mannsperson geltende Charlotte verliebt. Diese verspricht jener auch ihre Hand, unter der Bedingung, daß sie in die Heyrath ihres Stiefsohns mit Sophien willigen soll, wozu sie sich auch verbindlich macht. Es kömmt ein Transport von Sklaven in der Colonie an, unter denen sich Oronooko, der Sohn eines Königs von Kandien befindet, der von einem Schiffskapitain verrätherischer weise entführt worden war. Oronooko findet hier, bey Gelegenheit eines Einfalls der Wilden in die Colonie, wo er sich sehr tapfer beträgt und die Feinde allein zurückschlägt, seine verloren geglaubte Gemahlin Imoinda, die von dem Vater des Prinzen, aus Verdruß, ihrer Liebe nicht theilhaft werden zu können, als Sklavin verkauft worden war. Blandforts und Charlottens Verbindung. Die Sklaven der Colonie zetteln eine Verschwörung an, und Eboan, der Freund Oronookos beredet ihn, zu Wiedererlangung der Freyheit, an ihre Spitze zu treten. Der Aufruhr bricht aus: beyde Theile rücken an einander. Der Vicegouverneur, in Imoinden verliebt, bietet den Sklaven Pardon an, den diese folgen mit beyden Händen ergreifen. Oronooko und Imoinde werden in Fesseln gelegt, aber Blandfort entreißt sie den Händen des Vicegouverneurs. Er und die getäuschte, nach Rache brütende Wittwe Mellfort machen den Anschlag sich der Colonie zu bemeistern, ehe noch der erwartete Gouverneur ankäme. Eboan ersticht sich, Oronooko Imoinden. Der Gouverneur kömmt an und geräth mit dem Vicegouverneur ins Gefecht. Oronooko tödtet den Vicegouverneur, und schlägt seine Anhänger in die Flucht. Die Wittwe Mellfort ersäuft sich. Oronooko stirbt an seinen erhaltenen Wunden, und

und seine letzte Bitte, die Skla[...] in [...]
schaffen, wird gewährt. — Dieß ist [...] on
dieser sonderbaren Tragikomödie, denn [...] ir [...]
Tragödie, in der Alles, Erfindung [...] ausführ[...]
raktere, Sentiments und Sprache g[...] [...]
abgeschmackt sind. In keiner Rücksicht [...] o
das dem hierin so verderbten deutschen G[...] [...]
auf unsere Bühnen verpflanzt zu werd[...]

Nr.

Fischergedichte und Erzählungen von Bronner. Zürich, bey Orell und Comp. 1787. 174 Seiten gr. 8.

Auch einmal eine angenehme Erscheinung am [...]terhimmel, ein neuer Stern, welcher bey [...] Hoffnung macht, daß er mit der Zeit im[...] strahlender erscheinen werde. Der junge [...] Freund und Nachahmer Gesners, welcher auc[h ...] lung von Gedichten einen kurzen Vorbe[richt ...] Hr. Bronner betrat den einzigen richtigen [...] der Musen, welchen unser junger Dichterpöbel [...] schwerlich findet, das heißt, er bildete sich [...] der klassischen Dichter der Alten und Neuern, u[...] merksames Studium der Natur, welche er in [...] ihren Geheimnissen belauschte. Daher die [...] der Art zu denken, zu handeln, zu sprechen, [...] thum von angenehmen, oft kühnen und fast im[...] Bildern, daher überhaupt die Natur und Wahr[heit ...] zie und das Naive und Süße, welches in seinen [...] sichtbar herrscht. Rec. glaubt daher dem Pub[licum ...] Gefallen zu thun, wenn er ihn recht sehr auffo[rdert ...] tertalent immer mehr auszubilden und zu ver[...] Leicht wird es ihm alsdann werden diejenigen [...] zu wischen, welche Rec. in gegenwärtigen G[...] te, und mit Recht für Folgen des noch nicht [...] ten Dichtervermögens hielt. Denn manche Ge[...] zählungen sind zu schwelgerisch mit Bildern übe[...] che Bilder wo es eben nicht nöthig war, zu sehr [...] und dadurch manche Handlung und Erzählung zu [...] dehnt. Hin und wieder stößt man auch auf zu

Züge, z. B. „Eilt ihr (ihr kleinen sprudelnden Fluthen) viel-leicht liebend einander nach und zürnet über den bösen euch trennenden Stein?" und auf manche, dieser Dichtersphäre nicht genug angemessene Beywörter, z. B. unternehmende Knaben. Verum ubi plura nitent — non ego paucis offendar maculis.

Dz.

---

5. Schöne Künste.

Musik.

Ino. Eine Cantate vom Hrn. Prof. Ramler, in Musik gesetzt und im Clavierauszuge herausgegeben von Joh. Christoph Friedrich Bach. Dresden und Leipzig, in Commission bey Breitkopf 1786. 5 Bogen Querfol.

Dem Recensenten sind schon verschiedene gedruckte und ungedruckte Compositionen dieser Cantate zu Gesichte gekommen; er hat auch selbst vor vielen Jahren seine eignen musikalischen Kräfte daran versucht, aber mit eben so wenigem Erfolge, als alle, die sie vor und nach ihm bearbeitet haben. Unstreitig fällt hievon ein großer Theil der Schuld auf den Dichter selbst; und in der That ist der erste Theil dieser Cantate nicht recht musikalisch. Die Angst ist keine singbare Leidenschaft: sie articulirt nur, aber singt nicht. Die Bewegungen, die sie in der Seele erzeugt, sind zu heftig und folgen zu schnell auf einander, als daß die Musik dabey verweilen und sie ausmahlen könnte, worin doch grade ihre größte Kraft liegt. Daher ist gleich die erste Arie der Ino in ihrer Situation, schon als Arie, ganz unnatürlich, und geht für den Componisten verloren. Er darf dabey nicht verweilen, und hier um so viel weniger, da die Angst der Ino, auf ihrer Flucht von ihrem rasenden Gemahl, der sie verfolgt, erhascht zu werden, doch gewiß die herrschende Empfindung ist, in dieser Arie hingegen blos Unwillen gegen Juno zum Grunde liegt, der doch

doch nur eine Nebenempfindung, ein bloßer Absprung ihrer entsetzlichen Angst ist, über den der Componist wegeilen muß, ungeachtet der Dichter dabey verweilt, und ihm sogar ein Da Capo des ersten Theils der Arie vorgeschrieben hat. Daneben vertragen die Worte dieser Arie sowohl ihrem Inhalt nach, als auch wegen ihrer unsingbaren Zusammenstellung, blos eine syllabische Melodie, die, da sie nicht eigentlich Gesang, sondern blos erhöhte Declamation ist, nur alsdann von Kraft und Wirkung ist, wenn die Worte den höchsten Punkt einer herrschenden Leidenschaft treffend und bestimmt schildern, oder wenn sie mit Action verbunden ist. Beydes fehlt hier: das letzte freylich in allen Cantaten, wo keine Action statt findet, sondern wo die Musik ohne alle Nebenhülfe des Gesichts blos durchs Ohr auf die Seele wirken soll; aber auch um so viel mehr muß dem Cantatencomponisten Gelegenheit gegeben werden, melismatisch singen zu können. Daher sind nur solche Leidenschaften, die ruhigere Gemüthsbewegungen hervorbringen und sich ohne Handlung äußern, zu Cantaten geschickt. Die Musik muß dabey verweilen können und das Auge dabey nichts zu sehen verlangen. Die Angst und die Flucht der Ino, der Anblick des rasenden Athamas, ihr Hinabstürzen ins Meer, wären interessante Gegenstände fürs Auge, aber nicht fürs Ohr, und so lange diese Angst obwaltet, nämlich bis zur Hälfte der Cantate, weiß der Componist nicht, was er setzen soll, weil er fühlt, daß seine Kunst hier nicht am rechten Ort ist, und es wäre der Sache angemessener, daß Ino bis dahin spräche und agirte, als daß sie stille stehe, und ihre Flucht absingt. Die zwote Hälfte, wenn nämlich die unmusikalische Instrumentalbegleitung des schrecklichen Falls der Ino erst vorbey ist, ist aus den angezogenen Gründen zum Theil schon musikalischer. Die steigende Verwunderung der allmählig wieder zu sich kommenden Ino; ihr plötzlicher Jammer über den Verlust ihres Sohnes, der im Fallen ihren Armen entflohen ist; ihre eben so plötzliche Freude, ihn von Göttern und Nymphen umgeben zu sehen, die ihn empor halten; das sind musikalische Leidenschaften, obgleich auch hier die hinter dem Flügel ruhig stehende Sängerin, die doch eigentlich im Meere schwimmen sollte, für den Zuhörer, der die Augen nicht zuthut, ein unangenehmer Anblick ist, der alle Täuschung stört, so sehr auch Ohr und Herz von den leidenschaftlichen Worten und Tönen hingerissen seyn mögen. In dem folgenden wird nun gar Alles wieder Action,

und

und für den Ausdruck der Empfindung bleibt wenig oder nichts. Jno, die von dem ganzen Götterchor zur Göttin aufgenommen wird, muß, da nur sie allein in der Cantate singt, selbst alles erzählen, was ihrentwegen vorgeht, statt daß sie nur ihre Empfindungen darüber ausdrücken sollte. Der Dichter hat mit vieler Kunst ihr das alles, ja so gar das Bewillkommungschor der Tritonen und Nereiden in den Mund zu legen gewußt; aber der Componist ist dabey übel daran; ihm bleibt dabey für seine Kunst fast nur das erzählende Recitativ, grade das unschmackhafteste Ding in der Musik: oder er muß die Tänze und die ungewohnten Sinfonien; die der Jno entzücktes Ohr schlagen, in den Instrumenten erschallen lassen, und das ganze singende Chor von ihr selbst, die sich darin feyerlich besingen hört, allein absingen lassen; dieß macht vollends durch sein Widernatürliches, und dadurch, daß die Musik nicht Objekt und Ausdruck der Empfindung zugleich seyn kann, allem übrig gebliebenen guten Eindruck das Garaus, und wird lächerlich. Die letzte Arie der Cantate ist hingegen vollkommen musikalisch. Der Dichter hat sogar dem Schlendrian der gewöhnlichen Componisten, die alles in den ersten Theil einer Arie, und in den zweyten nichts bringen, darin nachgegeben. Auch ist diese Arie in allen Compositionen dieser Cantate, die Rec. kennt, immer die beste der ganzen Musik.

So viel über das Süjet und die Einrichtung dieser Cantate, worüber der Musikus so gut, als der Dichter, urtheilen kann und muß, da beyde darin ihre Kräfte zu dem nämlichen Endzweck vereinigen. Wir verkennen übrigens die poetischen Schönheiten der Jno nicht, aber hier war nur der Ort zu zeigen, daß sie, als Cantate, zur Musik nicht brauchbar ist.

Was die vor uns liegende Composition anbetrift, so ist solche, als Singstück betrachtet, höchst erbärmlich. In dem ersten Theil, wo alles mit der Jno auf der Flucht seyn sollte, fängt die Arie: Ungöttliche Saturnia! mit einem langen höchst unbedeutendem Ritornell an, während dem man in Sorgen steht, da Jno sich nicht mehr hören läßt, daß sie von dem Athamas schon ergriffen sey. Das nachherige Recitativ, wo Jno, dem verscheuchten Rehe, der aufgejagten Gemse gleich, flieht, fängt ebenfalls mit einem, noch dazu traurigen, Ritornell in etwas langsamer Bewegung an; und

da

da, wo sie den Athal[illegible] n nahe [illegible]
Götter! ach rettet, rettet [illegible] hat [illegible]
dem Worte Götter eine ab[illegible] meli[illegible]
angebracht, die hier, wie die Faun[illegible]
endlich da, wo sie ihn schon hinter [illegible]
der entsetzlichsten Angst ausruft: itzt erg[illegible]
wieder ein langsames Ritornell in [illegible]
worin sie denn auch ihren kurzgefaßten [illegible]
Abgrund hinunter zu stürzen, langsam [illegible]
den drey schönen Stücke: Wo bin ich?
O wehe, mein Sohn! rc. Ich seh ihn,
sind ohne die geringste Schattirung von [illegible]
druck in dem schleppendsten Zeitmaaß und [illegible]
langweiliges Ganze geformt worden. —
seyn, um unser obiges Urtheil von dem [illegible]
composition zu bekräftigen. Die häufigen [illegible]
gen Accente darin zu rügen, verlohnte [illegible]

Lukas und Bärbchen, oder der Jahrmarkt, eine komische Operette in einem Aufzuge. Für das Clavier eingerichtet, und mit einer Violine begleitet, von Georg Benda. Leipzig, im Schwickertschen Verlage $14\frac{1}{2}$ B. in Querfol.

Kunst und Natur, Geschmack und Empfindung sind in dieser allgemein beliebten Musik so leicht mit einander vereinigt, daß man den berühmten Hrn. B. danken muß, sie durch diesen Auszug, der ein Muster in seiner Art ist, in jedermanns Hände gebracht zu haben.

Oden von Klopstock. In Musik gesetzt von Neefe, Churfürstl. Cölln. Hoforganist. Neue sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Neuwied, bey Gehra. In Boßlers Notenofficin zu Speier gedruckt $12\frac{1}{2}$ B. in Querfol. und $\frac{1}{2}$ B. Text.

Wenn doch Herr Neefe von Klopstocks Oden wegbleiben wollte! Was hilfts, den Mund voll zu nehmen und [illegible] Zeug zu sprechen? Eben so verhält sichs mit seinen [illegible]
[illegible]

Noten und vollstimmigen Chören. Man denkt Wunder, was da herauskommen wird, und siehe da, nascetur ridiculus mus. Es macht gar einen erbärmlichen Contrast, die allgemeinsten musikalischen loci communes in Verbindung mit der erhabensten Poesie zugleich zu hören, und den schwerfälligen wässerichen Componisten mit dem begeisterten Dichter wetteifern zu sehen, wie dieser ihn gern mit sich in die Höhe hübe, jener ihn aber durch das Uebergewicht seiner Schwere zu sich herunter in den Sumpf zieht. So sehr Klopstocks Poesie sich über gewöhnliche Poesie erhebt, so sehr müßte auch die Composition seiner Oden sich über gewöhnliche Musik erheben; aber ein Neefe sollte es sich doch nicht einfallen lassen, zu glauben, daß er dazu der Mann wäre.

Der Boßlersche Notendruck entspricht dem innern Werthe dieses Werks völlig. Er ist so eckelhaft fürs Auge, als die Musik unbefriedigend fürs Ohr, und so incorrekt, daß die am Schlusse angezeigten Druckfehler kein Ende nehmen.

Sox.

Nachricht von der Aufführung des Händelschen Messias, in der Domkirche zu Berlin, den 19 May 1786. von Johann Adam Hiller, Herzogl. Kurländischen Kapellmeister. Berlin, bey Spener 1786. 4 Bogen gr. 4.

Durch die im Jahre 1784. dem großen unvergeßlichen Händel zu Ehren angestellte Gedächtnißfeyer, deren Beschreibung D. Burney mit einer freylich etwas zu enthusiastischen Wärme lieferte, und die auch in Deutschland theils durch Zeitungsnachrichten, theils durch die beym Verleger unsrer Bibliothek herausgekommene Uebersetzung jener Burneyischen Beschreibung vom Hrn. Hofrath Eschenburg, bekannt genug geworden ist, wurde man im vorigen Jahre zu Berlin veranlaßt und ermuntert, eine ähnlich feyerliche, und durch eine ungewöhnliche Anzahl von Sängern und Instrumentalisten an Wirkung und Eindruck erhöhte, Aufführung des Messias, dieses Meisterwerks der Musik, zu veranstalten. Herr Kapellmeister Hiller, dem die Direktion dieser Aufführung übertragen wurde, liefert hier davon eine sehr lesenswürdige Nachricht, die zur Erhaltung des Andenkens jenes

auf alle Weise so rühmlichen, und in ihrer Art grossen Unternehmung sehr viel beytragen wird. Sie ist mit wenigerm Enthusiasmus und Wortgepränge, als jene Burneyische Nachricht geschrieben; und daher weit kürzer ausgefallen; aber sie enthält dem ungeachtet manche lehrreiche und ihres Verf. würdige Bemerkungen. Manches, was sich bey dieser Gelegenheit sowohl über den Komponisten, als über seine meisterhafte Komposition sagen ließ, war freylich schon durch D. B. im voraus weggenommen; und seine Schrift wird daher durch die gegenwärtige nichts weniger als überflüßig; aber für einen so feinen und einsichtvollen Kunstbeobachter blieb doch immer noch manche gute Nachlese übrig.

Zuförderst, im ersten Kapitel, über den Charakter der **Händelschen Compositionen, besonders des Messias.** Reichthum und Fülle der Harmonie sind das eigentliche charakteristische der Werke dieses großen Meisters, besonders seiner Chöre, die auch eine merkwürdige, ganz eigene Behandlung haben. Verschiedene einzelne Theile des Messias werden hier von dem Verf. kritisch durchgegangen. Er beziehet sich dabey auf den italiänischen Text, der in Berlin statt des englischen oder deutschen verfertigt und untergelegt werden mußte, weil die vornehmsten Sänger geborne Italiänet, und der deutschen Sprache vielleicht kaum in so weit mächtig waren, um sie richtig zu artikuliren. Es wäre immer der Mühe werth gewesen, diesen italiänischen Text hier ganz mit abdrucken zu lassen. Recensent hat Gelegenheit gehabt ihn zu sehen; und er scheint ihm im Ganzen, einige Härten der Wortfügung, und einige Schwächen der Dolmetschung abgerechnet, glücklich genug gerathen zu seyn, ob er gleich den englischen und deutschen Worten an Wahrheit und Energie des Ausdrucks ziemlich weit nachsteht. — S. 12. macht der Verf. eine sehr richtige Bemerkung über Händel's eigene Manier, die Singstimme zu begleiten, ob sie gleich ihm nicht so ganz eigen, sondern, wie hier auch gesagt wird, dem Geschmack seines Zeitalters gemäß und gewöhnlich war. Sehr rühmlich ist dem Verf. auch das Geständniß, daß die Aufmerksamkeit der Zuhörer besser unterhalten wird, wenn Starkes und Schwaches, Volles und Vermindertes, oft mit einander abwechseln, als wenn in unsern neuern Opern die Arien, fast alle in einerley Taktart, mit Corni, Flauti, Oboi, Clarinetti, Fagotti, und der Himmel weiß womit sonst noch, beglei-

begleitet werden. Denn freylich, wo bleibt da die Mannichfaltigkeit? wo bleiben Licht und Schatten? — Diese Aeusserung beruhigt uns auch über die Besorgniß, daß die Händelische Musik durch die Ausfüllung einiger zu leeren oder einfachen Begleitungen durch Waldhörner, Flöten, und andre Blasinstrumente, welche Hr. Hiller hie und da bey dieser Aufführung hinzu zu thun für nöthig fand, vielleicht an ihrem Eigenthümlichen verloren haben möchte; weil wir hoffen dürfen, daß es mit aller nöthigen Klugheit und Mäßigung wird geschehen seyn, wie der V. auch am Schluß dieses Kapitels selbst erinnert.

Wenig Ausgeführtes enthält das zweyte Kapitel, über eine ungewöhnlich starke Besetzung einer Musik. Es wäre desto wünschenswerther, daß der Verf. hierüber etwas umständlicher gewesen wäre, da wir selbst aus seiner Nachricht sehen, daß man in Berlin eben so, wie in London, an dem vortheilhaften Effekt einer Aufführung zweifelte, an der so viele, theils Musiker, theils Dilettanten, Theil nahmen. Eine Besorgniß, die freylich auch hier, wie zu London, durch den Erfolg widerlegt wurde. Denn ungeachtet der Zweifel, die selbst unser Verf. über die so gepriesene große und einstimmige Wirkung der Londoner Aufführung zu hegen scheint, wagt doch Recensent nicht mehr, an derselben zu zweifeln, seitdem ihm von mehrern kunstverständigen Ohrenzeugen jener Aufführung alles das wiederholt und bestätigt ist, was D. Burney nur immer rühmliches und außerordentliches davon sagt.

Im dritten Kapitel wird nun von der Aufführung des Händelschen Messias zu Berlin Nachricht gegeben. Die erste Idee dazu entstand einigen dortigen Musikfreunden; und Se. Maj. der itztregierende König, damaliger Prinz von Preussen, genehmigten sie nicht nur, sondern trugen auch einem würdigen Musikkenner, dem Herrn Rittmeister von Massow, die Betreibung der Sache auf. Seinem edeln, thätigen und uneigennützigen Eifer gebührt auch das größte Lob wegen der so glücklich gelungenen Ausführung eines mit vielen Mühseligkeiten verknüpften Unternehmens. Man wählte, aus mehrern Lokalursachen, die reformirte Domkirche zum Orte der Aufführung, und foderte zur Theilnehmung an derselben einheimische und in der Nähe von Berlin befindliche Tonkünstler und Dilettanten auf, deren sich

auch in Kurzem über zweyhundert einfanden. Zur Aufbringung der Kosten wurden theils in der Nicolaischen Buchhandlung Einlaßbillete zu 1 Rthlr. verkauft, theils eine, hier abgedruckte, Subscriptionsanzeige für diejenigen herumgeschickt, die dieß Vorhaben durch einen außerordentlichen Beytrag unterstützen wollten. Herrn Kapellm. Hiller wurde, wie gesagt, die Hauptdirektion der Musik übertragen; und auch er verwandte sich mit dem rühmlichsten Eifer zu deren zweckmäßigen Veranstaltung. Einige würdige, hier S. 20. genannte Männer, erleichterten ihm dieß Geschäffte. Von S. 22-27. sind die sämtlichen Theilnehmer an der Aufführung, nach ihrer Vertheilung bey den verschiedenen Instrumenten und Singestimmen, genannt. Von dem eignen dazu in der Kirche aufgeführten Orchester wird S. 28. der Aufriß, nebst der Disposition der Stimmen, mitgetheilt. Zuletzt giebt der Verf. auch noch von der Einnahme, den Unkosten, und der Verwendung des Ueberschusses, Nachricht. Die ganze Einnahme betrug 2637 Rthlr. 8 Gr. und nach Abzug der sämtlichen Ausgaben, die sich auf 1525 Rthlr. 16 Gr. beliefen, blieb ein Ueberschuß von 1111 Rthlr. 16 Gr. wovon 820 Rthlr. als ein Fond zur Unterstützung armer Witwen und Waisen verstorbener Tonkünstler, bey der Königl. Bank zinßbar belegt; und das Uebrige wurde sogleich unter jetzt in Berlin lebende Witwen und Waisen verstorbener Tonkünstler, nach der S. 32. befindlichen Angabe, vertheilt. „Dieß ist es, sagt Hr. H. am Schluß seiner Nach„richt, was ich über eine Begebenheit, welche Berlin so sehr „zur Ehre gereicht, und woran ich selbst einigen Antheil zu „nehmen, das Glück hatte, habe sagen dürfen und sagen wol„len: cressa ne careat pulchra dies nota.“

Fk.

Ueber den Werth der Tonkunst; von C. B. Junker. Bayreuth und Leipzig, bey Lübecks Erben 1786. $11\frac{1}{2}$ B. 8.

Man kennt die Manier dieses Verf. schon aus mehrern ähnlichen Schriften, die er von Zeit zu Zeit über mehrere schöne Künste, besonders über Mahlerey und Musik ausgearbeitet und herausgegeben hat. Es sind meistentheils einzelne, abgerissene Bemerkungen und Gedanken, die seine Kenntniß

der

der Kunst und sein lebhaftes Gefühl für dieselbe veranlaßte, deren Lesung aber doch, theils durch den Mangel an Beziehung und Zusammenhang, theils auch durch ihre Ungleichheit an Werth, Erheblichkeit und Güte, oft auch durch den Mangel an Gründlichkeit, etwas beschwerliches und ermüdendes hat. Gegenwärtige Schrift bestimmt der Verf. zum Opfer des Danks, welches er lange schon der Tonkunst schuldig zu seyn glaubte, und wodurch er ihr noch manche Verehrer zu gewinnen hofft. Man sieht bald, daß es großentheils Kompilation mehrerer Nachrichten und Beobachtungen ist, die man in so vielen Schriften und Abhandlungen über den Werth der Tonkunst antrifft, und die der Verf. großentheils so aufgenommen und neben einander gestellt zu haben scheint, wie sie sich ihm bey seiner Lektüre darboten. Dadurch ist nun freylich auch hier eine gewisse Unordnung und Mißhelligkeit der einzelnen Sätze und Bemerkungen entstanden. Auch hat der Verf. bey dem, was er zum Lobe der alten Musik aus mehrern Schriftstellern anführt, nicht genug Rücksicht auf die große Verschiedenheit in der Bedeutung genommen, nach welcher bey den Griechen und Römern dieser Begriff weit vielbefassender war. Manches, was schlechthin als Verdienst der Musik bey den Alten gepriesen wird, muß ohne Zweifel wohl auf die Rechnung der mit ihr verbundnen Poesie, und des wirksamen Inhalts der mit Gebehrdensprache und lebendigem Ausdruck vorgetragenen Gedichte gesetzt werden. Uebrigens würde die ganze Schrift gewiß noch weit mehr Anziehendes erhalten, wenn der Verfasser die hier noch gar zu unverarbeitet gelassenen Materialien in Ein Ganzes verbinden, und das Halbwahre von dem Gründlichen, das Unerhebliche von dem Wichtigen scheiden wollte.

Bß.

---

6. Romanen.

The Prince of Abyssinia, by Samuel Johnson, Mainz, gedruckt bey Schiller; verlegt von Varrentrapp und Wenner 1785. 19 B. 8.

Rasselas Prinz von Abyssinien, der vierte Sohn des Regenten, wurde dem Herkommen gemäß, mit seinen Geschwistern in einer abgelegenen Provinz des Reichs erzogen, bis die Reihe der Succession einen oder mehrere von den Brüdern traf. Ein unzugängliches Thal mit überhangenden Felsen eingeschlossen, die einzige Lücke mit einem starken eisernen Thore verwahrt, das mit Hebezeugen geöffnet werden mußte. Es wurde, wegen seiner reizenden und fruchtbaren Lage, und des Ueberflusses an Vergnügungen der darin unterhalten wurde, das Thal der Glückseligkeit genannt.

Der Prinz fühlt in einem Alter von 26 Jahren eine Leere in seinem Herzen, die er umsonst auszufüllen versucht. Er entzieht sich den gewöhnlichen Ergötzlichkeiten, oder wohnt ihnen mit wenig Theilnehmung bey und sucht die Einsamkeit. Einer seiner gewesenen Lehrer macht ihm darüber Vorwürfe. „Kann jemand," sagt er. „im Thal der Glückseligkeit mißvergnügt seyn, kann Jemanden was fehlen?"

„Daß mir gar nichts abgeht, oder daß ich nicht weiß was mir fehlt, ist eben mein Elend. Hätt ich einen Wunsch übrig, so würd er mich thätig machen und die Sonne würde mir nicht so lang zögern, unterzugehen. Wenn ich die Böcke und Lämmer einander verfolgen sehe, so thut's mir weh, daß ich nicht auch etwas zu verfolgen habe." —

„Hätten Sie, mein Prinz, daß viele Elend in der Welt gesehen, wie würden Sie ihren gegenwärtigen Zustand schätzen!" „Nun giebst du mir doch einen Wunsch, antwortete der Prinz, ich will Elend sehen, weil sein Anschaun zur Glückseligkeit nöthig ist."

Neugier und Trieb nach Thätigkeit wird immer mehr in ihm rege, er sinnt auf Anschläge zu entfliehen, späht überall nach einer Oeffnung des Gebirges, all' sein Forschen ist umsonst. Zwar erhält ihn die Bekanntschaft mit einem Mechanikus, der verschiedene künstliche Werkzeuge erfunden hatte, in der Hoffnung. Er arbeitet eben an einer Fliegmaschine. Sie gelingt und der Künstler fällt damit aus der Höhe herunter in einen See und wird mit Mühe gerettet.

Der Prinz macht Bekanntschaft mit Imlac, einem Poeten, der nach mancherley erfahrnen Widerwärtigkeiten das glückliche Thal zu seinem letzten Aufenthalt gewählt hatte,

hatte, sichs aber nun gereuen läßt. Er erzählt seine Geschichte, die aufs neue das Vorhaben des Prinzen rege macht. Eine der interessantesten Stellen die in dieser Episode vorkömmt, ist das zehnte Kapitel vom Studium eines Dichters. „Aber die Gestalten und Auftritte der Natur, (heißt es S. 58.) sind noch nicht die Hälfte dessen, was er zu beobachten hat. Glück und Elend in jedem Zustand des Menschen. Die Gewalt der Leidenschaften in allen ihren Vermischungen. Bildung der menschlichen Seele durch Erziehung, Klima, Landessitte — vom hüpfenden Knaben bis zum abgespannten Greise. Der Dichter muß sich vom Vorurtheil und Geschmack seiner Nation und Zeit losreißen, sich bis zur transscendentalen Wahrheit erheben und Recht und Unrecht in abstracto denken. — Freylich auch mit langsam zunehmendem Ruhme sich begnügen, seiner Zeitgenossen Beyfall missen können, seine Foderungen dem Richterstuhl der Nachwelt anheim geben. — Noch hat er nicht alles gethan: er muß viel wissen und mehrere Sprachen können; sein Stil muß der Gegenstände würdig, und durch unablässige Uebung gebildet, höchst zierlich und wohllautend seyn. Dann fühl' er sich als den Gesetzgeber der Menschheit an dem künftige Generationen ehrerbietig hinaufsehen." —

Der Prinz entdeckt sich seinem Freunde, und sie fassen gemeinschaftlich den Anschlag heimlich zu entfliehen. Ein steiler Berg mit herüberhangendem Gipfel wird entdeckt, dessen Mitte sehr dünne scheint und den die Natur schon stark durchhöhlt hat. Man versucht tiefer zu graben und durchgräbt endlich den Berg. Mitten unter dieser Arbeit kömmt des Prinzen Schwester unversehens dazu und bietet sich zur Begleiterin an. Beyde nebst einer Gesellschaftsdame (Pekuah,) und der Poet, verlassen das **glückliche Thal**. Sie kommen nach Suez und Kairo. Der Prinz und die Prinzessin lernen allmählig die Kunst des Umgangs, nachdem Letztere mit vieler Mühe die Befremdung überwunden hatte, daß niemand, wie zu Hause, vor ihr niederfiel, noch in den Gassen der Hause sich trennte, wenn sie daher kamen. Sie lernen allerley Stände kennen, um sich den glücklichsten auszuwählen. — Im ersten Blick preisen sie viele glücklich und werden bald vom Gegentheile belehrt. Lustigkeit ohne Zufriedenheit. (Kap. 17.) Ein Professor der Moral der sich durch eigne Recepte nicht vom Kummer heilen kann. (K. 18.) Der

Schäferstand der dem Ideale der Prinzessin nicht beykömmt. — Der Gutsbesitzer, der reich, geschmackvoll, gastfrey und doch nicht glücklich ist. — Der Einsiedler, der lange Weile hat.

„Einige Zeit nachdem ich diese Lebensart ergriffen hatte" heißt es S. 19. „jauchzte ich wie ein Schiffer, der aus dem Sturm in die ruhige Herberge kömmt. Als das Vergnügen der Neuheit vorüber war, sucht' ich die Pflanzen und Steine meines Thals auf. Diese Unterhaltung ist längst schon geschmacklos für mich. Ich bin unruhig und unbestimmt, eitle Phantomen beherrschen mich, weil ich keine Gelegenheit habe, mich abzuspannen und zu zerstreuen. Ich schäme mich oft, daß ich dem Laster nicht anders entgehen konnte, als wenn ich mich von Ausübung der Tugend trennte, und komme auf den Argwohn, ich sey mehr aus Verdruß als Frömmigkeit ein Einsiedler geworden. Meine Einbildung schweift thöricht aus und stellt mir meinen Verlust groß, meinen Gewinnst klein vor. Ich bin zwar den bösen Beyspielen unsittlicher Menschen entronnen; aber ich vermisse auch die guten Rathschläge und den Umgang der Rechtschaffenen. Ich kenne das gesellschaftliche Leben von beyden Seiten und morgen kehr ich in die Welt zurück. Die Einsamkeit macht sicherer elend, als fromm." Und über eben diesen Gegenstand S. 123. „Einige hielten dafür, die Gesellschaft hätte ein Recht über die Thätigkeit jedes Einzelnen. In Einöden fliehen, sey Pflichtverletzende Desertion. — Andere glaubten, es gäbe einen Zeitpunkt, wo die Welt nichts mehr an uns zu fodern habe; wo man sich mit gutem Gewissen absondern könne, um sein Leben zu überrechnen und das Herz zu reinigen."

Der Prinz kömmt unter eine Akademie von Gelehrten, die er immer weniger versteht, je mehr er sie hört. Ihre Manieren (S. 121.) waren zwar etwas rauh, doch ihr Umgang unterrichtend, ihre Dispüte scharfsinnig, doch etwas heftig, und währten oft so lange bis sie ihren Gegenstand aus dem Gesichte verloren. Einige Fehler waren allgemein unter ihnen. Jeder wollte den übrigen Vorlesungen halten. Jeder freute sich, des Andern Talente und Kenntnisse herabgewürdigt zu sehen." —

Unbestand des menschlichen Herzens S. 124. „Wir fühlen die Mängel unsers Zustandes zu sehr, so lange wir darin bleiben.

bleiben. Je weiter davon entfernt, desto mehr verschwinden seine Flecken. Endlich kommt er uns wieder wünschenswerth vor." —

Schilderung der höhern Stände S. 130. Hindernisse die dem allgemeinen Wohlthun der Reichen und Mächtigen im Wege stehen. Neid und Haß untergraben ihre Glückseligkeit. — (K. 24.) Die Prinzessin lernt die Töchter in den Familien kennen; doch des Umgangs mit ihrem Bruder und Imlac zu sehr gewohnt, kann sie an diesen leichten Geschöpfen keinen Geschmack finden. „Ihre Aufgewecktheit (S. 133.) war oft erkünstelt. Ihre ärmlichen Ergötzungen waren nicht einmal rein, sondern oft durch Eifersucht verbittert. Ihr Kummer so wie ihre Freude war schnellvorbeygehend; jedes Ding schwankte in ihren Seelen ohne Verbindung mit der Vergangenheit oder Zukunft umher. Eine Begierde machte leicht der andern Platz, wie der zweyte ins Wasser geworfene Stein die Kreise des ersten auslöscht." —

Gemälde der Familien. Contraste des Alters und der Jugend im Denken und Handeln, (S. 140 u. f.) wodurch die häusliche Glückseligkeit sehr vermindert wird. Der Jüngling glaubt alles schon durch sein Genie, ohne Erfahrung zu wissen, er ist großmüthig und verehrt die Tugend. Der Alte betet Klugheit und Reichthum an. Die Hagestolzen (S. 143.) Apologie der Regenten, die weit weniger Gutes thun können, als man denken sollte. (S. 144 u. f.) Ueberhaupt ist dieses ganze 27 Kapitel, als eines der schönsten, besonders lesenswerth. „Auch die weiseste Regierung kann nicht jede rechtmäßige Unzufriedenheit des Bürgers heben. Alle Aufmerksamkeit ist nicht vermögend jedes Verdienst auszuspähen, das Armuth oder Partheygeist ins Dunkle versetzt. — Durchaus unpartheyisch und gerecht seyn kann kein Fürst, weil er Mensch bleibt. Er kann beym besten Kopf und Herzen nicht immer richtig sehen, nicht immer recht thun, weil er fremde Augen und fremde Hände braucht, unter denen nicht alle sind wie sie seyn sollten."

Ueber den Ehestand und eheliche Glückseligkeit (Kap. 28. und 29.) welches letzte Kapitel tiefe Beherzigung verdient. Zween Liebende die beyde noch jung sind, können ohne große Gefahr kein dauerhaftes Bündniß schließen. In reifern Jahren hingegen ist zwar der Verstand aber auch das Herz mehr

gebildet, der Sinn fester und unnachgiebiger. Jedes hat nun schon seinen eignen Gang auf dem Lebenspfade. Wird eins dem andern zu Liebe ändern, was es um seiner eignen Glückseligkeit und Ruhe willen nicht ändert? — Eheliche Glückseligkeit bleibt daher immer mehr ein Werk des Zufalls als der Ueberlegung.

Von Alterthümern und ihrem Werthe. (30 Kapitel) Sie sind das Resultat vom Leben und Weben höchstinteressanter Völker der vorigen Zeit, und können uns viel Stoff zum Nachdenken und wichtige Beyträge zur Kenntniß der Menschheit liefern.

Der Prinz und seine Gesellschaft besieht die Pyramiden. Muthmaßung über die Beweggründe solcher ungeheuern Unternehmungen, bey dem geringen Verhältnisse zwischen ihrem Nutzen und dem Aufwande. Unersättlicher Hunger der menschlichen Seele nach Neuheit bis zum größten Wunderbaren, nachdem alle Quellen des Vergnügens und der Eitelkeit erschöpft waren, doch noch nicht befriedigt — mag diese künstlichen Steinberge hervorgebracht haben. (S. 179.)

Pekuah, die Gesellschafterin und Freundin der Prinzessin, die sich gefürchtet hatte, mit in die Pyramiden zu gehen, wird von einem Trupp arabischer Räuber weggenommen. Charakter ihres Chefs. Die Weiber der morgenländischen Harems, und ihre kindischen Zeitvertreibe. (S. 219 - 222.) Ihre kleinen Seelen wirken ihren äußern Reizen grade entgegen und vernichten allen Eindruck der Letztern. Ihr Besitzer sieht diese Schönheiten wie Blumen an, die er schnell pflückt und schnell wieder wegwirft.

Der edeldenkende Sternseher der [illegible]
sich Verrücktheit zugezogen hatte. (K. 40.) [illegible]
santesten Charakter in diesem Romane. [illegible]
Freunde Imlac die Herrschaft über die [illegible]
innigsten Vermahnung, die Erdaxe und den [illegible]
zu verrücken und Regen und Sonnenschein [illegible]
gleich auszutheilen. Betrachtung über die [illegible]
Verstandes und deren Quellen (K. 44.) Der [illegible] 45.)
„Ich hebe meine Augen empor, sehe den [illegible]
und denke mit Schmerz an die Wechsel [illegible] —
Zurücksicht in mein vergangnes Leben zeigt mir so [illegible]
säumte Gelegenheit Gutes zu thun, so viel [illegible]

Zeiten verschwendet, und noch mehr durch Eitelkeit und Unthätigkeit verloren. Wie viel unversuchte Entwürfe, wieviel unvollendete Versuche laß' ich hinter mir! Glücklich noch daß mein Herz nicht schwere Verbrechen drücken; darum suche ich mich zu beruhigen, ziehe mich ab von aller Furcht und Hoffnung, die ohne den mindesten Grund, mich noch immer zu beherrschen trachten, und hoffe von einem bessern Zustande, der unmöglich ferne mehr seyn kann, die Glückseligkeit, die ich hier nicht fand, den Grad der Tugend, den ich hier nicht erreichen konnte." —

Der Sternseher wird von seinem Wahnsinn geheilt. (K. 46.) Ueber Klosterleben (K. 47.) Etwas zu dessen Vertheidigung. (S. 270.) „Vielleicht kann nicht Jeder wider die Versuchungen des öffentlichen Lebens aushalten. Wer zum Ueberwinden zu schwach ist, mag sich zurückziehen. Manches hat wenig Vermögen Gutes zu thun und wenig Kräfte dem Uebel zu widerstehen. Viele sind müde mit Widerwärtigkeit und Leidenschaft zu kämpfen und wünschen aus den Schranken zu seyn. Viele hat Alter und Kränklichkeit von den mühseligen Pflichten der Gesellschaft beurlaubt. Der Schwache und Furchtsame ist in der einsamen Klosterzelle glücklich geborgen. Der Angefochtene kann büßen und beten. Dieser Zustand ist unsrer Seele in gewissen Lagen sehr natürlich, willkommen und erquickend." —

Gespräch bey den Mumien über die Natur der Seele. (K. 48.) Die Gesellschaft bereitet sich zur Rückkehr nach Abyssinien. —

Obgleich dieser Roman, die Begebenheit mit der Pekuah ausgenommen, fast ohne alle Verwickelung ist, nicht fühlbare Wärme für die handelnden Personen erweckt, und den Leser beym Schlusse in Ungewißheit wegen ihres Schicksals läßt; so hat er doch einen Reichthum an herrlichen Lehren und Betrachtungen über mancherley Stände und Lagen des Lebens, Bemerkungen die auf tiefe Menschenkenntniß sich stützen und einen klaren, präcisen Stil, der dieß kleine Buch, das zumal fast ohne alle Druckfehler ist, zum Lesen mit Anfängern in der englischen Sprache, sehr bequem macht.

Almo-

Almoran and Hamet, an oriental tale by John Hawkesworth. Druck, Verlag und Jahr wie beym vorhergehenden 10½ B. 8.

Zween Prinzen, Almoran und Hamet, Zwillingsbrüder, erben von ihrem Vater Solymann, König von Persien, das Reich zu gleichen Theilen. Almoran der erstgeborne war schlimm geartet und verdarb noch mehr, durch die Ueberzeugung, daß er allein herrschen würde, und es ihm nicht fehlen konnte. Eben diese Vermuthung der Alleinherrschaft seines Bruders stärkte den bescheidnen, edlen Hamet in seinen sanften menschenfreundlichen Grundsätzen. — Gleich nach dem Tode Solymans producirt Omar sein vertrauter Staatsrath und gewesener Oberhofmeister der beyden Prinzen, das väterliche Testament. Neid und Haß gegen seinen Bruder lodert bey Almoran auf. Er macht sich zum Abscheu des Volkes durch Stolz, Weichlichkeit, Schwelgerey und Härte, von welchem allem Hamet das Gegentheil thut.

Es entsteht Feuer in der Nachbarschaft des königlichen Pallastes, und Hamet rettet dabey ein liebenswürdiges Mädchen. Ihre Vorzüge sind so überwiegend, daß er ihr sein Herz und seinen Thron anbietet. Almoran sieht sie, die schöne Almeida, liebt sie und strebt dem Vorsatze seines Bruders entgegen. Ein böser Genius erscheint ihm und verspricht ihm Beystand. Hamet, durch schlimme Ahndungen aufgeschreckt, beschleunigt die Verbindung mit seiner Geliebten. Plötzlich erbebt die Erde unter ihm, aus schwarzen Wolken tönt eine Stimme, daß Almeida für den erstgebornen Bruder bestimmt sey. Almoran nähert sich, stolz auf die ihn beschützende höhere Macht und befiehlt die Vermählungsfeyer für ihn zu vollenden. Der verzweifelnde Hamet reißt seine Braut hinweg, und dringt mit gewaffneter Hand durch die Menge. Omar kömmt dazu, verweist ihm seine Hitze, stillet sie und legt dem Volke die Beschwerden Hamets und Almorans Ungerechtigkeit vor und wie er damit umgehe, sich zum Alleinherrscher aufzuwerfen. Das Volk erregt einen Aufstand und belagert Almoran in seinem Pallast, der muthlos wird und sich nicht zu rathen weiß. In diesem Gedränge erscheint aufs neue sein böser Schutzgeist und erklärt ihn mit Donnertönen zum alleinigen Regenten. Das erstaunte Volk giebt nach. Hamet entflieht und Omar wird gefangen. Der niedrigdenkende

bende Almoran, eben so übermüthig im Glücke als feig in der Noth, läßt den ehrwürdigen Greis gefesselt vor sich bringen, der aber unbewegt bleibt und ihm freymüthig seine Verbrechen vorhält. Der Tyrann wird zwar erbittert, läßt ihm aber doch das Leben, um ihn ärger dadurch zu strafen, wenn er ihn zum Zeugen seines Glücks machte. Dann geht er zur Almeida, wendet Bitten und Drohungen an, sie zur Untreue zu bewegen. Sie widersteht mächtig und erklärt, daß sie, außer Hamet, Niemand lieben könne. Dieser irret indessen in Wüsten, und will eben in der Dämmrung den Pallast erreichen, sieht aber, als er zu einem Bache kömmt, seine Gestalt in die von Almoran verwandelt: denn sein Bruder hatte durch einen Talisman von seinem Schutzgeist, diese Täuschung bewirkt, um die schöne Almeida zu verführen.

Der falsche Hamet erscheint nun vor ihr, kann aber troz seines Betrugs nichts ausrichten. Der wahre erscheint gleichfalls und glaubt seine Geliebte untreu: doch plötzlich verschwindet der Zauber, Hamet steht wieder in seiner natürlichen Gestalt da. Hier kömmt Almoran dazu; der Anblick seines Bruders macht ihn wütend, er läßt ihn in ein unterirdisches Gefängniß werfen. Kurz nachher aber begiebt er sich in Gestalt eines seiner Minister ins Gefängniß zu ihm und will ihn überreden, sich selbst umzubringen, weil sein böser Genius ihm dieses Mittel als das beste, angerathen hatte, Hamets los zu werden und seine Zwecke zu erreichen. Hamet ist beynahe dazu entschlossen, eine innere Stimme hält ihn zurück. Der Officier von der Wache aber, der sicher glaubt, Almoran sey der Minister, den er gewisser Ursachen wegen tödlich haßt und fürchtet, ergreift diese Gelegenheit, ihm, bey der Rückkehr aus dem Gefängniß, einen Gifttrank zu reichen, den er begierig verschluckt. Er fühlt das Gift, fleht seinen Genius an, ihm zu helfen. Die Mittel wirken nicht und der Tyrann wird in eine Bildsäule, zum ewigen Denkmal seiner Laster, verwandelt. Hamet ist glücklich. —

Diesem Märchen fehlt es nun freylich nicht an Verwickelungen. Es hat eine Menge schöne Stellen, und die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet. Die Schreibart ist rein und leicht.

Ihm ist noch angehängt: The vision of Theodore, the Hermit of Teneriffa, found on his Cell; und zu Ausfüllung

füllung des Bogens eine bekannte Abhandlung: Time and Eternity contrasted; aus dem Spectator.

The vision of Theodore — enthält wirklich einige Geheimnisse des menschlichen Herzens in Absicht auf seine Verbesserung, und enthüllt die kleinsten Falten des Verderbnisses desselben; doch möchte mancher Leser über dieser Zergliederung, wegen der langen Allegorie, ermüden.

Theodor sieht den Berg der menschlichen Existenz, dessen Fuß in Nebel und dessen Gipfel unsichtbar ist. Auf dem Wege hinauf sind vier Führerinnen. **Unschuld** unter deren Leitung man Blumen liest; **Erziehung**, die meist Undank erndet; dann **Vernunft** und **Religion**. Die gefährlichsten Feinde sind gewisse Zwerge, (die Gewohnheiten) die, wenn man sie zu gering achtet, sich in Riesen verwandeln, uns mit unzerbrechlichen Ketten umschlingen, und der Despotie der Begierden und Leidenschaften überliefern. Von Vernunft beherrscht, thun sie sehr gute Dienste und ebenen die rauhe Bahn der Tugend vor uns hin. —

Herr Schiller verdient allen Dank durchs Abdrucken solcher guter englischen Aufsätze. Der Druck ist sauber und richtig; doch weißeres Papier wäre sehr zu wünschen.

Sa.

Jugendgeschichte zweyer Liebenden. Zur Beherzigung junger Leute, besonders studirender Jünglinge. Leipzig und Kempten, in der Buchhandlung der typographischen Gesellschaft 1786. 8. 480 S. und 14 Seiten Vorrede.

Unter allen schlechten Romanen dürfte dieser angezeigte leicht einer der schlechtesten seyn. Der Verf. ist zwar so bescheiden, es selber zu gestehen, meynt aber, die Kunstrichter sollten so ein Buch nach der Billigkeit beurtheilen. Wenn ein junger Mensch verpflichtender Ursachen wegen ein Specimen von sich geben, oder ein Kandidat zur Uebung predigen muß, wer wollte da nicht Billigkeit vor Recht gehen lassen? Aber, wenn man sich aus freyer Entschlüßung unter die Schriftsteller gestellt, und sogar zur Belehrung für Jünglinge schreiben will, so muß über den Autor ein rechtes Gericht gerichtet werden. Denn

Denn der Kunstrichter ist auch dem lesenden Publikum die Gerechtigkeit schuldig, es vor elenden Schreibereyen zu warnen, und den Schriftsteller, der so unbillig ist, schlechte Waare zu verkaufen, zu strafen. Darin hat der Verf. freylich nicht unrecht, daß sein Roman wirkliche Scenen aus dem menschlichen Leben darstelle, und daß es ihm, die Einkleidung großentheils abgerechnet, was die erzählten Dinge betrift, nicht an Wahrscheinlichkeit fehle. Aber warum wählte er gerade eine solche Geschichte, die nur unter Leuten ohne Erziehung und Grundsätze sich so zutragen konnte? warum erzählte er sie so äußerst fade, warum hat er nicht wenigstens, um der Sache mehr Interesse zu geben, und die schädlichen Eindrücke mehr zu verhüten, bessere Auftritte und Charaktere mit eingewebe? Wenn gleich die Lehren und Warnungen des Predigers den Kontrast gegen den Leichtsinn des ungebildeten und so ganz seiner Leidenschaft nachhängenden Jünglings machen sollen, so sind doch jene so kalt und lahm vorgetragen, im Gegentheil aber der Sinnlichkeit so sehr das Wort geredet, daß jene keinen, diese aber einen desto stärkern Eindruck machen muß. Rec. ist daher der Meynung, daß der Verf. nicht hoffen dürfe, daß sein Roman mit Nutzen gelesen werden könne, und würde es um so mehr beklagen, wenn er in der Gegend, wo er lebt und schreibt, gelesen würde, weil er glaubt, von dem Verf. auf sein lesendes Publikum schließen zu können. Für ein Publikum, das noch so geschmack- und sittenlos ist, daß es an dergleichen Geschreibsel Behagen findet, muß vielmehr durch aufklärende und veredelnde Lesereyen gesorgt werden. Der Held des Romans ist ein Predigerssohn, der zwar ein gutes weiches Herz, aber keine Bildung des Geschmacks und der Sitten hat. Er wird zu einem Rechnungsbeamten als Lehrling gegeben, verliebt sich in die Dienstmagd und kommt mit ihr zu nahe zusammen, welches sehr umständlich beschrieben wird. Darauf entschlüßt er sich, die Theologie zu studiren, und der gutherzige Vater hat nichts dagegen, nimmt ihn auf einige Zeit noch in seinen Unterricht, wo der verliebte Knabe eine Verbindung mit einer sich dort aufhältenden Nichte schlüßt, wobey auch sehr viele Sinnlichkeiten obwalten, die ebenfalls treulich beschrieben werden. Nach ein paar Jahren geht er nach Universitäten, wo der leichtsinnige Jüngling derselbige bleibt. Auf dem Postwagen hat er einst das Schicksal, mit einer feilen Dirne zu fahren, deren Handgriffe und Ungezogenheiten ebenfalls zum Eckel detaillirt werden,

den, und zwar in einem Briefe des Jünglings an sein geliebtes zurückgelassenes Mädchen. Er kommt von Universitäten zurück, wohnt in der Hauptstadt, hat aber doch ab und zu das Glück, in dem Hause seines Vaters, mit seinem Mädchen nach Herzenslust zu liebeln. Er ist noch so gar nicht durch bessere Grundsätze von seiner Sinnlichkeit geheilt, daß er nicht einmal über die Schwachheit Herr werden kann, ob er nun gleich Kandidat des Predigtamts ist, jedes ihm vorkommende weibliche Geschöpf nicht nur auf den Mund, sondern auch auf die Brüste zu küssen. Unsere Leser werden uns die fernere Erzählung nun wohl erlassen.

Indessen hat der Verf. in seinen Urtheilen über theologische Materien und in eingerückten Predigten so richtige Begriffe und Kenntnisse an den Tag gelegt, daß man sich wundern muß, wie er die Thorheit habe begehen können, einen so elenden Roman zu schreiben. Diese Thorheit ist ihm auch theuer zu stehen gekommen. Denn, wie wir hören, ist Hr. Ludwig der Verfasser, den das Ulmische Consistorium bereits zu einer Predigerstelle auf dem Lande berufen und ordinirt hatte. Gerade in dieser Zeit aber kam sein Roman zum Vorschein. Nun hat er darin seinen Jüngling Schilderungen von einigen dasigen Predigern in der Stadt, wo er sich aufhält, machen lassen. Zwey davon sind in keinem allzuvortheilhaften Lichte aufgestellt. In der Schilderung dieser beyden Herren sollen eben zwey angesehene Prediger in Ulm ihre Porträts haben erkennen wollen. Und nun wurde der V. wegen seines Buchs (dem er doch nicht einmal seinen Namen vorgesetzt hat) öffentlich angeklagt, und — ohne weiteres removirt, auch sogar aller Hoffnung auf eine Beförderung verlustig erklärt. So etwas kann nur in Reichsstädten vorfallen, wo die Prediger das Privilegium: Tastet meinen Gesalbten nicht an, auch auf sich ziehen. Der junge Mann, der, wie man aus den hin und wieder eingestreueten guten und richtigen Begriffen über den Beruf eines Volkslehrers ersieht, wahrscheinlich ein brauchbarer Landprediger hätte werden können, ist durch Urthel und Recht nicht nur vor jetzt aus dem Brodte gesetzt, sondern auch aller fernern Aussichten, in seinem Vaterlande befördert zu werden, beraubt worden. Nun mag er diese seine Geschichte zur Beherzigung für studirende Jünglinge, und, aber an einem sichern Orte, auch den ganzen Proceß schreiben. Man wird wenigstens

mehr

mehr Lehrreiches darin finden, als in seinem Roman; weswegen er freylich eine Zurechtweisung mit sanftmüthigem Geiste, aber nicht die Strafe der Absetzung verdient hat. Es ist wahrlich keine Ehre für unser sogenanntes aufgeklärtes achtzehntes Jahrhundert, daß so etwas in demselben noch vorfallen kann.

B.

Choix de petits Romans, imités de l'Allemand; suivis de quelques essais de poesies lyriques. — par Mr. *de Bonneville.* Paris 1786. 12. 363 S. Vorrede 64 S.

Der Uebersetzer dieser gut gewählten Sammlung deutscher Aufsätze verdient allen Dank unsrer Mitbürger, daß er unsern Witz, ohne merklichen Verlust in seine Sprache kleidet. — Rec. sah mit Vergnügen, wie gut ihm dieses gelang, und wünscht die Fortsetzung. Seine Bekanntschaft mit deutscher Literatur, und die gute Art sie bey seinen Lesern zu verbreiten, war uns ein angenehmes Phänomen.

In der Vorrede schweift Hr. de B. zu sehr ohne Faden umher und wird oft dadurch unverständlich. Auch beym Phantasiren zeigt der gute Spieler, daß er die Regel kennt. — Von Chatterton, einem jungen Engländer von außerordentlichen Talenten, der Verse in Angelsächsischer und altenglischer Sprache machte, und für aufgefundene Archivschätze ausgab. Sein Geist wuchs bey der größten Dürre um ihn her; sein Körper war etwas schlimmer dran. Zween Londner Buchhändler, seine letzten Hülfsquellen, wurden bankerutt; er brachte sich um, da er nur kaum achtzehn Jahre zählte. —

Manchem Leser wird vielleicht das Verzeichniß deutscher Schauspiele, die Friedel im Théatre Allemand übersetzt geliefert hat, nicht unwillkommen seyn. Es macht den Beschluß der Vorrede.

Erster Band. Emilia Gallotti und Clavigo.

2ter B. Julius von Tarent von Leisewitz und der Graf v. Olsbach von Brandes.

3ter B. Atreus und Thyestes von Weiße. Ertappt, ertappt von Wezel. Stella v. Göthe.

4ter B. Agnes Bernauerin. Der Minister, vom Hrn. v. Gebler. Der Mann nach der Uhr.

5ter B. Diego und Leonore und die neue Emma beyde von Unzer.

6ter B. Der deutsche Hausvater, vom Hrn. v. Gemmingen. Der Gasthof von Brandes.

7ter B. Nathan der Weise.

(Hr. de B. setzt die Note bey: Lessing avoit été accusé d'Athéisme, et il écrivit cette pièce pour répondre à ses ennemis — On assure que le grand Frédéric a fait jouer cette pièce à Berlin. Für die Wahrheit dieser Anekdoten möchten wir nicht eben bürgen.)

Philotas.

8ter B. Elfride, von Mason und Bertuch. Walwais und Adelheid, vom Freyherrn v. Dahlberg. Der Gläubiger von Richter.

9ter B. Götz v. Berlichingen. Der Tod Adams, von Klopstock.

10ter B. Miß Sara Sampson. Der Postzug.

11ter B. Otto von Wittelsbach, von Babo. Nicht mehr als sechs Schüsseln.

12ter B. Die Räuber von Schiller. Der dankbare Sohn, von Engel.

(Von den Räubern heißt es; Cette piece a été défendue en Allemagne.)

Hr. de B. meldet uns, daß die fließende, dem französischen Sprachgebrauch gemäße Uebersetzung aller dieser Schauspiele vom 3ten Bande an, von ihm sey; nachdem Hr. Friedel ihm das Ganze wörtlich vorübersetzt habe. —

Der Choix de petits Romans Allemands bestehet aus folgenden Stücken:

I. Sur les François et les Allemands, ou l'aprèsdinée de Madame de R.

Das bekannte französische Gespräch von Sturz. Einige Ausdrücke sind verändert.

II. Al-

II. Albertine, von Anton Wall.

Albertine wird von ihrem Vater an einen Mann verheyrathet, den sie nicht kennt, der nur ein Auge und noch andere Fehler des Aeußerlichen hat. Sie entfernt sich, mit seiner und des Vaters Genehmigung, gleich nach der Trauung, und bezieht ein Landgut. Die Verbindung bleibt geheim; doch hofft man daß Albertinens Gesinnungen sich ändern werden. Sie wird indeß mit einem Officier bekannt, der ihr seine Liebe erklärt. Sie gesteht daß sie ihn lieben könnte, wenn sie nicht verheyrathet wäre. Der Name ihres Gemahls setzt den Liebhaber in Erstaunen. Es war sein Freund und Wohlthäter, der für ihn einen Zweykampf bestanden und in demselben ein Auge verloren hatte. Anhaltendes Studiren hatte seinen Wuchs verderbt. Auf die Schilderung seines erhabnen Charakters kehrt Albertine zu ihm zurück und zeigt sich ihm als liebevolle Gattin.

III. Marie-Therèse, *mère de Marie-Antoinette Reine de France*. Eine Anekdote.

(Zu welchem Ende dieser Zusatz seyn soll, ist nicht abzusehen, die große deutsche Kaiserin wird doch wohl auf lange Zeit hinaus durch ihren Namen allein jeder Nation in Europa kenntlich bleiben. Hr. de B. wollte vielleicht das Paris in Frankreich des Westphälischen Junkers wieder gleich machen.)

IV. Vioulis, von Anton Wall.

Ein junger Prinz von Samarkand, voll vom Geiste der Ehrsucht, sitzt gedankenvoll über der Geschichte großer Eroberer. Ihm erscheint ein Greiß, der ihn mit den Gestirnen, ihrer Größe und Entfernung bekannt macht und von ihren Bewohnern à la Micromegas erzählt. Der Prinz kehrt in sich, lernt Erdenruhm gering schätzen und wird ein wohlthätiger friedeliebender Regent.

V. Iean Frédéric Weiſſe, Chirurgien d'Auguſte, Roi de Pologne.

Ein Zug der edelsten Entschlossenheit aus Meißners Skizzen.

VI. Lettres d'un Gentilhomme Allemand.

Die Briefe des Westphälischen Junkers aus Sturzens Schriften 2tem Bande, sehr gut übersetzt.

VII. Anecdote tirée des Memoires du Comte de B. Von Meißner.

Ein Major rettet Armeen und Städte und bleibt Major: rettet den Schooshund einer Beyschläferin des Ministers und wird Feldmarschall.

VIII. La conjuration de la Jeunesse de Fribourg, ou le succès effrayant de la Tragedie des Voleurs.

Die Geschichte von der Verschwörung der Schuljugend zu Freyburg in Breisgau, die von der Vorstellung der Räuber bis zum Rasen erhitzt worden war, und sich zu gleichem Zweck wie Karl Moor und seine Gesellen im Trauerspiele, verbinden wollte. Man findet die Anekdote in verschiedenen Journalen, unter andern auch in der deutschen Zeitung. In Leipzig soll kürzlich ein ähnlicher Fall das Verbot der Aufführung der Räuber veranlaßt haben.

Ihr Verfasser erhält unter dieser Rubrik kein geringes Lob vom Franzosen, das beydes dem Dichter und Kritiker Ehre macht. Es heißt von ihm: Mr. Schiller, dont la Tragedie a eu un succès inoui sur tous les Théatres de l'Allemagne, où l'on a permis de la jouer, n'est point un de ces gens dont il est parlé au livre des Maximes, qui ressemblent aux Vaudevilles, que tout le monde chante un certain tems, quelque fades et dégoûtans qu'ils soient. — C'est un jeune Ecrivain qui paroit fait pour étonner un jour son siècle de la vigueur de son génie. Sa destinée interesse tout Etre qui pense. —

Nach Erzählung der Freyburgischen Verschwörung wird mit Recht die Anmerkung gemacht: Impressions terribles qui prouvent toute l'energie des pinceaux de Mons. Schiller!

Dann folgt ein Auszug aus S. Ankündigung seiner Thalia, einem vortrefflichen Aufsatze, der dem Geist und Herzen seines Verfassers Ehre macht. In der Note macht freylich der Uebersetzer einen groben Schnitzer wider Deutschlands Topographie, da er Würtenberg eine Stadt nennt!

Schiller ist nicht Pfalzbaierscher Hofrath. Er erhielt vom Herzog von Weimar, der in die Gegend von Darmstadt gereist war, nach einer Vorlesung des ersten Akts vom Don Carlos, das Rathsprädicat, und privatisirt in Dresden.

Daß

Daß er seine Räuber im 19ten Jahre machte, verdient auch bemerkt zu werden.

IX. Massoud 1. 2. 3. par M. Meisner.

1. Massud wird aus einem guten Regenten Tyrann, und ist im Begriffe seinen Vezier, weil er zu viel Ansehen im Reiche hat, heimlich von einem Felsen zu stürzen; wär aber bald selbst abgeglitten; der Vezier erhielt ihn noch. Dieser Umstand und noch ein anderer bringen ihn zur Selbsterkenntniß.

2. Ebenderselbe besiegt seinen Todfeind und Gränznachbar; er verzeiht ihm großmüthig und übt endlich

3. an einem seiner Günstlinge, der sich in eine Schönheit verliebt hatte, die dem Sultan selbst gefährlich war, Selbstverleugnung aus und überläßt ihm das Mädchen.

Der Anhang von Poesies Lyriques und Uebersetzungen aus andern Sprachen gehört nicht in unsre Bibliothek. Neu war es dem Rec. in der Vorrede eine Stelle aus einem deutschen Buche im Original angeführt zu sehen. Sie ist aus Werthers Leiden, und abgedruckt wie folget:

O meine Freunde! warum der Strohm des Genies so selten ausbricht? so selten in hohen Fluthen hereinbraust und eure staunende Seele *erschuttert* (erschüttert)? Lieben Freunde! da wohnen die gelassenen Kerls auf beyden Seiten des Ufers, deren ihre Gartenhæusgen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen *wurden*, (würden) und die daher in Zeiten mit Dæmmen und Ableiten der *kunstig* (künftig) drohenden Gefahr abzuwehren wissen. —

Sollt' es den Pariser Druckereyen an einem ü fehlen? — Das sollte doch wohl nun, da man immer mehr deutsch in Frankreich liest, angeschafft werden. Wie vielerley accentuirte Vokalen müssen sich nicht unsre deutsche Buchdrucker, um fremder Sprachen willen anschaffen!!

Sn.

7. Mathematik.

Fabre's, Ingenieurs in Provence, Versuch über die vortheilhafteste Bauart hydraulischer Maschinen, und insbesondere der Getraidemühlen. Aus dem Franz mit Anmerkungen übersetzt, von M. A. Fr Lüdicke, Lehrer der Mathem. und Coll. der Churfürstl. Landschule zu Meißen. Nebst einer Vorrede von Joh. Jac. Ebert, Professor der Mathem. zu Wittenberg. Leipzig, bey Schwickert 1786. 584 S. gr. 8. 6 Kupf. in 4. ohne Eberts und des Verf. Vorrede.

Eine Uebersetzung aus dem Französischen, die viele Uebersetzungssünden versöhnt, die wir Lüdicke's Fleiß und Eberts Aufmunterung zu danken haben; bey der schon des letztern Name, ein günstiges Vorurtheil für die innere Güte des Werks erwecken würde, wenn man es auch nicht selbst aus dem Original kennte. Dieß erschien bereits 1783. in Paris in gr. 4. 384 S. ohne Register 6 Kupf. unter dem Titel: Essay sur la Maniere la plus avantageuse de construire les machines hydrauliques, et en particulier les Moulins à bled, par M. Fabre, Corresp. de l'Acad. R. D. Sc. Ingen. hydraulique du pays du Provençe, ancien Prof. des Mathem. et de la Physique, à l'Université d'Aix.

Da wir, den Absichten der Allg. d. Bibl. gemäß, Uebersetzungen unmöglich so ausführlich, wie deutsche Originale behandeln können, so mag auch dieß nothwendige Gesetz, die Kürze der gegenwärtigen Beurtheilung entschuldigen, da wir sonst, so reichen Stoff, zu ausführlichen Betrachtungen, über die wichtigsten mechanischen Gegenstände, in diesem sehr guten Werk gefunden hätten.

Es enthält, bey einer sehr großen Deutlichkeit, eine ausnehmend feine, ungemein gründliche, aus Erfahrungen hergeleitete, und wieder auf Erfahrungen angewandte, sehr vollständige Theorie. Drey Theile unterrichten: den bloßen

Theo-

Theoretiker, den gründlichen Praktiker und den der blosse Ausübung kennen will oder kann.

Der erste spricht von hydraulischen, blos durch den Stoß des Wassers bewegten Maschinen überhaupt, und entwickelt nicht nur die allgemeinen wahren Gesetze der Bewegung und Wirkung des Wassers, sondern auch seine Wirkung auf die Schaufeln der Räder, Bau der Räder, Berechnung des Effekts der Maschinen, und endlich: was vom Räderwerk, Graben, Gerinne, und Aufziehewehren gesagt werden muß. Alle allgemeine theoretische Gründe, nimmt der Verf. aus Bossüt's Hydrodynamik, und scheint überhaupt keine, als Schriften seiner Landsleute gelesen zu haben. Zum Maasstab der Geschwindigkeiten bedient er sich der Parakel, (§. 3.) nimmt mit Bossüt, die aus der Friktion entspringende Hinderniß; für $\frac{1}{15}$ der absoluten Schwere an (§. 15. und 19.) und giebt (§. 34. und 35.) deutliche Begriffe, vom Fluide defini (begrenzten flüßigen Körper) und Fluide indefini: (unbegrenzten flüßigen Körper) die wir lieber eingeschränkt und freyfließende flüßige Körper übersetzt hätten. Diese Begriffe entwickelt er folgendermaßen: man stelle in den Queerschnitt eines Flusses eine Ebene, die ihn aber nicht ganz ausfüllt, so wird sich, das auf sie stoßende Wasser, an ihren Grenzen abwenden, und durch die freyen Zwischenräume durchströmen. Je größer diese Ebene und folglich, je kleiner die freybleibende Zwischenräume werden, desto mehr Hindernisse findet das Wasser, durch sie abzufließen, und wird also, nach diesem Verhältniß, stärker auf die Ebene wirken; und dieß ist Fluide defini, wenn sich die Wirkung mit, nach den eben erwähnten Zwischenräumen richtet. Werden diese aber so groß, daß sie nichts mehr im Stoß des Stroms ändern, so ists Fluide indefini.

Im §. 35. und 38. nimmt der Verfasser aus d'Alembert, von Condorcet und Bossüt Nouv. experiences sur la resistance des fluides als bewiesen an; daß der senkrechte Stoß des freyfließenden (nach dem Verf. unbestimmten) Wassers, dem Gewicht einer Wassersäule gleiche, deren Grundfläche, die angestoßene Ebene, die Höhe aber die zur Geschwindigkeit des Stroms gehörige Höhe ist — beym eingeschränkten (bestimmten) flüßigen Körper aber, müßte die Höhe doppelt genommen werden. Der schiefe Stoß hingegen, hängt vom Quadrat des Sinus des Neigungswinkels

 ab.

ab. Dieß wird genug seyn zu zeigen, wie der Verf. mit den bisher angenommenen hydrodynamischen Lehren übereinstimmt.

Bey Untersuchung der Wirkung des Wassers auf unterschlächtige Wasserräder, findet er es desto vortheilhafter, je kleiner der ins Wasser eingetauchte Bogen der Peripherie des Rads ist (§. 97.) aber auch (§. 103.) zu Erhaltung einer gleichförmigen Bewegung und möglichsten Verringerung der Differenz der Momente des Stoßes, sowohl bey der vortheilhaftesten als schädlichsten Lage der Schaufeln, nothwendig den Rädern die größte Anzahl Schaufeln zu geben, welche sie, ohne geschwächt oder zu schwer zu werden, ertragen können. Bossuet giebt zwar in einer Anmerkung zum 10 Kap. seiner Hydrodyn. eine Methode an, ihre Anzahl zu berechnen. Allein diese scheint für die Ausübung zu schwierig, und hier kommts auf Genauigkeit nicht so außerordentlich an, (welches wohl nur von horizontalen, nicht verticalen Rädern wahr seyn möchte, bey welchen die Schaufeln immer so weit von einander entfernt seyn müssen, daß sie sich, so wenig als möglich, hindern. Karsten bestimmt §. 117. seiner Hydraulik, wenn b = der Höhe der Schaufeln, und r = dem Halbmesser des Rads ihre Zahl $= \frac{360^\circ}{\text{Arc. sin. } U \frac{b}{r}}$.) Schön sucht der Verf. fast aller Orten, das größte und kleinste seines Gegenstandes auf. Z. B. §. 119. bey Erfindung der allgemeinen Formel, die größte Höhe der Schaufeln, ingleichen §. 240. bey Bestimmung der kleinsten Größe des Querschnitts unten im Gerinne rc. Die Gestalt der Zähne, für kreisförmige Triebstöcke, will er, wo die größte Genauigkeit erfodert wird, epicycloidisch haben. (§. 201.) Doch dieß weiß der Deutsche schon so genau und deutlich als möglich, aus Kästners hierüber gehaltener Vorlesung.

Im zweyten Theil trägt der V. die wahre Theorie der Getraidemühlen vor, spricht von Beschaffenheit der Mühlsteine und ihrer Wirkung aufs Getraide; von den allgemeinen Gesetzen, für einfache (so nennt er Horizontalmühlen) und zusammengesetzte Mühlen, und macht Anwendung, von den gefundenen Resultaten, in Bestimmung der nothwendigsten Regeln, für die besten Einrichtungen der Mühlen.

len. Allgemeiner Hauptvorzug ists, daß er seine Data zum Calcul nicht aus der Luft aufgreift, oder Hypothesen reich in seiner Studierstube, durch Hülfe seiner Einbildungskraft, selbst schaft, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie denn auch wirklich in der Natur vorhanden sind oder nicht, sondern sie aus sehr sorgfältig gewählten Versuchen nimmt, auf deren Nothwendigkeit, ihn die vorhergehende theoretische Untersuchungen geleitet haben. Mit diesen beginnt er den dritten Abschnitt des zweyten Theils, und findet, z. B. die Geschwindigkeit des Läufers im Verhältniß gegen seinen Durchmesser, NB. um das Beste durch Erhitzen gar nicht verdorbene Mehl zu erhalten, das vortheilhafteste Gewicht der Vorrichtung, eines Steins vom gegebenen Halbmesser, um dem Mehl die möglichste Feinheit und Güte zu verschaffen und dergleichen. Er bleibt also, seinem eigenen, schon in der Vorrede S. 3. geäußerten Grundsatz getreu: „Man kann, von den Sätzen der Theorie nicht eher Gebrauch machen, bis man sie, durch Versuche, verbessert hat." Gut, wird das nothwendige Mittel, die Läufer in einerley Gewicht zu erhalten; gut, das Gesetz, der durch die Friktion der Steine hervorgebrachten Erhitzung bestimmt, und daraus, nicht nur die Halbmesser der Läufer, sondern auch ihr Gewicht und beste Anzahl der Umläufe gefunden. (§. 298–311.) welches alles, §. 383–409. noch weit bestimmter entwickelt wird. Freylich konnte man es als eine Unvollkommenheit dieses Werks ansehen, daß der V. oberschlächtig, halboberschlächtige und Panstermühlen ganz mit Stillschweigen übergangen hat, weil er, statt der ersten, sobald das Gefälle 7 Pariser Fuß beträgt, Horizontalmühlen gebraucht. Da aber, grade diese letztere bey uns vernachläßigt werden, und doch wirklich beträchtliche Vorzüge haben (man sehe Kästners Hydrodyn. §. 388. und Karstens Hydraul. §. 151.) so kann nun Fabre's Werk, von den Zeugarbeitern mit Beyern verbunden werden, wenns ihnen, um einen vollständigen, verständlichen Unterricht zu thun ist.

Gerne giebt man zu, daß Euler, d'Alembert, Hermann. Karsten, Kästner, Mönnich, bereits die Theorie eben so strenge vorgetragen haben; aber welch' eine Kluft ist noch immer, zwischen ihren erwiesenen Sätzen und der Fassungskraft von hunderten (nicht blos Zeugarbeitern) die in diesem Fach arbeiten, oder andere Arbeiten beurtheilen sollen.

Desto verdienstlicher ist des Verf. Bemühung im dritten Theil, jedem, der nur Anfangsgründe, selbst dem der gar keine Algebra kennt, seine Vorschriften verständlich zu machen. Er giebt ihnen sogar die nöthigsten Kenntnisse aus der Rechenkunst und Geometrie, wie es fast alle französische Schriftsteller, oft genug zum Eckel thun, wenn sie uns nöthigen, statt der versprochenen Abhandlungen über Theile der angewandten Mathematik, alltägliche Anfangsgründe der reinen mitzukaufen. Hier aber möcht' es Entschuldigung verdienen, da sich wenig Zeugarbeiter, ein mathem. Lehrbuch, auf das er sich allenfalls berufen hätte, anschaffen und viele es nicht verstehen dürften. Im zweyten Abschnitt macht er ihnen den Bau der hydraulischen Maschinen, und im dritten das Ausübende beym Bau der Getraidemühlen, welche vom Stoß des Wassers bewegt werden, so bekannt, daß der blosse Praktiker höchst deutliche, durch Zahlen Beyspiele, und in Worten ausgedruckte Regeln, Vorschriften; der starke Algebraiker, durch Verweisung auf die im ersten und zweyten Theil bewiesene Formeln, die oft verwickelt genug sind, aber auch die Natur so genau als möglich ausdrucken, hinreichende Beschäfftigung, und Personen, welche von der Algebra nur die ersten Anfangsgründe verstehen, durch abgekürzte, einfacher ausgedruckte Formeln, wenigstens nach ihrer Fassungskraft, genugsame Deutlichkeit und Ueberzeugung finden, Alle das Buch mit ungemeinem Vortheil brauchen können. Und die vor uns liegende deutsche Uebersetzung, macht es um so brauchbarer, da der Uebersetzer statt mit dem Original niemand als Bossüt anzuführen, auch unsere deutsche Mathematiker, so gar die ältere, z. B. Wolfs Elemente, zum Nachschlagen der theoretischen Sätze anführt. — Alle Formeln im ersten und zweyten Theil nachgerechnet, die Fehler verbessert in den Anmerkungen beygefügt, im dritten Theil aber die Rechnungsfehler gleich im Text geändert, durch Reduktion des französischen auf Leipziger Pfund und Fuß, wenigstens für die Bequemlichkeit eines großen Theils von Obersachsen gesorgt, und meistens den Ausdruck im Deutschen gewählt hat, der fliessend, verständlich, und doch, durch Beybehaltung, der bey den Müllern üblichen Kunstwörter, (wenigstens ihre Anführung in den Anmerkungen) dem Mann vom Handwerk eben so deutlich, als für den Gelehrten dienlich ist, ihn mit dieser Sprache des Handwerkers bekannt zu machen.

Möge

Möge, der mit Recht verdiente Beyfall, den Verfasser reitzen, sein Versprechen: Theorie der Windmühlen und der durch den Druck des Wassers bewegten Maschinen, dem Publikum bald zu schenken, und Hr. Lüdicke diese Arbeit, durch eine eben so gute Uebersetzung, auch bey uns, allgemein brauchbar machen.

Br.

Des Hofr. und Prof. der Mathematik und Naturl. in Halle Wenc. Joh. Gust. Karstens mathematische Abhandlungen. Halle, Rengs Buchh. 1786. 432 S. 8. 5 Kupf.

I. Vom mathematischen Unendlichen, durch die Preißfrage der Königl. Preuß. Akad. der Wissensch. veranlaßt. Unendlich groß, durch das erklärt, was entsteht wenn in einem rechtwinklichten Dreyecke, der Winkel der Hypotenuse mit dem Perpendikel immer wächst, bis sie der Grundlinie parallel wird. Der Mathematiker redet hier zweyerley Sprache, nebst der geometrischen noch die kürzere analytische, vermöge der er eine große Menge besondrer Fälle, die sich nach einem einzigen Gesetze richten, mit einem Blicke übersieht als wäre es nur ein einziger Fall. Heissen des erwähnten Dreyecks Hypotenuse, Perpendikel, Grundlinienwinkel am Perpendikel, nach der Ordnung h, p, b, a, so ist $p = b$ tang a, $h = b$ sec a $= b :$ cos a; ob es nun gleich für $a = 90$ Grad kein Dreyeck mehr giebt, so kann der Analyst doch noch so reden als wäre da eins, und findet sowohl p als h; das $= b : 0$. Da man nun ohne Bedenken o in a : o als Factor ansieht, so kann es auch in b : o als Divisor gebraucht werden. (Daß diese Bezeichnungen verstattet sind, zweifelt kein Analyste; vielleicht aber bezieht sich die Frage der Akademie mit darauf, wie sie in einem Falle der nicht unter sie gehört, verstattet seyn könne. Der Rec. würde sich darüber immer auf die bekannte Art erklären, daß Secante und Tangente über alle Gränzen wachsen, so groß als man will werden könne, wenn sich der Winkel so sehr als man will dem rechten nähert. Er würde also nicht sagen, daß die Gleichungen eigentlich beym rechten Winkel noch statt finden, aber sie finden bey jedem Winkel statt, der einem rechten so nahe ist als man will, dessen

sin Cosinus so klein ist als man nur will. So braucht er nicht einen Divisor der eigentlich o wäre, sondern der so nahe an o kömmt als man will, und Quotienten giebt so groß als man will, denen sich keine Gränze vorschreiben läßt, wie weit sie wachsen sollen. Da sich dem Divisor keine Gränze vorschreiben läßt, wie weit er abnehmen soll. Diese Vorstellung ist doch wohl sehr begreiflich, und reicht für allen Gebrauch zu den man von diesen Formeln macht. Secante und Tangente werden unendlich, was sich ereignet wenn man sagen wollte sie sind unendlich, daran braucht man gar nicht zu denken. Und alle Schwürigkeiten beym mathematischen Unendlichen treffen die Vorstellung des **Unendlich seyns**, die man zu den Rechnungen gar nicht nöthig hat.) Hr. K. glaubt, das Unendliche als Divisor gebraucht, gebe völlig genau o, nicht ein Mittelding zwischen Nichts und Etwas. Sein Beweiß ist folgender: Für den Sinustotus = 1 ist cos a = 1 : sec a; aber für a = 90 Grad, ist die Secante unendlich, und der Cosinus völlig = o; also giebt was rechter Hand des Gleichheitszeichens steht, völlig o. (Dieser Schluß bewiese höchstens nur, daß in diesem Falle der unendliche Divisor völlig o gäbe. Wenn aber einer Paralelparameter = b und y : x = b : y kann man dafür unendliche Abscisse und Ordinate, auch sagen daß die angezeigten Quotienten völlig = o sind? Mit den bisherigen Vorstellungen von der Paralel läßt sich das schwerlich vereinigen; aber sehr begreiflich ist, daß die Ordinate viel langsamer wächst als die Abscisse, und daß man also allemal eine Abscisse haben kann, gegen welche die Ordinate so klein ist als man will, da dann auch gegen diese Ordinate der Parameter so klein ist als man will; das heißt daß beyde Quotienten unendlich klein **werden**, nie aber o **sind**. Ferner: wenn Hr. K. die trigonometrische Formel auf den rechten Winkel anwendet, muß er folgendes annehmen: Was gilt, wenn über einer gegebenen geraden Linie zwo andre ein rechtwinklichtes Dreyeck einschließen, das gilt auch, wenn diese beyden andern kein Dreyeck einschließen, sondern senkrecht aufstehen. Den Satz wird doch jedermann etwas hart finden. Und ohne den folgt nicht, daß Sinustotus Quadrat mit der Secante dividirt völlig = o ist. Aber, daß so lange das rechtwinklichte Dreyeck bleibt, die Secante so groß werden kann als man will, Cosinus so klein als man will, das ist sehr deutlich, und das versteht der Recensent, mit *Mac Laurin*, u. a. dadurch, wenn er sagt: die Secante **wird** unendlich

lich und der Cosinus verschwindet. Der Cosinus ist immer noch Etwas nur immer etwas kleineres und kleineres, nie wie Hr. K. spottweise sagt: ein Mitteldiing zwischen etwas und nichts. Der rechte Winkel genau, hat weder Cosinus noch Secante, auf ihn paßt die Gleichung eigentlich nicht, sie wird aber auch nie eigentlich auf ihn angewandt.) Die uneigentliche Sprache der Rechnung des Unendlichen, läßt sich, wie Hr. K. sehr richtig bemerkt, auf Gränzen der Verhältnisse und Summen bringen, und er wünscht daß man nach dieser schärfern Methode der Alten, wenigstens in Anfangsgründen verführe, und nicht den Lehrling sogleich mit dem Unendlichen verwirrte. So hat er sich in seinen Lehrbüchern verhalten, empfiehlt auch dieserwegen Hausens Vortrag und redet von mehr Schriften die hieher gehören.

II. Von Parallellinien; Hr. H. K. giebt hier zuerst die Theorie der Parallellinie die er 1778. als Antrittsprogramm drucken ließ, mit einigen Aenderungen, und beurtheilt alsdann neuere Bemühungen dieserwegen. III. Ueber eine Stelle aus Lamberts Briefwechsel, von verneinten und unmöglichen Größen. IV. Von Logarithmen verneinter und unmöglicher Größen. Daß es keine Logarithmen verneinter Zahlen giebt. V. Vom Berührungswinkel, daß er völlig Nichts sey. Vom Gründungskreise. In einer allgemeinen Bibliothek läßt sich von diesen Sachen nicht ausführlich genug, noch der größten Menge der Leser verständlich, reden. Kennern der Mathematik braucht hier nur angezeigt zu werden, wovon Hr. H. K. hier handelt, daß er davon gründlich und vollständig handelt, wissen sie schon aus seinen übrigen Schriften. Da er hier allerley Darstellungen mathematischer Lehren prüfet und zu berichtigen sucht, so sind diese Aufsätze mehr polemisch als man sonst in der Mathematik gewohnt ist, die alle zur Einigkeit zwingt. Der Streit kömmt aber hier, wie in andern Wissenschaften, auf Vorstellungsarten und Ausdrücke an. Der Rec. hat bey der ersten Abhandlung Rechenschaft gegeben, warum ihn einige von Hr. Hofr. K. Vorstellungsarten nicht einleuchten, eigentlich in der Absicht, Toleranz, die wieder das vormalige Herkommen selbst bey den Theologen Eingang gefunden hat, auch hier zu empfehlen. So unterschieden er hierüber von Hr. H. K. denket, so werden doch beyde auf einerley Art differentiiren und integriren, und einerley herausbringen. Des einen von beyden Irrthum

ist

ist also blos theoretisch, und in der Anwendung unschädlich. Freylich hat das mathematische Zeichensystem, den ihm eignen Vorzug, es ist nach so festen Gesetzen eingerichtet, daß man was Falsches nicht daraus herleiten kann, wenn man es nur regelmäßig braucht, ohne es einmal recht zu verstehen. Eben wie eine Maschine durch ihren Bau hindert, daß auch der nicht falschen Gebrauch von ihr macht, der ihren Bau nicht zulänglich kennt — wenn er nur nicht gewaltthätig was daran verbeugt oder zerbricht. Aehnliche Gewalt hält freylich auch das Zeichensystem nicht aus.

M.

Leipziger Magazin für reine und angewandte Mathematik herausgegeben von J. Bernoulli und C. F. Hindenburg. Drittes Stück. 1786. mit 2 Kupf. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung gr. 8. 9 Bogen.

Die erste Abhandlung über das Verbindungsgesetz cyklischer Perioden; Natur und Eigenschaft derselben, und ihren Gebrauch in der unbestimmten Analytik vom Hrn. Prof. Hindenburg, ist eine weitere Ausführung seines neuen Combinationssystems, das er 1781. herausgab, und nachher in mehrern Schriften auf verschiedene Fälle angewandt. Unter diesen fehlten bisher die cyklischen Perioden und die lexicographische Ordnung, davon er die ersten hier abhandelt. Da die Materie in der Chronologie von Wichtigkeit ist, und noch keiner, so viel Rec. weiß, die Materie so ausführlich und allgemein behandelt hat: so ist diese Abhandlung unstreitig eine schätzbare Erweiterung unserer mathematischen Kenntnisse. Sie hat dabey das Empfehlende, daß die Gleichungen nie sehr verwickelt werden, und daher um so viel leichter übersehen und angewandt werden können.

Die zweyte ist eine Fortsetzung von Lamberts Theorie der Parallellinien. Wenn durch eine gerade Linie AB zwey Parallelen dD und cC rechtwinklicht gezogen werden, und man zieht auf beyden Seiten der AB in beliebigen aber gleichen Entfernungen auf cC die lothrechten Linien CD und cd, so wird man, wenn bey d und D auch rechte Winkel sind, 2 sich deckende Parallelogramme bekommen. Es ist aber die

Frage:

Frage: ob bey D oder d rechte Winkel entstehen? Um das zu untersuchen, muß man 3 Hypothesen annehmen: Entweder ist D=R, oder D<R; oder D>R. Jede dieser Hypothesen wird untersucht, und da auf die Richtigkeit der ersten der Beweis des Satzes sich gründet: so muß die Unrichtigkeit der beyden andern gezeigt werden. Das ist aber nicht mit der in der Geometrie erforderlichen Evidenz geschehen. Der sel. Lambert muß dieß selbst bemerkt haben, und vermuthlich hat er deshalb seine Methode nicht bekannt gemacht. So urtheilt auch Hr. H. in der dritten Abhandlung, wo er noch etwas über die Parallelen beybringt. Sie begreift 4 Stücke:

1) Eine kurze Anzeige und Beurtheilung der Lambertschen Theorie, die bey dem Mangelhaften, das man nicht verkennen kann, doch noch so viel Gepräge des fruchtbaren Genies und so manche nutzbare Betrachtung enthält, daß sie immer noch verdiente, bekannt gemacht zu werden.

2) Hindenburgs neues System der Parallellinien. Nach einer kurzen Geschichte des darüber entstandenen Streits zwischen ihm und dem Hrn. Hofr. Karsten, gegen den er sich vertheidigt, trägt er, um den Mißdeutungen mehr vorzubeugen, dasselbe aufs neue vor, und zwar zuerst die beyden Sätze in Euklids 27 und 28ten Satze grade so bewiesen, wie vom Euklid. Damit verknüpft er Euklids 31sten Satz, wie auch Hr. Hofr. Kästner gethan hat, um durch eine Vergleichsparallele die Lage der ersten desto besser zu bestimmen. Alsdenn kommt erst der Satz: daß, wenn die beyden innern Winkel an einer Seite der Linie, welche 2 andere Linien durchschneidet, kleiner sind, als 2 Rechte, diese grade Linien auf dieser Seite sich ebenfalls durchschneiden, und darauf Euklids 29ster Lehrsatz, der einzige, den man für nicht bewiesen hält, weil er sich auf seinen 11ten, eines Beweises sehr bedürftigen, Grundsatz bezieht.

3) Des Hrn. Hofr. Karstens Entwurf einer Theorie von den Parallellinien, und

4) des Hrn. Hofpredigers Schulz entdeckte Theorie derselben.

Von ersterer wird nur das Historische, so weit es hieher gehört, berührt; von dieser aber wird behauptet, daß ungeachtet der auf die gemachten Erinnerungen erfolgten neuen Darstel-

Darstellung derselben sein Beweis nicht die erforderliche Evidenz habe, dabey nicht in den Grenzen der Elementargeometrie bleibe, und am Ende nicht einmal neu sey. Sein Principium der Geometrie, so wie den Satz von Vergleichung der Parallelstreifen und Winkelflächen findet man in einer kleinen zu Mainz 1786. herausgekommenen Schrift: Berichtigung der ersten Gründe der Geometrie nebst dem Beweise, daß ein einzelnes Körpertheilchen einen Raum einnimmt und was insbesondere die Vergleichung der Parallelstreifen und Winkelflächen betrift: so erinnerte sich Hr. H. so etwas im Developement nouveau de la partie elementaire des Mathematiques par Louis Bertrand. Geneve 1778. gelesen zu haben. Weil ihm das Buch fehlte: so schrieb er an Hrn. Hofr. Kästner, der die dahin gehörige Stelle mit seinen Anmerkungen ihm mittheilte, die hier abgedruckt sind. Mit denselben schickte er zugleich seine Gedanken über des Hrn. Lazarus Bendavid Aufsatz über die Parallelen. Letzterer möchte gern andere Erklärungen von spitzig und stumpf einführen. Euklid habe nicht gesagt: man nehme, sondern gewiesen, wie man es nimmt. Bey seiner eigenen Demonstration schiebt er ein postulatum statt des Euklids seinem unter. Hr. Kästner macht die Anmerkung, daß dieß der Fall bey vielen andern Demonstrationsverkäufern ist, die nicht so viel wie Euklid zu fodern scheinen, und denen man doch, wenn man es untersucht, eben so viel und vielleicht noch mehr zugeben muß, als was Euklid haben wollte. Zuletzt sind noch andere neuere Bemühungen genannt, um diese Theorie zu ergänzen. Soll Rec. aufrichtig seine Gedanken darüber äußern: so kömmt es ihm vor, daß man bey den vielen gesuchten Berichtigungen vielleicht sich die Sache schwerer gemacht hat, als nöthig war. Kann man denn nicht mit aller Evidenz aus dem Euklid beweisen, daß, wenn 2 grade convergirende, d. i. irgendwo in ein Punkt zusammenstoßende Linien von einer 3ten durchschnitten werden, die beyden innern an dieser Seite liegenden Winkel kleiner, die beyden andern aber auf der Seite, wo sie divergiren, größer als zwey rechte Winkel, und also wenn diese Linien weder convergiren noch divergiren, folglich parallel sind, eben diese Winkel weder kleiner noch größer sind, als zwey Rechte? das ist es ja aber, was im 29ten Satze des Euklids nur zu beweisen nöthig war. Bloß der Grundsatz, daß convergirende Linien irgendwo zusammenstoßen, könnte hier bezweifelt werden.

Aber man hat ja doch keinen Zweifel, bey Euklids achter Erklärung, daß aus der Neigung zweyer graden Linien gegen einander, wenn solche in einer Ebene sich berühren, ein Winkel entsteht. Wenn die Kreidenstriche an der Spitze des Winkels weggewischt werden: so verschwindet freylich der Winkel; wer zweifelt aber daran, daß solcher vermittelst des Lineals wieder hergestellt werden kann, wenn die beyden übrig gebliebenen Schenkel, wieder hinlänglich verlängert werden? Freylich muß man sie um so viel länger ziehen, ehe sie sich wirklich berühren, je unmerklicher sie convergiren, oder je spitzer der Winkel ist, der ihre Neigung gegen einander bestimmt; aber man sieht doch immer, daß man ihre Convergenz oder Neigung gegen einander nicht anders als vermittelst des Winkels sich gedenken kann, den sie bey ihrer endlichen Berührung mit einander machen. Kann man sich aber die Sache nicht anders gedenken: so gehört der Satz, daß grade in einer Ebene gezogene Linien, wenn sie convergiren, irgendwo in einem Punkte zusammenstoßen, zu den Grundsätzen.

Die vierte Abhandlung begreift einen Beytrag des Hrn. Hofr. Kästners zur Geschichte des Sonnenmikroscops. Lieberkühn ist nicht, wie man glaubt, der Erfinder desselben. Man hatte ja schon vorher die Zauberlaterne, und außerdem meldet Samuel Reicher, Codicis et Mathematum (dann und wann kömmt so etwas zusammen) Professor zu Kiel in seiner Mathesi Mosaica (Kiel 1679.) daß durch seine Camera obscura kleine Thierchen, die er außerhalb des Zimmers vor dem erhabenen Glase stellte, sehr groß vorgestellt wurden. Freylich wird diese Vergrößerung so besonders nicht gewesen seyn; indeß machte diese Erscheinung doch den Herzog Albrecht von Sachsen so neugierig, daß Reicher einen Studenten mit diesen und andern Kunststücken nach Koburg schicken muste, wo der Herzog sie besah, und sich dieserwegen kurz vor seinem Ende in den Garten tragen ließ, wider des Medici Verbot. Der Medicus wollte Ihro Durchlauchten mit Höchst Dero Urine auf sympathetische Weise kuriren, und so behauptet Hr. Hofr. K. trotz des Verbots, daß der Herzog nicht an der Camera obscura gestorben sey, sondern an dem sympathetischen Harnarzte.

Das fünfte Stück enthält eine literarische Anmerkung zur Theorie der einfachen beweglichen Rolle, auch vom Hrn. Hofr. Kästner. Varignon beschuldigt in seiner Nouveau Mechani-

chanique Paris. 1724. Sect. 3. p. 225. die Mechaniker, daß sie vor seiner Zeit durchgängig angenommen, die an einer Rolle hängende Last sey das doppelte der Kraft; die Seile möchten parallel seyn oder nicht; Wallis sey der Einzige, der das Unrichtige in dieser allgemeinen Behauptung bemerkt habe. Dieser Tadel ist zu strenge. Wallis setzte ausdrücklich voraus: die Seile seyn parallel, oder doch wenig von dieser Lage abweichend. Außerdem hat schon Simon Stevin die Verhältnisse zwischen Kraft und Last allgemein und vollkommen richtig gezeigt.

Von dem Hrn. Hofr. Kästner sind auch die beyden folgenden Aufsätze:

6) Historischer Zusatz zu der Nachricht von Thurneisens gläsernem Vogelbauer, im ersten Stücke dieses Magazins von 1786. Senebier bedient sich desselben bey seinen Versuchen über den Einfluß des Sonnenlichts auf Pflanzen. Er setzt die Pflanze in das hohle Kugelstück und füllt das Gefäß mit gefärbten Feuchtigkeiten an, um die Wirkung der Lichtstrahlen unter verschiedenen Schattirungen zu untersuchen.

7) Eine ausführliche Anzeige des Inhalts und sehr schätzbare Recension der mathematischen Abhandlungen des Hrn. Hofr. Karsten. Er hatte unter andern aus dem Ausdrucke $\frac{1}{\text{sec.}\,\alpha} = \text{Cos.}\,\alpha$ für $\alpha = 90$ Gr. beweisen wollen, daß $\frac{1}{\infty}$ im eigentlichen Verstande $= 0$ sey, und daß man bey den endlichen Verhältnissen der Differentialen eigentlich nur Grenzen der Verhältnisse sich zu gedenken habe. Hr. Hofr. Kästner zeigt aber, wie wenig sich aus dieser Formel beweisen lasse. Für $\alpha = 0$ wird die Hypothenuse des rechtwinklichten Triangels parallel mit dem Kathetus, also hat man keinen eigentlichen Triangel mehr. Wäre $\frac{1}{\infty}$ völlig Null: so könnte man sich keinen Unterschied zwischen $\frac{1}{\infty}$, $\frac{1}{2\infty}$ und $\frac{1}{3\infty}$ gedenken. Es müßte auch $1.\infty$; $2.\infty$; $3.\infty$ sich so wenig verschieden gedenken lassen, als 1.0, 2.0, $3.0 = 0$. Das ist nur eine Probe von mehrern ungemein faßlich vorgetragenen Anmerkungen des Herrn Hofraths zu diesem sonst so gründlich geschriebenen Buche.

Qt.

8. Weltweisheit.

The Oeconomy of human Life. — With an appendix containing select sentences and ten interesting essays. Mentz and Francfort, printed for Schiller and sold by Varrentrapp and Wenner 1785 17 B.

Die vielen Auflagen die dieses kleine Buch seit seiner Geburt unter einem Volke, das sonst nichts weniger als Mittelmäßigkeit duldet, erlebt; die mancherley Uebersetzungen ins Französische, Deutsche und mehrere europäische Sprachen — setzen seinen Werth, als moralisches Taschenbuch, außer Zweifel, und da desselben niemals, außer einmal ganz flüchtig, in der A. d. B. erwähnt worden, so wird eine kleine Geschichte davon hier nicht überflüßig seyn.

Es erschien zuerst 1751. bey Cooper in London. Titel und Vorbericht sagen, das Manuscript sey von einem alten Braminen; ein Engländer der sich in China aufgehalten, hab es übersetzt und einem Freunde in England geschickt. Die Oeconomy of human Life wurde jedoch bald für ein europäisches Produkt erkannt, und von einigen der Graf Chesterfield, von andern Littleton als Verfasser angegeben, der aber ein Buchhändler Dodsley seyn soll.

Noch in demselben Jahre erschien davon eine französische Uebersetzung im Haag, von einem la Douespe unterschrieben, die 1752. in Frankfurt am Main nachgedruckt ist.

Auch in Berlin kam eine dergleichen 1751. unter dem Titel: le Bramine inspire, erstlich bey Birnstiel und dann bey Bourdeaux heraus, in welcher letztern Lescallier sich als Uebersetzer nennt, weil noch zween andere Berliner sich fälschlich dafür ausgegeben hatten.

Lescalliers Uebersetzung hat unstreitig in der Schönheit der Sprache und der gedrungenen Kürze vor der des la Douespe den Vorzug, ist aber auch freyer; viele lesen sie lieber als das englische Original. Auch eine italiänische erschien in glei-

chem Jahre in Berlin und im folgenden eine ziemlich gute deutsche zu Leipzig.

Unterdessen kam das Original, vermehrt mit einem zweyten und dritten Buche und mit einem Anhange verschiedener erbaulicher Betrachtungen und Sentenzen, neu heraus, so wie man etwa weiland an Johann Arnds Paradiesgärtlein, Habermanns Morgen- und Abendsegen oder andere gottselige und geistreiche Traktätlein mit andruckte.

Doch da die Sätze jener angehängten zwey Bücher schon in denen des ersten Buchs stecken, das mit der Rubrik Religion sich endigt: so gewinnt der Geist nicht bey dieser Vermehrung; die zerstreueten Strahlen der moralischen Wahrheiten verlieren an ihm die Hälfte ihrer Kraft.

Gleich nach dieser vermehrten Ausgabe erschien eine deutsche Dolmetschung davon, betittelt: das Buch der Weisheit und Tugend, oder die Verfassung des menschlichen Lebens — Strasburg 1752. die mehr getreu als lesbar ist.

Dann sah Rec. eine dergleichen, Berlin 1756. unter dem Titel: die wichtige Haushaltungskunst des menschlichen Lebens — und wieder eine Straßburger: das Buch der Weisheit und Tugend, ein Geschenk an die liebe Jugend — 1764. die nicht einmal als Uebersetzung sich angiebt, und diese ist es, die in der A. d. B. im 1 St. des 6 B. S. 340. angezeigt, und wie billig ganz kurz abgefertigt ist.

Das zweymal nach einander in Augspurg gedruckte Manuel d'un honnête homme, ist weiter nichts als der Bramine inspiré von Lescallier; obgleich der Verleger Stage in einem abentheuerlichen Vorbericht zur zweyten Ausgabe von 1768. in der, dem Französischen gegen über, eine Italiänische Version stehet, Lärmen macht, daß er dieses kleine französische Werk mit großem Ungemach wieder auflegen und ins Italiänische übersetzen lassen.

Gegen 1771 bis 1772. scheint eine abermal veränderte Ausgabe der Oeconomy of human Life in England erschienen zu seyn, der die gegenwärtige Mainzer Copie in ihrer Einrichtung gefolgt, und nach welcher vermuthlich auch eine Hamburger Uebersetzung von 1772. unter dem Titel: die Weis-

Weisheit an die Menschen durch einen begeisterten Braminen — gemacht ist, die in diesem Jahre durch einen neuen Titel erneuert worden.

Hier ist das dritte Buch weggelassen und statt des alten Anhangs ein neuer aufgetischt, worunter unstreitig das Mittel reich zu werden (the way of wealth) eine launichte Rede von lauter Sprüchwörtern, die 1770. im Pensylvanischen Kalender gestanden, den Vorzug verdient. Sie ist von Franklin.

Der Aufsatz über Grausamkeit gegen die Thiere hat uns am wenigsten befriedigt. Wie kann man das Recht sie zu tödten, aus dem Grunde, wie hier geschieht, herleiten, weil ihr Fleisch uns so wohl schmeckt und bekömmt!! Der Fürst der zu Sättigung seines wilden Gelusts die Weiber und Töchter seiner Unterthanen prostituirte, könnte sich gleichen Arguments bedienen. —

Die schlechten deutschen Dolmetschungen haben dieser Schrift unverdiente Herabsetzung zugezogen. Sie gehört zu einer Klasse Bücher, deren Lebensdauer großentheils von der verrichten Sprache abhängt und die der Buchstabe der Uebersetzung leichter tödtet.

Ca.

Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, von Carl Phil. Moritz, vierten Bandes, erstes Stück. Berlin, bey Mylius 1786. in 8. Vierten Bandes, zweytes Stück. Ebendaselbst, jedes 128 Seiten.

Beyde Stücke enthalten wichtige Beobachtungen, bey welchen nur manchmal genauere Bestimmung unserer Umstände zu wünschen wäre, als ohne welche sich zuverläßige Resultate nicht allemal ziehen lassen. Auch fehlt unsers Erachtens eine Rubrik von großer Erheblichkeit noch gänzlich, Beobachtungen über die Entwickelung der moralischen sowohl als intellektuellen Fähigkeiten der Kinder, besonders in ihrem ersten Alter, als woraus für Psychologie und Pädagogik sich sehr viel lernen ließe. Den Anfang in beyden vor uns liegenden Stücken macht eine Revision der drey ersten Bände dieses

Magazins, welche in den folgenden noch soll fortgesetzt werden. Der Herausgeber äussert beym Ueberblick des bisher gelieferten Wünsche, über einige nicht berührte Materien in Zukunft Beobachtungen zu erhalten, worin wir ihm vollkommen Beyfall geben; alsdenn stellt er über das bis hieher Beobachtete Betrachtungen an, und sucht Resultate zu ziehen. Letzteres gehört wohl nicht so ganz eigentlich in den Plan eines solchen Magazins, in so fern es nämlich auf Erklärung der Erscheinungen geht; welches dem System der Seelenlehre wohl muß vorbehalten werden, und ein solches soll doch hier nicht angelegt werden. In so fern es aber auf kritische Untersuchung der Glaubwürdigkeit mancher Beobachtungen abzielt, und den Beobachtern Weisungen giebt, worauf in Zukunft hauptsächlich zu achten ist, hat es allerdings großen Nutzen. Zudem scheint uns der Herausgeber in seinen Erklärungen nicht allemal sehr glücklich zu seyn, und manches schwankende, oder nicht mehr als die Erscheinungen, selbst klare, mit unterlaufen zu lassen, worin sich denn auch manchmal hypothetisches aus bisher angenommenen Systemen mischt. So setzt er (S. 3.) zum Grunde, das Wesen der Seele bestehe in der Vorstellungskraft, ohne genauer geprüft zu haben, was Hr. Tetens so tief und gründlich dagegen erinnert hat; und sucht nun daraus die Gemüthskrankheiten oder Leidenschaften und Gemüthsbewegungen herzuleiten, welches denn natürlich nicht anders als sehr gezwungen und einseitig ausfallen kann. Der Träge, heißt es, (S. 4.) hat seinen Geist verwöhnt, Ursache und Wirkung zusammen zu denken, also um den Trägen thätig zu machen, gewöhne man ihn zu dem Angenehmen stets dessen Ursache zu denken. Allein Erfahrung sagt im Gegentheil, daß der Träge zugleich indolent ist, nach keinem Angenehmen ein vorzüglich heftiges Verlangen fühlt; wäre das, so würde seine Unthätigkeit bald verschwinden, daher findet man auch, daß so bald dem Trägen irgend eine Leidenschaft, das ist, heftiges und anhaltendes Verlangen nach irgend einem Angenehmen kann eingeflößt werden, seine Trägheit sich verliert. Dem gemäß richten auch die Menschen im gemeinen Leben ihr Verfahren ein, wenn sie den Faulen anspornen wollen. Auf gleiche Art meynt der Herausgeber, Neid gründe sich in einem Mißbrauche der vergleichenden Kraft, man müsse also den Neidischen gewöhnen sich zu isoliren, (S. 5.) dann werden also alle grosse Denker im hohen Grade neidisch seyn, dann wird der

Neidi-

Neidische über alles ohne Unterschied Neid empfinden müssen, gleichwohl findet so ein Universalneid nie statt; und Erfahrung lehrt, daß wer in sich Stoff genug fühlt, was er jetzt durch einen andern entbehren muß, dennoch zu erlangen, jenen dennoch zu übertreffen, und sein Bestreben hierauf richtet, vom Neide nicht gemartert wird.

Es folgen an neuen Beobachtungen im ersten Stücke, ein Aufsatz über die Sprache in psychologischer Rucksicht, der uns auf keine erhebliche Aufschlüsse zu führen scheint; besonders weiß dessen Verfasser sich nicht darin zu finden, wie Kinder grammatische Sprachrichtigkeit lernen; ihm fiel nicht bey, daß Eltern nicht nur und Lehrer, sondern auch die Kinder unter sich, diese unaufhörlich befördern, indem sie den offenbar unrichtig Redenden verlachen, u. s. w. Es folgen ein paar Geistererscheinungen, die sehr richtig körperlichen Ursachen beygemessen werden, doch scheint der Erzähler alles Außernatürliche nicht ganz auszuschließen, weil dieselbe Erscheinung auch andre wollen gehabt haben; allein dieselbe Ursache kann auch auf andre unter gleichen Umständen gewirkt haben; und man weiß, wenn nach natürlichen Ursachen einerley Täuschung auch nur ein paar male sich irgendwo ereignet hat, ist gleich der gemeine Glaube festgesetzt. Was von der Kraft des Grafen Reuß in Gera, das Feuer zu besprechen, angefügt wird, legt in unsern Gegenden der gemeine Glaube allen Regenten bey, und weiß durch manche Beyspiele es zu bestätigen. Die Sache hat sehr natürlichen Grund, ist der Brand so daß man ganz herumreiten kann, wie hier vorausgesetzt wird, denn ist er schon isolirt, mithin die Gefahr der Verbreitung geringer; überdem muntert Gegenwart des Landesherrn mehr auf; der gemeine Mann schließt nach seiner Gewohnheit: post hoc, ergo propter hoc. Die Beobachtungen über jugendliche Charaktere scheinen uns nur dann vorzügliche Brauchbarkeit zu erhalten, wenn sie bey denselben Personen bis ins Alter fortgesetzt, und mit genauer Beschreibung der äußern einwirkenden Umstände begleitet werden. Es folgen noch einige Belege zu dem Aufsatze, ein unglücklicher Hang zum Theater, worin das Recidiv des Anfangs kurirt geschienenen erzählt wird, von ihm selbst. Der Hauptgrund von dem allen scheint uns in einer heftigen Begierde öffentlich, vor den Augen mehrerer sich auszuzeichnen, die sich in einzelnen Aeußerungen verräth, zu liegen. Die Geständnisse über das Ver-

 mögen

mögen künftige Dinge vorher zu sehen, sind interessant; da aber die Person redlich genug ist zu gestehen, daß ihre Vorhersagungen blos im Scherze geschehen, ohne daß sie selbst sie für solche hielt: so sieht man, alles ist ein Spiel des Ohngefährs, etwa wie wenn man mit mehreren Würfeln mehrmal einerley nach Wunsch wirft. Zuletzt ist die Nachricht von Gesichtern und Erscheinungen merkwürdig; eine Frauensperson versichert mehrmals mit dem Erlöser selbst geredet zu haben, allein einige Nebenumstände verrathen die Illusion sichtbar; sie sahe ein Licht, ihre Aeltern nichts; gleichwohl muß nothwendig was den Sinnen des einen empfindbar ist, einige kleinere Grade abgerechnet, auch von andern können empfunden werden, und wo das nicht geschieht, täuscht die Phantasie. Ferner, eine Gestalt sagte ihr, halt an, halt ein, halt aus; eine andere erklärte es, halt an am Gebet, halt ein im Vertrauen gegen Gott, halt aus in deinen Anfechtungen; soll man denn also zu Gott kein Vertrauen haben? auch hatte ja eben vorher die Person nicht genug Vertrauen in Gott gesetzt; also ist dieß völlig Nonsense. Endlich sahe sie einmal den Teufel mit einem zwey Spannen dicken Schwanze: das ist doch wohl aus dem gemeinen Aberglauben! und einen Pudelhund an Himmel gehen, was hatte der dort zu schaffen?

Was in der Revision am Eingange des zweyten Stücks über Taubstumme gesagt wird, enthält manches interessante; die Philosophie des Herausgebers über den Gesichtspunkt hingegen, hat uns zu viel schwankendes, und bildliches zu enthalten geschienen, als daß davon so einiger Gebrauch könnte gemacht werden. Die Schatzgräbergeschichte setzt die abergläubische Thorheit solcher Leute in helles Licht; der Wahnsinn des Kohlenbrenners ist sonderbar, aber nicht wohl erklärlich. Es folgen ein paar Erscheinungsgeschichten, deren in diesen Stücken mehr, als vorher angeführt werden. Eine Frau sah währendem Wochenbette eine Türkengestalt, ohne vorher an so etwas gedacht zu haben, auch anfangs ohn' alle Furcht, weil sie alles für Scherz nahm, auf einmal fällt ihr ihr abwesender Bruder, der nach Constantinopel gereist war, ein, sie ruft ihn bey Namen, und weg ist die Gestalt; hernach kommt Nachricht, ihr Bruder sey gestorben. Aus Nervenschwäche wird dieß Phänomen sehr gut erklärt, aber gleich eine andere Geschichte angehängt, wo Jemand sein eigen Kind

des

des Abends im Sarge sieht, ohne vorher an so etwas gedacht zu haben, und das Kind hernach stirbt. Ob das Kind krank, oder kränklich war, wird nicht angemerkt, auch nicht, ob ein Mondlicht oder sonst ein Schimmer das Phantom erzeugte; Männer, die wie dieser kaltblütig wollen gewesen seyn, müssen vorzüglich auch darauf achten, woher und wie unter den vorwaltenden Umständen solch eine Täuschung entstand. Daß sich in unsern Augen bey ganz gesundem Zustande manchmal Gestalten bilden und des Nachts der geringste Anlaß zu allerhand Visionen leiten kann, ist über allen Zweifel ausgemacht. In den Beobachtungen an einem Taubstummen gemacht, ist verschiedenes sehr lehrreich. Die Liebeserklärung welche bey einem jungen Frauenzimmer, welches sonst dem Liebhaber nicht abhold war, plötzlichen Haß erregte, ist merkwürdig, vermuthlich machte Stellung, Miene, Sprache einen so widrigen Eindruck, wir sind uns nicht allemal solcher äußern Einwirkungen hernach deutlich mehr bewußt. Auch die Erinnerungen aus den ersten Jahren der Kindheit, die Menschenmasse in der Vorstellung eines Menschen, verdienen erwogen zu werden. Es folgt wieder etwas von Erscheinungen; ein Frauenzimmer hat von jedem Todesfalle der sich unter ihren Bekannten und Verwandten ereignet, nicht Ahndung, sondern wirkliche Erscheinung; die Erfahrung hat sie gelehrt, daß solche zuverläßig den nahen Tod der erschienenen Person bedeutet; bald erscheint die Person ganz wie sie am Leben ist, bald erscheint ein weißes Bild vor ihr, welches aber jederzeit die Gestalt einer ihr bekannten Person hat, doch immer rückwärts, die weißen Bilder haben nie ein ordentliches Gesicht. Hiebey aber ist wohl zu bemerken, daß sie einmal bey erfolgtem Todesfalle keine Erscheinung hatte; und daß die Frau so furchtsam und kränklich geworden ist, daß sie nicht gern allein ist; kann sie die erschienene Person mit Namen nennen, oder nur ach Herr Jesus rufen; so verschwindet das Bild gleich, sonst bleibt es, so lange bis sie sich erholen kann. Hieraus scheint zu erhellen, daß dieß eine Art melancholischer Krankheit ist, dergleichen Hr. G. R. Hoffmann in seinem Werke über Empfindlichkeit und Reitzbarkeit beschreibt. Das Zutreffen der Erscheinung bringt theils Wahrscheinlichkeitsüberschlag der Person unbewust hervor, theils Zufall; dazu kommt, daß andre Anwesende von der Erscheinung nichts sehen. Es lohnte der Mühe, an der Frau Hr. Hofmanns Cur zu versuchen, wir zweifeln nicht, daß ihr, gleich andern

das Sehervermögen vergehen wird. Es folgen merkwürdige Beobachtungen über eine Aeußerung des Gedächtnisses im Traume, über eine genesene Wahnwitzige, und über Erinnerungen aus der ersten Kindheit. Schack Fluurs Jugendgeschichte, deren Fortsetzung versprochen ist, hat uns sehr unterhalten, es kommen manche äußerst merkwürdige Charaktere darin vor; besonders einige Bemerkungen über Entwickelung von Charakter und Leidenschaften in früher Kindheit; über Schulmeister und Kircheninspectoren à la Tartuffe. Wirklich sind doch die Pietisten meistens die ärgsten Tyrannen, wovon sich auch leicht ein befriedigender Grund angeben läßt.

Benedikt von Spinoza zwey Abhandlungen über die Cultur des menschlichen Verstandes, und über die Aristokratie und Demokratie; herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von S. H. Ewald, Herzogl. Sachsengothaischen Sekretär. Leipzig, in der von Schönfeldschen Handlung 1785. in 8. Die erste Abhandlung enthält 96 Seiten, die andere 263 Seiten.

Die Vorrede zur ersten Abhandlung enthält nichts von einigem Belange, sie erzählt blos den Inhalt; die zur andern schreibt die Vergessenheit worin sie bisher gelegen, dem einmal verbreitetem Geruche vom Atheismus ihres Verf. zu, und erhebt deren Verdienste nach Billigkeit. Allerdings enthält sie viel tief gedachtes, und in dem angelegten Plane vortreflich lautendes, um welches man aber, weil es blos Plan ist, und Spinozens ganzer Ruf sich auf die Ethik gründet, sich nicht sonderlich bekümmert hat. So ist es meistens, wenn ein Schriftsteller in einem Fache ausgezeichneten Ruf hat, wird was er in andern geschrieben weniger bemerkt. Gut also ist es diese Abhandlungen durch eine besondere Ausgabe mehr in Umlauf zu bringen; ob aber dazu gegenwärtige Uebersetzung das Mittel seyn werde; wagen wir nicht zu entscheiden. Uns hat sie viel steifes, wörtlich übertragenes, eben darum nicht an des Verf. ganzen Sinn reichendes zu enthalten geschienen. Zur Beurtheilung legen wir unsern Lesern gleich die erste Periode vor: Da mich die Erfahrung belehrt hat, daß alles, was uns im gemeinen Leben täglich begegnet, eitel

und

und unnütz sey; als ich sah, daß alles, wovor ich mich fürchtete, nicht an sich etwas gutes oder böses enthielte, sondern nur in so fern als das Herz dadurch in Bewegung gesetzt war: so entschloß ich mich endlich zu untersuchen, ob es etwas gabe, das wahrhaft gut, und sich auch so mitzutheilen fähig sey, und wodurch allein mit Verwerfung alles andern, das Herz gefesselt würde u. s. w. Spinoza sagt so: postquam me experientia docuit, (also nicht da, welches einen andern Sinn giebt) omnia quae in communi vita frequenter occurrunt, (also nicht was uns begegnet, was uns im Leben vorkommt, begegnet uns darum nicht) vana et futilia esse; cum viderem omnia a quibus et quae timebam (a quibus timebam ist weggelassen, gleichwohl ist timere ab aliquo, und timere aliquid nicht einerley) nihil neque boni neque mali in se habere, nisi quatenus ab iis animus movebatur; (das Herz wird in Bewegung gesetzt, ist wohl ein Latinismus, Spinoza will sagen, es wurde auf mein Herz ein Eindruck gemacht) constitui tandem inquirere, an aliquid daretur, quod verum bonum, et sic communicabile esset, et a quo solo, rejectis ceteris omnibus, animus afficeretur.

Dr.

---

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Vollständiges Färbe- und Blaichbuch (Bleichbuch) zu mehrern Unterricht, Nutzen und Gebrauch für Fabrikanten und Färber. Vierter Band. Enthält die bewährtesten Vorschriften zur praktischen Färberey auf Schaafwolle, Camelhaar und Seide. Ulm, in der Stettinischen Buchhandl. 1786. 1 Alph. 20 Bogen in 8.

Die Besitzer der drey ersten Bände werden nun am besten wissen, nachdem sie die Vorschriften des Verf. verschiedentlich geprüft haben mögen, ob sie zum vierten ein gutes Zutrauen hegen können. Wir wollen sie etwas damit bekannt machen.

Im 1ten Kap. wird von Vorbereitung der Wolle, Camelhaar und Seide gehandelt. Hier demonstrirt der Verf. nach seiner Art und eignen Phantasie, daß zur Schaafwolle thierische Fettigkeit besser, als die fetten Oele des Gewächsreichs, diene, und zur Verbesserung eines harten Wassers thierische Lauge besser, als eine andere aus dem Gewächsreiche, nütze. Aus Schreiblust sind damit zwey Bogen angefüllt, was füglich auf zwey Seiten deutlich und gut hätte gesagt werden können. Wie elend die natürliche Erkenntniß des Verf. ist, erhellet aus folgenden Behauptungen. Die Ausdünstung der Schaafe sey so stark, daß von einer nahen Heerde der aufsteigende Saft der Bäume zurücktrete — daß Holzhauer, wenn eine Heerde Schaafe nur nahe bey ihnen vorbey weidete, mit der Arbeit so lange aufhören mußten, weil der Saft der Bäume, so lange die Schaafe in der Nähe wären, zurück trete, und ihre Aexte fruchtlos zurückprellten, bis einige Stunden hernach der Saft erst wieder aufwärts gestiegen sey. — Daß den Gärtnern die gepfropften und okulirten Reiser zu Grunde giengen, wenn kurz darauf Schaafe in den Garten gekommen — das heißt schwäbischer Aberglaube. Schaafe schaden den Gärten nicht wegen ihrer Ausdünstung, sondern weil sie alles abfressen und junge Reiser abstoßen oder locker machen.

Was die Beschreibung von der Bereitung des Vitriolöls in einem Färbebuch soll, und noch darzu eine so unnütze weitläuftige — aus Kupfervitriol — das können wir nicht einsehen, wenn nicht die Füllung von 8 Seiten zur Absicht gewesen ist. Der Färber braucht nichts mehr, als die Wirkungen dieser Säure auf die Farben zu wissen, und kann sie bey andern Laboranten kaufen.

Aus dem 2ten Kap. das von zer(ver)schiedenen besondern Baitz(Beitz)mitteln handelt, wollen wir noch einiges ausheben, um des Verf. Naturkenntniß zu zeigen, davon er doch keinen kleinen Theil zu besitzen glaubt. Der Salpeter steht unter den sauren Beitzmitteln und der Salmiak unter den flüchtigen Laugensalzen. Der Alaun sey ein mit Kalcherde verbundenes saures Salz. Der Essig habe alle Bestandtheile wie der Weinstein. Der Grünspan bestehe aus Kupfer in Salzsäure aufgelößt. Der Gips wird S. 77. in der Färberey verworfen, und S. 121. wird mit mehreren Unkosten ein Präparat aus Kupfervitriol und Kalch beschrieben, das nichts anders

anders als Gips ist, und vom Verf. sehr angepriesen wird. Das Kochsalz bestehe aus einer alkalischen Erde mit reiner Schwefelsäure vermischt. Steinsalz sey besser als Kochsalz, und Meersalz besser als beyde. Salmiakgeist bestehe aus einem ursprünglich fixen Laugensalze des Gewächsreichs, das durch die Wärme im thierischen Körper vermittelst eines Antheils von sauren Salzen zu einem flüchtigen Mittelsalze erzeugt worden sey. — Wäre es nicht besser, daß der Verf. seine gelehrte Kannengießerey aus seinen Schriften ganz weggelassen hätte, weil er dadurch andern seiner Zunftgenossen ganz grundfalsche Begriffe beybringt. Der Färber muß entweder nur ein bloßer guter Empiriker seyn, oder er muß richtige reine anwendbare wissenschaftliche Grundsätze vorgetragen bekommen.

Nun kommen noch zum Beschluß des andern Kapitels gewisse **Universalmittel**, die in keinem andern Färbebuch beschrieben seyn sollen. Vermuthlich wird man da Wunder sehen. N. 1. ist die Zihn(Zinn)solution, so gut wie sie schon in mehrern Büchern beschrieben ist, und wie sie der Verfasser selbst schon im zweyten Bande beschrieben hat; nur daß sie hier viermal mehr Seiten füllt. N. 2. Ein wirksamer saurer Spiritus aus dem Pflanzenreich; besteht aus Citronensaft und Weinessig zu gleichen Theilen vermischt und zusammendestillirt. Davon kann doch am Ende nichts anders als ein bloßer destillirter Weinessig hervorkommen, weil von der Citronsäure nichts übergehet. N. 3. ist ein über den Rückstand kohobirter Salmiakgeist mit Kalch bereitet, den gewiß nicht leicht ein Färber sich selbst wird bereiten können. N. 4. ist das feuerbeständige ätzende Laugensalz; N. 5. Ein Sal fixum aus Vitriol. Soll besondere Kraft und Wirkung besitzen, und ganz ein alkalisches Salz seyn. Es soll darzu in eine gereinigte Kupfervitriolauflösung über dem Feuer so lange an der Luft zerfallener Kalch getragen werden, bis keine Aufbrausung mehr bemerkt wird, und das Wasser klar und weiß aussieht. Dieß soll filtrirt und abgedunstet werden. Wäre der Verf. kein wahrer Ignorant in der Scheidekunst, so müßte er eingesehen haben, daß dadurch nichts anders als Gips, mit zehnfachen Unkosten, erlangt wird; und das heißt bey ihm ein feuerbeständiges, aus Vitriol und Kalch gemischtes Laugensalz! N. 6. Fixer Salpeter. Ganz überflüßig und entbehrlich. N. 7. Ist die Eisenbrühe, die auch schon im

zweyten

zweyten Bande beschrieben worden, von der wir wohl glauben, daß sie mehr von Färbern benutzt werden sollte. N. 8. Eine Tinktur aus Gallus mit Wein bereitet — möchte des Weins wegen auch wohl ohne Anwendung bleiben. Ein schwacher Essig würde wohl eben so gut darzu dienen können. N. 9. Kochsalzgeist, aus Kochsalz und Scheidewasser durch eine Destillation zu bereiten, ist wieder keine Arbeit für Färber; zu geschweigen, daß die hier stehende Beschreibung gar nicht zweckmäßig ist.

Das dritte Kapitel, welches Vorschriften zu den Farben selbst enthält, überlassen wir praktischen Färbern zur Selbstprüfung. Vermuthlich werden aber diese an der drey Bogen langen Einleitung zu diesem Kapitel eben so viel Eckel finden, als es uns unausstehlich war, das Raisonnement des Verf. über die Natur der Farben zu lesen.

Das vierte Kapitel handelt von der Färberey in der Wolle zu melirten Tüchern.

Im fünften Kapitel hat der Verf. zeigen wollen, worin die Dauerhaftigkeit der Farben bestehe; der Grund davon soll in den eigenen Bestandtheilen der rothen und blauen Farbe gesucht werden; ferner, wie man die Haltbarkeit aus ihren eignen Bestandtheilen suchen und erhalten müsse; man müsse die wesentlichen Bestandtheile einer Farbe zu erkennen suchen — und dieß ist zum Theil ganz richtig. Endlich, wie die Haltbarkeit der Farben zu untersuchen sey.

Eben dieses Buch hat auch folgenden Titel:

Jer. Fr. Gülichs Anweisung zur Färberey erhalten; welches wir denen zur Warnung anführen, die beyde zu kaufen Lust haben sollten.

Aw.

Des Ritters Carl von Linne — vollständiges Pflanzensystem nach der 14ten lateinischen Ausgabe und nach Anleitung des holländ. Houttuynschen Werks übersetzt, und mit einer ausführlichen Erklärung ausgefertigt, dreyzehnter Theil, erster Band. Von den kryptogamischen Gewächsen. Nürnberg,

bey

bey Raspe 1786. in gr. 8. 1 Alph. 14 Bogen 8 Kupfer.

Theil ni alle kryptogamischen Gewächse in einen Band o bri i ließen, ohne ihn doppelt so stark als die andern m n, so hat der Verleger ihn getheilt. In diesem er- sten Bande sind enthalten: (Houttuyns) VIIte Klasse: Farrn- n r; Pferdeschwanz 7 Arten. Fühlfarrn 2 Arten. Nat- zunge 12. Traubenfarrn 21. Vollblühender Farrn 35. aumfarrn 25. Rippenfarrn 6. Gitterfarn 4. Buchten- n 4. Streifenfarrn 28. Tüpfelfarrn 87. Krullfarrn 29. öpfchenfarrn 15. Marsilie 3. Pillenfarrn 1. Brach- enkraut 2. VIIIte Klasse: Wassergewächse. Hier setzen wir lieber die lateinischen Gattungsnamen, da hier aus ver- schiedenen Linneischen Klassen allerley Gewächse, die nicht kryptogamisch sind mit hineingepfropft sind. Also: Zostera 2 Arten. Zannichellia 1. Chara 4. Lemna 5. Ceratophyllum 2. Myriophyllum 2. Naias 1. Valisneria 1. Fucus 63. Vlva 15. Conferva 21. IXte Klasse Schwäm- Blätterschwamm 39. Löcherschwamm 22. Stachel- m 6. Aderschwamm 3. Gitterschwamm 4. Falten- 3. Schüsselschwamm 12. Hörnerschwamm 12. mm 20. Schimmel 15. Bey den Kupfern folgt 101. h 105. weil die 3 dazwischen gehörigen Moose n, welche den zweyten Band dieses Theils ausmachen en. Ob Hr. D. Panzer am Ende des Werks wohl auf rn in der Allg. d. Bibl. B. LVIII. S. 148. geäußerten sch wegen der Synonymorum Rücksicht nehmen sollte? — Die Abbildungen auf diesen Tafeln sind:

Taf. 94. F. 1. Ophioglossum zeylanicum.
2. — scandens.
3. — acuminatum.
95. 1. Osmunda iaponica (Thunbergs Osm.)
2. Acrostichum hastatum (Thunb. Fl. iap. t. 34.)
3. — trifoliatum.
96. 1. Pteris piloselloides.
2. — semipinnata.
3. — orbicularis.
97. 1. Blechnum iaponicum (Thunb. l. c. t. 35.)
2. Asplenium monanthemum.

Taf.

Taf. 98. F. 1. Polypodium trilobum.
2. — quercifolium.
3. — iaponicum (Thunb. f.
99. 1. — dissimile.
2. — dichotomum.
3. — cristatum.
100. 1. Adiantum lunulatum.
2. — denticulatum.
3. — aethiopicum.
101. 1. Fucus variolosus.
2. — verrucosus.
3. — corneus.
103. 1. Agaricus, aus Japan.
2. Hydnum parasiticum.
3. Helvella subt[illegible].
4. Peziza zeyloni[illegible]
5. — limbosa.
6. Lycoperdon.

Im Texte selbst ist die Abhandlung über [illegible] gut, doch sind, nach dem eignen Geständnisse [illegible] noch nicht alle Dunkelheiten aufgeklärt. [illegible] tung von den Meynungen der ältern [illegible] Farrenkräuter angeführt sind, zu welchen [illegible] merkwürdige Stelle hinzusetzen will, [illegible] seines niemand bemerkt ist. Sie steht in [illegible] stirpium, die Conrad Gesner 1561. mit [illegible] in Diosc. herausgab, S. 180. beym Trichoma[illegible] tum Trichom. Linn.) „Nascitur copiose vmbr[illegible] „que petris, quamvis neque caulem neque [illegible] „semen producat, propagat se tamen foliis a re[illegible] „rente pulvisculo, quemadmodum omnes filic[illegible] „quod semel atque iterum dixisse satis sit.“ [illegible] uns jedoch, daß der deutsche Herausgeber von [illegible] schen Entdeckungen auch hierin nichts gesi[illegible] anders dessen Theoria generationis et fructif. plant. gam. schon beym Abdruck der ersten Bogen in [illegible] gewesen ist. Und vielleicht wird es beym zwe[illegible] nachgeholt. — Von den vielen neuen Arten, [illegible] kommen, etwas zu sagen verbietet zum [illegible] theils haben wir solches bey den vorherg[illegible] nern [illegible] ses Werks den Lesern zum Na[illegible]

Mineralogie der Vulkanen von Faujas de Saint Fond, aus dem Französischen, mit 3 Kupfertafeln. Leipzig 1786. 8. mit dem Register 342 Seiten.

Eine gute Uebersetzung einer sehr lehrreichen Schrift des bekannten Verfassers der Recherches sur les volcans éteints du Vivarais. Derselbe hat mit großem Eifer und Einsicht eine zahlreiche Sammlung von Laven zusammengebracht, wovon er hier die Beschreibung in einer solchen Ordnung liefert, daß dadurch das Studium dieses Faches jedem Anfänger sehr erleichtert wird. Da es indessen Stücke giebt, die zuviel verschiedene Kennzeichen und Zufälligkeiten auf einmal an sich haben: so will F. im königl. Kabinet eine reichhaltige und wohlgeordnete Sammlung anlegen, darin sich nicht nur jedes Stück auf seine Beschreibung beziehen, sondern auch dieselben Nummern haben soll. Eine durchaus ähnliche Sammlung wird wahrscheinlich auch im brittannischen Museum aufgestellt werden. Dieser edle Gedanke verdient gewiß allgemeinen Dank.

Den Anfang macht der Basalt, eine wirkliche Lave, gestaltet und ungestaltet. Viereckige sind schwer zu finden. Drey- und achteckige wohl gezeichnete überaus selten. Walzenförmigen Basalt hat vor F. noch niemand erklärt. Die Basaltkugeln theilt er in solche, die durch Meeresfluthen abgerundet worden, und in natürliche. Den gesteppten Basalt hat R. auch auf dem Vogelsberge gefunden, glaubt aber, daß seine Eindrücke vom Moos herkommen, das aus der in eine Erde veränderten Oberfläche gewachsen war. Einen dem versteinerten Holze sehr ähnlichen Basalt nennt F. holzartigen Basalt. Flachsfarbige oder blaßviolette Spathlave hat Lamellen von der Natur der Feldspathe. Von den unstrittigen Basalten geht der Verf. zu den kompacten Laven über. Den Anfang machen Porphyrlaven. S. 63. kömmt eine granitartige Lave vor, die F. erstaunenswerth findet. Von seiner ehemaligen Meynung, daß die unterirdischen Feuer auf gewisse Art granitartiges Gestein erzeugen könnten, scheint er in etwas zurückgekommen zu seyn. Nun folgen Laven mit fremden Körpern: mit Granit. Dieser Granit besteht gemeiniglich aus Quarz, Feldspath und Schörl. Zuweilen wird auch einer Blende erwähnt. Ob hierunter ein gemeiner oder veränderter Glimmer zu verstehen sey? mit Schörl;

 darun-

darunter einer mit runden Löchern, wie
loden in Kalchstein gebildet werden.
werden Stücke erwähnt von 8 — 10 P
phlogistisirten Luft flossen sie langsamer als P
S. 98. trifft man bey Colombin. sogar Chrysoli
an. Diese großen Massen bestehen meist a
genden Körnern (also jene Bachkieselform
Raspe bey Kassel fand) mit Hyacinthen, Quarz,
stein, Trippel, mit Wetzstein, Mergel,
und Kalchspathe, welche aber in jüngern
Höhlen der Laven abgesetzt worden. S. 112. aus
würdig ist die Beobachtung über das Verhalten
Chamarelle. Sie hat dort den härtesten Kalchf
chen, ist darin bald hier bald dahin zirkulirt,
quer durchschnitten, eine Reise über 3000 T
der Biegung des Felsen gefolgt und sogar den Gi
ges de la Chamarelle erstiegen. War nun damals die
lage noch weich? Es wird viel für und wider angeführt,
zuletzt eine dritte Meynung angenommen. S. 124.
mit Dendriten, ferner mit Zeolithen. Hinreichen
zeichen des Zeoliths. Das Kennzeichen der Gallerte
ten allein täuscht. Der sammetartige Zeolith zu
machte Gallerte und wurde doch als eine Zinkmine
artiges Grundwesen erfunden. F. kann sich v.
Meynung, Zeolith sey eine Wiedererzeugung, n
gen. S. 140. Laven mit Granaten. S. 147.
phiren. Nach Engeström bemerkte F. zuerst die
förmige verlängerte Gestalt am Sapphir
von Puy S. 153. mit achtseitigen Eis 158.
Eisenglimmer. Der V. glaubt, daß
Sublimation in die Höhe getrieben und
S. 164. mit Blutstein. Die Lagerstätte der
lignac soll eine Gattung von unterm Meer gebr
faterra gewesen seyn. Sie wären auf der Stelle
eisenartigen Theile, welche die Flüßigkeiten von
oder gewitterten vulkanischen Produkten losgeriss
worden. S. 173. mit Chalcedonier, Kieser
spis, Bergblau. Besson fand von letzterem
auf Quarz, unter den Laven zu Albano. Es
abgesetzt, welcher in einer grauen schlammigen La
ist. S. 176. Glimmerartiges mit verschiedenen
gemischtes Gestein, vom Vesuv. S. 180.

:ösen Laven, welche aus kompacten Laven, wenn sie oft
der in die Schlünde zurück fallen, entstehen. Er beschreibt
diejenigen, woran man das Korn des Basalts noch wohl
nnt, und dann die mehr veränderte. Nun folgen die
ısteine. Nach Dolomieu's Bericht wird ganz Europa
nt aus den Liparischen Inseln versorgt. Der Aetna giebt
der Vesuv wenig. Bey den sizilischen, italiäni-
n, f zösischen, spanischen und portugiesischen ausgebrann-
l : hat man noch keinen gefunden. S. 192. Die
t ıo (ıannte vulkanische Asche heißt F. pulverisirte Lava
ı si darin keine vegetabilische oder wahre Asche, wie
Vom Bimsstein werden 13 Varietäten angeführt,
granitart:gen kompacten, bis zum mehlartigen. Alles
s ı ihm wissen, ist, daß Feldspath und Quarz von
ɔl ı :aniten, mittelst gewisser noch unbekannter Um-
ıbe ı n hervorbringen können.

. 214. folgt das vulkanische Glas. Die Bouteillen
zu Montpellier von Basalt gemacht werden, sollen
) vor andern große Vorzüge haben. Es werden 10 Va-
äten voreerwähnten Glases beschrieben. Vom grauen un-
chsichtigen Email bis zum weißen Glase. Aus dem Frank-
:er weißen vulkan. Glase werden zwey Varietäten gemacht.
e weiß, durchsichtig; das mit dem Stahl Funken giebt
Frankfurt, vom Hekla und in Vivarais. In Frankreich
ı noch nicht mehr als drey Muster dieses Glases gefunden
:den. Das zweyte dessen Oberfläche glänzend silberfarb ist,
die schönste Perlemutter. Dieser Glanz und noch mehr
Materie sind überaus schwer zu erklären. Die vulkani-
n Gläser geben meist, an einander gerieben, einen starken
rngeruch, am meisten das Email. Hingegen riecht das
ı Basalt verfertigte Bonteillenglas nicht. In den Inseln
urbon, Ascension und Vulkano hat man ein grünlich
varzes haarförmiges Glas, dessen Fäden sich oft in sehr
ne Kügelchen endigen.

S. 232. Vulkanische Brechen. F. unterscheidet da-
ı die Puddings. Erstere bestehen aus Bruchstücken mit
rfen Ecken; letzterer Theile sind abgenutzt oder zugerundet.
ner Varietäten werden 6, und dieser 7 angeführt. Die
Varietät des Puddings mit schwarzen Flecken, vegetabili-
:n Ursprungs von Lipari, ist die merkwürdigste. F. wagt
selbst nicht zu erklären.

S. 251. Pouzzolangattungen. Von Natur, von Schlacken und pulverichen Laven gebildete Cementa. 5 Varietäten. F. hält sich lang bey der dritten thonartigen auf. Man findet sie zwischen andern vulkanischen Producten, und ob sie schon die Zunge wie eine Bolarerde angreift, so ist sie doch brauchbar. Ihre Kenntniß ist für die Baukunst wichtig. Die Holländer zerreiben die zarten andernacher Laven und erhalten dadurch ein fürtrefliches Cement.

S. 261. Verwitterte Laven. Hamilton hatte schon vor Ferbern Muster aller veränderten Laven der Solfatara nach London geschickt; aber D. Matty drückte Hamiltons Begriffe über diese ihm neue Materie ungeschickt aus. F. theilt die veränderten Laven in solche, die bloß ihre Härte verloren haben, mit Beybehaltung ihrer Bestandtheile, außer dem Brennbaren des Eisens. Hiervon beschreibt er 18 Varietäten. Bey der ersten Varietät kömmt der Verf. wieder auf seine Lieblingsmeinung: daß der Basalt aus den Bestandtheilen des Granits bestehe. Die 5te Varietät; viereckige Prismen, gelblich weiß, welche alle Härte verloren, wie wahrer Thau die Zunge angreift und einen starken erdigen Geruch verbreitet, wenn man darauf bläßt; ist sehr rar. F. fand nur 2 Muster. Dann folgen durch die Säuren erweichte und entfärbte Laven, welche nämlich die Säuren, durch ihre Vereinigung mit verschiedenen Materien die Bestandtheile von denselben Laven sind, verschiedene salzige oder mineralische Producte gebildet haben. 5 Varietäten. N. 21. ein Theil weiß läßt sich schneiden wie Kreide, der andere härter dunkelroth, eine Art Colcotar. Die Einwohner von Lipari machen große Statuen für ihre Kirchen daraus, die sie mit Messern bearbeiten. Die 23te Varietät, eine poröse gelblich weiße ursprünglich schwarze Lava, die in vielen ihrer Zellen gypsartige Selenitkörner hat, während die Thonerde in wahren Alaun verwandelt worden ist, ist schön und rar, aus den warmen Bädern von Lipari.

Nun machen die mineralischen und salzigen Substanzen den Beschluß: Schwefel. 9 Varietäten, darunter 6 des Realgars oder arsenikalischen natürlichen Schwefels; Eisenvitriol; natürlicher Alaun; Meersalz; weißes fixes Laugensalz. Dolomieu fand es auf dem Aetna. Es ist schwer zu erklären, wie das Meersalz seine Säure fahren läßt, so daß sich das fixe Alkali allein auffsublimirt; Salmiac. Nach

genauen

genauen chemischen Untersuchungen fand sich kein Meersalz darin. Judenpech, Asphalt.

Zuletzt folgt noch ein Verzeichniß der vulkanischen Produkte des Aetna, von Dolomieu 1782. eingeschickt. F. erklärt hier sein Verzeichniß der vulkan. Produkte dieses Bergs in seinen recherches für unvollständig. Der gute Recupero von dem er es erhalten hatte, besaß mehr Eifer als Gelehrsamkeit.

Merkwürdig ist N. 3. von der Lave die 1669. ausgeströmt, darin der sonst leichtflüßige Schörl noch keine Veränderung und der Feldspath das schuppige Gewebe nicht verloren hat. Beweis daß das vulkanische Feuer anders wirkt als unser Ofenfeuer. N. 20. Die ersten Ausbrüche des Aetna sind älter als die letzte Revolution unsers Erdbodens; bey Aderno sieht man vulkanische Materien mehr als 500 Fuß unter Kalchstein in horizontaler Lage vergraben liegen. N. 35. Lavenzeolith hält D. für das Produkt einer spätern Operation als die des vulkan. Auswurfs, wozu das Meerwasser mit beygetragen habe; wo er Zeolith fand, traf er auch Beweise von Ueberschwemmungen an, und umgewandt. So fand er auch nie Basaltsäulen in einer weiten Entfernung vom Meer. N. 50. Vulkanischerdige thonartige Asche, welche man wirklich zu Töpferarbeit angewendet hat. Im Augenblicke, da sie ausgespien wird, ist sie zur Vegetation geschickt. Die also, welche das Alter der Ausbrüche nach der Dicke der zwischen den Strömen befindlichen fruchtbaren Erde berechneten, haben sich geirrt. D. schmeichelt sich noch nicht die Hälfte der Produkte dieses Vulkans zu kennen, noch ein halbes Viertel seiner Erscheinungen studirt zu haben. Einem Sizilianer sey dieses vorbehalten. Den wässerigen Ausbruch 1755. besang man in Versen, aber man weiß nicht einmal ob das Wasser kalt oder warm, süß oder salzig war. Es wäre sehr zu wünschen, daß Ritter Gioenai, Lehrer der Naturgeschichte zu Catana, seine Sammlung der Sizilischen Produkte fortsetzte. Recensent fand diesen, für ein ausländisches Werk, etwas ausführlichen Auszug nöthig, um seinen Landsleuten dadurch zu zeigen, daß es ihre Aufmerksamkeit und der Uebersetzer allen Dank verdiene.

De.

G. R. Böhmers systematisch-literaerisches Handbuch der Naturgeschichte, Oekonomie und anderer damit verwandten Wissenschaften und Künste. Oder:

G. R. Böhmeri Bibliotheca scriptorum historiae naturalis, oeconomiae, aliarumque artium ac scientiarum ad illam pertinentium realis systematica.

Erster Theil. Allgemeine Schriftsteller. *Zweyter Band* 1786. 3 Bogen über 2 Alphabet.

Dieser Band enthält die sechs folgenden Abschnitte des ersten Theils, nämlich S. 1 — 301. die Schriften von den Arzneymitteln. S. 302 — 340. die Schriften von der Apothekerkunst. S. 341 — 392. die chemischen Schriften. S. 393 bis 552. die Schriften von der Gesundheitslehre. S. 553 bis 715. die ökonomischen. S. 716 — 772. die technologischen. Der Verf. bleibt sich gleich; Vollständigkeit, strenge chronologische oder wissenschaftliche Ordnung, muß man auch hier nicht suchen; genaue Anzeige des Inhalts, und Urtheile von dem Werth der genannten Schrift, vollends solche die sich auf eigene Prüfung gründen, sind auch hier selten. Wie wenig sich der Verf. Ordnung zum Gesetz gemacht habe, zeigen schon die ersten Blätter dieses Bandes, wo Verzeichnisse von Dissertationen über Arzneymittel, Abhandlungen über die Preißcourante der Arzneywaaren; Schriften vom Nutzen und von den Annehmlichkeiten der Materia medica; von der allgemeinen Kenntniß und Nutzen der Arzneyen, von Fehlern der Alten und Neuen in der Materia medica, von schädlicher Substituirung der Simplicium u. s. w. auf einander folgen; Schriften von 1768. 1753. 1719. 1726. 1759. 1760. 1769. 1778. 1727. 1630. 1729. 1777. 1700. 1718. 1553. u. s. w. unmittelbar auf einander kommen. Eine eigene Abtheilung faßt die Geschichte der Materia medica, die Schriften der alten Aerzte über diesen Theil ihrer Kunst, und ihre Uebersetzungen und Erklärungen in sich. Hier ist Haller fleißig genützt, zuweilen wörtlich ausgezogen. Der berühmte Arzt Cloß heißt S. 51. Claß. Manches ist auch hier ohne Noth und Zweck wiederholt; z. B. S. 128. 129. Neumann's tadeln-

tadelndes Urtheil über Hermann's Cynosura materiae medicae. S. 129 und 131. Strother materia medica. S. 141. und 154. Linne's observat. in materiam medicam. S. 151. und 154. Herwig, das zweytemal mit dem Namen Helwig selectus medicamentorum; bey dem Gebrauche der Haußmittel vermissen wir die periodische Schrift des Hn. D. Fahners; bey den Universalmitteln die neuere Schriften des Hrn. Bar. v. Hirsch und D. Semlers. In der Lehre von den Giften und Gegengiften Navier und Houlston; bey den Brechmitteln Meyer; Costenbader heist hier Costenbauer; antiseptica entgegengesetzte Arzneymittel (nach unsern Begriffen vielmehr fäulnißwidrige Mittel;) hier vermissen wir Macbride's, Henry's, Pringle's vortreffliche Werke; bey den Stein zermalmenden Mitteln Hulm; Murray; Mynsicht heißt S. 309. Münsicht; zweymal kommt S. 328. und 335. das würzburgische Apothekerbuch vor; in der Lehre von den Nahrungsmitteln vermissen wir Bryant und Forster. Für Rinnan steht S. 488. Rieman; in der Lehre von der Gesundheit führt der V. auch die Schriften an, welche von der Koch- von der Becker- und Brauerkunst handeln. Daß die Schrift des Hrn. Prof. Reuß vom Puder eine vermehrte Uebersetzung seiner Probeschrift de diapasmate ist, hat der Verf. nicht erwähnt; auch unter den Getränken nicht *Ph. Fr. Gmelin* praes. *I. M. Zeller* diss. de noxis ex abusu potuum spirituosorum; weder die Preißschriften der Herren Rozier, de Vienne und Meurier (S. 519.) noch die Schrift des Hr. Bergius sind in den Crellischen Journalen blos recensirt sondern ausgezogen. Lepechin heißt S. 535. Pelechin; Bachaut S. 537. kommt unter dem Namen Bachot S. 539. wieder. Unter den Schriften von der Frauenzimmerdiät vermissen wir Unzern und Uden, White, Vemel und Lenke, unter den Schriften von der Gesundheit großer Herren Heuchern; unter den Schriften von der Gesundheit der Soldaten Diez; unter den Schriften von der Gesundheit der Kinder Ackermann, Siegel, Ballerserd, unter den Schriften von der Diät überhaupt Smith, Falconer, Lentbner, Hartum; die Schriften von der Diät des Landmanns, des Handwerkers, des Schwarzen in Westindien u. dgl. sind nicht berührt; unter den Schriften von der Diät der Gelehrten fehlt Ackermann; unter den Schriften von der Diät der Seeleute the Seaman's medical Instruction.

 Lond.

Lond. 1774. *Rowley* medical advise for the use of the army and navy of the present american expedition etc. Lond. 1776. 8. und the Shipmaster's medical assistant etc. Lond 1778. Ausführlicher ist der V. bey den landwirthschaftlichen Schriften der alten Römer und ihren verschiedenen Ausgaben, so wie überhaupt in diesem, nämlich dreyzehnten Abschnitt. S. 652. steht Kirzel statt Hirzel, und als ein von diesem verschiedener Gelehrter; sonst vermissen wir hier, so wie unter dem zwölften Abschnitt Suckow ökonomische und technische Chemie, so wie seine angewandte Botanik; in der technologischen Bücherkunde auch die Schriften von der Tödlichkeit des Kohlendampfs.

Zb.

Magazin für die Bergbaukunde von J. Fr. Lempe. Dritter Theil. Mit Kupfern. Dresden 1786. 14½ Bogen.

Den Anfang dieses Bandes macht die treffliche Nachricht des Hrn. Bergr. Selb von gediegenem Silber im Kinzinger Thale, Schwäbischen Kreises. S. 1—16. Das eine aus der Grube Sophia bey Wittichen ist so rein, daß es im Feuer von 100 nur 5, höchstens 5 verliert, bricht in Schwerspat, der überhaupt da die gemeinste Gangart ist, oder schwarzem Erdkobolt, seltner mit Glanzkobolt und Wismuth; noch seltner ist es in Granit, so wie in Böhmen und Sachsen im Gneis eingesprengt; es spielt zuweilen in das Röthlichte oder Bläulichte, und riecht an dem Löthrohre etwas nach Arsenik; seltner ist es baumförmig, und denn scheint es aus vierseitigen an beyden Enden zugespitzten Säulen zu bestehen; die Farbe des Salmiakgeistes ändert sich nicht davon. Das andere aus der Grube Wenzel bey Wolfach, bricht in einem Gang aus Schwerspat, Kalkspat und zuweilen etwas weißen Hornstein; dieser Gang streicht in Gneis, welcher nach dem Gange zu ein weit feineres Korn bekommt, seinen Glimmer fast ganz verliert, und bey seiner Bearbeitung einen sonderbaren Geruch verbreitet, so wie auch im Freybergischen Bergamtsrevier der Gneis nahe an den Gängen weit dünnschieferichter wird, und statt des Feldspats Thon und Steinmark führt; dieses Silber kommt meistens derb ohne bestimmte Gestalt, und oft in Stücken von mehreren Pfunden; allein, oder mit Bleyglanz;

es machet von denen seit 1776 — 1785. erzeugten 13500 Mark Silber wenigstens ⅟₁₀ aus. Von außen ist es mattweis; im Bruche hat es starken Glanz, und ein blättrichtes Gefüge; es hält ein Zentner 140 — 150 Mark Silber; das Uebrige ist, wie der Verf. hier durch Zerlegung sowohl als Zusammensetzung überzeugend darthut, außer wenigem Eisen Spießglanzmetall, von welchem der Verf. in diesen Versuchen beyläufig bemerkt hat, daß er auch das Silber nicht verflüchtige; daß der im Feuer von diesem Erze aufsteigende Rauch nach Arsenik roch, finden wir von dem Verfasser nicht erwähnt, zweifeln also sehr, ob das, was der geschickte Verfasser für Eisentheile erklärt, wie Hr. Karsten vermuthet, Arsenik sey. Weniger hat uns der zwote Aufsatz von der Erzeugung der Metalle, ingleichen von der Art der Alten, sie zu gewinnen, zu bearbeiten und zu schmelzen, ein Auszug aus dem Werke des Blasius Caryophilus S. 17 — 51. gefallen. Was die Alten davon wußten, ist in andern Schriften vollständiger und mit mehr Auswahl des Zweckmäßigen gesammlet; sollte ja so etwas eingerückt werden, so hätte ein gelehrter Berg- und Hüttenmann (das war aber Blasius nicht) vollends in unserm Zeitalter die Erklärungen seines Schriftstellers wenigstens durchstreichen, oder doch in den Anmerkungen berichtigen müssen. Sehr gut sind 3) die Beschreibung des Stoßheerdes S. 52 — 54. mit Kupfern erläutert; 4) die Regeln zur Berechnung des Mechanischen bey einem Hunte S. 55 — 61. 5) Die Regeln zur Berechnung des Nutzens, den die Stoß- und Förstenmauerung vor der Zimmerung hat. S. 62 — 66. Der sechste Aufsatz S. 67 - 82. liefert bergmännische Nachrichten; z. B. von dem gräflich Stollberg-Stollbergischen, und Stollberg-Roßlaischen Plusschacht zu Rotleberode, worin jetzt 22 Mann arbeiten; von der Lage und Beschaffenheit des Wikeräder Berg- und Hüttenwerks, dessen Oefen allerdings die Einrichtung zu wünschen wäre, daß Schwefel und Arsenik aufgefangen werden könnten. Der siebente Aufsatz S. 83. 84. ist ein kurzer Zusatz zu der ersten Abhandlung im ersten Theile dieses Magazins. Der achte Aufsatz S. 85 - 98. enthält Zusätze zu des Hrn. Leske Reisen durch Sachsen; vornehmlich bemüht sich der V. durch eine ganze Reihe von Versuchen zu zeigen, daß, was Leske für schwarzen Erdkobalt vom Heideberg bey Rengersdorf hielt, bloßer Braunstein sey; sympathetische Dinte hat der Verf. daraus nicht erhalten, wohl aber etwas dergleichen

chen aus Ilefelder Braunstein und Freyberger Blende. Der neunte Aufsatz S. 99 — 198. enthält den Anfang der Uebersetzung von Maillard's Theorie der Feuermaschinen, die wir doch für ein solches Magazin hin und wieder abgekürzt gewünscht hätten; auch sieht man es ihr an mehreren Stellen zu sehr an, daß sie Uebersetzung ist; sie ist übrigens, wie die Urschrift, mit Kupfern begleitet. Die zehnte und letzte Abhandlung S. 198 — 230. ist die erste Abtheilung von D. L. G. Karstens Beschreibung der Erzaufbereitung auf dem Churprinz Friedrich August Erbstolln zu Großschirma unweit Freyberg, welche andere dergleichen Beschreibungen, so wie die beschriebene Einrichtung, wenig Umstände ausgenommen, andern Hüttenwerken, als Muster dienen kann; den meisten Nutzen dabey haben die Stoßheerde und die Klaubwäsche verschaft; durch diese wird nämlich das Grubenkleine besser genutzt, und doch kein so großes Haufwerk aufbereitet; in eben demselbigen Gebäude ist die Satzwäsche; außer dem Gefälle und dem Mittelgraben hat der Heerd 9 Satzgräben und 4 Sümpfe. In 14 Tagen werden jetzt mit einem Aufwand von 7 Thlr. 8 ggr. der sonst 31 — 36 — 40 Thlr. betrug, 4 bis 5 Zentner reiner Bleyglanz, und 46 — 58 Zentner Weißerz fertig, und so nur hier in einem Jahr 662 Thlr. 16 ggr. erspart.

Hf.

Einleitung in die Conchylienkenntniß nach Linne von J. S. Schröter. Dritter und letzter Band. Nebst 2 Kupfertafeln. Halle, bey Gebauer 1786. 8. 37 Bogen.

In diesem Bande handelt der Verf. vollends die zwo- und vielschaligen Muscheln ab; auch hier ist die Einrichtung so, daß zuerst die Linne'ischen Arten, denn diejenige, welche Linne nicht benannt hat, beschrieben werden; hier kommen also zuerst von den Tellinen S. 1 — 25. 27 bey Linne nicht vorkommende Arten; denn S. 26 — 70. die Herzmuscheln; auch hier 54 von Linne noch nicht beschriebene Arten und Abarten; S. 70 — 88. die Korbmuscheln mit 19 dergleichen neuen Arten. S. 89 — 107. die Strumpfmuscheln mit 13. S. 107 — 201. die Venusmuscheln mit 146. S. 201 — 225. die Lazarusklappe mit 42. S. 225 — 256. die Stirnmuscheln

[illegible] mit 16. S. 256—295. die Archen mit 38. S. 295—379. die Austern mit 121. S. 380—420. die Anomien mit 25. S. 420—472. die Mießmuscheln mit 62. S. 472—490. der Steckmuschel mit 13. S. 490—509. die Käfermuscheln mit 19. S. 510—534. die Meereicheln mit 22 [illegible] S. 534—544. die Pholaden mit vier neuen Arten und Abarten, denn ob sie diesen oder jenen Namen eher verdienen, entscheidet der Verf. nur selten, auf diese folgt ein Register von Lister's, Bonanus, Rumpfs, Valentyn's, Gualtiert's, Argenville's, Klein's, Seba's, Knorr's, Regenfuß, v. Born's (der auch hier öfters getadelt wird) und Martini's Abbildungen mit Beziehung auf diese Einleitung des Verfassers. Zuletzt ein vollständiges alphabetisches Namenregister.

Er.

---

10. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Ulm mit seinem Gebiete, von Johann Herkules Hald. Wagner, dem ältern 1786. 8. 707 Seiten und 12 S. Vorrede.

Der Verf. hat, wie er in der Vorrede sagt, sich, wie billig, den doppelten Endzweck vor Augen gesetzt, einmal für Reisende und dann auch für seine Landsleute zu schreiben. Als ein Anfang, denn er versichert, daß noch keine Beschreibung von Ulm und seinem Gebiete im Druck vorhanden sey, ist das Buch noch gut genug. Aber es ist zu wünschen, daß der Verf. selber, oder ein anderer, diesen Anfang, der allerdings seine Schwürigkeiten gehabt haben muß, zu vollständigern und korrektern Arbeiten nutzen möge. Wenn der Verf. auch nicht in der Vorrede davon geredet hätte, daß die beobachtete Ordnung nicht die beste sey, so würde man es ohnehin schon dem Buche ansehen. Aber die angebrachte Entschuldigung ist sonderbar, daß er „nicht allemal eben den Theil der Handschrift habe in die Druckerey geben können, welcher der Ordnung

chen aus Ilefelder Braunstein und Freyberger Blende. Der neunte Aufsatz S. 99—198. enthält den Anfang der Uebersetzung von Maillard's Theorie der Feuermaschinen, die wir doch für ein solches Magazin hin und wieder abgekürzt gewünscht hätten; auch sieht man es ihr an mehreren Stellen zu sehr an, daß sie Uebersetzung ist; sie ist übrigens, wie die Urschrift, mit Kupfern begleitet. Die zehnte und letzte Abhandlung S. 198—230. ist die erste Abtheilung von D. L. G. Karstens Beschreibung der Erzaufbereitung auf dem Churprinz Friedrich August Erbstolln zu Großschirma unweit Freyberg, welche andere dergleichen Beschreibungen, so wie die beschriebene Einrichtung, wenig Umstände ausgenommen, andern Hüttenwerken, als Muster dienen kann; den meisten Nutzen dabey haben die Stoßheerde und die Klaubwäsche verschaft; durch diese wird nämlich das Grubenkleine besser genutzt, und doch kein so großes Haufwerk aufbereitet; in eben demselbigen Gebäude ist die Satzwäsche; außer dem Gefälle und dem Mittelgraben hat der Heerd 9 Satzgräben und 4 Sümpfe. In 14 Tagen werden jetzt mit einem Aufwand von 7 Thlr. 8 ggr. der sonst 31—36—40 Thlr. betrug, 4 bis 5 Zentner reiner Bleyglanz, und 46—58 Zentner Weißen fertig, und so nur hier in einem Jahr 662 Thlr. 16 ggr. erspart.

Hf.

Einleitung in die Conchylienkenntniß nach Linne von J. S. Schröter. Dritter und letzter Band. Nebst 2 Kupfertafeln. Halle, bey Gebauer 1786. 8. 37 Bogen.

In diesem Bande handelt der Verf. vollends die zwo- und vielschaligen Muscheln ab; auch hier ist die Einrichtung so, daß zuerst die Linne'ischen Arten, denn diejenige, welche Linne nicht benannt hat, beschrieben werden; hier kommen also zuerst von den Tellinen S. 1—25. 27 bey Linne nicht vorkommende Arten; denn S. 26—70. die Herzmuscheln; auch hier 54 von Linne noch nicht beschriebene Arten und Abarten; S. 70—88. die Korbmuscheln mit 19 dergleichen neuen Arten. S. 89—107. die Strumpfmuscheln mit 13. S. 107—201. die Venusmuscheln mit 146. S. 201—225. die Lazarusklappe mit 42. S. 225—256. die Stirnmuscheln

scheln mit 16. S. 256—295. die Archen mit 38. S. 295—379. die Austern mit 121. S. 380—420. die Anomien mit 25. S. 420—472. die Mießmuscheln mit 62. S. 472—490. der Steckmuschel mit 13. S. 490—509. die Käfermuscheln mit 19. S. 510—534. die Meereicheln mit 22 und S. 534—544. die Pholaden mit vier neuen Arten und Abarten, denn ob sie diesen oder jenen Namen eher verdienen, entscheidet der Verf. nur selten, auf diese folgt ein Register von Lister's, Bonannus, Rumpfs, Valentyn's, Guelsierl's, Argenville's, Klein's, Seba's, Knorr's, Regenfuß, v. Born's (der auch hier öfters getadelt wird) und Hansen's Abbildungen mit Beziehung auf diese Einleitung des Verfassers. Zuletzt ein vollständiges alphabetisches Namenregister.

Er.

---

10. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Ulm mit seinem Gebiete, von Johann Herkules Hald. Wagner, dem ältern 1786. 8. 707 Seiten und 12 S. Vorrede.

Der Verf. hat, wie er in der Vorrede sagt, sich, wie billig, den doppelten Endzweck vor Augen gesetzt, einmal für Reisende und dann auch für seine Landsleute zu schreiben. Als ein Anfang, denn er versichert, daß noch keine Beschreibung von Ulm und seinem Gebiete im Druck vorhanden sey, ist das Buch noch gut genug. Aber es ist zu wünschen, daß der Verf. selber, oder ein anderer, diesen Anfang, der allerdings seine Schwürigkeiten gehabt haben muß, zu vollständigern und correktern Arbeiten nutzen möge. Wenn der Verf. auch nicht in der Vorrede davon geredet hätte, daß die beobachtete Ordnung nicht die beste sey, so würde man es ohnehin schon dem Buche ansehen. Aber die angebrachte Entschuldigung ist sonderbar, daß er „nicht allemal eben den Theil der Handschrift habe in die Druckerey geben können, welcher der Ordnung

nung nach hätte folgen sollen." Warum hat der Verf. nicht lieber noch mit der Herausgabe seines Werks gewartet, bis das Manuscript in Ordnung war? Was könnte ihn zu der Eilfertigkeit veranlassen, die an einer Unordnung Schuld geworden ist? Er beklagt sich, daß er „von einigen Männern, die sich dünken weise zu seyn, das Urtheil habe hören müssen, daß die Geburts- und Sterbetabellen unnütze Arbeit sey." Ist das etwan die Ursache, warum man in seinem Buche kaum eine oder zwey solcher Tabellen findet, von deren Nutzbarkeit er doch so sehr überzeugt zu seyn scheint? Da hätte er sich denn doch nicht an die sich weise dünkenden Leute kehren, und lieber dem Rath und Beyspiel aller vernünftigen Statistiker folgen sollen. S. 593. führt er eine zusammengezogene Sterbeliste von 20 Jahren aus dem Dorfe Etlenschieß an, aber nur gleichsam als eine Nebensache, die einstweilen hier einen kleinen Platz haben möge. Dergleichen Listen wären denn doch nützlicher gewesen, als die Namen der Prediger, die in jedem Dorfe von 100 und mehrern Jahren her gewesen sind. Zwar kann man diesen Namen einen kleinen Platz recht gern gönnen, seinen Landsleuten, für die er ebenfalls schreibt, sind sie nicht ganz unerheblich; aber die Geburts- und Sterbelisten wären ein wesentliches Hauptstück gewesen. Solche Listen hat er aber nicht einmal von der Stadt Ulm beygebracht. Es scheint, daß das Mühsamere, das sorgfältige Nachforschen und Sammeln, welches zu einer genauen Städte- und Länderbeschreibung gehört, seine Sache nicht recht sey, daß er diese Beschreibung eher übernommen, als die Schwürigkeiten und Mühseligkeiten derselben überlegt habe. Wenn ihm etwa einmal eine Gelegenheit aufstieß, wo er vielerley Nachrichten mit leichter Mühe sammeln konnte, so tischte er sie auch reichlich auf. Wie man bey der Beschreibung des eben genannten Dorfs Etlenschieß findet. Ein andermal sind die Erzählungen wieder desto magerer, wenigstens nicht alle nach einem und demselben Plane bearbeitet. Wenn der Verf. noch in der Vorrede sagt: „es ist nicht genug, daß die Geburtsliste die Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts, die ehelichen und unehelichen, die Zwillinge und die Todtgebornen besonders bemerkt, sondern es müssen noch mancherley Umstände mit angemerkt werden," so möchte man wohl fragen, was er denn damit für Umstände meyne. Etwa die Jahrszeit, das Alter und den Stand der Aeltern, wie klein oder wie groß, wie leicht oder wie schwer? Wenn er doch nur Listen

nach

nach der gewöhnlichen Art, angeführt hätte, die mancherley Umstände, die ihm noch außerdem anmerkbar zu seyn scheinen, hätte man ihm gerne erlassen. Noch eins aus der Vorrede: der Verf. verspricht eine verbesserte Landcharte und einen verbesserten Grundriß der Stadt Ulm. Beyde bedürfen einer Verbesserung. Denn die gestochenen Charten vom Ulmer Gebiet sind sehr unvollkommen, noch schlechter aber der Grundriß der Stadt. Aber bis heute, den 12 Jun. 1787. ist weder die eine noch der andere zum Vorschein gekommen, und doch hat der Verfasser „die gewisse Versicherung“ gegeben, daß sie im Sommer 1786. zu Stande kommen sollen. Die ebenfalls versprochene und noch nicht gelieferte Façade des im Jahre 1785. abgebrannten Schwörhauses kann eher entbehrt werden.

Unter den Erkenntnißquellen, wo doch auch neuere Schriften mit angeführt sind, sind Häberlins verschiedene kleine Gelegenheitsschriften über die Ulmische Geschichte vergessen worden. Billig hätte der Verf. die Titel der Bücher, kleinen Traktätchen, Chroniken ꝛc. anführen sollen, die zur Ulmischen Geschichte gehören, und die er, wie er sagt, bey seinem Werke als Erkenntnißquellen gebraucht hat. Die Geschichte der Stadt und Landschaft ist sehr unvollständig. Man muß überhaupt nicht mehrere Nachrichten in dieser Beschreibung suchen, als man in vielen geschriebenen, und häufig abgeschriebenen Chroniken, antrift. Das Lokale, wie es gegenwärtig ist, machte freylich weniger Mühe, als das emsige Nachforschen nach alten Nachrichten, Begebenheiten und Umständen. Eine unverzeihliche Nachläßigkeit begeht der V. in der Angabe der Maaße. Bald zählt er nach Schritten, bald nach Schuhen, nirgends aber sagt er, was für Schritte und Schuhe gemeynt seyn. S. 35. führt er an, daß die Länge der Stadt 330 Ruthen, oder 4620 Schuhe, die Breite aber 180 Ruthen oder 2520 Schuhe betrage, meldet aber nicht, in wie viele Schuhe seine Ruthe eingetheilt sey, nach seiner Berechnung ists weder das Decimal noch das gewöhnliche Werkmaaß. Nirgends ist der Verf. umständlicher und redeseliger, als in der Beschreibung der Gasthöfe und Wirthshäuser. Allerdings gehört eine genaue Anzeige derselben in eine Städtebeschreibung für Fremde, aber wie man darin ißt und trinkt, das konnte wegbleiben, weil das bald besser, bald schlechter werden kann. Eben so nothwendig war

es

es auch um der Fremden willen, daß der Verf. die [illegible] angeführt hat, welches in einem Anhang geschehen ist. Indessen ist nicht abzusehen, warum er nur die abgehenden, und nicht auch die ankommenden Posten aufgeführt hat.

Die Seelenanzahl von der Stadt Ulm giebt der Verf. S. 149. über 14000, S. 476. aber auf 15000 an. Eine Unbestimmtheit und Verschiedenheit, die in einem solchen Buche nicht statt haben sollte. Er führt keine Beweise an, wie er denn auch von der Stadt Ulm keine Seelenlisten liefert. Er verweißt auf seine ökonomische Abhandlungen, wo er weitläuftiger davon gehandelt habe. Hier hätte er sich aber durch Wiederholung der dort angeführten Berechnungen nicht versündiget. In einer eigentlichen Topographie mußte es stehen. Man findet also hier auch keine Nachrichten von der Sterblichkeit in Ulm. Die Seelenanzahl in dem Gebiet der Stadt Ulm giebt er auf 23000 an. Rec. hat sich die Mühe gegeben, die angeführten einzelnen Angaben zu addiren, und hat eine Summe von 23456 Seelen herausgebracht, und darunter fehlen doch sehr viele Orte, unter andern das große Dorf Langenau, worauf man gewiß 1200 Seelen annehmen darf. Man sieht aus allen diesen Exempeln, wie der Verf. mit Zahlen umgeht, und wie wenig man sich dabey auf ihn verlassen kann. Wenn die Nachrichten von der Sterblichkeit in den kleinen Landstädten und Dörfern richtig sind, so müssen die Medicinalanstalten im Ulmischen äußerst schlecht seyn. So führt der Verf. S. 691. ein Dorf an, dessen Lage sehr gesund seyn soll, worin aber gleichwohl der 21te Mensch stirbt, und wo man kein Beyspiel von einer Person hat, die 90 Jahre alt geworden wäre. Nach S. 685. stirbt in Bermaringen der 17te Mensch. Nach S. 687. in Mähringen der 19te. Nach S. 514. in Rietheim der 18te. Nach S. 605. in Schalkstetten sogar der 15te. Die höchste Zahl, die Rec. gefunden hat, und zwar an einem sehr gesunden Orte, Stetten, S. 655. ist 29. und das ist noch zu viel. Zwar sind die Nachrichten von Fruchtbarkeit auch sehr ansehnlich, z. B. in einem Dorfe hat eine Bauerfrau mit ihrem Manne in 12 Jahren 18 Kinder gezeugt. Wie müßte das Land nicht bevölkert werden, wenn der Staat es der Mühe werth hielte, für die Gesundheit und das Leben der Menschen Sorge zu tragen!

Noch

Noch müssen wir anmerken, daß wir in dem Buche unzählich viele Sprachfehler und Provincialismen angetroffen haben. Es ist schändlich, daß sich ein Gelehrter solche Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lassen kann. Z. B. im Hospital, (der Verf. schreibt immer Spital,) ist ein Bettler. Wer glaubt nicht, daß es ein Mann sey, der die Betten macht? Aber nein — es ist derjenige, welcher mit den Hospitaliten betet. Dort ist auch eine Bronnengasse. S. 648. „Es kann keine Brunst entstehen," nämlich Feuersbrunst. S. 338. Ein Rathsfähiger muß wenigstens 5 Jahre in Ulm haushäbig gewesen seyn. S. 578. Die Felder liegen äger, brach. Der immer vorkommenden falschen Konstruktionen, Deklinationen und Konjugationen gar nicht zu gedenken.

Vtm.

Leben und Bildnisse der grosen (großen) Deutschen, von verschiedenen Verfassern und Künstlern. Herausgegeben von Anton Klein. Erster Band. Mannheim 1785. Fol.

Leben und Bildnisse der großen Deutschen, von verschiedenen Verfassern und Künstlern, mit einer Abhandlung über Lebensbeschreibungen und Lebenschreiber, herausgegeben von Anton Klein. Erster Band. Mannheim 1785. LXIV. und 248 S. in 8.

Der Einfall, das Andenken der großen Männer Deutschlands durch ein so prächtiges Werk, und durch Lebensbeschreibungen, welche ihrer würdig wären, zu ehren und würdig auf die Nachwelt zu bringen, verdient allerdings Beyfall und Aufmunterung, und wir halten es für Pflicht, unsern Lesern von der angefangenen Ausführung desselben umständlich Nachricht zu geben. Die große Ausgabe ist wirklich schön, und macht Deutschland Ehre, die kleine ist nur gemacht, um Nachdrücke zu verhüten: denn obgleich Hr. Anton Klein, sonst den Nachdruck für keine Sünde hält, wenn sie einen andern trift, so mag er doch nicht, daß ihm jemand etwas nachdrucke. Diese hat auch keine Kupfer, wenn man es gleich dem Titel nach vermuthen sollte. In der ersten hat jedes

jedes Leben besondere Seitenzahlen, in der letztern laufen diese fort. Jener ist die nämliche Abhandlung des Herausgebers vorgesetzt, welche nur auf dem Titel der letztern mit angeführt ist. Der Kupfer sind sechs: 1) Eine Scene aus der Hermannsschlacht; 2) Thusnelde; deren Blick hier, aber gar nicht von der Art erscheinet, wie er, nach der darunter stehenden Stelle seyn sollte. 3) Bojokal und Avitus. 4) Edle Handlung des Kaisers Rudolph von Habsburg. 5) Rudolph von Habsburg. 6) Leibnitz. Die vier erstern sind von Chodowiecki, das fünfte von Verhelst, und das sechste von Rasp. Sie sind sämtlich schön; doch überlassen wir das Urtheil darüber, und besonders über die Erfindung und Anordnung der vier ersten historischen Kupfer, gern den Kennern, zu denen wir uns nicht rechnen wollen. So viel von dem Aeußerlichen; nun zum innern Gehalte des Werks, wobey wir der großen Ausgabe, wo die Lebensbeschreibungen anders, als in der kleinen, geordnet sind, folgen, ohne daß auch nur der geringste Grund dieser Verschiedenheit angegeben ist.

Zuerst eine Vorrede, und dann die Abhandlung über Lebensbeschreibungen und Lebenschreiber, beyde sind vom Herausgeber, und auf keine Weise eines solchen Werks würdig. In der Vorrede heißt es: „das Leben jedes Deutschen, den große Thaten und Geisteskräfte, oder große Kenntnisse und Fähigkeiten, in welchem Gefache es sey, auszeichneten; dessen Leben auf die Theilnehmung der Welt Anspruch macht, soll dieses Werk enthalten.“ Welch ein ungeheurer nicht im geringsten überdachter Plan! Wie wäre Deutschland zu bedauern, wenn der Herausgeber richtig rechnet. Denn es heißt ferner: „der Herausgeber glaubt jährlich etwa drey Bände liefern zu können, und das Werk längst in sieben Jahren zu vollenden.“ Folglich würden der Bände höchstens 21 werden; und wenn nun jeder, wie dieser erste, vier Lebensbeschreibungen enthielte: so würde Deutschland bisher ungefähr 84 große Männer hervorgebracht haben, welche sich durch große Thaten und Geisteskräfte, oder große Kenntnisse und Fähigkeiten ausgezeichnet hätten. Und muß man denn auch noch, um 84 solche Männer zusammen zu bringen, solche Leute, wie Bojokal ist, von dem man nur eine einzige Anekdote weiß, zu Hülfe nehmen? O mein armes Vaterland, wie dürftig bist du denn bisher an

großen

Männern gewesen. Daß übrigens den Verf. seine
nung in Ansehung der Zeit der Vollendung des Werks
betrogen hat, ist klar, da nun seit zwey Jahren dieser
der einzige geblieben ist.

Abhandlung des Herausgebers soll nun, wie die
besagt, nicht das Bild jeder Biographie seyn, wel-
eingerückt wird; sondern es sollen „Gedanken zu dem
er vollkommenen Biographie seyn, wobey er keine
, als die gewiß untadelhafte Absicht hat, zur Ausar-
ollkommner und vortrefflicher Biographien zu reizen.“
wirklich die Biographien, welche in diesem ersten
rkommen, nach den Regeln entworfen, welche hier
en werden, und hätten die Verfasser derjenigen,
künftig geliefert werden sollen, erst nöthig, sol-
n zu lesen, um sich darnach zu bilden: dann würde
eins der seichtesten und schlechtesten werden, wel-
Vorschein gekommen wäre, und man würde Ur-
n, das darauf gewandte Geld zu bedauern. Denn
es Geschwätz über diese Materie läßt sich kaum den-
te der Verf. doch wenigstens die kleine Schrift:
Biographie, welche 1777. zu Mitau herauskam,
n Verf. der ehemalige Prof. Wiggers zu Kiel ist,
n als Agent der Hansestädte nach St. Petersburg
esen, und da er nichts Bessers zu machen im Stan-
trefliche Schrift empfohlen! Da kann er lernen,
ie seyn soll, und welche Regeln der Biograph
zu hat. Wirklich müßten wir viele Bogen
n wir alle die albernen Urtheile, alle die sinn-
eschmackten Stellen, welche wir in der B. Ab-
g vorgestrichen haben, anführen und widerlegen woll-
g daher an einigen Stellen genug seyn, um un-
zu r fertigen. Gleich der Anfang ist ein Schwall
, wahr, theils falsch, theils unverständ-
ren Menschen erster erhabenster Gegen-
weiten Schöpfung ist der Mensch. Unsterb-
das Maas seiner Würden, Gott sein Urbild, sein
Welt. Sein Blick faßt den Plan des Schö-
eit wenn denn?) Jahrtausende des Vergangenen
Gedanke, und seine Handlungen sind die Bür-
Zukunft. Des Menschen Bau übertrift den
r Sonne. Ein ewiger Geist spricht aus sei-

nem Auge." Wehe dem Biographen, wenn er diese Schreibart zum Muster nimmt! Eine andere elende Behauptung ist folgende: „Reden und Handlungen der Unsterblichkeit wie sein Eigenthum gleichsam verschwenderisch mittheilen, das kann nur der Biograph." Zu geschweigen, daß dieß abermals sehr schwülstig ausgedrückt ist, denn das ist nun durch und durch der armselige affectirte Ton des Verf. so sieht auch außerdem ein Jeder leicht, daß es nicht wahr ist. Von ähnlichem Schlage, und nur noch etwas ärger ist folgender Ausspruch: „Nur der lebt, der zu etwas großem unsterblichem emporbringt: alles übrige ist Pöbel, Thier." Ferner wird gesagt: „der Soldat erhält in dieser Schule seine [illegible]ter." Vermuthlich wollte er sagen: der Feldherr; denn die Soldaten bilden und leiten andere Dinge, als Biographien, deren Lesung eben nicht zu seinen Beschäfftigungen zu gehören pflegt. „Die Geschichte kümmert sich so zu sagen um den einzelnen Menschen nichts." Das möchte denn wohl eine schöne Geschichte geben, deren Verfasser sich um die einzelnen Menschen, welche er aufführt, nicht bekümmerte. Daß der Verf. das, worüber er schreibt, gar nicht versteht, gar nicht durchdacht hat, beweiset die ganze Abhandlung. Man lese, um sich davon zu überzeugen, nur einmal die einzige Stelle S. V ff. in der großen, und S. XXII ff. in der kleinen Ausgabe, welche sich mit den Worten: Große Geisteskräfte, anfängt, und mit den Worten: unter sich stehr, endigt. Zur Probe daraus nur folgende Blumen: „Nicht nur der große, auch der merkwürdige Mensch ist ein biographischer Gegenstand. Wer kann hier Grenzen setzen? allein der [illegible]che Natur und Zweck. Biographie ist theilnehmungswirkende Lebensbeschreibung für die Welt. Wirkt denn nur der große Mann Theilnehmung? Nicht auch oft blos der außerordentliche? Der einzige in seiner Art. — Große Handlungen für die Welt sind hier gar nicht die Erndte. — Daß die Wahl ist nur seine erste, vielleicht kleinste Pflicht. — Das Wohl der Gesellschaft ist der Standort, von dem er ausgeht, und der Hauptgesichtspunkt, in dem er alles sieht. — Die Schwärmerey selbst, (als wenn die immer so scharfsinnig wäre!) entdeckt in seiner Schrift seine Partei nicht. — Sein Lob ist das höchste Ziel, das der Ruhm Sterblichen ausstecken konnte." Wer sieht aus diesen Stellen nicht, daß es dem Verfasser gänzlich an richtigen Begriffen mangelt, daß er sich selbst wenige Zeilen hinter einander widerspricht, und gar

nicht

Mann ist, welcher den Biographen Regeln vor-
kann, weil ihm das einzige Erforderniß mangelt,
rt, nämlich, diese Regeln selbst zu kennen,
ne Andre lehren will? „Handlungen und Thatsa-
en hier ferner vom Biographen, erzählt er nicht,
lde darzustellen; sondern einzig das Bild
n, der dieß Alles that.“ Aber sein Zweck
voch n sei das Bild in einem möglichst herrli-
zu lie n? — „Nicht einmal bloße Geschichte
n der Mann selbst ist sein Zweck.“ Ei-
ner deren elende Spitzfindigkeit demjenigen ein-
r iß, was Geschichte des Mannes be-
re lehrten euch Landkarten und Erdbe-
will euch mit dem Weltschöpfer bekannt
t uns also der Geograph weniger mit dem
r bekannt, als der Biograph? — „Unmöglich kann
Theilnahme erweckt werden, wenn Thatsachen nach
ig oder auch nach einem gewissen Plane erzählt
abermaliger Beweiß, daß der Verf. nicht ver-
er spricht. Wir möchten keine Biographie von
Doch wir würden unsere Leser ermüden, wenn
che Stellen anführen wollten. Nur noch eini-
von Beurtheilungen der Biographen, womit der
Abhandlung schließt. Diogenes Laertius be-
rentitel: der platte, geistleere und geschmacklose.
Baronius und Hannibal Albani, und die
ner Ruinart, Mabillon und d'Achary haben sich
ein großes Verdienst (Baronius durch die ge-
und abentheuerlichsten Legenden, und Ruinart
y durch Compilationen!) erworben. Tillemont
, Geist und Ordnung geschrieben. Hätte Leti
vast, Schmeicheley und Bosheit geschrieben: so
der größten Biographen und Geschichtschreiber.
des Melanchthon von Camerarius soll eine
nd die Nachrichten desselben nicht immer zuverläßig
irsch's Biographien der Deutschen sollen (E
ert!) Epoche gemacht haben, und er wird (in
Augen, von dem wir denn freylich nicht gelobt seyn
) seinen wahren Ruhm nicht verlieren, wenn auch
e Fehler gezeigt, und bessere Beyspiele geliefert wür-
— Und ein Mann, der solche Urtheile fällt, wagt es,
Biographen Regeln geben zu wollen. Doch was hat ein

 Mann,

Mann, wie dieser, nicht vor Einbildungen? Er sagt ferner: „Der Biograph erlaubt sich keinen Fehler der Schreibart. Nirgend können Wiederholungen, Ausdehnungen, Alltagssprüche, Schwulst, Ueberladung, Leere, Dunkelheit, Wortgepräng, Eintönigkeit, und dergleichen, weniger Statt finden, als hier. Der Ausdruck des Lebenschreibers ist rein, edel, zierlich, doch ungekünstelt.“ Diese Regeln giebt der Mann, der sie doch zuerst selbst beobachten sollte, und dessen Abhandlung von allen diesen Fehlern wimmelt; der „an sein rechtes Ort setzen, sich worüber hin setzen, von Jemanden keine Meldung machen, Gefach, mich deuchts“ schreibt, und an Schwulst, Leere, Dunkelheit, Wortgepräng, seines Gleichen sucht. Doch genug von diesem eiteln und elenden Schriftsteller. Wir freuen uns, daß wir von den Lebensbeschreibungen selbst, die er hat abdrucken lassen, ein günstigeres Utheil fällen können.

Zuerst wird in der großen Ausgabe Hermann aufgeführt, dessen Leben 13 Seiten füllt. In der kleinen Ausgabe steht es S. 212 — 242. Sein Leben ist, nach den Nachrichten, welche wir davon haben, recht gut beschrieben, nur möchte man wünschen, daß der Verf. die Quellen genauer, als blos im Allgemeinen angeführt hätte. Auch ist es unangenehm, daß die Sprache nicht rein ist. So heißt es z. B. das Joch von dem Nacken einer Nation abwerfen, welche es schon zu gewöhnen (gewohnt zu werden) anfieng; und an einer andern Stelle steht: den Pracht.

Hierauf folgt Bojokal. Was von ihm gesagt wird, und gesagt werden konnte, füllt in der großen Ausgabe nur 2½ Seiten, und in der kleinen S. 243 — 248. Alles was wir von ihm wissen, ist eine einzige Anekdote, welche Tacitus von ihm anführt. Die Stelle ist hier nicht einmal näher bezeichnet. Sie stehet aber in dessen Annal. lib. 13. cap. 55 sq. Wie diese einzige Anekdote, welche Tacitus vielleicht noch, nach seiner Art, zum Theil erfunden, wenigstens verschönert hat, den Bojokal hier aufzuführen berechtigen konnte, sehen wir nicht ein. Wie außerordentlich groß, wie unübersehbar wird diese Gällerie werden müssen, wenn alle Deutsche, aus deren Charakter ein einziger solcher Zug bekannt ist, hier aufgestellt werden sollen? Und wie paßt es zu dem Titel: Leben? denn aus einer solchen Anekdote läßt

sich

si [illegible] eben, als der Charakter eines Man

[illegible] zt das Leben des Freyherrn von Leibnitz, das
in diesem Bande, welches in der großen Aus-
und in der kleinen S. 1 — 146. füllt. Es soll
schreibung von einem unserer besten Schriftstel-
n, und sie ist wirklich schön und in mancher Rück-
h nicht durchgehends, musterhaft. Wir wol-
[illegible] anführen: „Die Gleichgültigkeit unserer
[illegible] n, heißt es im Anfange, zu wecken, die
[illegible] mbürger nicht stolz genug scheinen, ist die
[illegible] nkmals. — Nicht um einen Mann
[illegible] die seine Schriften täglich zu Rathe
, im andenken zu erhalten; blos um den übri-
[illegible] Theil der Nation für sein Verdienst zu er-
[illegible] das zu erinnern, was L. für die Er-
[illegible] ung der ganzen Masse wichtiger
[illegible], so wie die Wichtigkeit der erhabenen
[illegible] ilosophie in ein vortheilhaftes (sollte
[illegible] ihr wahres) Licht zu stellen, nur das
[illegible] diese schwache Schilderung seiner Größe zu
[illegible] gende Stelle enthält wohl einen unrichtigen
zugleich mit einer gewiß unverdienten Verach-
[illegible] sehr [illegible] ngswürdige Klasse von Gelehrten
[illegible], unter de[illegible] noch mehrere von den ersten Köpfen
[illegible] n, und noch sind. „Es war dem
[illegible] dem Ansehen nach, sondern ge-
[illegible] günstiger Umstand für ihn, daß er in dem
[illegible] berühmten hohen Schule und von einem
[illegible] wurde, der einer ihrer Lehrer war. Dieß
[illegible] en Weg zu einem Glücke zu bahnen, das wohl
[illegible] Ehrgeizes vieler seines gleichen würde gewesen
[illegible] dieses Glück würde ihn zu dem kleinen Zirkel
haben, worin er als Universitätslehrer nur
[illegible] und nur in Einer Wissenschaft hätte
[illegible]." Einer Widerlegung bedarf diese Stel-
[illegible] denn wer fühlt nicht das Unrichtige dersel-
[illegible] ze Bemerkung aber liegt in folgender
[illegible] enheit über die geschicktesten seiner
[illegible] sich [illegible] bald dadurch bemerken, daß er auch
[illegible], die der Mangel an Lehrgabe ei-

 nem

nem jeden gewöhnlichen Zuhörer unnütz machte. Z
gehörte der Professor der Mathematik **Kuhnius**, ein
der nur durch seinen großen Schüler auf die Nachwel
men ist." Die Art und Weise, wie der Verfasser di
ten L. durchgeht, und ihren Inhalt und Werth en
ist vorzüglich musterhaft. Doch gilt dieß mehr von
losophischen und mathematischen, als von den übrigen
ten L. bey deren Beurtheilung man sieht, daß sie
ganz zu des Verf. Fache gehören, als jene. Aber d
sicht seiner Verdienste um die Weltweisheit ist v
dargestellt, und mit wahrem philosophischen Geiste
sen. Wir würden aber zu weitläuftig werden, w
uns dabey aufhalten wollten. Es verdient ganz g
werden. So ist auch das, was von den Arbeiten L
ner Religionsvereinigung gesagt wird, sehr unpa
wenn gleich der große Mann auch wohl von Eitelkeit
litischen Absichten dabey nicht frey war, und gewiß
wissenschaftliche Absichten ihn zu einem Freunde de
ten machten, wie ein erst vor Kurzem bekannt ge
Brief desselben beweiset, und vielleicht aus noch ung
Schriften desselben noch deutlicher bewiesen werden
Von der Theodicee sagt der V. sehr schön: „Ein Wer
er ein solches Lehrgebäude vollendet hatte, verdiente
zu krönen, das ganz der Erforschung der Wahrheit
wesen war. **Leibnitz** hatte den ganzen Weg des
chen Geistes durch alle Wissenschaften zurückgelegt,
Ziele seiner großen Laufbahn alle seine Kränze in d
pel des Ewigen aufzuhängen." Am Schlusse breite
Verf. noch umständlich über L. und **Wolfs** Verdi
vieler Gründlichkeit aus, und läßt diesen beyden groß
schen Gerechtigkeit wiederfahren. Wir haben die
mit desto größerm Vergnügen gelesen, da es itzt v
chen seyn wollenden Philosophen darauf angelegt z
scheint, diese Männer, und besonders den Letztern
ben. Was wir an dieser schönen Biographie noch
ist hauptsächlich Folgendes: Der Verfasser ist nicht g
nug in Dingen, welche ihm vielleicht Kleinigkeiten
mögen, weil er einmal S. 31. der großen Ausgabe
kleinliche Gelehrsamkeit literarischer Geschic
der spöttele, deren Mangel aber bey einer guten
schreibung offenbar ein Fehler ist. Dahin gehört z.
der Vorname des großen Mannes nirgends, und

ungesittetern Zustand(e) jener Zeiten Schuld zu geben, worin Gelindigkeit geringern Eindruck machte, und worin man die Leidenschaften weniger zu verbergen oder zu lenken wußte, als in aufgeklärtern Jahrhunderten. Seine übrigen Handlungen und die einstimmigen Zeugnisse vieler Geschichtschreiber, welche selten zum Lob eines Mannes sich vereinigen, stellen ihn als einen Fürsten dar, der durch die Eigenschaften des Geistes und des Herzens den Beynamen des großen, die Dankbarkeit der Nachwelt und das Glück, Stammvater einer langen Reihe mächtiger Monarchen zu seyn, verdient (hat.)" Der Irrthum, welcher in der Stelle S. 51. „Friedrich — die Verzeihung," liegt, ist im histor. Portef. 1786. März gründlich gezeigt worden.

In der Vorrede heißt es, daß die große Ausgabe um manches verbessert sey; aber wir haben von diesen Verbesserungen auch nicht eine einzige auffinden können.

R

Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit. Vorzüglich in Rücksicht auf Deutschland. Gotha, bey Ettinger 144 S. 8. 1786.

Der Verf. hat seinen Gegenstand zwar nur kurz, aber nicht übel, abgehandelt, und man sieht, daß er bey mehrerm Fleiße etwas Vorzügliches leisten könnte. Zuerst giebt er einen Begriff der Ritterzeit, als Einleitung überhaupt. „Ritterzeit ist die Zeit der schwärmerischen Tapferkeit, mit schwärmerischer in steife Galanterie gekleideter Liebe und Religion, nach gesellschaftlichen Rechten behandelt." Hierauf folgt: Adel, Ursprung und erste Quellen des Rittergeistes. Das Kapitel vom Adel ist allzu kurz abgehandelt, da es doch bey dieser Untersuchung wichtig ist. Denn aus dem Adel waren die Männer „die sich in alten Zeiten noch zu einem besondern Zweck verbanden, Religion, Tapferkeit, und Ehre gekränkter Frauenzimmer zu sichern." Wollte man den Begriff dieser Zeiten ganz aus alten Romanen und Ritterbüchern abziehen: so würde man freylich irren; aber es würde eben so unrichtig seyn, wenn man diese ganz verwerfen, oder für Erfindungen müßiger Köpfe halten wollte. „Jene Dichtungen, alte und neuere, gründen sich auf Facten der Menschheit, und die merkwürdige Erscheinung der Rittergesellschaften ist die schöne Blüthe der Menschheit, die itzt eben

von

von Rohheit zur Verfeinerung übergeht." — Turniere, ihr Ursprung, und die dabey üblichen Gebräuche und Gesetze, Pflichten der Ritter, und ihre Erziehung. Rittergeist in Deutschland. „Die schönen Gedichte der Minnesänger, dieser glücklichen Nachahmer der Provenzalen und treflichen Zeichner ihrer Natur und der Denkart und Sitten ihrer Zeit, die zuerst alle jene kleinere Verhältnisse an der Masse ihres Volks neben und unter einander bemerkten, treu auffaßten und darstellten, zuerst den Puls des menschlichen Herzens unter ihrer Nation behorchten, und den Gang der Leidenschaften verfolgten, — diese glücklichen Anfänger (des) guten Geschmacks trugen das Meiste gewiß dazu bey, jenem Geiste unter den Deutschen aufzuhelfen. Mehrere waren selbst Ritter." Rittergeist zu den Zeiten der Kreuzzüge. Es ist unrichtig, die Rittergesellschaften für eine Folge der Kreuzzüge zu halten; daß aber diese großen Einfluß auf den Rittergeist gehabt haben, ist nicht zu leugnen. Dieser Einfluß wird hier kürzlich gezeigt. Ritterwesen in Deutschland im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte. Die Verwirrungen und Unruhen im 13ten Jahrhunderte bewirkten Unordnung in der Ritterschaft. Man behielt die Theorie oder die Statuten bey; aber an die Ausübung wurde nicht gedacht. Die Geschichte ist zu voll von Ungerechtigkeiten, von Beweisen der ausschweifendsten Zügellosigkeit und eines dumpfen Starrsins, als daß man glauben könnte, die Ritter hätten ihre Gelübde gehalten. Zeugen ihrer Gewaltthätigkeit aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte sind die vielen Raubschlösser und Burgen, deren Ruinen zum Theil noch übrig sind. Es entstanden sogar Ritterbündnisse, wo mehrere sich gegen Städte und andere Nachbarn zusammen vereinigten. Indessen zeichnete doch Männlichkeit und biedre Frömmigkeit noch Viele aus; und diese warfen sich in den unruhvollsten Zeiten zu Beschützern des Rechts, der Treue, und der Wahrheit auf. „Schande brandmarkte den, der anders versprach, anders that. Das in unsern Zeiten oft so weggewitzelte, wegraisonirte und wegradotirte Gewissen, das der engbrüstige Vernünftler als Wahn und Phantasiekram verschmäht, weil er das lästige Ding überpoltern möchte, oder vielleicht verloren hat, war da noch der innere Richter, den man ehrfurchtsvoll hörte." Selbst im Hasse und in der Rache handelten einige edel, thaten Widerstand ohne Haß, und vertheidigten nur ihr Recht und ihre eigne Sicherheit. So

wie mehr politische Ordnung in das System Deutschlands kam, die Gesetze mehr Ansehen erhielten, und die Ritter in ihre Grenzen gewiesen wurden, ließ auch der Hang zur unstäten und Fehdeliebenden Lebensart nach. An Höfen und unter Officieren aber erhielt sich, und erhält sich leider! noch, der Geist jener mißverstandenen Begriffe von Ehre, woraus die leidigen Duelle entstehen. „Auch auf den Universitäten rumorte dieß Gespenst lange, und noch schleicht die Pest im Finstern, wie sie einst am Mittage wüthete.“ Beschluß. Allgemeine Betrachtungen. Alles Romanhafte abgerechnet, ist es historisch gewiß, daß es eine Zeit gab, worin sich Gesellschaften zur Aufrechthaltung der Tapferkeit, Tugend, Minne und Religion, zusammenthaten. Dieß waren ihre edleren Bestandtheile, und das Uebertriebene fällt auf Rechnung der Zeit und Umstände. Ihr Einfluß auf das Beste der menschlichen Gesellschaft ist gewiß nicht unerheblich gewesen. Der Rittergeist nahm immer die Farbe des Bodens und des Climas, wo er blühete, an. In England war er abentheuerlich, in Frankreich galant, in Spanien toll, in Deutschland, unter dem Einflusse der Minnesänger, an den Höfen etwas geschliffener, im übrigen aber nachher rauh und derbe. Mönchsthum und Pfafferey hat einigen seiner Aeste früh eine eigene Gestalt gegeben, die dem anschauenden Blicke der Nachwelt itzt zu einem heilsamen Lachen dienen könnte, wenn nicht hinter der Bisarrerie, wie sie wirklich ein mönchischer Ritter haben mußte, etwas mehr gesteckt hätte, als nur eine possirliche Verirrung der Natur. Dieß dürfte zu den zufälligen schlimmen Folgen des Ritterwesens gehören. Ceremonie war die Seele des Ritterordens. „Mir ist nichts angenehmer,“ so schließt der Verfasser, „als, sey es auch durch einen Nimbus der Illusion, den Entfernung um jene Zeiten wirft, mich in sie zurückzuziehen, mich zu weiden an den Bildern ihrer Größe, und lächeln muß ich dann nun, wenn ich sehe, wie mancher Ururenkel eines alten Ritters, da er selbst keine großen Thaten mehr verrichten kann, doch mit seinen Ahnen pralt, ihre Portraite um sich her versammelt, und sich in dieser Gallerie auf und nieder spatziert. So liebten die Römer, nach Ammian Marcellins Bericht, nach der traurigen Verheerung der Vandalen, da sie selbst nichts Großes mehr hervorbringen konnten, doch noch mit heißerm Enthusiasmus die — Statuen ihrer Väter.“

Ange-

Angehängt sind dieser Schrift: ein altes Minnelied, „Kaiser Heinrich,“ mit einer recht artigen Uebersetzung in die itzige Sprache, und eine Phantasie: „der alte Ritter an sein todtes Roß.“

Der Verfasser verspricht in der Vorrede, diese kleine Abhandlung künftig zu einem umständlichern und planmäßigern philosophischen Werke umzuarbeiten. Er hat gezeigt, daß er dazu Beruf hat, und wir werden es mit Vergnügen erscheinen sehen. Nur bitten wir ihn recht sehr, mehr Sorgfalt auf eine gute correkte und historische Schreibart zu wenden, welche wir in dieser kleinen Schrift ungern vermißt haben.

Oesterreichische Staatenkunde im Grundrisse, von Ignatz de Luca. Erster Band. Wien, in der von Ghelenschen Buchhandlung 1786. 336 S. 8.

Der Verf. dieser Schrift, welcher schon als ein fleißiger Compilator bekannt ist, und schon so mancherley Sammlungen über die österreichischen Staaten compilirt hat, würde sich durch dieses Werk ein wahres Verdienst erwerben, wenn es nur nach einem guten Plane abgefaßt, und in der Ausführung zweckmäßiger wäre. Indessen, so wie es da ist, hat es immer seinen Nutzen, bis ein besseres erscheint.

In der Einleitung werden die Charten und Schriften über den österreichischen Staat angezeigt. Beyde Verzeichnisse sind nicht vollständig und sorgfältig genug gemacht. Mehrere Vollständigkeit wäre doch leicht zu erreichen gewesen, da hier, auch in bekannten Schriften schon so viel vorgearbeitet ist, und man von einem Manne der sich so viel mit den österreichischen Staaten beschäfftigt hat, eher noch unbekannte literarische Nachrichten hätte erwarten mögen. So aber fehlen alle ältern Schriften, und auch einige von den neuern. Den Mangel von Sorgfalt und Genauigkeit, den man fast in allen Schriften des Verfassers, ungeachtet manche weitschweifig genug sind, ungern bemerkt, findet man auch hier; denn das Verzeichniß ist gar nicht nach einer gewissen Ordnung gemacht, indem alles unter einander steht, und viele specielle Schriften angeführt werden, welche erst weiter unten bey den einzelnen Abschnitten hätten citirt

werden

werden müssen; dieß macht dieß Verzeichniß viel unbrauchbarer, als es sonst seyn würde. Ja es gehören manche Schriften gar nicht hieher, wie z. B. Stövers Beschreibung des deutschen Reichs, worin Oesterreich bis jetzt noch gar nicht abgehandelt ist, auch vielleicht nie abgehandelt wird. Keysler's Reisen sind angeführt; Nicolai's Reisen fehlen; Büsching's Erdbeschreibung und wöchentliche Nachrichten sind angeführt, aber das Magazin desselben nicht; woraus doch S. 36. etwas angeführt ist; das politische Journal und Meusels historische Literatur stehen hier, und viele andere ähnliche Sammlungen vermißt man. Wir könnten das Register der Mängel hier noch sehr häufen.

Die erste Abtheilung handelt von der geographischen Beschaffenheit der österreichischen Länder. Hieher hätte auch nothwendig die geographische Eintheilung derselben gehört, welche unten, ganz am unrechten Orte, wo von der politischen Beschaffenheit geredet wird, S. 82 ff. steht. Der Flächeninhalt der sämmtlichen Staaten wird zu 10,369 Meilen angegeben, und der Verf. weicht sowohl hierin, als in der Angabe des Flächeinhalts der einzelnen Länder und Provinzen sehr von andern guten Schriftstellern ab, ohne nur einigermaßen die Ursachen dieser Differenz zu berühren, welches doch lehrreich seyn würde. Die Angaben einzeln zu prüfen, würde uns zu weit führen.

Zweyte Abtheilung. Von der physischen Beschaffenheit der österreichischen Länder. Von den Producten wird eine systematische Uebersicht gegeben, welche aber nichts, als die Namen enthält, nebst Anzeige der Länder, wo sie vorhanden sind. Nur einigemal steht bey einigen Producten: häufig. Eine nähere Nachricht davon will der Verf. in der Folge bey jeder Provinz geben; denn er verspricht in der Folge eine Beschreibung aller einzelnen Provinzen beyzufügen. Wenn dieß wirklich geschieht, so können wir wirklich nicht einsehen, wozu dieß trockne und sehr weitläuftig gedruckte Verzeichniß, welches 54 Seiten ausfüllt, eigentlich dienen soll. Der Verf. hat auch die gemeinsten Dinge darin aufgenommen. Wer in aller Welt will wohl in einem statistischen Buche finden, daß in den weitläuftigen österreichischen Staaten z. B. (S. 65.) die gewöhnlichen Getraidearten und Hülsenfrüchte gebauet werden, und daß auch Kalkschiefer und Thonschiefer darin zu finden sind? Daher ist es denn sehr seltsam,

worin z. B. S. 57. der Verf. sogar die verschiedenen [illegible]arten oder S. 85. die verschiedenen Insektenarten auf[illegible] will. Ein wenig Ueberlegung würde den Verf. dieß [illegible]ehen bewogen haben.

Dritte Abtheilung. Von der politischen Beschaf[illegible]heit dieser Länder. Von den Einwohnern sagt der [illegible] „Ein großer Theil der Nation ist bereits französirt, [illegible] großen Kosten haben wir bisher Sitten, Kleidung [illegible], und Krankheiten von der Seine geholt. Der [illegible]harakter der österreichischen Nation im Allgemeinen ist [illegible], Gutmüthigkeit, unbegränzte Treue gegen den [illegible]fürsten, und Gastfreundschaft. Die Alpenbewohner [illegible] noch sehr auf gute Sitten, und auf die Gewohnheiten [illegible] Voreltern." Ein so allgemeines Urtheil über so vie[illegible] so sehr verschiedene Völkerschaften, als der österreichi[illegible] Staatskörper enthält, kann, wie man leicht begreift, [illegible] werth seyn. Wozu also einen Hauptcharakter dersel[illegible] [illegible]geben, da sich derselbe schlechterdings nicht angeben [illegible] Wenn man die Hauptstädte ausnimmt, sind diese Na[illegible] [illegible] wohl eben nicht französirt. Auch möchte man eher [illegible]chigkeit und Sinnlichkeit zum allgemeinen Charakter [illegible], als Liebe zur Industrie, worin sie gewiß noch sehr [illegible]ehen müßten. —

Die Totalsumme aller Einwohner wird im J. 1780, [illegible]0,551,000 angegeben, und itzt sollen vorhanden seyn: [illegible]7,896. Diese Berechnung ist unstreitig zu hoch, wel[illegible] [illegible] Theil die Berechnung verursacht, welche der Verf. [illegible] Zuwachse nach 1780. macht. Worauf sich diese [illegible] gründet, wären wir wohl neugierig zu wissen; [illegible] es ist unbegreiflich, wie es möglich ist, diesen bloßen [illegible]wachs in Ungarn auf 3,000,000; in Gallicien auf [illegible]000, in Böhmen, Mähren, Steyermark, Crain, Cärn[illegible] und Schlesien auf 1,179,896; und in den übrigen Pro[illegible] [illegible] auf 500,000 zu berechnen. Auch ist die Volkszahl [illegible] 1780. zu groß. Fast scheinet es, als ob der Verf. mit Zahlen nur spielte. Zwar hat der Verf. in den Zusätzen Erklärung gegeben; aber sie thut uns kein Genüge, und sind über die nähern Aufschlüsse, welche er zur Rechtfer[illegible]g seiner Angaben in der Folge verspricht, begierig. [illegible] werden ihn vielleicht daran erinnern. Bey der Einthei[illegible] der verschiedenen Stände müssen Druckfehler seyn.

Denn

Denn der Verf. sagt, der Landmann mache $\frac{4}{5}$, und die Handwerker und Fabrikanten $\frac{1}{5}$ der Nation aus. Bey dieser Eintheilung der Stände bringt der Verf. sogleich eine ausführliche wieder sehr weitläuftig gedruckte Darstellung des ganzen Militäretat, nach allen Regimentern, mit Angabe der Zeit ihrer Errichtung, und dem Verzeichnisse ihrer Chefs, bey. Dieß hätten wir nun hier zum Theil gar nicht, zum Theil wenigstens erst weiter unten, gesucht. Und gerade, was allenfalls das interessanteste seyn könnte, nämlich die Stärke derselben, wird gar nicht, weder im Ganzen, noch im Einzelnen, angegeben. Gleich hinterher folgt die Eintheilung des geistlichen Standes, welche auch hieher noch nicht gehörte, besonders da der Verf. im folgenden Bande, wo er von der Religion handeln will, eine Uebersicht des heutigen Cleri nach der möglichsten Vollkommenheit beyzubringen verspricht. Hierauf werden abgehandelt: Sprache, Kleidung, Wohnplätze. Die letztere Rubrik würde man wohl mit Recht in der ersten Abtheilung suchen. Es werden hier übrigens angegeben: 1010 Städte, 1550 Märkte, welches wohl Marktflecken seyn sollen, 60,626 Dörfer, und 50,000 einzelne Höfe. Besonders die beyden letztern Zahlen scheinen auf alle Weise zu hoch. Nun folgt: Staatsrecht, welches denn sehr kurz abgehandelt wird. Es ließen sich darüber vielerley Anmerkungen machen, die wir aber übergehen: denn daß diese Materie hier völlig unpartheyisch abgehandelt seyn sollte, wird man wohl nicht erwarten. Daß die Ritterorden unter dieser Rubrik mit angeführt werden, möchte wohl den meisten Lesern sehr sonderbar vorkommen. Hofstaat. Landesgesetze. Hier sind die neuern Verordnungen in geistlichen Sachen, und die übrigen Landesgesetze angegeben. Landescollegien, welche sehr ausführlich von S. 198. bis ans Ende dieses Bandes abgehandelt werden. Diese Ausführung, so nützlich sie auch, besonders für die Einwohner des Landes, ist, gehörte doch nicht in einen Grundriß der österreichischen Staatskunde, wo sie viel kürzer hätte seyn müssen. Es sind sogar hier häufig, die itzigen Minister und vornehmsten Beamten namentlich angegeben. S. 234. wird gar ein kais. königl. Patent zu Veränderung eines Kollegiums in extenso eingerückt. Bey dieser Weitschweifigkeit fehlet doch oft die Bestimmtheit und Deutlichkeit; so daß jemand der sonst die Verfassung der österreich. Kollegien nicht einigermaßen kennt, manches doch nicht verstehen wird. Auch hätte man wünschen mögen, daß

sie

sie wären getrennt, und nicht hier alle samt und sonders, ohne Unterschied, auf einmal vorgetragen worden. Zwar können wir über den Plan des Ganzen noch nicht hinlänglich urtheilen, da wir das ganze Werk noch nicht vor uns haben; aber so viel werden unsere Leser schon mit uns bemerkt haben, daß dieser Plan nicht ordentlich und zweckmäßig angelegt worden, und noch sehr roh ist. Da z. B. der Verf. im folgenden Bande vom Handlungswesen, Finanzwesen, der Militärverfassung, den Studiensachen u. s. f. handeln wird: so hätten auch da zugleich die dahin gehörigen Kollegien bey jeder Abtheilung angeführt werden müssen. Auch können wir es nicht billigen, daß der Verf. die Geschichte des Landes, welche, unserm Bedünken nach, auf gewisse Weise durchaus in den Plan der Staatskunde gehört, gänzlich davon ausgeschlossen hat.

Tf.

Hessische Beyträge zur Gelehrsamkeit und Kunst. Fünftes und sechstes oder zweyten Bandes erstes und zweytes Stück. Frankfurt, bey Varrentrapp Sohn und Wenner 1785. 372 S. in 8.

Wir wollen nur die vorzüglichsten Aufsätze bemerken. Fünftes Stück. I. Von der Lehnsverbindlichkeit adelicher Geschlechter in Hessen gegen auswärtige Lehnshöfe, von Herrn Rath Ledderhose. Der Verf. will nach und nach eine Anzahl auswärtiger Lehnbriefe, welche adlichen Geschlechtern in Hessen gegeben sind, bekannt machen, und macht hier den Anfang mit einem Lehnbriefe des Stifts Heerse an die von Schachten. III. Nachrichten von dem ehemaligen Benedictinerkloster Breitenau in Niederhessen, von Hrn. Hofarchivar Becker. Ein feines Supplement zu Haas Versuch einer Hessischen Kirchengeschichte, mit vielen beygefügten Urkunden. IV. Ueber Ambition und Geldbelohnungen, als unzulängliche Besserungsmittel der Jugend, von Hrn. Köhler. Ein Aufsatz, welchen wir vielen neuern Pädagogen, auch wegen der Bescheidenheit, womit er abgefaßt ist, recht sehr empfehlen wollen. V. Von dem Krokodil mit dem langen Schnabel, von Hrn. Kriegsrath Merk. VI. Beytrag zur Naturgeschichte der Landgrafschaft Hessen Cassel. VII. Versuch einer

ner Hessischen Ornithologie, von Hrn. D. Grandidier. VIII. Gedanken über die Ekstasen, von Hr. Prof. Tiedemann. Der Verf. zeigt sehr gut, daß die Ekstase nichts als Täuschung überspannter Einbildungskraft sey, daß die Ekstatiker oder Theosophen unter die durch Einbildungskraft Betrogenen zu zählen, und Geisterseherey und Ekstasen genau mit einander verknüft sind. „Die Geisterseher, wie die Theosophen, schreiben Fasten, Wachen, Einsamkeit, Entziehung alles lebhaften Vergnügens, als Mittel vor, die Seele über das Thierische zu erheben, das ist mit andern Worten, die Einbildungskraft zu verkehren, und den gesunden Verstand zu verdrehen." Die ganze schöne Abhandlung kommt itzt gewiß sehr zur rechten Zeit. IX. Von der Judenaufnahme in den Casselschen Landen, von Hrn. Reg. Assess. Kopp. Der Verf. erweiset, daß dieses Recht in Hessen nur ein zufälliges Hoheitsrecht sey. Doch müssen die von den Landsassen aufgenommenen Juden einen landesherrlichen Schutzbrief haben. Der Verf. bemerkt indessen auch sehr richtig, daß der Landesherr denselben, wenn der aufgenommene Jude alle in den landesherrlichen Verordnungen vorgeschriebene Eigenschaften hat, zu versagen nicht befugt sey. Hierauf widerlegt er die Meynung, daß die Judenaufnahme ein Regale sey, welches Landsassen nicht mitgetheilt werden könnte, sehr gut, und zeigt endlich in dem folgenden Stücke, welches den Schluß dieser Abhandlung enthält, was für Erfordernisse die Landesgesetze bey der Aufnahme nöthig machen. Aus einer beygefügten Tabelle erhellet, daß 1776. in den Casselschen Landen 952 Judenfamilien vorhanden waren. XI. Neue Erfindung von Stubenöfen und Kaminen. Sie verdienen von allen denen nachgeahmt zu werden, denen an Holzersparung gelegen ist. XII. Ein päbstliches Bücherprivilegium von 1502. nebst einer Nachricht von alten Drucken, welche zum Verkauf stehen, von Herr Krause. XIV. Fortsetzung der Einfälle eines Kameralisten.

Sechstes Stück. Außer den hier fortgesetzten Abhandlungen des vorigen Stücks, sind hier noch folgende zu bemerken: II. Von der Schutzgerechtigkeit des Haußes Hessencassel über das St. Peters Stift in Fritzlar, von Hrn Rath Ledderhose. Es bezahlt dafür jährlich, ingleichen bey jedem Regierungsantritte eines Landgrafen, 125 Fl. Ein Schutzbrief von 1730. ist hier abgedruckt. III. Nachricht von der Entstehung, dem Zunehmen und itzigen Zustande der Univer-

sitäts-

stätsbibliothek zu Marburg, von Hr. Kirchenrath Haas. Man sieht daraus, daß diese Bibliothek nicht zu den unbeträchtlichen gehört, und daß sie bey der itzigen Veränderung der Universität, welche sich unstreitig auch wohl auf die Sorge für die Bibliothek erstrecken wird, ansehnlich werden kann. IV. Vom Floßeisenschmelzen in Steyermark, vom Assessor Wille. V. Geschichte einer epidemischen Krankheit im Jahr 1784. von Hr. Prof. Schröder. VII. Von den Cetaceen, von Hr. Kriegsrath Merk. IX. Topographische Monumente der Casseler Bibliothek. X. Verzeichniß über sämtliche Wohnungen, Menschen und Vieh der Aemter Homberg, Gudensberg und Felsberg, vom J. 1781. XII. Von der Haushältigkeit der alten Hessischen Landgrafen. Zwey Briefe Philipp des jüngern und Wilhelm IV. von 1583. wobey sich beyde Brüder gegenseitig ein Geschenk mit zwey Martinsgänsen und etwas Einbeckischen Biere machten, vom Hrn. Rath Ledderhose mitgetheilt. XIII. Etwas über die frühe Beerdigung der Juden, gegen des Hrn. Hofmedicus Marx Vertheidigung derselben. Es wird mit Anführung der von diesem angezeigten Stellen des A. T. bewiesen, daß darin die frühe Beerdigung auf keine Weise anbefohlen sey, und gegen die von ihm angeführten Gründe, wodurch er die Unschädlichkeit dieser Gewohnheit behaupten wollte, werden ganz kurz sehr treffende Einwürfe gemacht, denen ein Arzt leicht noch mehrere beyfügen würde. XIV. Schenkungsbrief des Gebäudes zum Lyceo Fridericiano zu Cassel, von 1779. Der Kaufpreis dieses Gebäudes betrug 18,000 Rthlr. und zur vollkommenern Einrichtung, desselben wurden noch 5,078 Rthlr. hergegeben. Im Jahr 1782. kaufte der verstorbene Landgraf noch ein besonderes Gebäude und einen zwischen diesem und dem Lyceo liegenden Garten für 4,000 Rthlr. und schenkte noch zu dessen Einrichtung 1,300 Rthlr. Diese wurden dem Schulmeisterseminario gegeben, und der Garten zu einer Maulbeerpflanzung bestimmt, damit der Seidenbau hier gelehrt werden könnte. Damit ist zugleich eine Anweisung zur Bienenzucht verbunden. Auch zur innern Schulverbesserung ist ein Ansehnliches hergegeben, und die Gehalte der Lehrer sind erhöhet worden. Solche Anstalten gereichen einem Fürsten zur dauernden Ehre, und können Muster für viele deutsche Fürsten seyn, welche noch immer für die Verbesserung ihrer Gymnasienschulen nichts thun. Gefreuet haben wir uns übrigens über die Versicherung, daß das Directorium dieser Schu-

 len

sen sich nicht durch pädagogische Projectmacherey, unsers erfinderischen Jahrhunderts, verleiten läßt nach und nach Altes und Neues prüft, ge wählt. Eine Nachricht davon, welche wird sehr willkommen seyn. XV. Cassel. richt von der Veränderung des Collegii Carolini, gleich auf die Universität Marburg einen so ßen Einfluß gehabt hat. Den Schluß m zeige der neuen Schriften in den Hessencass

Y.

P. *Augustini Krazer*, Ord. Praed. SS. Theologiae Praesentati, et studii generalis Augustani Regentis, de apostolicis, nec non antiquis ecclesiae occidentalis Liturgiis, illarum origine, progressu, ordine, die, hora et lingua, caeterisque rebus ad liturgiam antiquam pertinentibus, Liber singularis. Superiorum approbatione. Augustae Vindelicorum, sumptibus Rieger p. m. filiorum 1786. 2 Alph. gr. 8.

So unfruchtbar und unzuverläßig das Studium der alten Liturgien ist, und so geringfügig auch der Nutzen seyn mag, den die mühsamsten Untersuchungen, die besonders katholische Gelehrte darüber anstellten, der Geschichte der Glaubenslehren verschaft haben: so müßte doch ein Buch, worin das Resultat dieser Untersuchungen, ohne partheyische Blicke auf irgend eine Kirchenparthey und ihr dogmatisches System vorgelegt, und das Gewisse vom Ungewissen sorgfältig geschieden wäre, den Liebhabern der kirchlichen Alterthümer sehr willkommen seyn. Der Vorrede nach sollte man so etwas von dem gegenwärtigen Buche erwarten. Der Verfasser verspricht aus den liturgischen Schriftstellern den Kern zu liefern, aber auch zu den Quellen selbst zu gehen, und das, was noch in dieser Materie ungewiß sey, unentschieden zu lassen, und sich aller mystischen Erklärungen der alten Gebräuche zu enthalten. Auch das Geständniß läßt alles Gute von ihm hoffen: in ecclesiae mores sensim non paucos ab-

us irrepsisse *hominum* vitio, vel *imperitia*, quibus
nc adversum ire, atque remedium afferre difficillimum
t, cum in mores transierint, quae vitia fuerunt. Unse-
Leser mögen urtheilen, ob der Verf. in allen Stücken Wort
halten habe. Sein Buch handelt nur von den alten occi-
ntalischen (von den Orientalischen will er in einer beson-
rn Schrift handeln) Liturgien, das ist, von den Gebräu-
n und Gebeten, mit welchen jene Kirche die große feyerli-
Messe oder Communion von Anfang her gehalten hat,
d ist in fünf Abschnitte eingetheilt, von welchen jeder wie-
r in Hauptstücke, einige auch in Unterabschnitte oder Arti-
(wie sie der Verf. nennt) zerschnitten sind. Die Anfüh-
ng dieser kleinern Abtheilungen würde die Recension zu
itläuftig machen; wir wollen also nur die Aufschriften der
schnitte hersetzen. I. Von apostolischen Liturgien. (S. 1
5 25.) II. Von den vornehmsten Liturgien der occidentali-
en Kirche (der römischen, gallicanischen, mozarabischen,
brosianischen, englischen und afrikanischen) und derselben
sprung und Fortgang. (S. 26 – 93.) III. Von Dingen,
lche die alte Liturgie näher angehen (Ort, Kirche, Brod
d Wein, Altar und dessen Zierrath, h. Geräthe, Bücher
d Kleidung) (S. 94 — 369.) IV. Von der Ordnung
d dem Ritus, welche bey den feyerlichen Liturgien der oc-
entalischen Kirche (nämlich der römischen, gallicanischen,
zarabischen und ambrosianischen) gebräuchlich waren, und
ch gebräuchlich sind. (S. 370 — 639.) V. Vom Tag,
r Stunde und Sprache der alten Liturgie. (S. 639–665.)

Die Liturgien, welche dem **Petrus**, **Jakobus**, **Mat-
äus** und **Markus**; oder auch ihren nächsten Nachfolgern,
m **Clemens** von **Rom**, **Ignatius** u. s. w. zugeschrieben
rden, hält er für unächt, wenigstens — was doch katho-
che Schriftsteller aus Furcht vor der Congregation Indicis
r eine zurückhaltende Sprache führen müssen! — für zwei-
haft; doch meynt er mit **Pfaffen** (S. 24.) sie seyen doch
r alte Schriften, aus denen man die alte Kirchenlehre ler-
n könne. Allein das heißt so viel als nichts gesagt, so lan-
nicht bestimmt werden kann, wie alt sie seyn. — Er fin-
übrigens die erste Liturgie 1 Tim. 2, 1. welche die Norm
er andern worden sey, und meynt mit **Muratori** aus
stins Apologie an den Antonin zu erweisen, daß damals
on eine liturgische Formel vorhanden gewesen sey, weil es

dort heiße, der Bischof spreche über das gekochte Brod, Wein und Wasser Gebete und Danksagungen — ὅση δύναμις αὐτῷ — welches er übersetzt: totis viribus — da doch Ernesti in seinem Antimuratorius, aus welchem Buch überhaupt P. Krazer sehr viel sollte lernen können, deutlich genug für jeden, der griechisch kann, gezeigt hat, daß es so viel heiße, als: so gut er kann, und daß folglich an keine vorgeschriebene Formel zu denken sey.

Ehe unser Verfasser zur Beschreibung der ältern occidentalischen Liturgien übergeht, untersucht er vorher die Frage: ob es in den ersten vier Jahrhunderten eine geschriebene Liturgie gegeben habe, welche aus Gründen bejahet wird, die einen hartnäckigen Zweifler schwerlich bekehren werden. Viele beweisen auch nur, es wäre nützlicher gewesen, vorgeschriebene Formeln zu haben, oder setzen voraus, was erst zu erweisen war, die Formeln wären schon so weitläuftig gewesen, daß nicht leicht jemands Gedächtniß sie hätte behalten können. Indessen bleibt es freylich bey dem Förmlichen, das zu Zeiten Konstantins des Großen bey der ganzen äußerlichen Einrichtung des Christenthums, aufkam, immer höchst wahrscheinlich, daß wenigstens im vierten Jahrhundert vorgeschriebene Liturgien ihren Anfang genommen haben. — Von der alten römischen Liturgie wird (S. 37 ff.) behauptet, sie sey der Substanz nach Petri Liturgie; denn dieß sey beständige, römische Tradition; dieß bezeuge auch Innocentius I. und Vigilius in ihren Briefen — (wie? so späte Zeugen?) — und vermuthlich sey es die gewesen, welche Justin der Märtyrer beschrieben habe. In der Note wird die Stelle aus dem Briefe des Innocentius angeführt — aber dabey gesetzt — cuius tamen verba in tanta latitudine accipienda non esse, recte monuit doctiss. Muratorius. Was doch das Joch, das die römische Kirche ihren Mitgliedern auflegt, für ein niederdrückendes Joch ist! das Licht der Wahrheit leuchtet ihnen oft in die Augen — aber sie dürfen sich nicht aufrichten, um ihm näher zu kommen, sondern sie müssen die Augen fest zudrücken, damit es ja seine Kraft nicht ganz äußere. Wir haben noch mehr Stellen dieser Art in eben diesem Buche bemerkt. — Die Nachfolger Petri hätten freylich allerley Gebete und Gebräuche zur Beförderung der Andacht nach und nach hinzugefügt, bis endlich Leo der Große in der Mitte des fünften Jahr-

hunderts

Liturgie eine neue Gestalt gegeben habe, wel-
aus dem ... onesischen Codex des römischen Sacramen-
rbelle, ... Bianchini entdeckt und herausgegeben
... r ... y selbst bemerkt, daß Muratori diesen Co-
... el ... Compilation eines ungeschickten Menschen
habe; so meynt er doch, es sey so viel gewiß, daß
... ch ehedem zur römischen Kirche gehört habe und von
... worden sey, und es bleibe immer ein ehrwürdi-
...gen ... Alterthums, dergleichen weder die abend-
ländische Kirche habe; und es enthalte nichts,
... e ... er des fünften Jahrhunderts widerspreche —
... wr des fünften Jahrhunderts habe Gelasius
amentarium seiner Kirche in bessere Ordnung
und es, wie Anastasius berichte, mit neuen Ge-
... Pr ... ionen bereichert — dabey gesteht er aber
Muratori bemerkt hat, daß dieses Sacra-
... ere Zusätze erhalten und der vom Cardinal
... r herausgegebene Codex dieses Sacramenta-
gallikanische Kirche bestimmt gewesen sey, und
...anischer Gebräuche enthalte — wobey also
...des für die Geschichte der alten Liturgie ausge-
— Gregorius der Große soll endlich das Ge-
...cramentarium abgekürzt, und aus drey Büchern
... t. Aber auch dieses Sacramentarium ist
... , und nicht ohne fremde und spätere Zusätze
... ; und die ältesten Handschriften, die man davon
... das Ende des achten Jahrhunderts nicht.
... diese ... ächt wären: so konnten wir wohl die
... r wenig von den Gebräuchen daraus lernen, die
... diesen Gebeten vorgenommen worden. Doch hat
er und Hittorp, und nach ihnen Mabillon, zween
... Anweisungen zu den Meßgebräuchen der römi-
ausgegeben, wovon der eine aus den Zeiten
... , der andere aus den Zeiten des Gregorius
... soll; welcher Meinung aber doch Muratori
Dieses sind die einzigen Quellen, aus welchen,
...ng mit ihrem Commentator, dem Amalarius,
... ne Beschreibungen des alten römischen Ritus
...ichen Messe in dem vierten Abschnitte geschöpft
— ... gallicanische Liturgie war, wie (S. 53.) gut
... o, von der morgenländischen abgeleitet und dauer-
... Pipin und Carln den Großen fort, als welche

 auf

auf Ansuchen der Päbste die römische annahmen. Unser Verf. meynt, was Flacius (er nennt ihn immer Flaccus) 1557 für eine gallicanische Liturgie herausgegeben habe, sey nur eine Privatsammlung von Gebeten, für den Bischof während des Chorgesangs, höchstens aus dem zehnten Jahrhundert, gewesen; und verwundert sich sehr über den P. Honorat, weil sie dieser für die Quelle aller Liturgien des Occidents, und für das älteste, was man in dieser Art besitze, gehalten habe. Indessen glaubt er doch, wenn gleich der König von Spanien und der Pabst diese Liturgie öffentlich verboten hätten, ihre Ausgabe sey sowohl der katholischen Kirche, als der gelehrten Welt nützlich gewesen — jener — weil durch diese Messe die Lehren und Gebräuche der rechtgläubigen Kirche herrlich bestätiget worden — dieser — weil Alterthumsforscher dadurch verleitet worden seyn, die alte gallicanische Liturgie mit mehr Fleiß aufzusuchen. Hierbey kann er sich nicht enthalten, das alte Mährlein zu erzählen, die Lutheraner hätten die flacianische Messe zu unterdrücken gesucht, als sie nachher sahen, daß einiges darin enthaltene, der römischen Kirche zum Vortheil diene; daher komme die Seltenheit dieser Schrift — eben als wenn nicht selbst jenes Verbot des Buches zu seiner Seltenheit mitgewirkt haben könne. — Und worin bestund denn dagegen jener Fund der römischen Alterthumsforscher? Der Cardinal Bona fand zween Codices, wahrscheinlich aus dem achten Jahrhundert, Thomasi das Missale der Franken, Mabillon ein Lectionarium mit merovingischer Schrift und noch ein anders gallicanisches Sacramentarium, und zuletzt Martene eine Expositionem brevem Liturgiae Gallicanae, welche er dem h. Germanus zuschrieb. — Das ist alles, was sie fanden; und das wenige, was sich durch die Vergleichung der römischen Liturgie mit der gallicanischen mit Zuverläßigkeit für die Kirchengeschichte schließen läßt, ist fürwahr des Papiers nicht werth, das durch die Herausgabe jener Bücher verbraucht wurde. — In Spanien war die gothische oder mozarabische (dieser Name soll von den Sarazenen herkommen, welche alle unter ihnen lebende Fremde Mustarabe nannten) Liturgie, die auch aus dem Orient abstammte, bis auf Gregor VII. üblich; da es die Tochter des Burgundischen Königs Constantia, die von Jugend auf an den römischen Ritus gewöhnt war, bey ihrem Gemahl Alfonsus VI. K. von Castilien, dahin gebracht habe, daß er diesen, ob-

wohl

wohl mit dem Widerstand vieler Kirchen, annahm. In der That erlaubte auch dieser König den widerspenstigen Kirchen die Beybehaltung des alten Ritus; doch wurde er im zwölften Jahrhundert nur noch an gewissen Festtagen gebraucht, bis gegen das Ende des funfzehnten, der Cardinal Ximenes durch die Ausgabe seines Missalis mixti das gänzliche Abkommen dieses Ritus verhinderte. Dieses Missale mixtum wurde seiner Seltenheit wegen 1755. zu Rom wieder aufgelegt, und soll wirklich noch den alten gothisch-spanischen Ritus enthalten, woran man aber, selbst nach der Ausführung unsers Verfassers im vierten Abschnitt, bey Vergleichung mit dem römischen billig zweifeln muß — Von der ambrosianischen Liturgie gesteht der Verf. sie sey nicht von dem Barnabas, sondern vom Ambrosius, obwohl auch dieser vielleicht nicht allein ihr Verf. seyn möge; wenigstens wisse man nicht gewiß, was vom Ambrosius sey; die Meßbücher der mailändischen Kirche seyn selbst nicht übereinstimmend, weil man den Ritus allmählig dem römischen zu nähern gesucht habe. — Er nimmt für wahrscheinlich an, (woran man aber doch zweifeln möchte, weil alles auf die fabelhafte Erzählung gebauet ist, daß Lucius von dem Bischof zu Rom, Eleutherius, sich Missionarien erbeten habe,) daß die Britannier zuerst die römische Liturgie gebraucht haben; nachher aber hätten sie die gallicanische angenommen; und als der Apostel der Angelsachsen, Augustinus, die römische habe einführen wollen, hätten sich ihm manche Bischöfe widersetzt; doch habe endlich die römische Liturgie obgesiegt. S. 89. thut der Verf. einen Ausfall auf die Engländer, der auch billig denkenden Männern aus seiner Kirche mißfallen muß. — Cum Angli, sagt er, in quantum nobis constat, nullum adhuc ex vetustissimis Missalibus suae gentis typis donarint, forte *quia illarum editionem suis opinionibus minime conducere censuerunt*, nihil certi desuper (was nämlich Augustinus für eine Liturgie in England eingeführt habe) definiri potest. Was doch Sektenargwohn wirken kann! Ist denn dem Verf. nichts von den Streitigkeiten bekannt worden, welche besonders in dem ersten Viertheil unsers Jahrhunderts zwischen den Episcopalen und Presbyterianern über einige Abendmahlsgebräuche geführt wurden, wobey gewiß die erstern, wenn sie ältere Liturgien, als die römischen, in ihren Kirchen gefunden hätten, sich bemühet haben würden, sie ans Licht zu ziehen? Ist ihm insonderheit Thomas Bretts

 Colle-

Collectio praecipuarum Liturgiarum ecclesiae in celebratione S. Eucharistiae usitatarum. Lo 8. unbekannt geblieben? Ein sehr gelehrtes Buch, der von Liturgien schreiben will, nicht wohl mi und woraus unser Verf. nebst vielen andern auch lernen können, daß die Engländer weder Gel n Ursache haben, aus Furcht, sie möchten der römi vortheilhaft seyn, die alten Liturgien zu un — Von der afrikanischen Liturgie sagt unser f. 91–93.) nur wenig; und er konnte auch nur lig jener Kirche keine liturgische Schrif bis zu uns sind. Inzwischen sieht man doch dem aus afri nischen Kirchenvätern gesammelt hat, daß diese wie Schelstrate wollte, mit der römischen ei sondern der mozarabischen näher gekommen sey. — Im dritten Abschnitt Art. 1. beweiset der Verf. ganz gut, die Christen auch noch zur Zeit der heidnischen Kaiser bis da Tempel gehabt hätten. Aber der Beweis aus Ig ad Magnes. c. 7. παντες ως εις ενα ναον συντρεχετε θεου — er das Vergleichungswort ως — und das folgende — ως επι ενα — übersehen und die Worte eigentlich genommen hat, ist kraftlos — S. 261–277. untersucht er die Frage: ob die Apostel und ihre Nachfolger in den drey ersten Jahrhunderten in gemeiner und gewöhnlicher Kleidung das Abendmahl gehalten haben? Er meynt zur Zeit schwerer Verfolgungen hätte dieses wohl seyn mögen, aber es sey doch nichts beständiges gewesen — und dieß schließt er ex Apostolorum reverentia erga augustissimum mysterium, und aus Eusebius Kirchengesch. III, 25. wo von dem Apostel Johannes gesagt werde, er sey Hoherpriester gewesen, und habe eine Laminam getragen. Er weiß zwar wohl, daß diese Stelle von vielen verworfen, von einigen aber uneigentlich erklärt werde — aber das ist ihm audacia und temeritas, die keine Antwort verdiene. — Auch Epiphanius haeres. c. 29. berichte, der Apostel Jakobus habe eine bracteam auf dem Kopfe getragen — diese sey auch wirklich bis ins J. 869. in Jerusalem aufbewahrt worden, da sie der Patriarch Theodosius nach Constantinopel an den Ignatius gesendet habe, dieses vorausgesetzt schließt er, daß auch die übrige Kleidung damit harmonirt haben müsse, und wirklich sage auch die beständige Tradition zu Jerusalem, Iacobum in lineis et candidis vestibus s. peregisse mysteria. — Was

doch

noch die liebe Tradition für alberne Dinge sagt! Wie harmonirt diese Tradition mit Matth. 10, 9. 10. und Jak. 2, 2-6. — Bey dem was er (S. 555—569.) von der communione cleri et populi sagt, wo er die Anmerkungen des P. Courayer zu dem Sarpi in Ansehung der Communion unter einerley Gestalt sophismata et maledicta nennt, hätte er aus unsers Spittlers Geschichte des Kelchs im Abendmahl noch manches lernen können. — Bey der Frage: in welcher Sprache die alte Liturgie gehalten worden? dreht und windet er sich erbärmlich, um den Gebrauch der lateinischen Sprache bey der Messe zu vertheidigen, und ihren allgemeinen Gebrauch in der ganzen abendländischen Kirche zu erweisen, vergißt aber dabey die auf sichern Beweisen ruhende Ausnahme der slavonischen Kirche. Zuletzt aber schließt er mit den Worten seines Melliflui doct. ep. 174. Quae autem dixi, absque praeiudicio sane dicta sint sanius sapientis: Romanae praesertim ecclesiae auctoritati, atque examini totum hoc, sicut et caetera, quae eiusmodi sunt, universa reservo: ipsius, si quid aliter sapio, paratus iudicio emendare. O der Sklaverey, die eines freyen Deutschen unwürdig ist!! Daß ein katholischer Schriftsteller seine dogmatischen Sätze der Kirche — und daß ein Mönch eben dieselben besonders der römischen Kirche zur Prüfung unterwirft, das finden wir nach dem einmal angenommenen System ganz erträglich — aber daß die römische Kirche auch in historischen Dingen richten soll, das läßt sich mit dem gesunden Menschenverstand nicht vereinigen.

Antons Godeau, Bischofs und Herrn zu Vence in Frankreich, allgemeine Kirchengeschichte, aus dem Französischen ins Italiänische übertragen, und mit Anmerkungen begleitet von Don Arnald Speroni — anjetzt aus dem Italiänischen ins Deutsche übersetzt von Joh. Ludwig von Groote, Weltpriester. Drey und zwanzigster Theil, enthält die Kirchengeschichte von 814 bis 844. Augsburg, bey Rieger sel. Söhnen 1784. 8. nebst chronologischen Tafeln und Verzeichniß von Bischöfen. — Vier und zwanzigster Theil, enthält die Kirchen-

 geschichte

geschichte vom J. C. 844 bis 869. 1785. 272 S. nebst $16\frac{1}{2}$ Bogen Register, chronologischen Tafeln und Verzeichniß der Bischöfe zu Lüttich. — Fünf und zwanzigster Theil, enthält die Kirchengeschichte vom J. C. 869 bis 886. 1786. 286 S. nebst $13\frac{1}{2}$ Bogen Register, chronologische Tafeln und Verzeichniß der Bischöfe zu Münster.

Der langweilige Godeau, den man den geduldigen Deutschen aus einer italiänischen Uebersetzung in einem deutschen Kleide darzustellen schon längst angefangen hat, muß doch immer noch seine Liebhaber finden. Diese mögen sich daran ergötzen, wenn sie Th. XXIV. S. 51. lesen, die große Lust, die der nachmalige Bischof Hubert zu Lüttich am Jagen hatte, worüber er oft den Gottesdienst versäumte, habe zu seiner Bekehrung Anlaß gegeben; denn als er an einem Festtage während des Gottesdienstes auf die Jagd gegangen war, sey ihm ein Hirsch erschienen, welcher zwischen seinen Geweihen ein Kreuz hatte; dabey habe er zugleich eine Stimme gehört, welche ihm die Verdammniß ankündigte, wenn er sich nicht bekehren würde — (S. 85 f.) Der h. Woldbod habe seinen Leib, damit er ihn nicht an größerer Vollkommenheit hindern möchte, durch Fasten, Wachen und andere Strengheiten abgemergelt — habe öfters, da andere schliefen, zur rauhen Winterszeit mit bloßen Füßen die Kirchen besucht, und in denselben ganze Nächte zugebracht — habe so mäßig gelebt, daß er nach strengem Fasten den Hunger durch den Anblick und Geruch köstlicher Speisen, die ihm nach seiner Würde zubereitet wurden, gleichsam nur reizte; da er indessen mit Wasser, Brod und schlechtern Speisen zufrieden, das Uebrige den Armen zu geben befahl — Als er wegen Schwachheit des Magens in eine tödliche Krankheit gefallen sey, habe er nur auf Stroh liegen wollen und sich mit einem Bußkleide bedeckt — auch den bösen Feind durch das Zeichen des h. Kreuzes von sich getrieben — Der h. Märtyrer Lorenz, der ihm den Tag seines Hinscheidens vorgesagt (vorhergesagt) habe, habe ihn auch zu den himmlischen Freuden geladen; durch welche Nachricht er wunderbar erfreuet, denselben aus Dankbarkeit zum Erben seines Eigenthums eingesetzt, und zu seiner Kirche 300 Mark Silber

das vermacht habe. — Sein Nachfolger Durand, der den Namen mit der That hatte (denn er war karg und hartherzig) wendete das von seinem Vorgänger hinterlassene Vermögen nicht an, wie er sollte, und setzte den Bau des von demselben angefangenen Klosters des h. Lorenz nicht fort. Dafür wurde er aber auch von dem h. Wolbod öfters im Schlaf ermahnet, und da er sich dennoch nicht besserte, so soll er von demselben so unsanfte Streiche mit dem Bischofsstab bekommen haben, daß er in eine tödliche Krankheit fiel, daran er starb. — Nach S. 117. hat der Bischof Heinrich im J. 1153. den Sieg gegen den Graven von Namur, ohne sich in ein Treffen einzulassen, durch Anrufung des h. Lambrechts davon getragen. Die Soldaten des Feindes überfiel plötzlich eine solche Furcht, daß sie die Flucht ergriffen. — Wer Lust hat dergleichen elende Mönchsfabeln zu lesen, der kann sie in diesem deutschen Godeau in Menge finden. Auch der französische Godeau ist davon nicht frey. Man lese nur aus dem chronologischen Verzeichniß des Inhalts des 24 Th. folgende Beyspiele — der heilige Apostel Jakob erscheinet Ramir dem König von Spanien im Schlafe, und verspricht ihm einen zuverläßigen Sieg von den Sarazenen, deren er in einer Schlacht 70,000 umgebracht hat. (S. 4.) — Und im Streit selber (S. 11.) wird dem Apostel folgende kraftlose, schülermäßige Rede angedichtet: „Jesus Christus, mein „Herr, nachdem er unseren apostolischen Mitbrüdern verschiedene Länder angewiesen hatte, vertraute meiner Sorg„falt und Obhut ganz Spanien. Stärke dich, fasse Muth, „und verlier nicht die Gegenwart des Geistes! denn ich bin „Jakob, der Apostel Christi, und komme dir Hülfe zu leisten. „Morgen frühe wirst du mit dem Beystande Gottes jene unzählige Menge der Saraзenen, die dich umringt und in die „Enge treibt, überwinden. Indessen werden doch viele von „deinen Leuten, für welche die ewige Ruhe schon vorbereitet „ist, in dieser Schlacht ihre verdiente Krone davon tragen. „Und damit du ja nicht daran zu zweifeln Ursache hättest, „so wirst du mich mit einer weißen Fahne, die über alle an„dere hervorragen wird, auf einem Schimmel reiten sehen. „Gleich beym Anbruche des Tages nach verrichteter Beichte „deiner Sünden, und nach empfangenem Leibe und Blute „Jesu Christi, wirst du kein Bedenken tragen, mit bewaffne„ter Hand in das Lager der Barbaren einen Einfall zu wa„gen, und den Namen des Herrn anzurufen. Denn du „kannst

„kannst vollkommen versichert seyn: daß der Sieg von dei-
„ner Seite nicht weichen wird."

Der deutsche Uebersetzer ist ein eifriger Vertheidiger aller ultramontanischen Lehrsätze, und des päbstlichen Primats, und weiset seinen Godeau, wenn er nur mit einem Wort sich davon zu entfernen scheint, eifrig zurecht; Fleury hingegen bekommt strenge Verweise, worüber freylich mancher Mönch in seiner finstern Zelle frohlocken, und dem Uebersetzer sein Plaudite zurufen wird. — Literargeschichte mag weder des deutschen, noch des italiänischen Uebersetzers Sache seyn — denn sonst würden sie nicht Th. 24. S. 129. von Annalen Bertinians reden, und Th. 25. S. 284. den Herausgeber von Photius Bibliothek Höschel in Eschel verwandeln — am allerwenigsten aber den Joh. Launog (vermuthlich Launoy) Th. 24. S. 103. unter die Ketzer rechnen, welche die Fabel von der Päbstin Johanna bestritten haben.

Yf.

Christian Ulrich Detlew Eggers, Professors der Kameralwissenschaften zu Kopenhagen, Skizze und Fragmente einer Geschichte der Menschheit in Rücksicht auf Aufklärung und Volksfreyheit. Erster Band. Flensburg und Leipzig, in Commission der Kortenschen Buchhandlung 1786. 563 S. in 8.

Der Verfasser versichert in der Vorrede, er habe nur Iselin's Geschichte der Menschheit über diesen Gegenstand gelesen, ehe er zu arbeiten anfieng, und von den Schriften seiner andern Vorgänger nichts. Daraus macht er sich ein Verdienst, gesteht zwar, daß seine Arbeit vermuthlich besser geworden wäre, wenn er auf anderer Schultern getreten wäre; „aber sie wäre nicht das geblieben, was sie itzt ist — „mein Eigenthum." Er will daher auch nicht mit andern Vorgängern in diesem Fache verglichen seyn, und verspricht bis zur Vollendung seiner Arbeit auch nichts davon zu lesen. Werden dieß Verständige billigen können? Kann etwas anders, als die Einbildung, daß seine Gedanken und Arbeiten schon an sich selbst vortrefflich seyn müßten, Schuld daran seyn?

seyn? Sollte nicht billig jeder Schriftsteller seine Vorgänger, wenigstens die wichtigsten, gelesen haben, um zu sehen, ob nicht sein Werk allenfalls überflüßig seyn würde, und um ihm, wenn dieß nicht wäre, denjenigen Grad der Vollkommenheit zu geben, dessen es, nach seinen Kräften, fähig ist? Sollte diese Art der Schriftstellerey vollends gar unter uns Sitte werden: so sey uns der Himmel gnädig!

Und was hat denn nun der Verfasser, welcher seine Gedanken für so ganz originell hält, daß er glaubt, es sey Schade, sich in dem Laufe derselben durch die Arbeiten seiner Vorgänger stören zu lassen, oder sie gar darnach zu berichtigen oder vollkommner zu machen, geleistet? Der Endzweck seiner Schrift ist, zu beweisen, daß Aufklärung des Menschen, sein Glück hier auf der Erde, und also das Wohl der Staaten, nicht erreicht werden könne, ohne einen gewissen Grad weise bestimmter bürgerlicher Freyheit. Diesen Satz will er durch die Geschichte beweisen, und schreibt zu dem Ende Fragmente aus der Universalgeschichte, nachdem er vorher eine 12 Seiten lange Skizze der Geschichte der Menschheit voran geschickt hat. Jener Satz enthält nichts neues, und läßt sich allerdings aus der Geschichte sehr gut erweisen. Hätte indessen der Verf. dieß nach einem guten Plane dargethan: so würde sein Buch allerdings Verdienst haben, und der Freund der bürgerlichen Freyheit würde die von ihm aus der allgemeinen Geschichte in dieser Rücksicht gezogenen Resultate mit Vergnügen gelesen haben. Aber hier ist weder Plan noch Ordnung. Der Verf. wird sich freylich entschuldigen, daß er nur Fragmente habe liefern wollen. Aber für solche Fragmente welche man mit der leichtesten Mühe aus allen guten Universalgeschichten ausziehen und zusammentragen kann, wird und kann ihm Niemand Dank wissen; und Jeder wird sich dadurch, nach einer Vorrede, welche so große Erwartungen erregt, getäuscht finden. Die ganze alte Geschichte bis auf Christi Geburt wird auf einem einzigen Bogen abgefertigt, und Fragmente über die drey letztern Jahrhunderte, und die Schilderung der Unruhen in England von Heinrich VIII. an bis aufs Jahr 1660. nehmen den größten Theil dieses ersten Bandes ein. Schon aus diesem Umstande kann jeder Kenner schließen, daß hier gar kein Plan ist. Und selbst die Ausführung dessen, was hier erzählt wird, zeichnet sich durch nichts Vorzügliches aus. Der Styl ist sehr oft gekünstelt

und

und dem Tone der Geschichte gar nicht angemessen; z. B. „Ein wahrer Weiser, einer der grösten Menschen, der je die „Erde betrat — Sokrates — versuchte es, in diesem Zeit„punkt, reinere Religionsbegriffe und Philosophie zu verbrei„ten. Er büßte es mit dem Leben; — und der Genius der „Menschheit weinte und verhüllte sein Gesicht." — Auch die Urtheile weichen oft gar sehr von der Wahrheit ab. Auch davon nur ein Beyspiel zur Probe: „Am größten schien das „Reich unter Justinian. Nicht nur innere Ruhe herrschte „unter ihm, sondern seine glücklichen Heere bezwangen „die Küste von Afrika wieder, und retteten Italien aus dem „Schiffbruche des occidentalischen Reichs. Wir verdanken „auch seiner Sorgfalt die berühmte Compilation der römi„schen Gesetze; zwar nicht passend mehr für unsere Sitten, „aber an Bestimmtheit, Deutlichkeit und Vollständigkeit „ein Muster eines guten Gesetzbuchs, und ein Werk, worin „man die Spuren einer gesunden Philosophie der glücklichern „Zeiten nicht vermißt." — Wenn die Originalschriftsteller nicht deshalb citirt sind, um des Verf. Belesenheit zu zeigen; so wissen wir gar nicht, wozu diese Citaten, welche sehr flüchtig, ohne alle Auswahl, und sichtbar oft aus dem Kopfe, ohne die Bücher vor sich gehabt zu haben, gemacht sind, nützen sollen. — Zwar erkennen wir gern, daß hin und wieder recht gute Stellen vorkommen, wie z. B. das, was der Verf. über die Negersklaverey sagt, gelesen zu werden verdient; aber dem Ganzen können wir gar keinen Beyfall geben, da es ohne Ordnung und ohne genugsame Ueberlegung zusammengerafft ist, und keine einzige Lücke ausfüllt. Die Entschuldigung in der Vorrede, daß eine sorgfältigere Bearbeitung noch viele Jahre erfordert haben würde, und der Verf. nicht mehr so, wie ehedem, Herr seiner Zeit sey, kann wohl nicht gelten. Ein Schriftsteller schreibe weniger, und nehme sich zu dem, was er schreibt, mehr Zeit: so wird das Publikum ihm danken. Aber ganz entbehrliche Bücher herausgeben, und sich mit Mangel an Zeit, um sie besser zu machen, entschuldigen, taugt nichts. Hätte der Verf. Adelung's schönen Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts, fein studirt, sich darnach einen Plan gebildet, und solchen gut ausgeführt: so würde das besser gewesen seyn, als daß er ein Buch schreibt, welches jenem auf keine Weise an die Seite gesetzt zu werden verdient, und denn noch gar sich dessen rühmen will, daß er jenes Werk,

und

und andern, welche ihn hätten belehren können, nicht gelesen hat, unerachtet er wußte, daß sie vorhanden waren.

Zg.

Versuch einer Geschichte der öffentlichen Religionsvorträge in der griechischen und lateinischen Kirche, von den Zeiten Christi bis zur Reformation. Erster Hauptabschnitt von Christo bis Chrisostomus und Augustin. Von Bernh. Eschenburg. Jena, bey Cuno's Erben 1785. 263 S. 8.

Für eine Probeschrift, durch die sich der Verf. seinen Gönnern hat empfehlen wollen, war der Gedanke, eine Geschichte des christlichen Predigens zu bearbeiten, nicht unrecht, und die Ausführung ist ihm so gerathen, daß man zufrieden seyn muß. Wir wüßten auch nicht, daß der Verf. irgend ein Buch, daß diese Materie vorsätzlich abhandelte, genützt haben könnte; denn das schöne Werk: Bernardini Ferrarii de ritu sacrarum ecclesiae veteris concionum, ist hieher nicht zu rechnen, obgleich manche einzelne Bemerkungen desselben von unserm Verf. hätten gebraucht werden können, besonders was das Predigen in der jüdischen Synagoge, und die Gewohnheit über biblische Stellen zu predigen betrifft. Er hat die Homilien der Kirchenväter, oder doch die aus denselben von du Pin oder andern gemachten Auszüge und Uebersetzungen mit Fleiß und Verstand gelesen, das charakteristische dieser Art Reden überhaupt, und eines jeden Redners insbesondere, wohl bemerkt, und aus den Umständen der Zeiten und Länder, da sie gepredigt haben, erläutert. Es wäre nur nicht nöthig gewesen, von jedem insbesondere so bekannte umständliche historisch literarische Nachrichten vorauszuschicken. Die Periode über welche der Verf. sich hier vorerst ausgebreitet hat, war übrigens auf diese Art am leichtesten durchzuwandern, da hier so viel vorgearbeitet ist. Mühsamer aber auch verdienstlicher wäre es gewesen, wenn der Verf. seinen Fleiß auf Geschichte und Kritik des Predigtwesens im Mittelalter oder in den Zeiten vor Luthers Reformation gerichtet hätte.

Om.

Biblio-

Bibliotheca historica, instructa a *Struvio*, aucta a *Budero*, nunc vero a *Ioan. Georg. Meuselio* ita digesta, amplificata et emendata, vt paene novum opus videri possit. *Voluminis II. Pars II.* Lipsiae, apud heredes Weidmanni et Reichium 1786. 361 S. in 8.

Der nächstvorhergehende Theil endigte sich mit dem räsonnirenden Verzeichnisse der Erd- und Reisebeschreibungen von Ostindien überhaupt. Im gegenwärtigen, der nicht minder fleißig gearbeitet ist als die vorigen, machen die Erd- und Reisebeschreiber einzelner Länder Ostindiens, dieß Wort im weitläuftigen Verstande genommen, den Anfang. Alsdenn folgen die Geschichtschreiber über diesen großen Erdstrich, die Schriften von der Religion und Gesetzgebung der Indier, und die von dem Fortgange des Christenthums in Ostindien, womit das vierzehnte Hauptstück beschlossen ist. Die nächstfolgenden neun Hauptstücke geben das Verzeichniß und die Beurtheilung der Schriftsteller über Siam, Kochinchina, Tunkin, Ava, Pegu, Tibet, Sina, Japon, über die Tataren und Mongolen, über Sibirien, Kamtschatka und andere dem russischen Zepter unterworfene asiatische Länder, über die Scythen und Hyperboreer, die Schriften von den Kreuzzügen, und die von Afrika überhaupt. Vom vier und zwanzigsten, die Schriftsteller über Aegypten enthaltenden Kapitel ist hier nur der erste Abschnitt geliefert, in welchem die Schriften über die alte ägyptische Geschichte überhaupt aufgezählet werden. Die bey einem Werke wie dieses unvermeidlichen Verbesserungen und Zusätze will der Verfasser nicht mehr, wie er anfangs that, jedem einzelnen Theile anhängen, sondern am Schlusse des ganzen Werks zusammen mittheilen. Eine Veränderung, für welche ihm seine Leser gewiß Dank wissen werden.

R.

Geschichte

[Ges]chichte des dreyßigjährigen Kriegs und Westphä[l]ischen Friedens. Ein Lesebuch für den deutschen Bürger. Nürnberg, Stiebner. 1786. 238 Seiten in 8vo.

[Für] einen Deutschen, der sein Vaterland nach seiner jetzigen [Ver]fassung, ihrem Ursprunge und ihrer Grundfeste kennen [lern]en will, ohne sich in das Lesen einer vollständigen neuern [deut]schen Reichshistorie einzulassen, ist die Geschichte des [drey]ßigjährigen Kriegs und des westphälischen Friedens aller[ding]s eines der besten Hülfsmittel. Sie lehrt ihn die unzäh[lige]n Folgen dieser beyden großen Begebenheiten bis auf un[sere] Zeiten überschauen und beurtheilen. Sie läßt sich so be[que]m an den Religionsfrieden, Karln V und die Reformat[ion] anknüpfen: lauter nöthige Erweiterungen seiner Einsich[ten] in diesem Fache. Auch giebt sie so viele merkwürdige Er[läu]terungen über die Sitten, Gesetze, allgemeine Denkungs[art], Künste, Handelschaft, Kriegswesen, Sprache und Ge[lehr]samkeit der Nation zu der damaligen, und in der gleich[folg]enden Zeit, daß sie es längst verdient hätte, wenigstens [in d]ieser Rücksicht genauer bearbeitet zu werden. Doch dazu [sind] auch vielerley Kenntnisse und ein langwieriges Studium [nöth]ig; so wie unter den Schwierigkeiten, welche sich dem [Ges]chichtschreiber dabey entgegen stellen, die Versuchung zur [Rel]igionspartheylichkeit wohl die größte seyn möchte.

Unser Verfasser scheint diese letztere auch am stärksten ge[füh]lt, und die ernste Absicht gehabt zu haben, sie zu vermei[den]. Er vergleicht daher gleich im Anfange, (S. 4 fq.) die [wi]derfprechenden Vorstellungen, welche römischkatholische [und] protestantische Geschichtschreiber von der Veranlassung des [Kr]iegs, von den Absichten beyder Partheien bey demselben, [und] von der Art, wie sie ihn führten, gemacht haben, um [d]an zu zeigen, wie übertrieben beyde sind; urtheilt aber [auc]h schon voraus, welches wir lieber den Leser aus der treuen [un]d gelassenen Darstellung der Begebenheiten nach und nach [selb]st hätten urtheilen lassen, daß Ferdinands II. herrschsüch[tig]e, gewaltthätige und verfolgende Gesinnungen das meiste [Un]glück gestiftet haben. Auch die Empfehlung von Geschicht[sch]reibern beider Religionspartheien, (S. 10 fq.) soll ver[mu]thlich ein Zeugniß seiner Unpartheilichkeit ablegen. Unter [de]n R. Kathol. nennt er zuerst Thuanus; allein das ist

eine große Uebereilung. Denn Thuanus starb g
Zeit vor dem Anfange des dreyßigjährigen Kriegs, un
die Fortsetzung seines Werks erstreckt sich nicht über
den. Dazu setzt er die bekannten Werke des Vittori
deren Seltenheit er bedauert, und ihn einen accurat
schichtschreiber und einsichtsvollen Staatskundigen nen
erstere ist durch die neuliche französische Uebersetzung
gehoben, und das Lob des Verf. dürfte auch etwas
schränken seyn. Noch werden Brachel und Bougea
geführt; auch wundern wir uns, die Epitome Rer. G
hier nicht genannt zu finden, deren Verf. nicht nur
vieler Einsicht, sondern auch mit solcher Mäßigung g
ben hat, daß man noch in den neuesten Zeiten gestrit
(wiewohl sehr überflüßig,) ob er ein R. Kath. oder
testant gewesen sey? Von Protestanten werden Puf
und Chemnitz, wie billig, gerühmt.

Den Anfang macht der Verf. mit der Regierung
Matthias, und den unter derselben erfolgten Böh
Unruhen. Aber hier wäre, wenn es ein recht brau
Lesebuch werden sollte, ein allgemeiner Abriß von d
stande Deutschlands im Bürgerlichen und Kirchlichen,
tert aus so vielen wichtigen Begebenheiten der vorig
ten, nöthig gewesen. Dafür erzählt nun der Verf. gl
Anfang des Kriegs, und fährt darinne, nach der Abt
einiger Perioden, z. B. vom J. 1618 — 1625, vom
— 1629 u. s. w. fort. Die Erzählung selbst ist zwar
ziemlich vollständig, hin und wieder auch mit einigen
dern nützlichen Anmerkungen, z. B. über Gustav A
Tod, begleitet, und nicht unangenehm. Im Grund
erhebt sie sich doch selten über das Mittelmäßige. Ma
bald, daß sie mehr Auszug aus einigen Hauptschrift
und gesammlete Belesenheit, als Resultat von genau
kanntschaft mit jenen Zeiten, tiefern Forschen und rei
urtheilung sey. Daher vermißt man oft jene Leitung
Lesers, die ein Schriftsteller von eben genannten Fähigk
ungezwungen und so erwünscht anzubringen weiß; jene
Beobachtungen, zu denen hier so sehr viel Stoff vor
ist, bald über die Theilnehmer des Kriegs, bald übe
Wendungen und Folgen. Bisweilen schreibt der Ver
zu mangelhaft, wie wenn er S. 233 gar nichts von d
wüstung Bayerns durch die Schweden und Franzo

u. s. w. einiges gesagt werden können. Besser hat uns der zweyte Abschnitt (S. 12 fg.) gefallen, worinne die Schicksale und der gegenwärtige Zustand der Mennoniten in Preußen beschrieben werden. Seit dem Jahr 1531. fanden sie sich zuerst in diesem Lande ein, wurden nach den Grundsätzen, welche die Reformatoren aus dem Papstthum mitgebracht hatten, verfolgt, zumal, da ihre Parthey anfänglich die gegründete Einwendung des Schwärmerischen und Aufrührischen wider sich hatte; bekamen aber doch schon in den letzten zwanzig Jahren eben dieses Jahrhunderts, ihre Religionsübung daselbst, hauptsächlich unter dem Schutze der großen Städte; vermehrten sich in Westpreußen insonderheit durch die Verfolgung, welche sie in den österreichischen Erbländern unter Rudolf II. ausstanden; erwarben sich immer mehr den Ruf arbeitsamer Wirthe und sittsamer Unterthanen, und ob man gleich auf Reichstägen mehrmals ihre Unterdrückung zu bewirken suchte, erhielten sie vielmehr immer mächtigere Unterstützung, selbst von den Königen und Bischöfen. Ihre Privilegien sind ihnen in den Jahren 1732, 1736 und 1764. bestätigt worden. In Ostpreußen ist ihnen, vornehmlich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, erwünschte Freyheit geschenkt worden. Daher ist nun die Anzahl der Mennoniten bis zum Jahr 1780. in ganz Preußen auf 12603 Personen angewachsen. Angehängt sind S. 38 fg. die Privilegia derselben in diesem Lande, sowohl Wladislavs IV. vom J. 1642, als des jetzigen K. von Pohlen im Auszuge, ingleichen die von Friedrich II. K. von Preußen, in den Jahren 1767 und 1780 bewilligten vollständig.

Ex.

Das Ritterwesen des Mittelalters nach seiner politischen und militairischen Verfassung. Aus dem Französischen des Herrn de la Curne de Sainte-Polaye, mit Anmerkungen, Zusätzen und Vorrede von D. Johann Ludwig Klüber. Erster Band. Nürnberg, bey Grattenauer, 1786. in 8. 311 Seiten.

Der Verf. hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß wenig französische Bücher bey der jetzt unter uns so ausgebrei-

breiteten Kenntniß dieser Sprache eine Uebersetzung so sehr verdienen möchten, wie das gegenwärtige; nicht allein wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes für unsere Verfassung und Geschichte, wegen des historischen Scharfsinns und des warmen, dem Gegenstande so angemessenen Colorits des Stils, sondern hauptsächlich aus der Ursache, weil das Original wegen der darin so oft vorkommenden altfranzösischen Sprache, und der vielen Kunstwörter des Ritterwesens auch einem geübten Kenner der Sprache unverständlich seyn mußte. Es hat denn auch glücklicher Weise einen Uebersetzer getroffen, dessen sich wenig Bücher rühmen können. Nicht nur liest sich die Uebersetzung sehr gut, sondern es sind auch darin mit grosser Sachkenntniß die Kunstwörter der französischen Sprache in ähnliche deutsche aus Schriften des Mittelalters zusammengesuchte Kunstausdrücke übertragen, wobey allenthalben für deren Verständlichkeit gesorgt worden. Die ziemlich zahlreichen Anmerkungen haben insonderheit den Zweck, das St. Palayische Werk für uns zu nationalisiren, weil der Verfasser sehr wenig Rücksicht auf das deutsche Ritterwesen genommen hat. Der gegenwärtige Band enthält blos die Abhandlung vom Ritterwesen, nebst den zu den drey ersten Abschnitten derselben gehörigen Beweisen; der 2te Band wird die noch fehlende Beweise des 4ten und 5ten Abschnittes, und hiernächst die übrigen Abhandlungen liefern, so daß das ganze Werk eben so wie das Original nur 3 Bände machen wird. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind theils unter dem Texte, noch mehr aber unter den St. Palayischen Anmerkungen und Beweisen hinzugefügt, und von den künftigen Bänden wird uns die Hoffnung gemacht, daß selbige darin noch zahlreicher seyn werden, wie in dem gegenwärtigen. Diese Anmerkungen nebst der Vorrede sind es, womit Recensent nur wird zu schaffen haben.

Die letztere enthält eine kurze Lebensgeschichte des St. Palaye, und ein Raisonnement über dessen Werk, nebst einigen Aeußerungen über die Charakteristik der Chevalerie und ihren politischen Einfluß. Der Grad ihrer Vollkommenheit unter den verschiedenen Europäischen Nationen wird also angegeben: 1) die Französische, 2) die Englische, 3) die Deutsche, 4) Spanische und Portugisische, 5) die Nordische, d. i. die Schwedische, Dänische und Polnische. Den Italiänern scheint der Verf. nur um die Zeiten der Kreuzzüge ein Ritter-

wesen zugestehn zu wollen. Er mag es mit den Spaniern ausmachen, wenn er dieselben so tief herabsetzt. Eine Nation, die im Mittelalter, und noch unter Karl V. nur den Geist der Chevalerie zu athmen scheint, die durch ihre Kriege mit den Mauren, zu deren Emporkommen so viel beigetragen, und umgekehrt vielleicht derselben die Rettung ihres Vaterlandes und dessen Erhaltung mehrere Jahrhunderte hindurch gegen ein ihr an Macht und Cultur so weit überlegenes Volk zu verdanken hat, scheint uns doch, wo nicht den ersten, doch den zweyten Platz hierin zu verdienen. Wenigstens möchte der Vorwurf des Verfassers, daß das ängstliche, steife Etikett, welches der französischen freymüthigen Rittergalanterie so ganz entgegengesetzt ist, den Rittergeist dieser Nation characterisire, einer nachherigen Aeußerung seines Autors zu widersprechen, da dieser das spanische Etikett vom Burgundischen Hofe herleitet, der es von dem Französischen Königlichen Hofe, von dem er abstammte, bekommen, und nach der Vereinigung mit Spanien es unter dem Namen Spanische Gebräuche auf den Oesterreichischen soll übertragen haben. — In Ansehung der deutschen Nation unterscheidet unsrer Meynung nach Hr. K. die Zeiten vor und nach dem großen Interregnum nicht genug, und insonderheit wundern wir uns, weder von dem Glanze des deutschen Ritterwesens in der Hohenstaufischen Periode etwas zu lesen, noch die Minnesänger auch nur angeführt zu sehen, die, wenn sie gleich zum Theil nur Uebersetzer und Nachahmer der Provenzalen sind, doch auch viel eigenthümlich deutschen Rittergeist enthalten. Von der Periode nach dem Interregnum stimmen wir indessen völlig mit Hrn. K. in Ansehung der Herabwürdigung des deutschen Ritterwesens überein, und wollen seinen Schilderungen noch die weit schwärzere eines gleichzeitigen Schriftstellers, nämlich des Werneri Rolevinkii de mor. et situ antiqu. Saxon. in Leibnit. Script. Rer. Brunsvic. T. III. Nr. XXV. hinzufügen.

Die Ursachen sind nicht eben im Clima zu suchen; vielmehr ist zu verwundern, daß ungeachtet sie schon zum Theil in dem ersten Zeitpunkt vor dem Interregnum existirte, dennoch so viel ächter Rittergeist darin erscheint. Dieser ward bekanntlich von der Liebe gegen die Religion, gegen den König, die Damen, die Ehre insonderheit des ritterlichen Geschlechts angefeuret; der Ritter mußte freygebig seyn; und

dazu

dazu mußte er Vermögen besitzen. Wie konnten alle diese Triebfedern anders als erschlaffen, in einem Lande, wo Papst und Kaiser fast beständig in Streit waren, wo es so oft Kaiser und Gegenkaiser gab, wo die Regierung nicht bey einer Familie blieb, wo — und hierin liegt die Hauptursache des Verfalls — der Mittelstand durch Handlung und Gewerbe der Städte, und die große hanseatsche und andere Bündnisse sich so zeitig empor hob, und der Adel sich zum Theil genöthigt sah, Bürger zu werden, sogar in ihren Dienst zu gehn? Der noch übrig gebliebene Landadel versank in Armuth, und suchte sich nur durch Räubereien, die er an dem reichen Städter ausübte, zu ernähren. Wie sehr diese zweyte Macht des Staats die erste zerrieben, durch ihre Collision deren ganzes System zerrüttet, und ihre Denkungsart verstimmt habe, davon liegen die Beweise zu Tage. Die Fürsten selbst suchten am Ende des 15ten Jahrhunderts durch die Macht der Städte den Adel aufzureiben, und den Landfrieden herzustellen, z. B. Kurfürst Friedr. I. von Brandenburg. Der Adel erkannte auch wohl, wie sehr die Städte seinen Rittergeist, und dadurch seine Macht schwächten; daher die Trennung des Oberländischen Landadels vom Stadtadel! Vielleicht liegt der Grund davon, daß sich der Rittergeist am Rhein in Franken und Schwaben mehr erhielt, wie in Niedersachsen, in dem Umstande, daß hier die Städte mächtiger waren. Als hiernächst in Deutschland der Landfriede nicht allmälig durch Verfeinerung der Sitten, sondern auf einmal bey dem höchsten Grad der Rauferey durch ein Gesetz eingeführt, und dies durch römische Rechtsgelehrte gehandhabet wurde, so ward nun eine jede Selbstgewalt, sie mochte gute oder schlimme Bewegursachen haben — und Selbstgewalt zu einem löblichen Zweck war ja Pflicht der Chevalerie — ein peinliches Verbrechen; der edle Ritter kam als ein armseliger Delinquent unter die Hand des Henkers. Man sehe Göz von Berlichingen, und die Nürnbergische Malefizbücher! Daher sank der Geist der Chevalerie um so tiefer herab; daher ward die Tapferkeit um so mehr eine rohe niederträchtige Raubsucht, je näher die deutsche Ritterschaft jenen Zeiten kam, denen Europa sonst seine Aufklärung zu danken hat. Wie konnten endlich bey einer so allgemeinen Unsicherheit öftere Zusammenkünfte mit dem schönen Geschlechte vorfallen? wie konnte Liebe der Damen den Ritter beseelen! Wir hätten noch viel hierüber zu sagen; doch genug, um zu zeigen, daß es der deutschen

Nation an dem ächten Rittergeiste ursprünglich nicht gefehlt habe, und daß er nur durch zufällige Ursachen verdorben sey! — Die Prügelknechte bey den Turnieren waren doch, wie eine nachherige Stelle des Verfassers selbst S. 60 angiebt, so gut in Frankreich wie in Deutschland, und nicht für die Ritter, sondern für das zudringende Volk bestimmt, wenn sie auch gleich ein oder andermal, da wo die Ritter zu ernsthaft an einander geriethen, sich, wie heutiges Tages die Secundanten, darein mischten. — Die Wehrhaftmachung durch Ohrfeigen, die doch auch bey mehreren Völkern gewöhnlich war, trägt nicht mehr Spuren der Rohigkeit, als der derbe Ritterschlag. Irrig führt Hr. K. die Vitalienbrüder als einen Beweis der niederträchtigen Raubsucht der Nordischen Ritterschaft an. Jene waren ja größtentheils Einwohner deutscher Seestädte, ursprünglich nur gegen den Norden ausgerüstet; einer von den Hauptleuten war sogar ein Magister. Nur etliche Friesische Edelleute gestatteten ihnen eine Zeitlang in ihren am Meere belegenen Schlössern einigen Schutz.

So weit von der Vorrede! Nun noch Einiges aus den Anmerkungen! — Kaiser Friedrich I. schlug schon zum Aergerniß der ächten Ritterschaft auf dem Schlachtfelde geringe Soldaten, Kriegsknechte und Handwerker die sich brav gehalten hätten, zu Rittern. — Kaiser Friedrich III. gab allen Bürgerlichen das Recht zu Rittern geschlagen zu werden — Boutellier, Kellermeister Unter dem Grand-Boutellier de France standen die Wirthshäuser des Königreichs. — Im Mittelalter war der Wein in Frankreich (wegen mangelnder Ausfuhr) so häufig, daß man Cisternen einmauerte, ihn zu verwahren. Die Ritter trugen ihn in ledernen Flaschen bey sich, und die Lohgärber zu Amiens mußten dazu im 13ten Jahrhundert zwey große Felle für die bischöflichen Vasallen bey einem Aufgebot in Bereitschaft halten.

Moralische Bedeutung der Sporen In der Oberkirche zu Cortrycht hiengen noch 1382, 500 Paar goldene Sporen, die man 1302, nach dem Siege über die Franzosen bey Grüningen den Rittern abgenommen hatte. — Wenn einer aus bürgerlichem Geschlechte in Frankreich den Ritter affectirte, so wurden ihm, kraft aller Parlamentsverordnungen, die Sporen auf dem Miste abgenommen. Die Knapen durften nur silberne Sporen tragen. Den Doctoren der Rechte ward doch

doch endlich deren Gebrauch zugestanden. — Gute Policey der Städtischen Magistrate bey dem Turnieren. Bey einem Scharfrennen zu Speier 1433. mußten die Ritter nicht nur um Geleite anhalten, sondern auch wegen der öffentlichen Ruhe ein gewisses Versprechen leisten. Daneben hielten die Burgemeister jeder mit einem Commando reisiger Diener und 100 Bürgern zu Fuß an den Schranken. An diesen ward das Panier der Stadt aufgesteckt, Friede geboten, und 600 Mann waren auf den Zunftstuben in Waffen. „Wie „würde eine solche Superiorität der hominum servilis origi„nis den Stolz des französischen Rittergeistes gedemüthigt „haben!“ Man halte dies mit unserer obigen Behauptung zu„sammen! — Ein großes Turnier in Frankreich ward in allen Ecken Deutschlandes von dem dabey gegenwärtig gewesenen Rittern nachgespielt. — Die Griechen selbst fanden Geschmack an diesen Spielen, und man sah sie nun auch zu Constantinopel. — Die Einführung der eigentlichen Turniere in Deutschland fällt ins 12te Jahrhundert, obschon Heinrich der Vogler Kriegsspiele geboten hatte. — Die Spielinstrumente der Franzosen bey dem Anfange des 3ten Königsstamms, sind nicht gewiß bekannt; vermuthlich Arten von Waldhörnern. In den Kreuzzügen findet man schon Hörner mit Fingerlöchern; in denselben erscheinen zuerst Tambours (Trommeln) vermuthlich von den Saracenen erlernt. Nacaires unter Ludewig VIII. waren Hautbois, nicht Pauken. In einem Hofrechte des Herzogs der Normandie von 1348 werden die Instrumente also angegeben: Naquaires, Demy-Canon, Cornet, Guiterne Latine, Fluste Behaigne (Bohemienne), Trompette, Guiterne Moresche und Vueille (Violon).

Eine Menge zur Aufklärung dienender Thatsachen aus den Zeiten der Chevalerie hätte Hr. K. noch in der bekannten neuen Geschichte der Kreuzzüge antreffen können; ein Buch, das wir nirgends genutzt finden. —

Das Werk ist der Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrom vom Verleger zugeeignet. Die Titelvignette stellt einen Ritter in völliger Rüstung vor, zu beyden Seiten die Religion an einer verfallenen Säule, und die Galanterie mit einem umgestürzten Füllhorn von Bändern, Schärpen u. s. w. Hinten ein ritterliches Bergschloß mit Wetterfahnen. — „Die ein Vorzugszeichen ritterlicher

„Wohnungen waren, und vermuthlich daher in allen Städ„ten so häufig sich finden, weil die nehmliche Affectation, die „den reichen Bürger nach Sporen so lüstern machte, ihn auch „bewog seinem Hause das Ansehen einer Burg zu geben." — Schade daß die gute Erfindung der Vignette so schlecht ausgeführt worden!

Eine Uebersetzung, die uns Deutschen für ein Original gelten kann, wird den Rec. wegen der so umständlichen Anzeige entschuldigen. Er wünschte durch die mitgetheilten Proben das Buch mehr in Umlauf zu bringen.

Uo.

Von dem großen Namenshandzeichen Maximilians I. bey Unterzeichnung der Urkunden in Reichssachen — Ein Beytrag zur Diplomatik der Deutschen Könige. Maynz, 1786. 8.

Der Hr. Verfasser dieser kleinen, aber wohlgefaßten Schrift, macht damit einen wichtigen Beytrag für die Diplomatik, wofür ihm alle Liebhaber dieser mühsamen Wissenschaft Dank wissen. Sie ist mit vieler Belesenheit und noch mehr scharfsinniger Kritik geschrieben, und erreget desto mehr Begierde nach dem größern Werke, welches unter dem Titel: „Von dem Kanzleigebrauche unter K. Maxim. I. die Urkunden in teutschen Reichssachen zu unterzeichnen. Nebst vielen diplomatischen Resultaten, und einem Anhange noch ungedruckter Urkunden" nächstens folgen soll, wovon dieses gegenwärtige der Vorläufer ist. Wir wünschen, daß die Herren Archivarien den Hrn. Verf. mit ihren Beyträgen unterstützen möchten, warum derselbe bittet.

Der Inhalt ist in IX §. eingetheilet. In dem 1 §. ist gründlich erwiesen, daß der K. Max. I. sich einer vierfachen Art einer eigenhändigen Unterschrift bey Unterzeichnung der Reichsurkunden, bedienet hat. Eine große Anzahl diplomat. und histor. Schriftsteller hat zwar berühret, daß der Kaiser die Urkunden eigenhändig unterzeichnet habe, allein sie haben zusammen nichts gründliches darüber vorgebracht, sondern sind nur bey der Oberfläche geblieben. Hier aber findet man mit Zuverläßigkeit aus der sichersten Quelle der Archive, daß

der

der Kaiser eine vierfache Art von Unterschrift gebrauchet hat, nämlich 1) ein Kurrentbuchstäbliches, 2) ein sogenanntes großes Namenshandzeichen, 3) ein Monogrammatisches, und 4) ein Formularisches Handzeichen. Für jetzo ist allein hier das große Namenshandzeichen untersuchet, und das Uebrige dem folgenden größern Werke vorbehalten. In dem 3 und 4 §. sind erstlich 5 Beyspiele von dem großen Namenshandzeichen aus Orig. Urkunden des Kurmaynzischen Landesarchivs angezeigt und beschrieben von den Jahren 1494. 1495 und 1505, die auf der großen Kupfertafel No. 1. 2. 3. 4. 6. mit der größten Genauigkeit abgestochen sind. Unter diesen 5 Orig. Urkunden zeichnet sich vorzüglich die vom J. 1495 aus, worin Maximilian die Privilegien des Erzbischofs und Erzstifts Maynz bestätiget, so aus 49 Folioblättern auf Pergament bestehet, und viel feierliches an sich hat. Auf der ersten Seite des ersten Blatts unten, etwas entfernt vom Text, lieset man die Recognition: Ad mandatum Domini Regis proprium Sixtus Oelhafen Secretarius Regius, und am äußern Rande noch die Namen *Virgilius Junson*, und darunter Jörg Moßpach. Diese Unterschriften stehen vor dem Oelhafen auf allen folgenden Blättern, und von den beyden andern auch bald auf der ersten, bald auf der andern Seite des Blatts, auch öfters auf beyden Seiten. Alles sehr solenn, welches man nicht so häufig findet, und Recensent muß gestehen, ohngeachtet er eine sehr große Anzahl Orig. Urkunden gesehen hat, daß ihm dergleichen nicht vorgekommen ist.

Aus dem Reichsarchive zu Maynz sind drey Beyspiele angeführt und beschrieben, von den Jahren 1500 und 1518, die hier No. 5. 10 und 9 abgestochen sind. Das erste ist von der Regimentsordnung, woselbst am Ende die Schlußformel: „Des zu Urk. haben wir als Röm. König — unnser Koniglich Innsiegel an diesen Brief thun henken, und mit eygner Hand underschrieben."

Aus dem Kaiserlichen Hausarchive zu Wien 6 Beyspiele von den Jahren 1499. 1505. 1506. 1510. 1511 und 1518, die unten auf der Kupfertafel in einer Reihe gestochen sind, davon die genauen Zeichnungen Hr. Hofrath Schmidt communiciret hat. Die Abstiche zeigen zusammen des Kaisers große Namenshandzeichen, aber auch alle in den Zügen verändert.

Noch

Noch ein Beyspiel davon aus dem Archiv der Abtey Echternach von einer Urk. des Jahrs 1512, No. 7. abgestochen, so noch das Besondere hat, daß unter dem Namenshandzeichen die einzelne Buchstaben *p m p/* stehen, die der Hr. Verf. bey keiner andern bemerket hat.

In dem 4 §. vermuthet der Hr. Verf. mit Recht, daß alle die Urkunden, so in den verschiedenen gedruckten Urkundensammlungen mit dem einzigen Worte **Maximilian** und **Maximilianus** unterzeichnet sind, nicht den Namen allein enthalten, sondern das **große Namenshandzeichen**, indem die Herausgeber und Abschreiber nicht genug kritischen Fleiß angewandt, und was die übrigen Züge bedeuten, gar nicht bemerket haben, dessen sich sogar der sonst genaue **Gudenus** schuldig gemacht, wie hier S. 29 erwiesen ist. Wie denn auch dem Verf. kein einzig Original vorgekommen, worunter der Name **Maximilian** blos allein steht, welches Rec. auch mit bestärket.

In dem 5 §. wird das Namenshandzeichen nach seinen künstlichen in einander geschlungenen Zügen zergliedert, dabey sind die Zeichnungen auf der Kupfertafel gegen einander gehalten, und sorgfältig die darin begriffene Buchstaben herausgesucht, so, daß der Hr. Verf. höchst wahrscheinlich die drey Worte aus dem ganzen Abbreviaturzuge herausgebracht hat: Maximilianus Rex subscripsi — Wir haben alles genau examinirt, und finden durch Gegeneinanderhaltung aller abgestochenen Proben auf der Kupfertafel, daß die drey Worte ganz wahrscheinlich aus dem Abbreviaturzuge herauskommen. Der Name **Maximilianus** ist abbrevirt ganz deutlich, Rex am Ende eben so deutlich, und das geschlungene S unter dem Namen **Maximilianus** scheint zwar nicht so deutlich, aber es kann fast nicht anders ausgelegt werden, weil der geschlungene Zug so wenig zum Namen **Maximilianus** als zum Worte *Rex* gezogen werden kann, und bey jedem überflüßig und unanwendbar ist. Das Wort *subscripsi* und *subscripsit* hat überhaupt bey den Originalunterschriften vielerley Figuren und Formen, wie jeder weiß, der viele Originalurkunden und Briefe gesehen hat, wie Recensent überzeuget ist. Man sehe unter andern nur die Unterschriften der Evangelischen Fürsten, die Hr. **Weber** in seiner **kritischen Geschichte der Augsburg. Confession** I. Th. S. 277. 279. 289. in Kupfer hat stechen lassen, woselbst

selbst das Wort *subscripsi* und *subscripsit* besonders bey der Unterschrift des Churfürsten Johanns von Sachsen S. 277, und des Markgrafen Georgs von Brandenburg S. 279 ganz sonderbare in einander geschlungene Abbreviaturzüge hat, fast wie das *Chrismon* in den Diplomen der Fränkischen Könige rc.

In dem 6 §. wird untersucht, ob ein Stempel, Stampille oder Typarium zu diesem Namenhandzeichen gebraucht worden, oder ob es eine wirkliche eigenhändige Unterschrift mit der Feder sey. Das Resultat ist ganz natürlich, wenn man nur die 15 unterschiedene Absiche des Handzeichens gegen einander vergleichet, so wird man finden, daß kein einziges dem andern völlig gleich ist, auch wenn sie von einem Jahre sind (sonst möchte man glauben, der Kaiser hätte sich alle Jahre ein neues Typarium machen lassen), überdem versichert der Hr. Verf. S. 40, daß er bey den Maynzer Originalien den Federstrich in vielen Zügen sehr merklich gesehen, und daß sogar bey einigen bey Ausfüllung der Züge mit der Feder nachgeholfen sey rc., mithin ist kein Zweifel, daß die Abbreviaturzeichen mit der Feder gezeichnet sind; worin wir dem Hrn. Verfasser völlig beytreten.

Der 7 §. beweiset überzeugend, daß der K. Maximilian dieses Handzeichen durch seine ganze Regierung gebraucht hat, und ohne Rücksicht auf besondere Gegenstände. Der Hr. Verf. hat in den Maynzischen Archiven durcheinander Urkunden gesehen, die an einem Orte und Tage ausgefertiget, und dennoch nicht einerley unterzeichnet waren, obwol sie zu einem Objecte gehörten, er sahe wichtige Urkunden, die dieses Handzeichen nicht hatten, und minder wichtige, die es hatten, woraus er mit Recht folgert, daß damals der Kanzleygebrauch bey Unterzeichnung der Urkunden noch nicht nach festen Grundsätzen eingerichtet gewesen sey.

Dieses letzte wird im 8 §. noch mehr bestärket, worin von den Kanzleyfeierlichkeiten bey dem Gebrauche des grossen Namenshandzeichen in Betracht der Recognition, Siegel und Zeugen gehandelt ist. Einige Urkunden, die dieses Handzeichen haben, sind auch durch den Secretarium recognosciret, unter der Formel: ad mandatum regis proprium — oder: ad mandatum Caesareae Majestatis proprium — Andere haben keine Recognition, doch die meh-

restern mit dem großen Namenshandzeichen haben Recognition und Siegel S. 50. Daselbst wird auch bemerket, daß des Kaisers Secretarien Junson und Oelhafen (letzterer ist von einer Patricien Familie zu Nürnberg) dem Mallinckrot unbekannt sind. Ebenfalls ist der recognoscirende Marmier an einer Urkunde vom J. 1502 unbekannt. Hergegen soll bey dem Lünig im R. A. an einer Urkunde von 1503 der daselbst falsch gedruckte Secretarius Niegler, N. Ziegler heißen, wobey die Anmerkung des Hrn. Archivar Spieß sowohl, als des Hrn. Verfassers ganz richtig ist, daß bey dem Lünig fast keine einzige Urkunde richtig abgedruckt ist, welches Recens. aus vieler Erfahrung bestätiget. Nicht viel besser sind gar viele Urkunden bey dem *Du Mont*, wo auch hier S. 53 der recognoscirende Secretarius 1510 *Ja. de Ramussis* genannt ist, anstatt er *Iacob de Banissis* heißen soll. Noch sind hier S. 54 und 55 zwey Beyspiele von Urkunden des Königs Maximilians I. von den J. 1495 und 1505 angezeiget, wo außer dem großen Handzeichen und Recognition auch Zeugen erwähnet sind, ja was noch mehr ist, die Urk. vom J. 1505, so die merkwürdige königliche Maxische Recognitions- und Bestätigungsurkunde des Freyheitsbriefes Kaisers Heinrichs IV. für Oesterreich begreift, ist von sechs anwesenden Kurfürsten zu Kölln bey der Ausfertigung eigenhändig unterschrieben, deren Unterschriften aber der Hr. Verf. S. 64. als einen sehr merkwürdigen Umstand in Kupfer stechen lassen. Noch ist S. 55 eine Urk. des K. Maximilians von 1515 angeführt, welche auch von Zeugen unterschrieben ist, welches also zum Beweise dienet, daß der Gebrauch der Zeugen in Urk. im XV. Jahrhunderte noch nicht aufgehöret hat.

Zuletzt sind §. 9 noch 10 Fragen an das diplomatische Publikum vorgelegt, worüber der Hr. Verf. Belehrung wünschet, so aber für unsern Raum zu weitläuftig ist, sie hier zu extrahiren. Nur die einzige wollen wir anführen No. 8: Ist meine Vermuthung gegründet, daß alle in den gedruckten Urkundensammlungen mit dem einzigen Worte Maximilianus unterzeichnete Urkunden in die Klasse der Urkunden mit dem großen Namenshandzeichen zu referiren sind; und findet sich nicht irgend in einem Archive eine Originalurkunde, welche auf besagte Weise mit dem einzigen Worte Maximilianus unterzeichnet ist? Die Herren Archivarien

sind

sind hier um Nachricht aufgefordert. Wir glauben, daß die Vermuthung gegründet ist, indem die Nachläßigkeit der mehresten Urkundensammler bekannt, und die Abbreviaturzüge des Handzeichens denselbigen ein nodus Gordius gewesen, genug wenn sie erriethen, daß der Name Maximilian darin steckte. Am Ende ist vorgedachte Recognitionsurkunde des österreichischen Freyheitsbriefes aus des Schröters Versuche einer österreichischen Staatsgeschichte II. Abschnitt §. 17 abgedruckt, die an sich wegen ihres Inhalts sowohl, als wegen der eigenhändigen Unterschriften der mit recognoscirenden 6 Kuhrfürsten sehr merkwürdig ist, und die Declaration des Königs Maximilians I. auf dem Reichstage zu Kostnitz vom J. 1507, die hier aus dem Reichsarchive mitgetheilet, und viel wichtiges von seinen vorgehabten Handlungen enthält, wofür wir vielen Dank sagen, und zugleich ohne Rückhalt bekennen, daß der Hr. Verfasser sein Object vortrefflich ausgeführet hat; so, daß wir der versprochenen weitern Ausführung mit dem größten Verlangen entgegen sehen. Heil sey dem großen Beförderer der Wissenschaften, dem die Maynzer Universität alles zu danken hat, daß die weise Verfügung durch Ihn gemacht ist, daß die Herren Lehrer einen freyen Zutritt zu allen Archiven haben, welches sie in den Stand setzt, noch mehr dergleichen wichtige diplomatische Ausführungen dem gelehrten Publico mitzutheilen. Dem Vernehmen nach ist der Hr. Hofrath Franck, Professor des Staatsrechts zu Maynz, Verfasser dieser Schrift.

Hr.

Geschichte der Meinungen älterer und neuerer Völker, im Stande der Roheit und Kultur, von Gott, Religion und Priesterthum. Von Johann Gottlieb Lindemann, des Kaiserl. freien Stifts Ionum Hospes, und der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen Ehrenmitglied. Dritter Theil. Stendal, bey Franzen und Große. 1786. $16\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Der Herr Verfasser war anfänglich gesonnen, seine Geschichte mit dem dritten Bande zu beschließen. Allein die Wichtigkeit

seit der etruscischen und römischen Religion, so sehr sie auch beyde zusammengedrängt sind, füllte mehrere Bogen aus, so daß die afrikanischen Völker in diesem Bande nicht Platz behielten, deren Religionsgeschichte wir daher im vierten Bande, nebst der Lehre der Alten von der Seele des Menschen, und der Bestimmung zur Glückseligkeit und Tugend, erwarten sollen. Dieser dritte Theil macht mit der Religionsgeschichte der Etruscer den Anfang, die wir ausführlicher gewünscht hätten. Auch von den römischen Göttern, Musen, Priestern und Sybillinischen Büchern ist nur das Allergemeinste beygebracht. Die Religionsgeschichte der ungesitteten Amerikanischen Völker begreift die Brasilianer, Apalachiten, Karaiben, Negersklaven, (deren jetziger Zustand blos geschildert ist) Mexikaner, Peruaner, Einwohner von Chili, Wilden in Kanada, Otaheiter, und Grönländer. Religionsgeschichte ungesitteter asiatischer Völker. Sibirische Völker. Araber. Anhang von Menschenopfern. Der Geschichte nach richtig, und mit guten Anmerkungen bereichert. Es ist sonderbar, daß die Menschen von den ältesten Zeiten die Gottheit sich so rachsüchtig und schrecklich vorgestellt, daß sie mit Opfern versöhnt werden müsse, und sonderbar ist es, daß sich diese Idee bis auf den heutigen Tag erhält. Seite 242 heißt es sehr unbestimmt: „So allgemein waren Menschenopfer in der „alten und neuen Welt, und so tief sank die Vernunft, ohne „Leitung durch eine göttliche Offenbarung." — Dergleichen Epiphonemata erlauben sich manche Schriftsteller gar zu gern, und doch nützen sie zu nichts. Wie wenn man in eben der Manier antwortete: „Viele tausend Mahomedaner sind der „Mönchswuth geopfert, und in der Bartholomäusnacht sind „unmenschliche Scheusale geschehen. So tief sank vorgeblich „geoffenbarte Religion, da sie nicht unter der Leitung einer „ruhigen Vernunft sich befand." Was uns Christen Recht ist, muß auch für Heiden und Mahomedaner billig seyn, sonst sind wir partheyisch. Vom Einfluß der Religion auf den Staat und die Wissenschaften. Auf der guten vernünftigen Religion beruhet das Glück des Staats, darum ließ Romulus Priester aus Etrurien kommen, und berathschlagte sich mit ihnen. (Ganz recht, denn wenn die Religion nicht guten gesunden Saamen in das menschliche Herz streuet: so kann der Staat keine Früchte erndten. Ob aber die

die Priester aus Etrurien aus Liebe zur vernünftigen Religion, oder aus Politik mögen berufen worden seyn, ist wohl nicht so ganz klar.) Nach dem Beyspiele der weisesten Lehrer, eines Sokrates und Plato, müssen allgemein angenommene religiöse Volksideen nicht öffentlich unbehutsam angegriffen werden. (Auch wahr. Allein so wie jene philosophische Lehrer die Ideen des Volks vorsichtig reinigten, so bleibt dies noch jetzt Pflicht einsichtsvoller Männer, damit der Nebel nicht ewig bleibe.) Weder in Griechenland noch Rom war eine Umschmelzung der herrschenden Religion erlaubt. (Im Ganzen zu verstehen, weil eine so mächtige Revolution selten frommet; es sey denn, daß im Volke selbst der Saamen dazu liegt.) Als Kambyses die ägyptische Religion in ihrem Innern angriff, und den Apis tödtete, da fieng die Herrschaft der Perser über Aegypten an. (Ist nicht recht passend. Man könnte es auch umkehren: da die Perser anfiengen Macht zu haben, so durften sie es wagen, den Apis zu tödten.) Mit dem Verfall der Religion (Welcher Religion? Man sollte in solchen Dingen recht bestimmt reden, sonst macht man lauter Trugschlüsse.) sahe Rom eine Menge von Ungeheuern auf dem Thron, und der Einsturz des römischen Reiches nahete sich. (Freiheit und Tugend fielen. Die öffentliche Religion blieb.) Auch die beste der Religionen, eine christliche, kann in Schwärmerey ausarten. (Leider! nur gar zu leicht.) Ein Galiläi seuzt in Ketten, und die Inquisition erhebet sich. Der Mönchsstand entvölkert die Welt, und Fanatismus zerstört die Bibliothek zu Alexandrien.

Wir erwarten nun im letzten Theile eine kritischphilosophische Uebersicht des Ganzen, und ein concentrirtes Resultat aller bisherigen Religionsbetrachtungen, als den Hauptzweck des ganzen Buchs. Auch wünschen wir, daß der Druckfehler künftig weniger werden möge.

Hr.

Beyträge zur Beschreibung von Schlesien. Fünfter Band, vier Stücke. Brieg, bey Tramp, 1785. zusammen 26 Bogen in 8.

Herr Kammercalculator Zimmermann setzt mit ununterbrochenen Fleiße diese schätzbaren Beyträge fort; er versichert

zwar sehr bescheiden in der Vorerinnerung, daß er weiter nichts als Bruchstücke von Materialien liefere; aber auch für diese wird ihm der Freund der Erdbeschreibung danken. Dieser fünfte Band erstreckt sich in 17 Abschnitten über das Fürstenthum Schweidniz. Seine Größe ist 44½ Quadratmeilen, und seine Bevölkerung war 1785, 153628 Menschen, folglich 3450 auf eine Quadratmeile. Es hat 29 Steinkohlengruben, und bey Weistriz eine Silber- und Bleygrube, auch ein Kupferwerk, das 1784 1144 Centner Arsenicalkupfererzte Ausbeute gab, und drey Gesundbrunnen. Es besteht auf vier Kreisen. 1) Bolkenhain-Landshutscher Kreis. Die beträchtlichste Fabrik ist hier die Leinwandweberey, wozu mehr als 3000 Stühle beständig im Gang sind, auch sind verschiedene Stärkfabriken vorhanden. Landshut, das 1760 nach erlegter Brandschatzung von 50000 Thaler; auch noch von der Laudonschen Armee auf das grausamste ausgeplündert wurde, hat von dem König nach dem Frieden ein Gnadengeschenk von 100000 Thaler erhalten, und sich seitdem wieder erholt, hatte 1784, 2892 Inwohner, und 489 Häuser, und debitirte 129479 Schock Leinwand, am Werth für 1026343 Thaler. Die Einkünfte der Cämmerey belaufen sich auf 4000 Thaler. Auch Liebau versendet für mehr als 60000 Thaler Leinwand auswärts. Hohenfriedberg gehört dem Grafen von Sternberg, und hat nur 464, Schömberg aber 1462 Inwohner. Verzeichniß der Aebte des fürstl. Stiftes Grüssau. Es besitzt die zwey Städte, Schömberg und Liebau, die Burg Bolkenhain, und 40 Dörfer. Der ganze Kreis enthält 94 volkreiche, aber insgesammt mittelbare Ortschaften. 2) Reichenbachischer Kreis. Zu diesem gehören eine Stadt, und 37 Dörfer, und in 6 Quadratmeilen 20000 Menschen, 1759 Pferde, 200 Ochsen, 5930 Kühe, 26000 Schafe. Er hat auch eine ansehnliche Herrnhuther Colonie, Gnadenfrey, seit 1743. Der Weberstühle für Wolle und Baumwolle sind 1064. Schaudern erweckt die Erzählung von den Religionsbedrückungen der Stadt Reichenbach unter österreichischer Regierung, und von ihren Unglücksfällen im 30jährigen Kriege; sie hat sich aber wieder erholt, hat in 426 Häusern 2866 Inwohner, und darunter über die Hälfte Protestanten. Unter andern Manufacturwaaren werden hier auch jährlich gegen 600 Stück Kannefas verfertigt, zu welcher Manufaktur ihnen doch der 30jährige Krieg Gelegenheit gab. Die schwedischen Officiere

gen Kannefasne Unterkleider, verlangten dergleichen in ichenbach, und einige unter den Soldaten befindliche Kannetweber lehrten den Reichenbachschen Leinewebern ihre Art, da man vorher den Kannefas von Augsburg hatte verschreiben müssen. Unter den 37 mittelbaren Dörfern dieses eises, ist eines Bielau, eine Meile lang, von 7000 Inhwern, wo kaum der 47ste Mensch stirbt. Es ist ein Maat der gräfl. Sandretzkischen Familie, entrichtet aber gegen Zins, und hat keine Frohne, und ist deswegen so stark olkert. 3) Striegauischer Kreis. Die Stadt hatte 10, 000; ist aber durch die Folgen des 30jährigen und hrigen Krieges, nur 10 Tuchmacher, ist aber itzt im Ang der Erholung, und hat 1719 Inwohner, darunter ein ittheil Protestanten. Zum Kreis von 6 Quadratmeilen, ören 62, lauter adeliche, Dörfer. 4) Der Schweidnie Kreis, beträgt 15½ Quadratmeile, hat einige merkwürg Berge, in deren einem, dem Zobtenberge, es noch Wölgiebt; liefert etwas Kupfer und Silbererzt, und hat 25 einkohlengruben, die 1784 über 439000 Scheffel geliefert en, und verschiedene mineralische Gesundbrunnen. Er hielt 1785, 52745 Menschen, die 3706 Pferde, 1163 sen, 15773 Kühe, und 69325 Schafe hielten. Die kläuftige Geschichte der Stadt liefert wieder eine Menge Gräueln des 30jährigen Krieges, und des katholischen rfolgungsgeistes. Von 1349 Häusern blieben ihr 118 fällige Hütten übrig. Nach den Drangsalen des 7jähri-, Krieges, besonders der Laudonschen Plünderung 1761, nkte ihr der König, nach dem Frieden, 320000 Thaler, zu noch 233000 Feuersocietätsgelder kamen, die die schleen Städte beytrugen. Es wurden Bleichen, eine seidene ndfabrik angelegt, Kaufleute ließen sich nieder, und es stand ein trefflicher Getreidemarkt, und erst 1785 schenkte König noch 20000 Thaler zur völligen Instandsetzung im Krieg ruinirten Ziegeldächer. Mitten im Zusammeng der Kirchengeschichte des Ortes bricht der Bogen U, der des dieses Bandes, ab; und ist also die übrige Beschreibung Stadt Schweidniz, und des davon benannten Kreises, h zu erwarten.

Ar.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Nova Grammatica Portugue[illegible] di[illegible]
6 Partes. — Neue Portug[illegible]
— von Abraham Meldola, [illegible]
geschworner (n) Kais. Notarius und Tran[illegible]
Hamburg, 1785. Auf Kosten des Ver[illegible]
gedruckt bey Bock. 671 Seiten in 8.

So wie der Titel, so ist das ganze Buch, p[illegible]
deutsch, gegen einander über, geschrieben. Un[illegible]
beträchtlicher Fehler. Der Lehrling muß ja [illegible]
das Deutsche lesen, um die ersten Anfangsgrü[illegible]
Sprache zu erfahren; versteht er die Sprache [illegible]
was darin lesen zu können, so wird er wohl ge[illegible]
unterhaltenderm greifen, als nach den schlecht[illegible]
trockenen Regeln der Orthographie, Etymol[illegible]
u. s. w. Es ist also eine offenbare Papier[illegible]
schwendung, daß diese Grammatik zum Behuf derer, [illegible]
tugiesisch lernen wollen, zugleich port. ab[illegible] [illegible]
Sie ist ferner in Frag- und Antworten ge[illegible]
zweyter beträchtlicher Fehler. Diese altvä[illegible]
chismusmethode, die man wohl gar für sokra[illegible]
wollte (denn der Lehrer fragt hier beständig ga[illegible]
und der Schüler antwortet, wie aus Inspirati[illegible]
nischer Reminiscenz, lange Regeln her): diese [illegible]
läppisch, unnütz, und wiederum Papier vers[illegible]
mal, wenn solche schöne Floskeln vorkommen, als [illegible]
„Der Lehrer. Ich bin vergnügt, daß Du D[illegible]
„Pflicht bey den vier Theilen dieser Grammatik, [illegible]
„allen" (der Verf. schreibt überhaupt höchst undeu[illegible]
„über diese Materie gefragt werden konnte, so gut ent[illegible]
„hast, und daher entschlossen, Dir einen besondern [illegible]
„richt über die Rechtschreibung und Aussprache dieser [illegible]
„che zu geben." „Der Schüler. Bereit zu Ihren [illegible]
„fehlen, werden Sie mich, wie gewöhnlich, auf ihre Worte
„aufmerksam finden. Machen Sie daher einen Anfang"
(nun! wenn der Schüler selbst ungeduldig wird, wie sollte
nicht

st. der Leser dem Verf. dasselbe zurufen?), „ich werde mich emühen, Ihren Regeln mit vielem Fleiß zu befolgen." — er dritte und wichtigste Fehler aber ist, daß, troz der unheuern Weitschweifigkeit, die Regeln doch sehr mangelhaft d unvollkommen vorgetragen sind. Dies übersteigt in Thai allen Glauben. Sollte man es wohl glauben, daß Anfange gar nichts über die Aussprache des ão oder aom, h welches ein n oder l moullirt, u. s. w. gesagt wird, ob ich diese Buchstaben auf jeder Seite vorkommen? Hin besinnt sich der Verf. daß sein Schüler noch nicht lesen d sprechen gelernt hat, und macht daher S. 339 bis 396 en Anhang über dieses erste Element der Sprache. Auf sen 57 Seiten ist bloß die Tabelle, S. 373 — 376 des Anns werth; aber leider auch sehr unvollkommen. Er sezt B. Xa, xe, xi, xo, xu, dscha, dsche, dschi, dscho, dschu. er das dsch drückt das hart aspirirte, aus dem Morgenld herübergebrachte, x ganz und gar nicht aus. Ja im zen Buche steht nicht, ob das h ausgesprochen wird, oder ht. Es steht nicht da, wie aa ausgesprochen wird, u. s. w. Alle andere Theile sind eben so unvollständig vorgetra, und falsch gefaßt. Z. B. S. 44: „Die port. Sprache 2 Artikel: o der, und a die." Wie kann man das Malinum und Femininum als 2 besondere Artikel zählen? n dem Artikel hum, ein (huma, eine) sagt er dagegen nichts. Statt zu sagen: der Genitiv wird mit der Präition de gemacht; z. B. Nominativ; o Filho, der Sohn, nitiv, do (contrahirt aus de o) Filho; Nom. hum calo, Gen. de hum cavallo; Nom. Deos (Gott), Gen. Deos: statt dessen macht er folgendes Schema der Deklition: Nominativ des Artikels o, Genitiv do oder de. wenn de je der Genitiv selbst wäre, oder der Genitiv o seyn könnte! Er nimmt einen Ablativ an, den doch e itztlebende europäische Sprache hat; und zerbricht sich den Kopf S. 243, ob in: Moeda de Ouro (Goldmün, Ouro hier im Genitiv oder Ablativ steht, entscheidet r glücklich für das letzte. Zwey Sonderbarkeiten, die auch Italiänischen sind, daß das Possessiv-Pronomen oft den ikel vor sich hat: o meu cavallo (gleichsam: le mon oder mien cheval), und daß vor dem Verbum oft das Perso-Pronomen fehlen kann: andey (ich bin gegangen), gar nicht mal erwähnt. — Das Deutsche ist oft völlig unver-

unverstä[illegible]dlich, und in dieser Rücksicht ist es freyl[illegible]
daß der Verf. das Portugiesische hat beybe[illegible] en la[illegible]
man dies ansieht, erräth man doch, was [illegible] wil[illegible]
sche Uebersetzungen, wie diese: „Ein No[illegible] [illegible]rop
„de[illegible]tet die Sache selbst und gewiß," [illegible] eig
stimmt[illegible] Dinge, significa as conzas prop[illegible]
57; kommen auf jeder Seite vor. — — [illegible]
fasser denn keinen Freund, dem er vorher se[illegible] Ma[illegible]
zei[illegible]en konnte, und der wohl eher einmal eine [illegible]
matik einer andern Sprache gesehen hatte? [illegible]
te ihm sagen können, was man in dergleichen Bü[illegible]
chen pflegt; und so hätte der Verfasser, dem [illegible]
Kenntniß seiner Muttersprache gar n[illegible]
uns vielleicht ein nützliches Werkchen [illegible] wer[illegible]
nen.

Ta.

Griechische Blumenlese mit erklärenden Anmerkungen, herausgegeben von Joh. Heinr. Just. Köppen, Direktor des Andreanum zu Hildesheim. Zweyter Theil. Braunschweig, im Verlage der Waisenhaus Buchhandlung, 1785. in 8. 232 Seiten.

Plan, Einrichtung und Ausführung sind aus dem ersten Theile bekannt; es kann also genug seyn, zu bemerken, daß dieser jenem gleicht.

De cohaerentia mundi partium, rerumque cum Deo conjunctione summa, secundum Stoicorum disciplinam, disputatio historico-philosophica, quam praeside *Ioh. Matthia Schroeckh* — die 4 Iunii, 1785. publice defendet auctor *Gottlob Ernst Schulze*. Vitembergae, litteris Dürrii, 4. 46 Seiten.

Eine aus den Quellen selbst geschöpfte, mit Scharfsinn und philosophischem Geiste, in gutem Latein geschriebene, den Lieb-

haberu

dern der philosophischen Geschichte sehr zu empfehlende Abhandlung. Die Lehre der Stoiker vom Fatum; und der genauen Verbindung aller Dinge in der Welt, wie auch der Vorsehung, und Freyheit menschlicher Seelen, werden mit großer Deutlichkeit, Präcision und Wahrheit aus einander gesetzt, nebenbey giebt der Verf. eine neue, beyfallswürdige Erklärung von dem λογος κυριευων, nach welcher dieser nicht leeres Sophism, sondern eine Zusammenstellung der Lehre vom Fatum, Contingentz und Gewißheit aller Ereignisse der Welt war, welche auf alle Fälle den Verstand in Verwirrung setzte. Das Resultat aus allem ist, die Stoiker waren entfernt vom Spinozismus und Pantheismus, sie unterschieden zwischen Gott und Welt, und ließen nicht alles Partikeln göttlichen Wesens seyn, noch weniger nahmen sie mit den Spinozisten ein blosses ideales Daseyn der Welt an. Darin hat der Verf., unsers Erachtens, recht, daß den Worten nach Spinozismus und Pantheismus von einander sich unterscheiden; daß vielleicht die Stoiker selbst den Pantheismus nicht mit ausdrücklichen Worten anerkennen, in der Gestalt wenigstens nicht, und mit den Nebenstimmungen, wie ihn Spinoza lehrt. Allein der Sache nach, und vermöge ihrer Grundsätze, können sie dem Pantheismus unmöglich ausweichen. Alles Uebrige, selbst die Materie, entspringt ihnen aus Gott, durch Verwandlung jenes ursprünglichen Feuers in die andern Elemente, kehrt auch eben so wieder in die Gottheit zurück, das Substantielle aller Dinge ist also Gott; zwischen ihm und der ewigen Materie ist, mit den Scholastikern zu reden, blos eine distinctio rationis, nicht realis. Die rasche Entstehung der Welt ist eine Emanation, aber blos im physischen Sinne, die der Neu-Platoniker eine im logischen oder intellektuellen Verstande. Der Spinozismus hat zwey Seiten, von welchen es ungewiß ist, ob Spinoza eine allein, oder beyde annahm. Im intellektuellen Verstande ist die Welt blos Idee Gottes, hat kein reelles Daseyn, außer seinem Verstande; im physischen Sinn hingegen ist Gott materia prima, das substantielle aller übrigen Substanzen, die durch verschiedene Modifikationen aus ihm entspringen. In diesem letztern Verstande sind allerdings die Stoiker Spinozisten, im erstern, eben so offenbar nicht. Freylich unterscheiden die Stoiker Gott und Welt, allein das trift nur äußere transitorische Form, wir unterscheiden auch im gemeinen Leben Wasser und Eis, obgleich beyde vollkommen homo-

 gen

gen sind; nicht mehr Unterschied setzt dies System zwischen Gott und Welt.

Uf.

Christophori Theodosii Waltheri Ellipses hebraicae, sive de vocibus, quae in codice Hebraico per ellipsin supprimuntur. Post *Christ. Schoettgenium* denuo edidit et observationes novas adjecit *Io. Christoph. Frid. Schulz*, LL. OO. et Gr. Prof. in Ac. Giessensi. Halae, ap. Gebauerum 1782. 160 Seiten. 8. — Pars II. Additamenta quibus *Ven. Pratje* suam editionem ornavit, cum epicrisi et novis quibusdam observationibus editoris, nec non Glassii Comm. de ellipsi hebraica, et duplicem indicem complectens. Halae, ap. Gebauer 1784. mit fortlaufender Seitenzahl bis Seite 230 ohne das ausführliche Stellen-Register.

Das nützliche Büchelchen von Walther verdiente eine Erneurung; und es fügte sich, daß zwey Gelehrte zu gleicher Zeit, Hr. Prof Schulz und Herr Pratje, in verschiedenen Verlagshandlungen dasselbe mit ihren Vermehrungen herausgaben. Dies gab Hrn. Schulz zu dem Nachtrag Veranlassung, welchen er mit dem Titel eines zweyten Theils dem ersten hat nachfolgen lassen, worin er die besten Anmerkungen des Hrn. Pratje nachholt. Ob jede Schulzische Bereicherung zweckmäßig sey, lassen wir dahin gestellt seyn: sie sind doch großen Theils auf andere Weise brauchbar, und wir können das Büchelchen Anfängern der hebr. Sprache empfehlen.

Libri IV. Regum Syro-Heptaplaris Specimen. E Manuscripto Parisiensi Syriace edidit, textum versionis Alexandrinae Hexaplarem restituit, notisque illustravit *Io. Godofr. Hasse.* Ienae,

Jenae, impensis Cunonis haeredum, 1782. 46 Seiten, 8.

Der Herausgeber, welcher sich schon durch mehrere Schriften bekannt gemacht hat, legt darin eine rühmliche Probe seiner Kenntnisse der syrischen Sprache, und seiner Einsichten in die Kritik, ab. Der Abdruck des syrischen Textes ist nach der Abschrift des syrischen Codex gemacht, die Herr Hofrath **Eichhorn** (aus dessen Schule Hr. Hasse ist) zu Paris zu seinem eigenen Gebrauch hat machen lassen und Hr. Hasse verspricht, mit Beystimmung des Besitzers, die ganze Handschrift zu ediren. So viel wir inzwischen wissen, so hat sich zu seiner Zeit auch Hr. Norberg, gegenwärtig Professor der morgenländischen Litteratur zu Lund, eine Abschrift von dem Parisischen Manuscript genommen, und wird auch diesen Theil der syrisch-hexaplarischen Uebersetzung der Ausgabe beyfügen, welche er von dem Ambrosianischen Codex zu Mailand veranstaltet.

Die Einrichtung dieses Specimen's ist folgende; Unter dem syrischen Text steht die griechische Uebersetzung der Septuaginta, eingerichtet nach dem syrischen Codex, und unter diesem folgen erläuternde Anmerkungen. An das Ende hat der Verf. einige besondere Untersuchungen angehängt, die gewisse Abbreviaturen des Manuscripts, und seine kritische Zeichen betreffen, von denen sich aber nicht in der Kürze sprechen läßt. Wenn erst die Herren Norberg und Bugati (Bibliothekar zu Mailand) mit ihren Ausgaben des Ambrosischen Codex fertig sind, so wird sich bestimmter von allen den Punkten reden lassen, die itzt noch zweifelhaft sind.

Biblisches Reallexikon über die biblische und die Bibel erläuternde alte Geschichte, Erdbeschreibung, Zeitrechnung, Alterthümer, und morgenländische Gebräuche, Naturlehre, Naturgeschichte, Religionsgeschichte, Isagogik, Onomatologie der in der Bibel vorkommenden interessantesten Personen rc. Erster Band. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1783. 337 Seiten. Zweiter Band, 1784. 427 Seiten. Dritter und letzter Band, 1785. 453 Seiten in 4.

Wörterbücher über wissenschaftliche Gegenstände können nur zum ersten Anlauf dienen, bald um Hauptquellen einer Materie, von der man sich näher unterrichten möchte, näher kennen zu lernen, bald um zu erfahren, wie weit man in derselben bis zur Zeit des Verfassers gekommen war. Die erste Forderung an den Verf. eines Realwörterbuchs muß also seyn, daß er vollkommener Meister des Fachs, über das sich sein Wörterbuch erstrecken soll, sey; und daß ihm an Hülfsmitteln nichts abgehe, um die einzelnen Artikel desselben nach ihrem ganzen Umfang kurz und bündig, aber vollständig, nach Maaßgabe ihrer zeitigen Bearbeitung, darzustellen. Ist der Verfasser selbst über die zeitigen Kenntnisse seines Fachs, und er kann in so einem Wörterbuch die Einsichten in dasselbe erweitern, einzelne Sätze mehr berichtigen, oder strenger beweisen, und zu ihrer vollkommeneren Behandlung etwas, mehr oder weniger, beytragen: desto besser; allein gienge ihm auch die letztere Eigenschaft ab, besässe er aber nur die erstere, so würde er allemal ein sehr brauchbares Werk, das eine wahre Bereicherung der Litteratur heissen könnte, liefern können. Denn wozu sollte eine andre, als wenigstens historisch-vollständige Darstellung eines Artikels in einem Realwörterbuch nützen?

Hiernach beurtheilt, kann man wenigstens dieses Werk nicht loben, das auch in seinen besten Artikeln eine unzweckmäßige, unvollständige Compilation aus bekannten Büchern ist. Zwar der erste Band, den großentheils der jetzt zu Giessen lebende Herr Hofrath Hezel ausgearbeitet hat, enthält manchen guten und brauchbaren Artikel, mit einer zweckmäßigen Auswahl der darunter gehörigen Sachen vorgetragen. Das wenige Eigene und Neue, wo doch noch manches zu leisten gewesen wäre, wird man gern damit entschuldigen, daß es keine absolute Nothwendigkeit ist, eigene Entdeckungen, mittelst neuer Forschungen, in so ein Werk zu bringen. Allein manche Artikel sind zu mangelhaft; es fehlt den meisten die Litteratur, welche doch ein Haupterforderniß so eines Werks ist; sie sind oft nur aus Nebenquellen ausgezogen, wo doch die Befragung der Hauptquellen erforderlich gewesen wäre; z. E. in historischen Abschnitten ist meist nur die Allgemeine Welthistorie excerpirt, wo man doch lieber den eigentlichen Gewährsmann wissen möchte u. s. w. Wir ver-

ken-

kennen das Gute dieses Theils nicht: aber seine Mängel durften wir auch nicht verschweigen.

Die beyden letzten Bände sind vom Herrn M. Köcher, der bisher durch einige Schriften dem Publikum als Compilator bekannt geworden ist, ausgearbeitet; und tragen vollkommen den Character seiner übrigen Compilationen. Ohne Auswahl des vorzüglich Nothwendigen, Nützlichen und Brauchbaren hat er seinen ganzen Collectaneensack in jedem Artikel ausgeschüttet! Daben haben sie gegen den ersten ein sehr antikes Ansehen. Alle alten verlegenen Waaren finden wir in vielen Artikeln wieder hervorgesucht, und unter neuere hineingesteckt, vermuthlich, weil er von seiner wahrscheinlich geerbten gelehrten Garderobbe nichts ungenützt zurücklassen wollte, wodurch das Ganze eine sehr bunte Gestalt bekommen hat. Zwischen den biblischen Kernmännern, Bochart, Celsius, Michaelis, Faber und andern, paradiren auch viele dii minimarum gentium, eine große Anzahl von Verfassern academischer Schriften, die mit Recht längst vergessen waren. An eigene Einsichten ist gar nicht zu denken, noch weniger an eigene Untersuchungen. — Sicher hätte es zur größeren Vollkommenheit des Buchs gereicht, wenn dem ersten Unternehmer desselben, Hrn. Hofr. Hezel, Zeit wäre gelassen worden, dasselbe ganz auszuarbeiten, da er nun gezwungen, es in wenigen Jahren vollendet zu haben, einen Sammler aufsuchen mußte, der mit Hülfe seiner Collectaneen schnell das Alphabet durcheilte.

Noch haben wir ein dogmatisches und moralisches Lexikon über die Bibel zu erwarten, welches die beyden würdigen Männer, die Herren Rosenmüller und Hufnagel, (laut der Vorrede) so unter sich getheilt haben, daß ersterer die moralischen, und letzterer die dogmatischen Artikel ausarbeitet. Da wir hoffen und wünschen, daß ihnen keine solche termini peremtorii, wie Hr. Hofr. Hezel, werden gesetzt werden; so läßt sich von ihnen und ihren Einsichten etwas Vollkommeneres, als wir gegenwärtig anzeigen konnten, hoffen.

M. Carl Friedrich Stäudlins Beyträge zur Erläuterung der biblischen Propheten, und zur Geschichte ihrer Auslegung. Erster Theil. Hoseas, Nahum,

Nahum, Habakuk. Neu übersetzt und exegetisch-critisch erläutert. Abhandlungen die Allegorien und dogmatische Beweisstellen aus den Propheten, wie auch die Geschichte der Prophetologie und Aechtheit der Apokalypse betreffend. Tübingen, bey Fües, 1785. 329 Seiten in 8.

Ein wackeres Unternehmen, mit Urtheil zusammengetragen, was zur Erläuterung der Propheten, und der Geschichte ihrer Bearbeitung dient! Wenn auch die Verfasser nicht alle Materialien die sie liefern, selbst verarbeiten; so werden ihnen doch ihre Nachfolger danken, daß sie ihnen die Mühe des Nachsuchens erleichtert haben.

Dieser Band ist meist von dem Herausgeber, Hrn. M. Stäudlin selbst; und erweckt Begriffe von nicht gemeinen Einsichten.

I. Hoseas; übersetzt und erläutert. Die Uebersetzung selbst hat viele Härte; aber wer kann auch den unübersetzbaren Hoseas so übersetzen, daß seine poetischen Reden Abendländern in ihren Sprachen gefallen? Wir sind darin auf manche neue, oder nicht gemeine Erklärungen gestoßen, von denen wir einige beybringen wollen. Kap. I. f. sieht der Verfasser für eine poetische Dichtung an, welches auch das Leichteste ist, wofern man nur in dem Abschnitt keine ästhetische Vollkommenheit verlangt. II. 12 für „dies ist mein „Buhlerlohn אֶתְנָה“ liest der Verf. אֶתְּנֵם „die (Weinstö„cke, Feigenbäume) will ich mir zu eigen machen; das „haben mir meine Liebhaber geschenkt.“ Doch scheint die gewöhnliche Punctation fast concinner zu seyn. Kap. III. faßt der Verf. von einer neuen Heirath des Propheten. Er muß mit einem Mädchen eine Ehe schließen, welches aber einen andern lieber hat; der Prophet accordirt zuletzt mit ihr, sich wie eine verlassene, ehrbare Wittwe zu betragen. „Nimm „ein Mädchen zur Braut (künftigen Frau אִשָּׁה); sie wird „einst ausschweifend einen andern lieben, und ihm ergeben seyn. „So wie dies Weib immer nach Fremden schielen wird, so „schielt auch Israel nach fremden Göttern. Ich kaufte mir „ein Weib für 50 Sekel u. s. w. Ganz ohne Sprachschwierigkeiten ist auch diese Erklärung nicht. Kap. IV. 4. „Nicht „ein-

r oder beschuldigt einer den andern mehr, Nie
und ein Volk von Empörern wider den Priester," nach der
t rung עַם כִּמְרִיבֵי כֹהֵן, und unter der Voraussе-
daß durch das כ des folgenden כמריבי die Lesart עמך
raubden sey. Kap. IV. 19. „Ein Ball des Windes sind
auf seinen Flügeln, und sie schämen sich ihrer Opfer,"
צֹרֵר רוּחַ gelesen werden muß, welchem aber das אוֹתָהּ
gegensteht. Kein übler Gedanke ist es, daß Kap. XIV.
ein Zusatz von einer fremden Hand seyn möchte, die den
gemeinen Satz von den Wegen der Vorsehung aus
voranstehenden Vortrag ziehen wollte. Von andern
llen, wo der Verf. verdient nachgesehen zu werden, sind
nachfolgende aufgefallen: IV. 19. V. 2. 11. VIII. 10.
8. 13. X. 10 u. s. w. Zur Probe vom Geist der Uebersе-
g theilen wir die schwere Stelle VII. 3—7. mit:

Durch ihre Bosheit erfreuen sie den König,
durch ihren Betrug ihre Oberhäupter.
Sie alle sind Ehebrecher,
Sie gleichen dem vom Becker geheizten Ofen.
Aber bald wird in der Stadt
Teig und Sauerteig aufhören.
Am Tage unsers Königs brennen seine Günstlinge
von der Glut des Weins.
Seine Hand zieht Schurken an sich.
Mit Verräthers List füllen sie ihr Herz an
wie der Becker den Ofen mit Brandstoffen.
Die ganze Nacht hindurch schläft ihr Becker,
und des Morgens steht der Ofen noch in heller Flamme.
Alle glühen wie ein Ofen,
Sie verzehren ihre Vorgesetzte,
Ihre Könige fallen —
Und mich ruft niemand an!

II. Ueber die Allegationen des Hoseas im N. T.
Untersuchung erstreckt sich nicht auf die Quelle, aus wel-
cher griechische Text genommen ist, ob aus der Septua-
a, oder einer andern griechischen Version, sondern auf den
rauch, den das N. T. vom Hoseas macht, wovon das
ultat ist (das jeder freyer Ausleger unterschreiben wird):
unter allen allegirten Stellen nicht Eine sey, durch die et-
im N. T. eigentlich erwiesen, oder die in derselben eh-
gent-

gentlich erklärt, oder die als nun erfüllte Weissagung bestimmt angegeben werde.

III. **Abhandlung über die dogmatischen Beweisstellen in den Propheten** — besteht mehr aus einzelnen recht guten Bemerkungen, als daß sie die Materie selbst gehörig erschöpfte. Gewöhnlich findet man im A. T. zu viel, und trägt den ganzen Umfang christlicher Vorstellungen von einer Lehre schon in Stellen der Propheten, die doch nur einen kleinen Anfang solcher Ideen erst hatten. **Keime**, sagt der Verf., liegen im Alten Testament, und schön entwickelte Blüthen trägt das Neue. Inzwischen geht es in andern Fächern der Litteratur nicht anders. Die griechischen Philosophen z. B. lesen wir nicht selten zu sehr mit den Begriffen des achtzehnten Jahrhunderts, und dehnen die ihrigen zu weit aus.

IV. **Nahum und Habakuk**, neu übersetzt und erläutert vom Hrn. M. Canz. Der Verf. ist mit Dichter Geist an seine Uebersetzung gegangen; sie hat aber mit der eben angezeigten des Hoseas den Fehler großer Härten gemein, und neologisirt zuweilen, wie jene. Nahum II. 6 ist הכן הסרך mit Rücksicht auf die Gewohnheit der Morgenländer, bey Besorgung eines feindlichen Ueberfalls, Thore mit Eisen oder Kupfer zu beschlagen, übersetzt, „und an die Thore legt man „Riegelwerk" (von سك latiore ferro obduxit.) Das wäre doch zu spät, da der Feind schon vor den Thoren ist. Das schwere מגמת פניהם קדימה Habak. I 9 ist gegeben: „Ihr Blick schweift gegen Orient," in dem Sinn, daß die Chaldäer den ganzen Orient zu erobern drohen. Aber, wie kam ein Hebräer darauf, die von den Chaldäern eroberten Provinzen (oder das von ihnen eroberte Asien) gerade den Orient zu nennen? Und schickt sich die Erwähnung der Weltgegend, da sie Eroberungen vornehmen, in den Zusammenhang? Eine gute Bemerkung ists, daß Habak. III. nicht nothwendig mit dem vorigen zusammenhänge, sondern sehr wohl als ein eigenes für sich bestehendes Lied betrachtet werden könne. Der Gedanke (wenn er auch nicht nothwendig seyn sollte) verräth wenigstens einen aufmerksamen Kopf, daß, wenn Habak. III. 3. auf die Gesetzgebung sollte gezogen werden müssen, man die Stelle auf das mit Regengüssen begleitete Ungewitter gedeutet werden könne, dessen so oft die

Hebräi-

hebräischen Dichter erwähnen: „Vor ihm ströhmten Wolken„brüche; und hinter ihm fuhren Blitze aus.“ זֶרֶם von زرم petra in mari 2) aqua ingens; und רשף, رشق jactus rapidior teli. — Zur Probe der Uebersetzung mag die schöne Stelle Habak. III. 3 ff. dienen.

Gott kam von Theman her,
Und vom Gebirge Paran der Hochherrliche
Da deckete den Himmel seine Majestät;
Da füllete sein Lob die Erde.
Und es war gleich Sonnelicht sein Glanz,
Und Strahlen entschossen seiner Hand
Und das war seiner Macht Gezelt.
Ihm voran stürzte die Pest
Und Raubgevögel zum Füßen ihm.
Er stand — die Erde wankete,
Sah — Völker fuhren empor.
Es borsten die Berge der alten Welt,
Rissen der Vorzeit Höhn,
Sanken wie Schlunde des Chaos hinab vor ihm,
Verschwanden auf ewig vor ihm, u. s. w.

Hr. Städlin (dessen hebr. Sprachkunde schon etwas fester ist) hat gegen die Canzische Erklärungen am Ende einige Erinnerungen angehängt.

V. Ueber die Grundsätze des Clemens von Alexandrien von den Weissagungen, besonders den Ebräischen, und über seine Meynung von der Apokalypse. Es wäre zu wünschen, daß man die verschiedenen Vorstellungen von der Prophetengabe aus wichtigern Schriftstellern, als hierin Clemens von Alexandrien ist, gesammelt hätte, welches zu fruchtbaren Betrachtungen Gelegenheit geben würde. Nach des Verfassers Meynung hat Clemens die Apokalypse höchstens für ein deuterocanonisches Buch angesehen, das weder zuverläßige Beweise seiner Aechtheit, noch sonderlich viel Brauchbarkeit zur Erbauung und zum Unterricht, noch endlich Reiz genug hätte, um eine vorzügliche Aufmerksamkeit des Kenners und Forschers zu verdienen — worin wir aber nicht ganz einstimmen können, so unbekümmert wir übrigens um das Schicksal der Apokalypse sind.

Das=

gentlich erklärt, oder die als nun erfüllte Weissagung bestimmt angegeben werde.

III. **Abhandlung über die dogmatischen Beweisstellen in den Propheten** — besteht mehr aus einzelnen recht guten Bemerkungen, als daß sie die Materie selbst gehörig erschöpfte. Gewöhnlich findet man im A. T zu viel, und trägt den ganzen Umfang christlicher Vorstellungen von einer Lehre schon in Stellen der Propheten, die doch nur einen kleinen Anfang solcher Ideen erst hatten. **Keime**, sagt der Verf., liegen im Alten Testament, und schön entwickelte Blüthen trägt das Neue. Inzwischen geht es in andern Fächern der Litteratur nicht anders. Die griechischen Philosophen z. B. lesen wir nicht selten zu sehr mit den Begriffen des achtzehnten Jahrhunderts, und dehnen die ihrigen zu weit aus.

IV. **Nahum und Habakuk**, neu übersetzt und erläutert vom Hrn. M. Canz. Der Verf. ist mit Dichter Geist an seine Uebersetzung gegangen; sie hat aber mit der oben angezeigten des Hoseas den Fehler großer Härten gemein, und neologisirt zuweilen, wie jene. Nahum II. 6 ist הכן הרך mit Rücksicht auf die Gewohnheit der Morgenländer, bey Besorgung eines feindlichen Ueberfalls, Thore mit Eisen oder Kupfer zu beschlagen, übersetzt, „und an die Thore legt man „Riegelwerk" (von سكك latiore ferro obduxit.) Das wäre doch zu spät, da der Feind schon vor den Thoren ist. Das schwere מגמת פניהם קדימה Habak. I 9 ist gegeben: „Ihr Blick schweift gegen Orient," in dem Sinn, daß die Chaldäer den ganzen Orient zu erobern drohen. Aber, wie kam ein Hebräer darauf, die von den Chaldäern eroberten Provinzen (oder das von ihnen eroberte Asien) gerade den Orient zu nennen? Und schickt sich die Erwähnung der Weltgegend, da sie Eroberungen vornehmen, in den Zusammenhang? Eine gute Bemerkung ists, daß Habak. III. nicht nothwendig mit dem vorigen zusammenhänge, sondern sehr wohl als ein eigenes für sich bestehendes Lied betrachtet werden könne. Der Gedanke (wenn er auch nicht nothwendig seyn sollte) verräth wenigstens einen aufmerksamen Kopf, daß, wenn Habak. III. 5. auf die Gesetzgebung sollte gezogen werden müssen, man die Stelle auf das mit Regengüssen begleitete Ungewitter gedeutet werden könne, dessen so oft die

Hebräi-

hebräischen Dichter erwähnen: „Vor ihm ströhmten Wolken„brüche; und hinter ihm fuhren Blitze aus.“ דֶּבֶר von دبر petra in mari 2) aqua ingens; und רשף, رشق jactus rapidior teli. — Zur Probe der Uebersetzung mag die schöne Stelle, Habak. III. 3 ff. dienen.

Gott kam von Theman her,
Und vom Gebirge Paran der Hochherrliche
Da deckete den Himmel seine Majestät;
Da füllete sein Lob die Erde.
Und es war gleich Sonnelicht sein Glanz,
Und Strahlen entschossen seiner Hand
Und das war seiner Macht Gezelt.
Ihm voran stürzte die Pest
Und Raubgevögel zum Füßen ihm.
Er stand — die Erde wankete,
Sah — Völker fuhren empor.
Es borsten die Berge der alten Welt,
Rissen der Vorzeit Höhn,
Sanken wie Schlunde des Chaos hinab vor ihm,
Verschwanden auf ewig vor ihm, u. s. w.

Hr. Stäudlin (dessen hebr. Sprachkunde schon etwas fester ist) hat gegen die Canzische Erklärungen am Ende einige Erinnerungen angehängt.

V. Ueber die Grundsätze des Clemens von Alexandrien von den Weissagungen, besonders den Ebräischen, und über seine Meynung von der Apokalypse. Es wäre zu wünschen, daß man die verschiedenen Vorstellungen von der Prophetengabe aus wichtigern Schriftstellern, als hierin Clemens von Alexandrien ist, gesammelt hätte, welches zu fruchtbaren Betrachtungen Gelegenheit geben würde. Nach des Verfassers Meynung hat Clemens die Apokalypse höchstens für ein deuterocanonisches Buch angesehen, das weder zuverläßige Beweise seiner Aechtheit, noch sonderlich viel Brauchbarkeit zur Erbauung und zum Unterricht, noch endlich Reiz genug hätte, um eine vorzügliche Aufmerksamkeit des Kenners und Forschers zu verdienen — worin wir aber nicht ganz einstimmen können, so unbekümmert wir übrigens um das Schicksal der Apokalypse sind.

Das-

Dasselbe Buch ist letzte Michaelis-Messe mit einem neuen Titel erschienen:

M. C. F. Stäudlins Beiträge zur Erläuterung der biblischen Propheten, und zur Geschichte ihrer Auslegung, als Versuche Hoseas, Nahum, Habakuk übersetzt u. s. w. Stutgart, bey Mezler. 1786.

Es scheint aus der Auslassung von Erster Theil, zu folgen, daß die Fortsetzung unterbleiben werde.

G.

Johann Andreas Cramers Neue Uebersetzung des Briefs Pauli an die Epheser, nebst einer Auslegung desselben. Hamburg und Kiel. 1782. 180 Seiten in 4.

In der vorläufigen Einleitung streitet der Verf. gegen die itzt ziemlich herrschende Meynung, daß der Brief ein Circularschreiben, und nicht zunächst an die Ephesier gerichtet gewesen sey. Nicht leicht wird ein Gelehrter seyn, der nicht schon Parthey genommen, und für oder wider eine von diesen beyden Meynungen entschieden hätte, je nachdem ihm die Gründe für die eine oder andere stärker oder schwächer schienen. Und über eine Streitfrage zu entscheiden, für die auf beyden Seiten bedeutende Gründe stehen, ist wenigstens nicht die Sache einer kurzen Anzeige, obgleich der Rec. nicht leugnen kann, daß ihm der von dem Verf. beygebrachten Gegenerinnerungen ohngeachtet, immer noch die Gründe für ein Circularschreiben erheblich scheinen.

Bey seiner Uebersetzung dieses Briefs hatte der berühmte Verf., wie bey den übrigen von ihm herausgegebenen Paulinischen Briefen, die Absicht, den eigenthümlichen Charakter der Schreibart des Apostels nachzuahmen, und ihn, so viel möglich, durchschimmern zu lassen, welches besonders in einem Brief, wie der gegenwärtige, wo der weitläuftigen Perioden, mit vielen eingeschalteten Zwischensätzen, so viele sind, schwer war, wenn es der Deutlichkeit unbeschadet ge-

sche-

schehen sollte. Zur Probe theilen wir gleich den Anfang Kap. I. 3—15 mit, der mit so vielen Wiederholungen und Zwischensätzen durchflochten ist: „Gelobet sey Gott, der Vater „unsers Herrn Jesu Christi, für allen Segen seines Geistes, „womit er uns durch Christum in seinem Reiche gesegnet hat. „Denn um seinetwillen hat er uns schon vor der Welt, aus „blosser Liebe dazu ausersehen, daß wir heilig und unsträf„lich vor ihm werden sollten, und beschlossen, uns durch Je„sum Christum die Vorrechte seiner Kinder aus freyer Güte „zum Preise seiner bewunderungswürdigen Gnade angedeihen „zu lassen, womit er uns durch den Geliebten begnadiget hat, „von welchem wir, mit seinem Blute erlöst, die Vergebung „der Sünden haben, nach seiner großen Gnade, durch die „er uns mit aller Weisheit und Einsicht reichlich begabte, „als er uns seinen zeither noch verborgenen, vor ihm aus un„verdienter Güte gefaßten gnädigen Entschluß kund that, in „den von ihm weislich dazu verordneten Zeiten, durch Chri„stum alle Menschen in der ganzen Welt mit einander zu ver„einigen. Durch ihn, sage ich, durch welchen wir zu seinem „Eigenthum angenommen worden sind, weil wir, nach dem „Entschlusse des, der alles ausführt, wie er sichs vorgenom„men und beschlossen hat, bestimmt waren, zum Preise sei„ner bewunderungswürdigen Güte, die Ersten zu seyn, die „auf Christum hofften; durch welchen auch ihr, nach„dem ihr seine wahre und erfreuliche Lehre vernommen habt, „durch welchen, sage ich, auch ihr, um eures Glaubens wil„len, mit dem verheißenen heiligen Geist dazu ausgezeichnet „wurdet, der zum Preise der bewunderungswürdigen Gna„de Gottes das Unterpfand eures Erbes, und der euch er„worbenen Erlösung ist.“ Wir würden nur wiederholen, was der Verf. selbst eingesehen hat, wenn wir erinnern wollten, daß Uebersetzungen, welche die Parenthesenreiche Schreibart Pauli selbst in der Version fühlbar machen wollen, immer einige Dunkelheit behalten.

Im Ganzen genommen, läßt sich über einen Brief, wie der an die Ephesier, nicht viel Neues mehr in der Erklärung leisten; höchstens kann man also in dem Fall des Rec. sagen, welcher Vorstellungsart der Verf beytrete, und welche Wahl er unter den vorräthigen Erklärungen treffe. Und bey denselben hält er die Mitte zwischen dem freyen Gang der neuen, und dem ängstlichen der ältern Ausleger. Sein eigenes Glau-

bensbekenntniß hierüber findet man S. 105. „Für die Ausle„gung der Schrift giebt es, meiner Einsicht nach, in un„sern Tagen, zwo gefährliche Klippen, vor denen man sich „nicht sorgfältig genug hüten kann. Die eine ist die Nei„gung, in den Worten der Schrift viele sogenannte Volks„meinungen zu finden, die es vielleicht nie gewesen sind, „weil sie nur auf einzelner Träumer Rechnung gesetzt werden „müssen; die andere ist die Neigung, weniger bey ihren Aus„drücken zu denken, als man nach den Gesetzen des Sprach„gebrauchs dabey denken muß; bald unter dem Vorwande, „daß die orientalische Weise zu reden, eine höhere Stim„mung habe, als die kältere abendländische; bald unter dem, „daß man die Worte nicht zu sehr pressen; bald unter dem, „daß man nicht an der Etymologie hangen müsse; ande„rer Vorwendungen nicht zu gedenken. Denn obgleich „in allem dem viel hermenevtische Wahrheit ist, so kann doch „auch diese leicht gemißbraucht werden, Auslegungen zu be„schönigen, denen es an Richtigkeit, Genauigkeit und Be„stimmtheit fehlt." Und wer könnte dem Verf. im Allgemeinen Unrecht geben, ob man gleich bey der Anwendung auf einzelne Stellen wieder von ihm abgehen möchte. Fortgesetzte Verbindung der Interpretation des N. T. mit dem Studium der besten Ausleger der griechischen und römischen Klassiker wird uns immer auf den richtigen Weg der Auslegung führen, und darauf erhalten. Der Verf. selbst ist in einigen Stellen zur freyeren Auslegungsart, mit Verlassung seiner eigenen bisher gehegten Meynungen, übergegangen, und nimmt z. B. Eph. IV. 8. eine blosse, zum Zweck des Apostels geschickte Accommodation des 68sten Psalms an.

Die Anmerkungen sind sehr ausführlich, und fliessen zuweilen in eine gewisse Ubertät über, durch die Einstreuung allerley dogmatischer und moralischer Reflexionen, und durch manche καταβασις εις αλλο γενος. Indessen hat auch diese Art der Erklärung für eine gewisse Klasse von Lesern und Liebhabern der heiligen Schrift, ihre so vorzügliche Brauchbarkeit, daß wir weit entfernt sind, sie zu mißbilligen, ob sie gleich nicht ganz nach unserm Geschmacke ist.

Rhetoricae Paullinae vel quid oratorium sit in Oratione Paulli; notante *Carl. Lud. Bauero*, Rect.

Rect. Hirschberg. Halae, impensis Orphanotrophei, 1782. P. I. Seiten 756. P. II. III. S. 798. in 8.

Den Fleiß und die eiserne Geduld, mit welcher der Verfasser seinen Paulus gelesen, studirt, zergliedert, und die daraus erwachsene Materialien geordnet hat, bewundern wir, wenn wir uns gleich nie entschlossen haben würden, über diesen Gegenstand ein so dickes Buch zu schreiben. Uns würde es genügt haben zu zeigen, daß der Apostel zwar großentheils seinen Gegenständen angemessen, meist ohne Schmuck, zuweilen in starker und rührender Herzenssprache, nach Maaßgabe seiner Lage und der vorzutragenden Dinge geschrieben habe; daß er aber keine Prüfung nach den Gesetzen der künstlichen Rhetorik aushalte; daß die natürliche Beredsamkeit, der er in seinen Briefen folgte, mehr Gedanken ohne künstliche Wahl der Worte hinwerfe, wie sie ihm zuströhmen, als sie geflissentlich stelle; daß daher Rückkehr zu derselben Materie, und derselben Gedanken unvermeidlich gewesen; daß Parenthesen und eingeschobene Sätze, die dem Styl oft ein schwerfälliges und dunkles Ansehen geben, nur allzuhäufig gegen die Gesetze einer guten Schreibart gefunden würden u. s. w. Nie aber würden wir übernommen haben, die Vollkommenheit des Paulinischen Vortrags, nach allen Kapiteln der Rhetorik, auszuführen, wie der Verf. thut. Und wenn wir diese Vollkommenheit dem Apostel absprechen, so treten wir keines Wegs seinen Verdiensten, und der Größe seines Amtes und Geistes zu nahe. Es war gar seine Bestimmung nicht, als Redner zu glänzen; es war zum Zweck seines Amtes gar nicht erforderlich, die Lehren des Christenthums durch äußern Schmuck der Einkleidung zu empfehlen; und von seiner Lage, Erziehung und Ausbildung seines Geistes war es gar nicht zu erwarten, daß er je den Forderungen der Schule Genüge thun würde. Meist dictirte er seine Briefe in die Feder; und weder die, unter deren Anleitung er sich bildete, die Schule der Pharisäer, noch die hebräische Nation selbst, hatte bis auf seine Zeiten die prosaische Schreibart zu der Vollkommenheit gebracht, die zu einem musterhaften Vortrag erfordert wird.

Selbst die Quellen, aus welchen der Verf. bey dieser seiner Untersuchung schöpfte, sind von ihm nicht gehörig ge-

 son-

sondert worden. Wir wollen nicht einmal die Frage, ob der Brief an die Hebräer Paulinisch sey, hiebey in Regung bringen; sondern blos darauf aufmerksam machen, ob auch wirklich die in der Apostelgeschichte dem Paulus in den Mund gelegten Reden, als Denkmale seiner Beredsamkeit können angesehen werden (Apostelg. 13. 17. 20. 22. 23. 25. 26.)? Wer die Reden im Lucas unter einander vergleicht, wird freylich finden, daß sie zwar in gewissen Kleinigkeiten verschieden, aber im Ganzen einander so ähnlich sind, als sie bey der Voraussetzung seyn müssen, wenn sie alle Einen Mann, folglich den Lucas selbst, zum Verfasser haben. Höchstens kann man daher annehmen, daß er vorräthige Materialien in ihnen verarbeitet habe. Ueberdies scheint die Apostelgeschichte die um jene Zeit den Juden nicht unbekannte Manier der griechischen und römischen Historiker nachzuahmen, welche ihre Erzählungen immer mit solchen Reden zu durchflechten pflegten, welche erst die Geschichtschreiber, so weit ihre Kunst reichte, in dem Charakter dessen, den sie redend einführen wollten, entwarfen. So scheint auch Lucas zu Werk gegangen zu seyn; und in diesem Fall sind Paulus Reden in Rücksicht auf die Einkleidung mehr dem Lucas als dem Apostel zugehörig.

Doch wir lassen jedem gerne seinen Gesichtspunkt; und es kann leicht seyn, daß ein Theil des Publikums die von dem Verf. vorgenommene Zergliederung der Paulinischen Briefe nach den Gesetzen der Rhetorik, und die Benutzung der Apostelgeschichte zu diesem Zweck glücklicher findet, als der Recensent. Aber im Namen dieser dürften wir doch wohl wünschen, der Verf. hätte sich nicht so genau an Ernesti's initia gehalten. Der vielen unnöthigen Wiederholungen nicht zu gedenken, mußte der Verf. öfters subtilisiren, und manches Gezwungene auslegen, um nur für sein rhetorisches Gesetz ein Beyspiel zu finden.

Wenn man nun auch in der Hauptsache mit dem Verf. nicht einig ist; so wird man doch für seine Mühe des Durchlesens durch seine Beyträge zur Erläuterung der Paulinischen Sprache schadlos gehalten, in welchen man den würdigen Schüler eines Ernesti erkennt. Sie sind unstreitig die wichtigste Seite des Buchs, weshalb wir es empfehlen können.

Fw.

Terenz neu verdeutscht von J. S. C. Neide, Prorektor am Stadtgymnasium zu Magdeburg. Leipzig, 1786. Zweyter Theil. 13 Bogen 8.

Dieser Theil enthält die noch übrigen Schauspiele Terenzens, und ist dem ersten durchaus gleich, d. h. überhaupt genommen, ziemlich treu und lesbar übersetzt, allein bey alle dem tief unter der Feinheit und Zierlichkeit des Originals. Wir bescheiden uns gern, daß ein Schriftsteller, dessen Scherze so attisch, dessen Wendungen so schlau, dessen Ausdrücke, selbst die, welche er den Sklaven in den Mund legt, so elegant sind, in jeder Sprache, vorzüglich in der deutschen, verlieren mußte; ob aber in der vorliegenden Uebersetzung alles gethan sey, um die Leser so selten, als möglich, an diesen unvermeidlichen Verlust zu erinnern, daran zweifeln wir sehr. Hier sind gleich etliche Proben, wie Hr. N. seine Urschrift verschönert hat. Inieci scrupulum, Ich hab'n einen Floh ins Ohr gesetzt; Hunc impuratum poterimus ulcisci, Da wollen wir die Canaille hier schon kriegen; Malum di deaeque omnes duint, Ich wollte, daß dich alle Wetter zerschlügen; Tantane affectum quenquam esse hominem audacia, Sollte mans wohl glauben, daß so eine verwegene Canaille existirt? alles Floskeln von Einer Seite. In Wahrheit, mit Anstand zu schimpfen, ist ebenfalls keine geringe Kunst, und wenn unsere neuern Schauspieldichter hierin dem Herausgeber nicht zum Vorbilde dienen konnten, so durfte er sich nur bey Lessing Raths erholen. Sicher würde er dann seinen Terenz höflicher haben reden lassen. Könnten wir uns hier auf eine genauere Zergliederung einlassen und untersuchen, wie oft der Nachdruck verfehlt, die Verbindung vernachläßigt, und die verständlichsten Redensarten, z. B. Quid hoc negotii est, aus Liebe zum Allzunatürlichen, mit unverständlichen vertauscht worden sind, (jene Worte lauten was ist hier los?) so dürfte unser allgemeines Urtheil leicht noch mehr Evidenz erhalten. Aber ein solcher Kommentar, auch nur über eine einzige Scene, würde bald zu mehrern Seiten anschwellen. Am schlechtesten sind die Prologen aufgestellt. Sie sind metrisch abgefaßt, und der Verf scheint gar nicht zu wissen, was Metrum ist. Lieber sie ganz weggelassen, (für uns haben sie ohnehin ihr hauptsächlichstes Interesse verloren;) und statt dessen Entwickelung des jedes-

 mali-

maligen Plans und der Schönheiten des Stücks, wie die, den Adelphen vorgesetzte, von Lessing. Dadurch hätte sich der Herausgeber ein wahres Verdienst um den deutschen Terenz erworben, und den Kritiker vielleicht gegen die Uebersetzung selbst nachsichtiger machen können.

Zh.

---

12. Erziehungsschriften.

Neues Magazin für die junge Lesewelt zum edlen und lehrreichen Unterricht von einem Jugendfreunde eröfnet. Erstes Bändchen. Lüneburg, bey Lemke, 1787. 186 Seiten 8.

Das bekannte **Neujahrsgeschenk** für Kinder, das der Herausgeber in der Folge auch unter diesem Titel abdrucken lassen, und es entweder vierteljährig oder halbjährig mit so vielen Bändchen vermehren, aber es doch den Kindern besonders zum neuen Jahre schenken will. Man giebt allerley, bedeutende und unbedeutende Sachen, zum neuen Jahre, und so auch der Herausgeber. Einige wenige moralische und historische Erzählungen und Gespräche, einige Bruchstücke aus der Naturgeschichte, so wie man sie itzt in den Schriften für die liebe Jugend häufig zu lesen gewohnt ist, ausgenommen, enthält dieses Magazin viel Unbedeutendes, und für die Jugend, die nicht allein für das Herz und Gefühl, sondern auch für den Kopf lesen soll, ohnstreitig zu wenig Realitäten. Auch bey den Gedichten, man mag sie nun als Gedichte, oder als Lektüre für die Jugend betrachten, ist nicht allemal die beste Wahl beobachtet worden. Unter mehreren, auch schon in andern Sammlungen aufgenommenen, und für die Jugend empfehlbaren Poesien sind einige so schlechte, daß sie nicht einmal die erwachsene, geschweige die junge Lesewelt, verdauen kann. Man nehme nur folgende Verse aus dem Liede auf Weihnachten 1786. S. 30.

„Heil! güldne Zeit!
„Der Pardel ruht bey Schafen

„Das

„Das zarte Lamm kann zwischen Wölfen schlafen
„In seiner Unschuld Sicherheit.

„Der Löwe wird
„Mit Schafen gehn zur Weide:
„Sein gelber Sohn spielt mit dem Lamm, und Beyde
„Regiert ein schwaches Kind, als Hirt.

„Der Säugling fühlt
„Zur Lust an Schlangenzungen
„Indem das Kind, von Nattern sanft umschlungen,
„Mit Vipern, wie mit Blumen spielt.

So viele Zeilen, so viel Unsinn, und in allen nichts zur Erweckung wahrer Empfindungen, nichts, weder für das Herz noch für den Verstand. Zuverläßig würde aus einem andern Weihnachtsliede der Vers:

„Wie selig seyd ihr, Erdenbürger!
„Euch fiel das angenehme Looß.
„Euch stört nicht mehr der wilde Würger,
„Denn euer Glück ist göttlich groß!
„Was ist, das eurem Heil noch fehlet,
„Da Gott die Menschheit sich vermählet.

aus jedem guten neueren Gesangbuche weggestrichen werden, und hier wird er in einem Magazin für die junge Lesewelt, die keine andere als richtige, deutliche Begriffe bekommen sollte, und sie auch in einem solchen Magazin bekommen könnte, abgedruckt! Dargegen sind wieder viele Gedichte in demselben, die etwas mehr als die Fassungskraft einer ganz jungen Lesewelt erfordern. Das ist nun aber einmal der Fehler des ungeheuren Schwarms von Lesebüchern, Magazinen, Bibliotheken für die Jugend, daß sie für jedes Alter genug seyn sollen, und also mit so mancherley für so viele abgehärtete, und noch schwächliche Magen ausgesuchten Speisen angefüllt werden, daß weder der eine noch der andre die erforderliche Nahrung und Sättigung in ihnen finden kann. Die beyden Unterredungen, der Vater und sein siebenjähriger Sohn, und Madrid, sind eigentlich für Kinder, da hingegen die andern nur dem reiferen Alter dienlich seyn können. Die erstern fallen hie und da in das Läppische, (die Unterredung über Madrid ist ohnedies mangel-

 haft)

haft) und die andern sind nicht durchaus mit der Schonung abgefaßt, welche die Delikatesse des jugendlichen Alters fordert. In der Unterredung, dem ländlichen Besuch, in welcher übrigens viel Gutes ist, würden wir den Gärtner vor jungen aufwachsenden Mädchens gar nicht so reden lassen, wie ihn der Verfasser hier reden läßt. Die Reden, „Trinlise, du wirst vor dem jüngsten Tag nicht viel glucken." „Sie stehen ja da und horchen nicht anders wie die jungen Ferkel, wenns Blasen regnet" sind zu gemeine Plattitüden, die allenfalls auf einem Theater, aber nicht in einer für die Jugend besonders geschriebenen Unterredung Entschuldigung verdienen. Ueberhaupt sollten Gespräche für die Kinder und die Jugend nicht Jedermanns Sache werden. Die Erzählung von den Luftbällen steht am rechten Orte, ob aber auch die Erzählung von der Religion der Slaven sehr unterrichtend für die Jugend seyn dürfte? Etwas von den Sitten und Religionsgebräuchen itzt lebender und merkwürdiger Nationen würde, dächten wir, anziehender und belehrender gewesen seyn.

Bl.

Verbesserungsplan für lateinische Schulen in Provinzialstädten von V. M. Bandau, Past. zu Spröda und Laue. Zweyter und letzter Theil. Wittenberg und Zerbst, bey Sam. Gottfr. Zimmermann, 1786. 12 Bogen 8.

Den ersten Theil dieses Verbesserungsplans haben wir A. D. Bibl. Band L. S. 581 angezeigt. Um den Inhalt dieses zweyten Theils, und sein Verhältniß gegen den ersten genauer zu bestimmen, hat der V. für denselben einen zweyten Theil beygefügt: Vorschläge zur Verbesserung der Oeconomie und Polizey landstädtischer Schulen — eine Fortsetzung des Verbesserungsplans ꝛc. Billig hätte sich der V., dessen Fehler sonst, wie man aus dem ganzen Buche sieht, Uebertretung der Gesetze der Methode und Ordnung eben nicht ist, vorher über diese Ausdrücke, über Oekonomische und Polizeygebrechen und Gesetze für Schulen, die doch durch das ganze Buch herrschen, deutlich und bestimmt erklären sollen. Man sieht aber, daß er unter der

Schul-

Schulökonomie, Schulstand und Einnahme der Lehrer, deren schlechte Beschaffenheit, und zu deren Verbesserung abzweckende Gesetze, unter Schulpolizey aber, Aufsicht und Disciplin, und dahin gehörige Schulgesetze, verstehe. Der Verf. geht alle Gattungen von Einnahmen der Lehrer in Trivialschulen durch, drückt sich über das Demüthigende und Mühselige, das mit vielen derselben verbunden ist, mit starken Worten aus, geht mit Freymüthigkeit auf die ersten Ursachen ihres schlechten Gehalts zurück, und findet sie in der ursprünglichen klösterlichen Einrichtung der Schulen, ihrer Abhängigkeit von der Geistlichkeit, und Vernachläßigung bey der Reformation und der damaligen Verwendung der Klostergüter. Gleichwohl zwecken seine Vorschläge nicht sowohl auf Vermehrung der Schulbesoldungen ab, weil die Erfahrung lehre, daß starkbesoldete Lehrer nicht immer die fleißigsten, und wohlstudirte Schulen nicht immer die blühendsten sind; als vielmehr auf die Erhaltung derjenigen Einnahme, die Lehrern durch Stiftung oder Observanz gesetzt sind. Dahin gehören denn richtige Eintreibung der gesetzten Schul- und Privatgelder, ohne Abzug der versäumten Schulstunden, und Auslösung der Armen aus Kirchen- und Schulcassen, Verbietung der Winkelschulen und der zu frühen Entlassung der Schulkinder, und dergleichen. Als ein Supplement der Schulcasse, und zum Fond zur Anschaffung nothwendiger Schulbedürfnisse schlägt er den Verlag neuzuverfertigender einförmiger, und durchs ganze Land einzuführender Schulbücher vor: auch bringt er, zur Verhütung gewisser Mißbräuche, auf gemeinschaftliche Einnehmung, und gleichmäßige Vertheilung der Schulgelder für alle Classen unter sämmtliche Lehrer. Viele seiner angegebenen Schulgebrechen sowohl, als seiner Gegenvorschläge sind blos local, und vertragen keine allgemeine Anwendung; wohin wir denn auch das ganz abscheuliche Gemälde rechnen, das der Verf. von den Chorschülern macht, und von dem Schaden, den sie einer Schule stiften sollen. Fast möchten wir es für übertrieben halten, wenn wir nicht dem Verfasser zu viel Ehrlichkeit zutrauten, als daß er so was hinschreiben könnte, was er nicht von seiner ehemaligen Schulerfahrung abgezogen hätte — er war vorher Rector zu Kalbe — Auch giebt er unter seinen Vorschlägen eine Probe einer in vielen Stücken beyfallswürdigen Schulordnung. Wundern aber muß man sich, und der Rec. hat es schon oft bey andern Schriften ähnlicher Art gethan,

wie man sich dreht und wendet, um neue Quellen zur Verbesserung der Schulkassen zu erdenken, ohne die alle Verbesserung der Schulen selbst unmöglich ist, bald Abgaben auf Hagestolze, bald auf Privatlehrer vorschlägt, und nicht einer sich auch nur den Gedanken erlaubt, daß der Fürst von den Revenüen einer Stadt einige Hunderte zur Verbesserung ihrer Schule abgeben könne, er, der ohnedem zur Erhaltung der Schulen seines Landes wenig oder nichts beyträgt, von der zweckmäßigen Einrichtung der Schulen den meisten Vortheil hat, und wohl Tausende an einen Sänger oder Schauspieler anweiset, oder zum Vergnügen eines Tages verwendet. Alles soll der Unterthan, und der Herr gar nichts thun. Daß man sich bey den Klagen über den schlechten Zustand der Schulen auch nicht einmal den Wunsch der Beyhülfe des Fürsten erlaubt, ist fast für ihn selbst entehrend.

Zf.

Reden an Frauenzimmer von F. G. A. Lobethan, Professor in Zerbst. Zerbst, beym Verfasser und in der Buchhandlung der Gelehrten in Dessau. 1783. 478 Seiten, 8.

Es ist ein verdienstliches Werk, den lesenden Theil des schönen Geschlechts, der sich bisher mit empfindsamen Romanen, Leiden und Freuden, Theaterstücken und andern schönen Modesachen Kopf und Herz verdarb, mit besserer Geistesnahrung zu versehen. Vorzüglich wünschenswerth sind Anweisungen für junge Frauenzimmer, wie sie nicht nur überhaupt ihren Verstand anbauen, und ihren Charakter bilden, sondern vornehmlich in ihren verschiedenen künftigen Verhältnissen als Gattinnen, Hausfrauen, Mütter ihre Bestimmung vollkommner erfüllen, und die Summe der menschlichen, absonderlich der häuslichen Glückseligkeit vermehren können. Solche Anweisungen, nicht im zu ernsthaften Predigttone, sondern als gefällige Erinnerungen und Rathschläge eines Freundes mit Lebhaftigkeit und Wärme gegeben sind diese Reden, die überdies das Verdienst haben, daß sie wirklich an junge Frauenzimmer gehalten, also schon durch mündlichen Vortrag nützlich geworden sind.

Hr.

Hr. Prof. L. hat die zweckmäßigsten Materien gewählt, und sie unserer Einsicht nach, so ausgeführt, wie es nach dem Bedürfnisse seiner Zuhörerinnen und Leserinnen erforderlich war. Es sind folgende: I. Ueber Bestimmung und Bildung des weiblichen Geschlechts überhaupt. II. Ueber Ehe und Erziehung, besonders in Rücksicht auf das weibliche Geschlecht. III. Ueber die Ehe, besonders in Rücksicht auf das weibliche Geschlecht. (Fortsetzung der vorhergehenden Rede.) IV. Ueber die Erziehung, besonders in Rücksicht auf das weibliche Geschlecht. V. Ueber das häusliche Leben. (Diese hat uns vorzüglich gefallen. Nur hätten wir gewünscht, daß in der vortrefflichen Anweisung zur Regierung des Hausgesindes, auch die Pflichten gegen Kranke und alt gewordene Dienstboten berührt wären.) VI. Ueber die weibliche Schönheit. (Enthält ebenfalls viel gutes. Indeß sind wir mit der Erklärung der weiblichen Schönheit durch liebenswürdige Schwäche, die so unbestimmt ist, und von unphilosophischen Mädchen schwerlich verstanden werden wird, so viel auch der Verf. darüber spricht, nicht zufrieden.) VII. Ueber die Sinnlichkeit. VIII. Ueber die Leidenschaften. IX. Ueber die Liebe. X. Ueber die Ehre der weiblichen Unschuld. (Diese ist für einen so wichtigen Gegenstand zu wenig ausführlich; und folgende Vergleichung (S. 306) für jungfräuliche Unschuld zu unedel: „Das Insect, welches ich entgliedert, der Wurm, welchen ich mit „meinen Füßen zertreten habe, ist nicht mehr Insect, nicht „mehr Wurm; beydes hat durch mich sein Wesen verloren; „sein Wesen, das ich ihm nimmer wieder geben kann." — Gerade so ists mit der Ehre der weiblichen Unschuld.) XI. Ueber den Leichtsinn. XII. Ueber die Eitelkeit. XIII. Ueber den Werth des Lebens, eine Betrachtung am Schlusse des Jahrs. XIV. Ueber die allgemeine Liebe zum Guten, als den Grund aller Tugend und aller Pflichten. XV. Ueber die Religion.

Die Sprache des Verfassers ist hin und wieder zu wortreich, und bey den gedehnten Perioden fehlt es ihr an der Leichtigkeit, die in Unterhaltungen für das andere Geschlecht so wesentlich nothwendig ist. Doch hindert uns dies nicht, den Wunsch zu thun, daß alle Aeltern aus den gesitteten Ständen, denen die Bildung ihrer Töchter wich-

wichtig ist, ihnen dies Buch zum Geschenke machen möchten. Yg.

Johann Gotthilf Lorenz, Predigers und Rectors in Köpenik, Lesebuch für die Jugend der Bürger und Handwerker, zum Gebrauch in Schulen und beim häuslichen Unterricht, ꝛc. Des ersten Bandes erste Abtheilung, mit Kupfern und Holzschnitten. Leipzig, 1785. 8. 1 Alphabet 4 Bogen und eilf Kupfertafeln.

Herr Stuve hatte in seiner Schrift über das Schulwesen den Wunsch geaußert, daß man in Schulen und zum Unterrichte zwey Bücher hätte, welche, so wie der Rochowsche Kinderfreund, für die Bedürfnisse der Landjugend, eben so den Bedürfnissen des künftigen Bürger und Gelehrten angemessen wären. „Eben so wichtig, fährt er fort, wäre für die Bürgerschulen ein anderes, welches dasjenige aus der Naturgeschichte und Naturlehre, der Kenntniß des Menschen und seiner Pflichten, der natürlichen Religion, der Erdbeschreibung, Geschichte, Landesverfassung und den Gesetzen enthielte, was einem Bürger zu wissen nöthig und nützlich ist.“ Diesen letztern Wunsch sucht nun Hr. K. hiermit zu erfüllen, und nach dem Muster des Rochowschen Lesebuchs für Landschulen hier ein ähnliches für die Stadt- und Bürgerschulen zu liefern. Er hat darzu die brauchbarsten Schriften für Kinder, eines Büsching, Wunsch, Sander, Heinaz u. s. w. genützet, und es stünde sehr zu wünschen, daß dieses Lesebuch bey allen Bürgerschulen zweckmäßig gebraucht würde. Die Aufklärung dieses Standes würde dabey sehr gewinnen: denn wenn etwas derselben im Wege steht, so ist es gewiß das, daß in den niedern Classen der Stadtschulen, aus welchen die Bürger alsdann ihre Söhne gemeiniglich zum Handwerke so früh als möglich zurückzuziehen pflegen, die Kinder blos in dem mechanischen Bibellesen, und in dem gedankenlosen Memoriren des Katechismus und einiger biblischen Sprüche hingehalten werden, selbst zur Zufriedenheit ihrer gleich unwissenden Eltern hingehalten werden. Denn welcher Vater würde der Schule nicht böse werden, wo sein Knabe

Knabe nicht die fünf Hauptstücke u. dergl. so jung als möglich maschinenmäßig herplappern lernte, und was würde er von dem Schullehrer sagen, der in seiner Meynung das Kind so sehr verabsäumte, daß er es zwar zum vernünftigen Menschen, aber nicht zum Papagey bildete? Der gemeine Mann behält gar zu gern das Fortrücken in dem zwecklosen Auswendiglernen des Katechismus zum Maaßstabe, wornach er die vermeintlichen Fortschritte seiner Kinder selbst prüfen zu können glaubt, und dies ist allerdings ein Hinderniß, welches sich der Verbesserung der niederen Schulen, und also auch der Einführung dieses Lesebuchs entgegenstellt. Inzwischen wenn auch Gutes nicht auf einmal gewirkt werden kann, so wollen wir uns begnügen, wenn es auch nur nach und nach geschieht. Ein anderes Hinderniß liegt auch wohl in dem Preise, der den Ankauf dieses Lesebuchs in seiner Vollständigkeit so wohl bey den meisten Vätern, als auch bey den ohnehin schlecht gesetzten niederen Schullehrer erschweren wird: ein Umstand, der es zur nothwendigen Pflicht macht, bey dergleichen Schulbüchern auf die möglichste Sparsamkeit des Raumes Rücksicht zu nehmen. Noch ist zu erinnern, daß der Zweck dieses Buches verfehlt werden würde, wenn man eigentlich nichts weiter thäte, als die Kinder selbst darin lesen zu lassen. Es soll nichts darin zu lesen bekommen, was ihm nicht schon aus der vorangegangenen Erzählung des Lehrers ganz bekannt und verständlich geworden wäre. Nun wollen wir unsern Lesern den Inhalt dieser ersten Abtheilung selbst darlegen.

Der erste Abschnitt: „Etwas aus dem Kalender und der Naturgeschichte," fängt sich statt einer Einleitung mit einem sehr unerheblichen und schon nach obigem Gesetze der Sparsamkeit sehr entbehrlichem Gespräche an. Ueberhaupt hat Hr. R. durch die angelegten Gespräche oft gegen diese Regel der Kürze verstoßen. Denn was er da z. B. vom Schaltjahre auf drey Seiten sagt, und durch die unnützen Gesprächsformeln des Kindes (z. B. „Ach ja! so „war's auch, lieber Vater, so hat es uns unser Hr. R. auch „erklärt. Ich danke Ihnen, daß Sie es mir noch einmal „gesagt haben, nun werde ichs nicht wieder vergessen" u. s. w.) erweitert, das konnte er füglich auf einer Seite gesagt haben. Sollte Hr. R. künftig eine zweyte Auflage dieses Buches besorgen, so wird er vielleicht auf diese Erinnerung, die nicht

nicht tadelsüchtig, sondern zur größeren und leichteren Verbreitung des Buches abzweckend ist, einige Aufmerksamkeit wenden. Ferner dünkt R., daß die hier beygebrachten Etymologien aller Römischen Monatsnamen dem Bürgerkinde, seiner Aufklärung unbeschadet, entbehrlich gewesen wären.

Nachdem Hr. L. die bekanntesten Puncte zur Erläuterung des Kalenders, als von der Eintheilung der Zeit, den Festen, den Benennungen der Sonntage, der Sonne und den Planeten, den Verfinsterungen u. s. w. erklärt hat, so geht er über zu den Artikeln von der Luft und ihren Eigenschaften, beschreibet alsdann die physikalischen Erfindungen der Luftpumpe, das Barometer, Thermometer, Hygrometer, wovon die Abbildungen in Holzschnitten beygefügt sind; ferner die verschiedenen Luftarten, wässerige Lufterscheinungen, die feurigen Lufterscheinungen, die Elektrisirmäschinen. Dann handelt er von Erde und Wasser, vom Meere, vom Feuer und den Farben, vom Sonnenmikroscop, und nun schreitet er zu der Beschreibung der drey Reiche der Natur. Hier fängt er vom Mineralreiche an; dann folgt das Pflanzenreich, worzu unter den Kupfern die Abbildung der Dionaea muscipula, und des Zuckerrohres, unter den Holzschnitten die Zeichnungen der Tabackspflanze, des Zimmetbaumes, der Baumwollenstaude, des Pfefferbaumes, der Indigopflanze, des Kaffee- und Gewürznägelbaumes, der Olive, des Cacao, und der Theestaude gehören. Hierauf folgt eine Anweisung, die Früchte lange Jahre zu erhalten, in Form eines Briefes. Eben so reichhaltig, gemeinnützig und ausgewählt diese bisherigen Excerpten waren, sind es nun auch die Abhandlungen von den bekanntesten und merkwürdigsten Gattungen des Thierreiches, unter denen die ausländischen nach sehr guten Zeichnungen auf den Kupfertafeln abgebildet sind. Als ein Anhang dieses Abschnittes ist noch die Beschreibung der Brenngläser und des Magneten hinzugefügt.

Der zweyte Abschnitt handelt ganz vom menschlichen Körper, und beschreibt alle äußern und inneren, festen und flüßigen Theile, mit Hinweisung auf einige anatomische Kupfer, nach R. Urtheile mit einer Ausführlichkeit, die für die angegebene Bestimmung viel zu ermüdend ist. Es geht nehmlich diese Zergliederung des menschlichen Körpers von S. 216 bis 584 in einem fort, und setzt schon einen in anhaltender Aufmerk-

merksamkeit geübten Leser voraus, dergleichen man unter Bürgern sehr selten, und unter Schulkindern nie voraussetzen kann. Und da wohl die meisten Lehrer solcher Schulclassen sich in diese Materie erst als in etwas Fremdes oder Neues hineinstudiren müssen, so läßt sich auch von ihrem Lehrtalente, besonders in Dingen, die sie den Kindern bis auf das Wenige in den Kupfertafeln enthaltene nicht sinnlich genug machen können, nicht alles erwarten. In Absicht der Geschlechtstheile hat Hr. L. den Ausweg erwählt, sie lieber zu übergehen, und weil das Problem, ob man schon Kinder davon völlig unterrichten soll, unter den Pädagogen noch nicht ganz entschieden sey, es den Einsichten jedes Lehrers zu überlassen, ob er diese Lücke mündlich zu ergänzen für gut finde oder nicht. Doch, dünkt mich, hatte Hr. L. von dem Foetu in utero vorher schon zu viel gesagt, als daß die Neugierde der erwachseneren Knaben dabey über die Entstehung desselben gänzlich ungereizt bleiben könnte. Der Anhang, der eine, auf die bisher mitgetheilte Kenntniß des menschlichen Körpers gegründete, Anleitung zur Erhaltung der Gesundheit enthält, ist sehr zweckmäßig und nützlich. Ueberhaupt wünscht R., daß Hr. L. bey einer etwanigen Umarbeitung des Buches durch eine hin und wieder mehr beobachtete Kürze und Faßlichkeit seinem Lesebuche einen noch gemeinnützigeren Werth verschaffen möge. Bey dem ersten Zusammentragen eines solchen Buches ist es fast unvermeidlich, daß uns bey dem guten Eifer, es zu vollenden, nicht zuweilen Eilfertigkeit beschleiche. Und hoffentlich gehört Hr. L. zu der bessern Classe von Schriftstellern, die sich nicht gleich in allen Stücken selbst Genüge leisten.

Qw.

---

13. Wiener und andere katholische Schriften.

Oesterreichischer Toleranz-Bote, d. i. neueingerichteter allgemeiner katholisch und protestantischer Reichskalender für den Bürger und den Landmann in

in den Kais. Königl. Erbstaaten. Wien, bey Wucherer. 1786.

Der Kalender kann das schicklichste Vehikel werden, gute und nützliche Wahrheiten zur Verbesserung des Verstandes und des Herzens unter den gemeinen Mann zu bringen. Nur muß alsdann auch die Speise in demselben gerade so ausgesucht und zugerichtet werden, wie sie zu diesem Endzweck dienlich ist. Dieser Toleranz-Bote sagt manches Gutes, spricht mit seinen Lesern in einem herzlich vertraulichen Tone, theilt auch alles gerne mit, was er nur mittheilen kann. Nur denken wir, daß er derjenigen Menschenklasse, für die er das Orakel seyn soll, und seyn wird, auf der einen Seite zu viel, und auf der andern zu wenig sagt, und also nicht ökonomisch genug in der Mittheilung seines Vorraths zu Werke gegangen ist. Der Kalender ist eigentlich Lehrbuch für den gemeinen Mann, und für diesen halten wir weder eine Kenntniß der Geographie noch der Naturgeschichte im scientifischen Verstande, wenn der Unterricht derselben auch noch so sehr herabgestimmt wäre, für so sehr nothwendig und nützlich. Aus der Naturgeschichte allenfalls dasjenige, was ihm als Land- oder Handwerksmann zur besseren und vortheilhafteren Betreibung seines Gewerbes und Hauswesens zu wissen heilsam ist, aber ob auch die Lehre von den Polypen, mit welcher der Verf. in diesem Kalender den Anfang macht? Darzu kömmt dieses, daß zu einem so weit angelegten, und so faßlich, oder, wie es fast immer der Volkston mit sich zu bringen pflegt, so wortreich gemachten Unterrichte, wie ihn der Verf. von der Geographie zu geben angefangen hat, ehe er vollendet werden könnte, eine ziemliche Kalenderanzahl erfordert werden dürfte. Ob dieses für den gemeinen Mann, der nur jedes Jahr seinen jährigen Kalender zu gebrauchen pflegt, der rechte Weg des Unterrichts sey, daran zweifeln wir. Lieber in einem solchen Buche solche Kenntnisse mitgetheilt, die abgebrochen gegeben, und abgebrochen gefaßt und übersehen werden können, als einen Unterricht, der erst durch die Fortsetzung vieler Jahrgänge geendigt werden kann. Indessen enthält der Kalender für den gemeinen Mann, gegen andere schlechtere Kalender genommen, viel Nützliches; dahin gehören die Sicherheitsregeln bey Gewittern, die Lächerlichkeit der sogenannten Bauernregeln, die Verhal-

haltungsregeln in der Blatternkrankheit. Die bey jedem Monat eingeschalteten Gesundheitsregeln sind ganz gut; die Sitten- und Klugheitslehren auch größtentheils; aber worzu dem gemeinen Manne die Räthsel nutzen sollen, das sehen wir gar nicht ein. Zuverläßig wird er die wenigsten weder enträthseln können, noch wollen.

Der Toleranz-Bote heißt der Kalender darum, weil der katholische und der protestantische Kalender in demselben einander zur Seite stehen, und die in demselben enthaltenen Kenntnisse für beyde Religionspartheien gleich zuträglich sind. Hie und da wird auch etwas zum Besten der Toleranz gesagt. In dem Verstande sind unsere protestantischen Kalender schon lange Toleranz-Boten gewesen. Aber in wichtigscheinenden Titeln haben die Wiener Blätteleinschreiber ihre größte Stärke.

VI.

Ueber Gottesdienst und Religionslehre der österreichischen Staaten. Ein periodisches Werk. Herausgegeben von einer Gesellschaft Gelehrter. Fünfter Theil. Wien, 1785. bey Hartl. 463 Seiten in 8. Sechster Theil. 463 Seiten. Siebenter Theil. 574 Seiten.

(Diejenigen, welche die drey ersten Bände dieser periodischen Schrift nicht besitzen, erhalten ein besonderes Titelblatt. Künftig erscheint diese Schrift wiederum unter einem andern Titel, nämlich: Kritische Bemerkung über den religiösen Zustand in den K. K. Staaten.)

Noch immer müssen wir ganz unpartheyisch bekennen, daß wir die kritischen Anzeigen dieser edeln Gesellschaft von würdigen Gelehrten mit ausnehmenden Vergnügen gelesen haben. Sie vertheidigen die vernünftige Religion mit so vieler Freymüthigkeit, als es nur immer, ohne großen Anstoß zu besorgen, geschehen kann; setzen sich großmüthig hinweg über die geistliche Lästerung derer, die ihre scharfe Geißel zu züchtigen gedrungen war, in der stärkenden Ueberzeugung, die Wahrheit werde endlich obsiegen, und ihr gesundes Urtheil werde sich allen Unbefangenen von selbst aufdringen. Freylich findet

ein philosophisches Auge immer noch viel, was rügenswerth gewesen wäre, aber ungerügt geblieben ist; über manche ungesunde Klauberey ist sauber hergefahren; z. E. von der unbefleckten Empfängniß Mariens; ihrer fortdaurenden Jungfrauschaft 2c. Noch sehr viel ist übrig geblieben, wo man tiefer hätte eindringen, reiner saubern können. Aber — wir wollen billig seyn, gerne einräumen, daß sich nicht Alles in einem katholischen Lande so geschwind zwingen läßt, ist es doch in einem protestantischen Lande noch nicht einmal thunlich, des ungemäßigten Aberglaubens, der stockfinstern Unwissenheit, der mönchischen verderblichen Mystik ist zu viel in der Kaiserstadt, und in den öst. Erblanden überhaupt, als daß in ersten Perioden der Säuberung auf den Grund gegriffen werden könnte. Der Unruhen, des orthodoxen Verdammens, der heiligen Grimassen ist ohnehin über diese Kritik schon so viel gewesen, daß man sich wundern muß, wie sie ihr Haupt noch nicht gesenkt, und sie muß in der That mächtige Unterstützung genießen, sonst wäre sie nicht mehr. Wir wünschen also nur noch, daß diese Männer ihr ächtes Verdienst um den Staat und die Menschheit fortsetzen, und daß zukünftige Zeiten das vollenden mögen, was jetzt rühmlich angefangen wird.

Ungemein hat es uns gefallen, daß die kritische Gesellschaft selbst das Konsistorium nicht schont, sondern es auf fleißigere Befolgung herrschaftlicher Befehle aufmerksam macht. Eine Freymüthigkeit gerade am rechten Orte, zumal die löbl. Stände die Verordnungen gerne auf die Seite legen, wenn sie nicht nach ihrem Geschmacke sind. Auch bischöfliche Hochwürden, wenn sie in orthodoxer Hitze extemporiren, mithin vom Cerimoniarier nicht eingeholfen werden können, einfolglich stecken bleiben, erhalten ihre bescheidene Lauge.

Von rechtswegen sehen die Herren Kritiker allenthalben auf die Befolgung Kaiserlicher Vorschriften, und warnen mithin wo sie Altarsgaukeleyen, Prozessionsunfug, und Votivtafeln, Wallfahrtsbüchel die P. Fast noch austheilen läßt, und Mariansche Aberglaubenströdeley vorfinden. Man siehet hier mit Erstaunen, daß der K. K. Verordnungen ungeachtet, diese abergläubigen Fratzen in Wien immer mehr überhand nehmen.

End-

Endlich bezeugen wir noch den Verfassern unser Vergnügen, daß sie den Ursprung ungereimter Mißbräuche und abergläubischer Cerimonien, z. E. des Exorcismus, Weihwassers, Verehrung der Reliquien rc. gründlich zeigen, und dadurch die beste Belehrung und Zurechtweisung veranlassen."

Einige angeführte Parhameriana und Steinkelleriana, und einige Kinderlehren, welche theils in Wien, theils in einigen andern Orten der K. K. Erblande gehalten worden, beweisen eine fast unglaubliche Unwissenheit und Unvernunft bey den Lehrern, welche mit einem großen Verfall der Religion nothwendig verbunden seyn muß. Wir wollen einige Beyspiele aus diesem Werke anführen. Unsere Leser werden sich kaum vorgestellt haben, daß es noch so elend mit den Religionslehren in den österreichischen Erblanden beschaffen ist:

Im vierten Bande S. 74. „P. Andreas Ariman „predigte in der Pfarrkirche zu Mariahilf, einer Vorstadt „in Wien, folgendes:

„„Der besti und stärksti Beweggrund der uns „„von Bösen ab und zum Gueden antreibt, is die Er- „„innerung an die 4 letzten Ding, drum sagt a der „„Weiseste aus allen Menschen, gedenk o Mensch! an „„deine 4 letzten Ding, so wirst du in Ewigkeit nit sündigen. „„— Der ganzi Glauben, die ganzi Hofnung, die ganzi „„Lieb, die ganzi christlichi Gerechtigkeit is auf der oftmali- „„gen Erinerung an die 4 letzten Ding gegründet; drum „„stehn sie a im Katechismo als an — Anhang zur kristli- „„chen Gerechtigkeit. Ohne diesem Andenken an die 4 letzten „„Ding is's gar nit mögli, daß mir's Bösi meiden und's „„Guedi wirken können. — — Aber was das ärgsti is, „„so giebts solchi gottlosi Leut, dö die 4 letzten Ding „„gar nit glauben. — Was is der Tod, sagen sie, weiter, als daß der Lebensgeist ausgeht; und nachher ist alles „„gar mit uns, wie bei dem Vieh! — Solchi Leut halten „„d'Seel für an blossen Dunst, der mit dem Körper vergeht." „„Ihr Grundsatz is daher: iß, trink, schlaf, laß dir wohl „„gschehn, gnieß die Ergötzlichkeiten der Welt — „„schau nur, daß dir in diesen Leben gued geht, „„nacher is a so alles aus. — Wenn die Leut schon amal kan anders Leben nach den Tod glauben, so glauben's

 „„nacher

„„natürlicher Weiß a kan Gricht, kan Himmel und Höll;
„„und drum halten's a nix aufs Meßopfer, auf die Altar,
„„die Gnadenbilder *), den Gottesdienst, die Religion,
„„denn wo kommts her, daß sie auf alles nix halten, als
„„weil sie die 4 letzten Ding nit glauben? Sehts meine
„„Kinder! wie nothwendi der Glauben und das Andenken an
„„die 4 letzten Ding zur kristlichen Gerechtigkeit is. Denn
„„ums Böst z'lassen und's Guedi z'wirken is die Furcht Got-
„„tes nothwendi, wer aber die letzten Ding nit glaubt, kann
„„Gott nit fürchten.""

Eine Predigt von dem außer Wien so bekannt gewordenen Kardinal Migazzi, wird unsern protestantischen Lesern interessant um so viel mehr, da sie sich auch etwas daraus merken können. Er hielt sie den 16 Sept. 1785 zu Wienerisch Neustadt in der Domkirche. Die Verf. versichern, S. 207 des IVten Bandes, daß sie sie selbst angehört haben. Sie ist abgedruckt im IVten Bande, S. 82. und lautet folgendermassen:

„„Vae mundo a scandalis!

„„Weh der Welt, der Aergernisse wegen.""

„„Gebenedeyet sei der himmlische Vater, gebenedeyet
„„sei Jesus Christus unser Heiland, der mich würdig gemacht
„„diese Kanzel zu besteigen, die schon seit zweihundert Jah-
„„ren kein geistlicher Oberhirt betreten hat, seit welcher
„„Zeit die hiesigen Inwohner von den Irrthümern des
„„Luthers zum wahren, alleinseligmachenden
„„Glauben zurückgeführet wurden. — Ich habe zwar
„„nicht nöthig Euch meine lieben Schäflein zum wahren
„„Glauben zu führen, sondern nur Euch in selbem zu bestär-
„„ken. — —

„„Der Glauben ist zur Seligkeit nothwendig, aber eben
„„so nothwendig sind die Werke, die mit demselben überein-
„„stimmen — Dieß sind meine zwey Theile.""

„„Der Glauben ist nothwendig, denn er dient zu un-
„„srer Rechtfertigung und Trost. — Der Glauben ist der
„„Grund von dem geistlichen Gebäude, wovon Jesus Chri-
„„stus der Ekkstein, und wir alle die sittlichen Theile sind.
„„Der

*) Cicero pro Domo sua.

„„Der Glauben ist der Grund unserer Seligkeit, denn ohne „„demselben ist es nicht möglich Gott zu gefallen. — — „„Liebe Schäflein, bewahret Euren Glauben, und hüttet „„Euch vor Reden, gewissen Schriften und „„Witzlingen, die ihre Ausgelassenheit unter dem „„Namen der Aufklärung treiben, sie wollen euch „„bloß in ihre Fallstrikke ziehen.““ —

„„Aber auch für das zeitliche Leben giebt uns der Glau„„ben Trost; — es wird manche unter Euch geben, die Ar„„muth, Noth, Krankheit, und dergleichen zu leiden ha„„ben; der Glauben tröstet sie, denn was ist alles Leiden „„dieser Welt, ist es wohl zu vergleichen mit jener Seligkeit, „„die uns der alleinseligmachende Glaube verschafft? — „„— Ich bin alt, und habe vieles gesehen, aber ich sage „„Euch, daß ich Niemand gefunden habe, der glücklicher, „„und zufriedner gelebt hätte, als ein solcher, der den wah„„ren Glauben hat. — Was soll aber ein solcher Mensch „„in seinem Leiden machen, der den Trost des alleinseligma„„chenden Glaubens nicht hat? darum sagt der heilige Pau„„lus: lasset die Traurigkeit jenen, nämlich den Heiden. „„Was hat wohl ein Mensch der den alleinseligmachenden „„Glauben nicht hat, er kann glücklich scheinen? aber der „„innerliche Gewissenswurm naget immer, und wenn „„er auch diesen ersticket, so ist er vollends unglücklich, denn „„er lebt ohne Gott, stirbt ohne Gott, und „„wird ohne Gott ewig verdammt.““ — —

„„Gleichwie der Glauben eine Quelle der Seligkeit für „„uns ist, so ist er auch die Quelle der Verdamniß, wenn „„wir nicht nach ihm leben, und unsre Handlungen darnach „„einrichten; — der Glauben selbst wird uns am jüngsten „„Tag bey dem himlischen Richter anklagen; — Herr „„räche mich — wird der Glaube sagen — „„Du hast mich ihm gegeben, aber wie hat er mich ge„„braucht? in der heiligen Tauf hast du ihn von allen Sün„„den abgewaschen, allein er hat das Kleid der Unschuld „„nicht behalten, hat es mit Sünden und Lastern befleckt; „„— Herr räche mich, räche dich selbst.““

„„Herr räche mich — wird der Glaube „„sagen — Du hast ihm ein Mittel gegeben, sich von „„seinen Sünden zu reinigen, hast das Sakrament der Busse

 „„ein-

„„eingesetzt; — allein hat er wohl seine Sün
„„hat er sich gebessert? — Herr! räche
„„che dich selbst!““ — — —

Die Verfasser versichern S. 207, daß S
digt selbst angehört und aufgeschrieben, auch nich
ändert haben, außer daß Sr. Eminenz gesagt h
rechne mich, rechne dich selbst! wofür sie
„sche Wort, räche gesetzt haben, welches doch
wohl nicht übel deuten werden.

Im vierten Bande S. 238 folgendes Ge
einzeln gedruckt ausgegeben wird, haben die
nes neuen Abdrucks würdig gehalten. Es zeigt
tolle Ideen durch den Aberglauben vom Fegfeu
ert werden:

Sendschreiben der lieben Seelen des
an alle Christen.

„In Christo Jesu, vilgeliebte Brüder
„stern. Wir arme hochbetrangte Seelen des F
„den euch durch unsre Schutzengeln einen
„Gruß, und wünschen euch alles Heyl und Wohl
„sto Jesu unsern Herrn. Wir fügen euch zu
„daß — Gott über uns ergrimmt, uns mit
„Händ und Füssen in die Finsterniß werfen, u
„migen leydigen Teuflen lassen übergeben. —
„darinn wir ligen, ist eine feürige Kruft in
„welche so voll Gräuel, Unrath und Übel stekt,
„zu beschreiben noch zu glauben ist. Die Pey
„leyden, seynd so groß, so vielfältig und so ersch
„wann wir alles Papier der ganzen Welt
„wir danoch nicht alle auf dieses Papie
„könnten. — *) Etliche von uns werden an
„gebraten, etliche in Kess l gesotten, etliche in
„Erz versenkt; etliche in Bachofen gebränt,
„glüende Kohlen verscharret, etliche mit den
„henkt, etliche mit Gall getränkt, etliche mit
„speißt, mit geschmolzenen Bley übergossen,

*) Unsere Leser müssen hier nicht vergessen, d
Geistern, Seelen die Rede ist.

„gelesen hat: und kommt uns desto eh
„dieweil unsre Pein noch frisch ist, und n
„ret Schließlich bitten wir, ihr wollt
„unsre heil Schutzengel lassen wissen, ob ihr di
„Klagschreiben empfangen habt, und ob n
„Succurs von euch zu trösten haben. — —

Eure allergetreuiste, zugleich aber allerarmseligste Brüdere und Schwestern in Christo Jesu.

Alle und jede arme hochbedrängte Seelen des Fegfeurs.

Im vierten Bande S. 320.

„Den 22 Sonntag nach Pfingsten 1785 predigte der
„Herr Probst Parhamer anfangs aus der Anleitung des
„Evangeliums von der Pflicht dem Kaiser Zins, Steuer und
„Abgaben zu geben, und eilte dann nach eben der Weise wie
„das leztemal auf seine Lieblingsmaterie — den Glauben
„zu. Er predigte dießmal von dem festen Glauben.

„Den Beweis, daß wir einen festen Glauben haben
„müssen, zog der Hr. Probst aus dem Texte: qui perseve-
„raverit usque in finem, salvus erit. „„Also — sagte er
„„— müssen wir fest, das ist: beständig glauben, eher Leib
„„und Leben verlieren, Vermögen, Gut und Blut hergeben,
„„als den einzig wahren alleinseligmachenden Glauben ver-
„„lassen; — dieser aber ist allein der katolische. — Schon
„„im alten Testamente sind die Machabäer für den Glau-
„„ben gestorben; und im neuen Testamente haben wir so vie-
„„le, daß auf einen einzigen Tag zwei und zwanzigtausend Märtirer kommen, und das nur von ei-
„„ner einzigen Verfolgung. — Schon zu den Zeiten der
„„Aposteln hat es falsche Lehrer gegeben.""

Im vierten Bande S. 325.

„Pater Ildefonsus, Karmelit an der Laimgrube in
„Wien, nahm am 20 Sonntag nach Pfingsten den Text:
„er und sein ganzes Haus glaubte an ihn, und sagte im
„Eingange: „daß wir uns bestreben sollen eben dieses Lob zu
„verdienen, daß aber das Haus nicht nur in Eltern und Kin-
„dern,

„dern, sondern auch in Herren, Frauen und Dienstbothen
„bestehe, er wolle also heute zeigen:

„„daß man keinen andern als einen kristkatholischen
„„Dienstbothen nehmen soll — im ersten Theil; und
„„daß die Dienstbothen vorzüglich darauf sehen sollen,
„„daß ihre Diensthalter katholische Kristen sind — im
„„zweiten Theil.

Beweis des ersten Theiles:

„„Weil die kristkatholischen Dienstbothen in ihren Ver-
„„richtungen und Diensten sich allzeit rechtschaffen, getreu,
„„emsig, arbeitsam aufführen werden, die übrigen aber nur
„„so lange arbeiten, als man auf sie sieht, und man sich auf
„ihre Treue nicht verlassen kann.""

Beweis des zweiten Theiles:

„„Weil die Dienstbothen dort keine Gottesfurcht, keine
„„Andacht sehen, und verführt werden können, und weil sie
„„allzeit mehr Billigkeit und Gerechtigkeit bei kristkatholischen
„„Leuten finden werden."" — — — — — —

Wenn dieß nicht (sagen die Verf.) alle bürgerliche To-
leranz aufheben — wenn dies nicht Gottes Stelle entheili-
gen heißt — und wenn so ein Mann noch länger Unfug trei-
ben darf — so — haben wir nichts zu reden!!!

Ferner: Im vierten Bande S. 327.

Kinderlehre zu Jeudendorf.

„Auf unsern religiösen Wanderungen wohnten wir an
„diesem Orte einer Kinderlehre bei."

„Der dasige Frühprediger P. Wenzel — ein junger
„thätiger Mann, hält zugleich die nachmittägige Kristenlehre.
„Es wäre zu wünschen, daß er in seinem Vortrage — der
„sonst viel Sanftes und Uiberredendes hat — sich das Fort-
„reden ohne abzusetzen abgewöhnen möchte. Auch ist zu be-
„dauern, daß er noch manchmal so viel Mönchsschlendrian
„unter das liebe staunende Bauernvolk herabwirft.

„Er handelte vom vierten Gebot; nachdem er die Pflich-
„ten der Kinder gegen ihre Eltern vorgetragen hatte, redete er

 „auch

„auch von den Pflichten der Unterthanen gegen ihre Vorge-
„setzte.

„Unsere Vorgesetzte aber sind von zweierlei Art, entwe-
„der geistliche oder weltliche. Gleichwie aber der Geist
„mehr ist dann der Leib, also sind auch unsre geistli-
„chen Vorgesetzten mehr als — andere. Die vornehm-
„sten geistlichen Vorgesetzten sind: erstens das sichtbare Ober-
„haupt der ganzen rechtgläubigen Kirche, der heilige Papst;
„ zweitens der Bischof unserer Diöces; — drittens un-
„ser Seelsorger und Pfarrer. Von allen diesen befiehlt uns
„das vierte Gebot, daß wir sie lieben, ehren, und ihnen ge-
„horsam sein sollen. Ich will euch vor allem zeigen, wie ihr
„dieses eurem Seelsorger schuldig seid — — —“ „Es giebt
„einige aus den Pfarrkindern, die ihrem Pfarrer statt zu
„lieben, viel lieber die Augen aus den Kopf kratzten.“

„Darauf wurde unter andern auch aus dem Strafge-
„richte jener, die wider den Aaron murreten, gezeigt, wel-
„che schwere Rechenschaft einst jene erwartet, die sich wider
„ihren Pfarrer versündigen.

„Die Pfarrkinder sollen endlich auch ihrem Vorgesetzten
„so gehorsamen, wie die Kinder ihren Eltern, — ja noch
„viel mehr; denn wenn die Kinder ihren Eltern Gehor-
„sam schuldig sind, die ihnen weiter nichts als dies
„leibliche, elende Leben gaben, wie müssen sie selben nicht ih-
„rem geistlichen Vater schuldig sein, der ihr Pfarrer ist,
„der sie geistlicher Weise zur Welt gebohren hat.“

„Nach einer etwas weitern Erklärung, die ziemlich auf
„blinden Mönchsgehorsam hinzielte, wurde der Unterricht be-
„schlossen. Dann gieng es an das Katechisiren. Wir staun-
„ten nicht wenig, als wir nebst diesem Manne auch noch in
„der Person des Frater Paul einen

Schneidermeister und Sakristan als Katechet

„auftreten sahen. Die Katechisation geschah in möglichster
„Stille, so daß indessen die übrigen Zuhörer durch mehr als
„eine halbe Stunde theils gähnten, theils beteten, theils
„schliefen, theils schwäzten.“ —

P. Wen-

„P. Wenzel katechisirte eine Schaar Kinder sehr herab-
„lassend. — Die — Ausfragerei des Frater Paul ist zu
„merkwürdig, als daß wir sie nicht anführen sollten. Hier
„ist sie:

„„Schauts! jeder Mensch hat seinen Schutzengel, der
„„Tag und Nacht bey ihm ist und ihn bewacht, daß er in
„„kein Unglück oder Sünd falle, und wenn er schon darein
„„gefallen is, daß er leichter wieder aufstehe. Denn das
„„Sündigen ist leicht; aber wir kommen halt aus der Gnad
„„Gottes. Denn, warum sollt denn Gott einen Menschen
„„verschonen, da er einmal so viel tausend Engeln in's ewi-
„„ge Feuer geworfen hat, die doch so schön gewesen sind. —
„„Aber ös werd's eng denken: wie können denn d'Engel sün-
„„digen? sie haben ja keine Leiber? — Ja, aber dafür ha-
„„ben's Verstand und Willen — — — Und was war
„„denn ihre Sünd? — Ein einziger hoffärtiger Gedanken,
„„und da hat Gott vermöge seiner großen Güte und Ge-
„„rechtigkeit, seine Güte auf d'Seiten g'legt, und die
„„Rache hergenommen. Wir müssen dabey über diesen
„„gütigen Gott erstaunen, daß er uns so oft sündigen läßt,
„„da er doch die so schönen Engeln, gleich auf einmal zu
„„schwarzen, wilden Teufeln gemacht hat."

„„Wie lautet der vierte Glaubensartikel?""

„Da von Seite des Befragten ein Stillschweigen er-
„folgte, so half ihm Fr. Paul also darein:

„„Der vierte Glaubensartikel laut also: Gelitten un-
„„ter Pontio Pilato — — Wer hat denn gelitten unter
„„Pontio Pilato? — No! wer hat denn gelitten? Schau
„„Jesus Kristus hat rc. — — — — —

„„Wer war denn Jesus Kristus? —

„„No! wer war er denn? — So sag! wer ist denn
„„Jesus Kristus g'wesen? Is er a Schuknecht g'we-
„„sen? —

„„Na! Er ist Gott und unser Erlöser g'wesen.

Fr. Paul. „„Aber was hat er denn gliden?

„„Was hat er denn an seiner Seel gliden? —

Kinder. „Grosse Angst und Traurigkeit?

Fr. Paul. „„Wie groß seine Angst muß g'wesen sein, „„kannst du daraus abnehmen; daß er gar an bluedinga „„Schwaß vergossen hat. Manst leicht, er wird si a „„weni g'fürcht haben auf sein Leiden?

„„Aber er hats ja freiwilli than, warum hat er si denn „„g'fürcht? — Sag ma, warum hat er sie denn g'fürcht? „„— So red! — Sag, warum denn?““ —

„Hier war Fr. Paul in der größten Verwirrung, denn „dieser Einwurf, den er hier den Knaben machte, brachte „ihn ganz aus aller Fassung; und er mußte wirklich seinen „ganzen Katecheten- und Schneiderwitz zusammennehmen, „sich aus dieser Klemme zu ziehen. Man höre!

„„Gieb fein acht! — Schau darum! weil er schon ge„„wußt hat, daß selbst durch seinen Tod viel tausend „„werden verloren gehen, dö si drau ärgern wer'n.

Fr. Paul. „„Sag du mir, wie lautet das fünfte Ge„„bot?

Knab. „Du sollst nicht tödten!

Fr. Paul. „„I hab mi g'irrt! — wie lautet der fünf„„te Glaubensartikel? Waßt's a nöt? — Abgestiegen zu „„der Hölle! — Wer is denn in d'Höll abi g'stiegen? “

Knab. „Jeso Kristo!

Fr. Paul. „„Brav! Was is denn aber abi g'stiegen? „„— is der Leib abi g'stiegen?““

Knab. „Ja! — — — —

Fr. Paul. „„Der Leib meinst? — Siehst denn „„nöt, daß er z'Ostern in heil. Grab liegt? — Schau „„nöt der Leib, sondern d'Seel is abi g'stiegen. Waßt du „„denn, wer in der Vorhöll g'wösen is? — Hast no nix „„g'hört von den Altvätern? — Schau! dös sind Leut „„g'wesen, dö vor alten Zeiten g'lebt hab'n; der Him„„mel is aber verschlossen g'wesen, also san sö da daweil „„aufg'hobt worden. Aber haben sö denn da was z'lei„„den g'habt, wie dö Verdammten in der Höll? — Nein, „„in d'Vorhöll hat Gott kan Teufel eini g'lassen!

„Beim

„Beim eilften Glaubensartikel zeigte Frater Paul seine „ganze sokratische Hebammenkunst; — man höre, wie künstlich er herausbrachte, daß auch der Leib auferstehen müsse.

„„Sag mir! was wird denn von uns auferstehen am „jüngsten Tag, der Leib oder d'Seel?““ —

Knab. „d'Seel.

Fr. Paul. „„Also d'Seel man'st nur allan? — steht „sonst nix auf?““ —

„Stillschweigen von Seite des Knaben.“

Fr. Paul. „„Kann was auferstehn, das nöt vorher „g'legen is? Gelt na! was thut ma denn mit unsern Leib, „wann er stirbt, nöt wahr, ma lögt ihn nieder? also „weil er is niederg'legt worden, so muß er a wieder „aufstehn! Siehst also, daß d'Seel und der Leib am „jüngsten Tag wieder aufstehn werden! Aber warum „denn a der Leib? — Schau, wann ma sündigen thuen, „is allzeit der Leib a dabei, also muß er mit g'strafet werd'n.

„„Was wird das am jüngsten Tag für ani gebenedeite „Seel für a Freud sein, wann's in ihren glorifizirten schö„nen Leib wieder eini fahr'n derf! aber wie wird sich a „verdammte Seel nöt förchten, wann's wieder in ihr'n stin„kenden Madsack kuma muß.““

„Nun wurden Bilder ausgetheilt, wovon Fr. Paul im„mer einen Pack vor sich am Arm trug, vermuthlich um „die Kinder schon zum voraus zum Antworten aufzumun„tern; da aber ein jeder, er mochte gut oder schlecht, etwas „oder gar nichts geantwortet haben, sein Bildchen bekam, so „wurde auch dieser Zweck verfehlt.“

Im vierten Bande S. 357.

„Am 25sten Sonntag nach Pfingsten, 1785. Der „Frühprediger in der Karmeliterpfarrkirche in der Leopolt„stadt predigte von — der Kirche. Unsere Leser möchten „sich wundern, wie er heute auf diesen Gegenstand kam; „wir müssen ihnen daher sagen, daß er seinen Text gar nicht „aus dem heutigen Evangelium nahm. — Es war gar er„bärmlich anzuhören, wie er gleich im Eingange seiner Rede „sich darüber ereiferte: daß man in unsern argen Zeiten die

Kech-

„Rechte der Kirche durchgrübeln wolle, — daß man
„in ihre Rechte Eingriffe wage, daß man ihre Befehle
„und Gebote, besonders die Enthaltsamkeit vom Fleischessen
„an Festtägen, und überhaupt die allen Kristen so noth-
„wendige Fasten so schlecht beobachtete. — Wir hätten
„schon an diesem Stückchen Deklamation oder vielmehr La-
„mentation erkennet, weß Geistes Kind der Prediger sei, und
„er hätte seine Ausfälle auf die Vernunft kek ersparen können,
„ohne daß wir ihn deswegen für einen Freund derselben ge-
„halten hätten. — Nachdem der Mann noch etwelche theo-
„logische Gemeinplätze an seine Zuhörer von der Kanzel her-
„abgegeben hatte, gieng er nun allgemach ins Geleis, und
„schränkt sich blos auf sehr schwache und unzulängliche Be-
„weise von einer allgemeinen und apostolischen Kirche
„ein, derer Einheit und Heiligkeit er an dem vorigen Sonn-
„tag bewiesen zu haben vorgab.

„Man höre einmal, wie er die Allgemeinheit der Kir-
„che diesmal bewies. Sie ist allgemein — sagte er — weil
„sie erstens zu allen Zeiten existirte — von Erschaf-
„fung der Welt bis zur Sündfluth — von dieser her-
„ab auf unsere Zeiten. Wir müssen gestehen, daß diese
„Behauptung all unsre Erwartung übertraf; und noch bis
„jetzt können wir nicht begreifen, wie es in dem Kopfe eines
„Mannes zugehen muß, der Adam, Noe, Abraham, Mo-
„ses u. s. w. zu Katholiken in allem Ernste machen kann.
„Daß es ihm Ernst bei der Sache war, kann man aus der
„Fortsetzung dieser seiner Behauptung erkennen; „„der Glau-
„be — sagte er — war im Wesentlichen immer der näm-
„liche, und erschien nur zu verschiedenen Zeiten unter ver-
„schiedener Gestalt und Form.““ — Das heißt wirklich
„von einer fixirten Idee hingerissen, Ungereimtheiten auf
„Ungereimtheiten häufen. Weis denn der Pr. aus seinem Ka-
„techismus nicht, daß der Glaube an die Dreieinigkeit, an
„die Transsubstanziation, an die Auferstehung der Todten
„u. s. w. ein wesentliches Merkmal eines Katholiken ist —
„und ist er denn so gar wenig in der Geschichte des alten Te-
„staments bewandert, daß es ihm unbekannt sein kann, daß
„die Altväter von allem dem keinen Begriff hatten? — dies
„macht eben den wesentlichen Unterschied zwischen der rö-
„misch-katholischen und alt-testamentischen Kirche aus, daß
„die erstere ihre Glieder zu glauben verbindet, was die lez-

„tere

„tere nicht that. Die geoffenbarte Religion des alten Bun-
„des enthält keine Geheimnisse, die über die Kräfte des
„menschlichen Verstandes gehen; die Wahrheiten: Ich bin
„der Herr dein Gott — ich bin ewig und es ist kein
„Gott ausser mir u. s. w. liegen nicht in der Sphäre des
„Glaubens, weil sich der Verstand davon überzeugen kann.
„— Wie kann der Pr. hernach behaupten, daß der Glaube
„in allen Zeitaltern im Grunde der nämliche war, und nur
„im Aussenwerk verschieden? — gerade das Gegentheil;
„in äussern Uibungen, bei Ceremonien und dem öffentlichen
„Gottesdienste trift man in den Religionen aller Zeitalter die
„größten Aehnlichkeiten an. — Aber genug von einer Sa-
„che, von der wir an diesem Orte vielleicht zu viel sagten, da
„das Ungereimte der angeführten Behauptung fast von
„selbst Jedem in das Auge springt.

„Nachdem der Pr. die Existenz unserer Kirche vom An-
„fange der Welt bis auf unsere Zeiten — um sie recht allge-
„mein zu machen — ausgedehnt hatte, wollte er nicht auf
„halbem Wege stehen bleiben, sondern gründete ihr Dasein
„bis an das Ende der Welt — auf den Text: ich bin bei
„euch bis ans Ende der Welt.

„Daß die Kirche auch deswegen allgemein ist, weil sie
„an — allen Orten existirt — hievon mußte der zweite
„Satz erst bewiesen werden, und zwar aus der Geschichte;
„— allein der Pr. gieng hier einen viel kürzern und beque-
„mern Weg; er sagte: die Kirche Gottes findet sich in allen
„Orten; denn — sie findet sich in allen Ländern, Reichen
„und Ortschaften. Der Pr. hat vermuthlich über seiner
„Theologie die Logik — wenn er je eine gelernet hat — lan-
„ge schon vergessen, welche sagt: daß ein Beweis durch ei-
„nen Zirkel — kein Beweis sei. — Wider diejenigen aber,
„welche ihm manche ganz akatholische Ortschaften hernennen
„könnten, suchte sich der Hr. Prediger dadurch zu verschan-
„zen, daß er sagte: wenn es gleich Oerter gäbe, welche von
„Heiden und Irrglaubigen bewohnet werden, so giebt es doch
„— im Verborgenen unter ihnen Katholiken. —

„Apostolisch — sagte er — ist unsere Kirche, weil
„in derselben Alles, was die Aposteln gelehrt und geprediget
„haben, sich bis auf unsere Zeiten fortpflanzte ohne Zu-
„wachs und Abnahme — sogar die Zeremonien seien

„noch

„noch immer die nämlichen. — So sprach einst auch „P. P. P. P. Jezt: wollte Gott! der Pr. und P. P. P. P. Jast „hätten Wahrheit geredet, und die Geschichte widerspräche „ihm und dem Erzchormeister nicht augenscheinlich! —

„In den Beschluß seiner Rede mußte die heilige Karme„literin Theresia noch mit aller Gewalt hineingezogen wer„den. Wir sollten — meinte er — mit der h. Theresia „Gott danken, daß er uns im Schosse der katholischen Kir„che ließ geboren werden. — Auch gab er seinen Zuhörern „vor dem Abschiede noch ein paar Kraftworte von dem Glau„ben auf den Weg mit, die wir nicht auf die Erde wollen „fallen lassen. Er sezte: Der Glaube müsse in uns den „festen und lebhaften Glauben erwecken, daß unsere „Kirche die alleinseligmachende, und daß sie unfehl„bar sei — denn — denn sezte er mit einem pathetischen „Tone hinzu — wer der Kirche die Unfehlbarkeit ab„läugnet, macht sich einer — Gotteslästerung „schuldig!!!“

Im vierten Bande S. 392.

„Zu Preßburg am Feste der heil. Ursula 1785. pre„digte ein Franziskaner in der Kirche der Ursulinerinnen „folgendes:

„Er nahm den Text: Sie hat männlich gethan und „ihr Herz wurde gestärkt, weil sie keusch gelebt. Der „Anfang des Einganges bestand aus leidigen Gemeinplätzen „von der Keuschheit, und das Ende desselben aus lauter Lob„sprüchen, die er der Keuschheit der heil. Ursula hielt. „„Be„„wundern wir““ — sagte er unter andern — „„geharnisch„„te Männer, wenn sie grosse Thaten ausführen, wie viel „„mehr müssen wir es thuen, bei einer so schwachen Krea„„tur, wie die heil. Ursula, da sie aus dem Frauenge„„schlechte war, und doch ihre Keuschheit unversehrt er„„hielt.““ — „Nach einem so ausgesuchten Lobspruche er„hob der Pr. seine Heilige über den Josue, Elias und die „Judith; und gieng dann endlich auf seine Abtheilung los, „die also lautete: „„die Reinigkeit stärkt den Glau„„ben““ — „„der Glauben unterstüzt die Reinig„„keit.““

Erster Theil.

[illegible]

„„ihrer Unschuld zu berauben; aber sie hätte alles überwun-
„„den."" — Hier nahm der Pr. Gelegenheit überhaupt
„vom Verluste der Keuschheit zu reden, und sagte: wenn die-
„se einmal zu Grunde gegangen ist, so verwelkt die zarte
„Blume, und der wohlriechende Balsam geht verlo-
„ren. — Hierauf folgte wieder ein Platzregen von Lobsprü-
„chen auf die Keuschheit der heil. Ursula, und dann endigte,
„er seinen ersten Theil damit, daß er sagte: „„Ihr meine
„„Zuhörer! wißt es nicht, und die heidnischen Liebhaber
„„noch weniger; ja! die Augen, die List der Welt sind die
„„Feinde der Keuschheit. Wer also rein und — keusch ist,
„„stärket seinen Glauben.""

Zweiter Theil.

„Hier hörten wir, daß die Keuschheit — die beste
„Grundlehre unsers ganzen Glaubens sei — daß der heili-
„gen Ursula alles Körperliche hätte können genommen
„werden, nur Eins nicht; — daß man Körper und Seele
„von ihrem Herzen hätte trennen können, aber die Reinig-
„keit nicht — daß Ursula als eine doppelte Martirin ge-

 „storben

„noch immer die nämlichen. — So sprach einst auch „P. P. P. P. Haß: wollte Gott! der Pr. und P. P. P. P. Haß „hätten Wahrheit geredet, und die Geschichte widerspräche „ihm und dem Erzchormeister nicht augenscheinlich! —

„In den Beschluß seiner Rede mußte die heilige Karme„literin Theresia noch mit aller Gewalt hineingezogen wer„den. Wir sollten — meinte er — mit der h. Theresia „Gott danken, daß er uns im Schosse der katholischen Kir„che ließ geboren werden. — Auch gab er seinen Zuhörern „vor dem Abschiede noch ein paar Kraftworte von dem Glau„ben auf den Weg mit, die wir nicht auf die Erde wollen „fallen lassen. Er setzte: der Glaube müsse in uns den „festen und lebhaften Glauben erwecken, daß unsere „Kirche die alleinseligmachende, und daß sie unfehl„bar sei — denn — denn setzte er mit einem pathetischen „Tone hinzu — wer der Kirche die Unfehlbarkeit ab„läugnet, macht sich einer — Gotteslästerung „schuldig!!!“

Im vierten Bande S. 392.

„Zu Preßburg am Feste der heil. Ursula 1785. pre„digte ein Franziskaner in der Kirche der Ursulinerinnen „folgendes:

„Er nahm den Text: Sie hat männlich gethan und „ihr Herz wurde gestärkt, weil sie keusch gelebt. Der „Anfang des Einganges bestand aus leidigen Gemeinplätzen „von der Keuschheit, und das Ende desselben aus lauter Lob„sprüchen, die er der Keuschheit der heil. Ursula hielt. „„Be„„wundern wir““ — sagte er unter andern — „„geharnisch„„te Männer, wenn sie grosse Thaten ausführen, wie viel „„mehr müssen wir es thuen, bei einer so schwachen Krea„„tur, wie die heil. Ursula, da sie aus dem Frauenge„„schlechte war, und doch ihre Keuschheit unversehrt er„„hielt.““ — „Nach einem so ausgesuchten Lobspruche er„hob der Pr. seine Heilige über den Josue, Elias und die „Judith; und gieng dann endlich auf seine Abtheilung los, „die also lautete: „„die Reinigkeit stärkt den Glau„„ben““ — „„der Glauben unterstützt die Reinig„„keit.““

Erster

Erster Theil.

„Der Pr. sagte: er wolle die Theile des Körpers „aufdecken, deren wir uns um unkeusch zu sein, bedie„nen. Unter diesen deckte er dann am ersten — die Augen „auf; da sie — seiner Meinung nach — die ersten sind, „die der Satan wider unsere Keuschheit aufhetzet, denn mit „ihnen saugen wir in Theatern, in Gesellschaften u. „d. g. — alle Schönheiten ein. Er machte sich dann viel „mit der Schönheit zu thun; und gieng in seinem seraphi„schen Eifer so weit, daß er sie eine verderbliche, schändli„che, abscheuliche — Schönheit hieß. — Von ei„nem Franziskanermönche läßt sichs noch allenfalls begreifen, „wie er wider die Augen, den Satan, das Theater, die Ge„sellschaften und die Schönheit so sonderbar losziehen konnte; „aber das ist uns unbegreiflich, wie er zu den Theilen des „Körpers — deren man sich zur Unkeuschheit bedienet, und „die er im ersten Theile aufzudecken versprach — wie er un„ter diese — die List der Welt zählen konnte. Er sagte: „„die heil. Ursula hätte es gar gut gewußt, daß diese List an „„den Höfen der Grossen am meisten regiere, und daß auch „„Kaiser ihr alles nur Mögliche angeboten hätten — um sie „„ihrer Unschuld zu berauben; aber sie hätte alles überwun„„den."" — Hier nahm der Pr. Gelegenheit überhaupt „vom Verluste der Keuschheit zu reden, und sagte: wenn die„se einmal zu Grunde gegangen ist, so verwelkt die zarte „Blume, und der wohlriechende Balsam geht verlo„ren. — Hierauf folgte wieder ein Platzregen von Lobsprü„chen auf die Keuschheit der heil. Ursula, und dann endigte „er seinen ersten Theil damit, daß er sagte: „„Ihr meine „„Zuhörer! wißt es nicht, und die heidnischen Liebhaber „„noch weniger; ja! die Augen, die List der Welt sind die „„Feinde der Keuschheit. Wer also rein und — keusch ist, „„stärket seinen Glauben.""

Zweiter Theil.

„Hier hörten wir, daß die Keuschheit — die beste „Grundlehre unsers ganzen Glaubens sei — daß der heili„gen Ursula alles Körperliche hätte können genommen „werden, nur Eins nicht; — daß man Körper und Seele „von ihrem Herzen hätte trennen können, aber die Reinig„keit nicht — daß Ursula als eine doppelte Martirin ge„storben

„storben für den Glauben und für die Keuschheit, und daß
„sie dann als Jungfer zu ihrem Bräutigam in den Him-
„mel gegangen sei. — Zum Beschluß sagte er gegen den
„Hochaltar zu: O Ursula erwärme uns! — und dann
„abermal Lobsprüche!!!“ —

Im sechsten Bande S. 322. „Am Faschingssonntage
„1786. sagte Hr. Glas in der Pfarrkirche zu St. Michael in
„Mähren folgendes auf der Kanzel:“

„„Caecus autem sedebat iuxta viam.“
„„Ein Blinder aber saß am Wege.“

„„Nur Ein Blinder saß dazumal neben dem Wege,
„„heut zu Tage aber sitzt nicht mehr Einer, sondern sie befin-
„„den sich — schockweise neben dem Wege des Heils und
„„zwar auf eine ganz verschiedene Art. Dieser Blinde saß
„„ganz ruhig neben dem Wege. Von seiner eigenen Krank-
„„heit gerührt trachtete er nicht — auch andere darein
„„(in die Blindheit) zu versetzen; aber diese stockblin-
„„de — Aufklärer heut zu Tage bleiben nicht nur nicht ru-
„„hig — in ihrer Blindheit, sondern tasten auch mit ihren
„„verfluchten Schriften sogar die auf dem Wege des Heils
„„Fortwandelnden an.““

Im sechsten Bande S. 337. „Am ersten Sonntage
„nach Ostern 1786. hielt der Exjesuit P. Steinkellner in der
„Kirche am Hofe zu Wien folgende Predigt:“

„Das Beyspiel des Thomas gab ihm Gelegenheit von
„der Lauigkeit zu reden.“

„„Die Jünger hielten nach dem Tode Jesu ihre Ver-
„„sammlungen aus Furcht deren Juden bei verschlossenen
„„Thüren; da erschien ihnen einst Jesus; aber Thomas ei-
„„ner von den Zwölfen ware nicht bey ihnen. Sehet meine
„„Kristen schon einen, freylich nur kleinen Fehler des Tho-
„„mas! warum ist er nicht zu rechter Zeit nach Haus gekom-
„„men? — Aber es blieb nicht dabey; er zweifelte an der
„„Erzählung die ihm die übrigen Jünger von der Erscheinung
„„des Herrn machten; seh't seinen Unglauben! Aber noch
„„nicht genug! sein Eigensinnigkeit gieng so weit, daß er
„„augenscheinliches Wunder verlangte. — Seht meine Kri-
„„sten, so kömmt man in Sünden immer weiter; man ist
„„zuerst nur lau, begeht zwar keine schweren Sünden; aber
„„bald

„„bald kömmt man immer weiter. Ich will anheut bloß
„„von der Lauigkeit reden; ich sage daher: die Lauigkeit ist
„„gefährlich, denn

„„der laue Krist ist nöt warm — im ersten
„„Theil;

„„der laue Krist ist nöt kalt im zweiten Theil.““

Erster Theil.

„„Wie sehr Gott hasset die lauen Kristen, können wir
„„aus dem dritten Kapitel der geheimen Offenbahrung Joan-
„„nis sehen, allwo er von dem Bischof von Laodicea, der
„„ebenfalls weder warm noch kalt war, sagt: Weil du so
„„lau bist, so — incipiam te evomere ex ore meo, so
„„werde ich dich aus meinem Munde ausspeien.““

„„Ja meine Kristen, solche Menschen, welche da nicht
„„sind warm, das heißt: welche zwar keine schweren Sün-
„„den begehen, aber auch nichts Gutes thun, gerathen gar
„„bald in die größten Verbrechen; — Gott wird ihnen zwar
„„die genuegsame Gnad nicht entziehen, aber die wirkende
„„Gnad wird er ihnen nicht geben.““

„„Gleichwie man nicht auf einmal den Gipfel der Voll-
„„kommenheit ersteigt, so fällt man auch nicht auf einmal,
„„sondern nur langsam, und nach und nach in den Abgrund
„„des Verderbens. Man wird nicht auf einmal von dem
„„Teufel überwunden, sondern nur nach und nach; — man
„„fängt an lau zu werden, man wird überwunden — weil
„„man nöt warm is: so ist es dem David ergangen bei der
„„Frau des Urias. Der Anfang seines Vergehens war eine
„„Kleinigkeit; er war müßig, anstatt den Geschäften des
„„Reichs obzuliegen, liegt er am Fenster; — eine Kleinig-
„„keit! Hier erblickt er die Betsabee, die sich da badete; er
„„betrachtet sie; — ja er geht noch weiter; er ergötzet
„„sich an diesem Anschauen — und so ist endlich dieser
„„Mann nach dem Herzen Gottes — in die abscheulich-
„„sten Laster und Verbrechen verfallen.““

Zweiter Theil.

„„Eben so geht es auch den lauen Kristen, die nicht
„„kalt sind, das heißt: welche da zwar keine großen Sün-

„„den begehen, aber die läßlichen und kleinen Sünden ge-
„„ring schätzen. — Ich frage dich, du ausschweifender Sün-
„„der, der du vielleicht vor einigen Jahren an keinen Unter-
„„schied des Geschlechts dachtest; — ich frage dich, wie
„„kömmt es, daß du nun die abscheulichsten Laster begehst?
„„weil du anfangs die Kleinigkeiten gering schätztest, weil du
„„das Herumreissen, das Küßen für nichts hieltest; —
„„weil du lau, weil du nicht kalt warst ““

„Wir ersuchen unsre Leser, dasjenige nachzulesen, was
„Hr. Steinkelner schon einmal über die Kleinigkeiten bey
„der Unkeuschheit sagte, und wir im zweyten Stück des vori-
„gen Bandes lieferten.“

„„Ich frage dich, mein Sünder, der du deinen Nächsten
„„schon um so vieles betrogen hast, wie ist es gekommen, daß
„„du so weit in diese Sünde gefallen? — Nicht anders als
„„weil du lau warst; weil du anfangs kleine Zurückhaltun-
„„gen, kleine Veruntreuungen für nichts, für Kleinigkeiten
„„hieltest; u. s. w.““

„Nachdem Hr. Steinkelner noch vieles von sich gab,
„was weder warm noch kalt, und also im eigentlichsten Ver-
„stande — lau war, machte er den Schluß seiner Rede, wo-
„rin uns folgendes besonders merkwürdig schien.“

„„Darum meine lieben Kristen untersuche halt
„„ein jeder sich selbst fleißig ob er warm oder kalt is
„„— — Amen.““

Im sechsten Bande S. 416. „Kristenlehre die wir
„am dritten Sonntage nach Ostern 1786. zu Dornbach“
(einem Dorfe nahe bey Wien, dem Feldmarschall Graf Lasci
gehörig) „von dem dasigen Pfarrer Herrn Leopold Nie-
„dermayer zu hören Gelegenheit hatten.“

„Diese Kinderlehre bestand aus einer Vorlesung, und
„aus einer Katechisation. Von beyden wollen wir unsern
„Lesern Rechenschaft geben.“

„Vorlesung. Der Hr. Pfarrer saß auf einem Stuhle,
„mit dem Rücken gegen den Hochaltar gekehrt, und las aus
„einem Buche über das Meßopfer vor. Was für ein Buch
„es war, wissen wir nicht; was er aber daraus vorlas, das
„wollen wir unsern Lesern hier in einem Auszuge mittheilen.“

„Er

„Er redete anfangs von dem Unterschiede des Meß- und „Kreuzopfers, von der „„Unblutigkeit““ des ersten und „der „„Blutigkeit““ des andern. Er kam hierauf von den „verschiedenen Opfern der alten Völker, und dann von „der Einsetzung des Meßopfers zu sprechen, die — wie „er sich ausdrückte — Gott selber gewirket hätte. Er „brachte hier alle Texte aus dem Matthäus, Markus und Lu„kas vor, die das h. Abendmahl betreffen. Hierauf versetzte „er im Vorbeigehen den freigeisterischen Zweiflern — „wie er sie nannte — einige theologische Seitenhiebe, und „erklärte sich dann: „„er wolle heunt nicht anbinden mit je„„nen Verruchten, die da zweifeln an der wahren Gegen„„wart Jesu Kristi in der Hostie, und durch ihre ärgerliche „„Reden ihres Unglaubens grosse Geister scheinen wollen. „„Gott selber und die heilige Kirchenversammlung „„zu Trient hätte sie — in der zwei und zwanzigsten „„Sitzung von dieser Wahrheit nur allzu deutlich über„„zeugt.““

„Nun zeigte er die Ursache, warum das Meßopfer — „von Kristo eingesetzet wäre, und nachdem er behauptet „hatte, daß dieß darum geschehen wäre „„um uns ein beson„„deres Merkmal seiner unendlichen Liebe zu geben““ — „berief er sich abermal auf das tridentinische Konzilium. — „Ueberhaupt führte er dasselbe fast nach jedem dritten Wort „im Munde.“ —

„Als er von der Vortrefflichkeit und dem Nutzen „des Meßopfers zu reden kam, sagte er: „„daß Gott kein „„angenehmers Opfer sein könne, als eben — das Meß„„opfer; daß ihn dieses allein mit uns versöhnen, unsere „„Sünden auslöschen, und uns wieder reinigen könne, „„wie in der Taufe.““ — —

„Es bedarf keiner gewaltsamen Verdrehung oder Miß„deutung um von diesen letztern Sätzen, wie sie hier stehen, „eine der kristkatholischen Religion nachtheilige Anwendung „zu machen. Zur Ehre des Hrn. Pfarrers wollen wir glau„ben, daß er die Folgen, die sich aus diesen seinen Behau„ptungen ohne Zwang ergeben, nicht überdacht habe.“ —

„Er gieng nun wieder zu dem Unterschied des am Kreu„ze, und des bey der Messe verrichteten Opfers über, und „sagte: daß jenes eine wirkliche Schlachtung war; —

 „daß

„daß aber dieses nur eine geistliche Schlachtung sei.“
„— Nach vielen langweiligen und unnützen Wiederholun-
„gen — kam der Hr. Pfarrer endlich auch darauf: daß das
„Meßopfer für Lebendige und Todte könne geopfert werden
„und unterließ nicht bey dieser Gelegenheit ein Wörtchen zu
„Gunsten der armen Seelen zu reden.“

„Noch sprach er von der Art die h. Messe anzuhören,
„und redete noch lange über Dinge, die man alle im Katechis-
„mus findet, — bis er endlich das Buch, woraus er verlas,
„schloß, vom Stuhle sich aufhob und die

„Katechisation begann. Diese bestand darin, daß
„er die Kinder um das, was er eben vorgelesen, befragte.
„Von Erklärungen hörten wir nichts, denn der Mann hatte
„sich schon ganz in der Vorlesung erschöpft, wohl aber hör-
„ten wir Verweise, von denen er ein vollgerütteltes Maaß
„den Kindern mittheilte. — Hier haben unsere Leser ein
„Beispiel.“

„Pfarrer.“ „„Warum heist dö heil. Meß an unblue-
„„tigs Opfer?““

„Knabe.“ „„Die h. Meß heißt ein unblutiges Opfer
„„— weil — weil — weil —““

„Pfarrer.“ „„Wail, wail — was wail? — Daß's
„„a'n unbluetigs Opfer is, das wais i. Aber warum? —
„„Han? Han? no?““

„Der Knabe wußte nicht zu antworten und der Herr
„Pfarrer — gieng weiter. — —“

„Noch ein Beispiel mag die Katechisationsmethode des
„Hrn. Pfarrers besser ins Licht setzen.“

„Pfarrer.“ „„Wie soll ma dö heil. Meß hören?““

„Knabe.“ „„Mit Anstand.““ —

„Pfarrer.“ „„Mit Anstand! — hört's ös! — nit
„„als wie du heund; — aber du hast mir a so was aufn
„„Kabisch, du, und der T — und der N —,““ (er nannte
„die Kinder bey ihren Namen) „„aber der an' is nöt da wie-
„„der; aber kumt er mir nur! — Da stehts da in der Kir-
„„chen, und der Kopf stöckt bey der Thür draus —
„„denkt's allaweil auf engri Spitzbübereien; — und seids
„„in

t's, schwatzts, und zupfts a'nander
i, und stöckts 'n Finger — ins

der Hr. Pfarrer dieses sagte, so ahmte er durch
[illegible]arden diese Ungezogenheiten so genau in natura
[illegible]aß die Anwesenden sich des Lachens nicht enthalten
— Zum Beschluß dann machte der Hr. Pfar-
nun schon einmal im Eifer war, folgenden Aus-

? [illegible] nur wieder a so. — Is a Schand,
[illegible], was 's treibts in der Kirchen; — aber
mir [illegible] aner, der wieder so ungebührli' is — den
— recht exemplarisch straffen."

Hr.

14. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

[illegible] Schriften, die im Werk begriffene Ver-
[illegible]ung des Armenwesens in dieser Stadt Ham-
[illegible]g betreffend, von J. G. Büsch. Hamburg,
1786. dem medicinischen Armeninstitute zum Be-
sten 4½ Bogen 8.

[illegible], welchen der unermüdet thätige und einsichts-
[illegible] Verbesserung des Armenwesens in einer
[illegible] [illegible]tadte Deutschlands gemacht hat, nähert sich der
und [illegible] nächstens zur gesetzmäßigen Berathschlagung
[illegible]und der Erbgesessenen Bürgerschaft gebracht wer-
[illegible] fürchtet nun der Verf. zwey Hindernisse aus
[illegible]en, welche sich bey solchen Verfassungen, wie die
[illegible] [illegible]n sind, nur gar zu leicht in Berathschlagungen
[illegible]n pflegen. Diese sind Anhänglichkeit an das Alte;
voreiliges [illegible] [illegible]ehen auf die Einträglichkeit einer
Um [illegible] [illegible] [illegible]ernissen zuvor zu kommen, sind die
[illegible] [illegible] [illegible]nen Schriften geschrieben, aus denen
[illegible] außer Hamburg leben, in dieser

 allen

allen Staaten sehr wichtigen Angelegenheit der Verbesserung des Armenwesens vieles zu lernen ist, und die hier um desto mehr eine etwas ausführlichere Anzeige verdienen, weil solche kleine Schriften außer dem Orte, für den sie eigentlich geschrieben sind, nur selten bekannt zu werden pflegen.

Die erste Schrift liefert einen historischen Bericht von dem Gange und fortdauerndem Verfalle des Hamburgischen Armenwesens seit der Zeit der Reformation. Die erste wohlgeordnete Armenpflege entstand 1529. und sie bleibt noch itzt in vielen Stücken musterhaft. Es war dabey eine genaue Specialaufsicht über die Armen verordnet, und die bürgerlichen Collegien haben dieser Armenordnung ihren Ursprung zu verdanken. Ob und wie lange aber mit einigem Ernste darüber gehalten worden ist, hat der Verf. nicht entdecken können. Aber das findet sich, daß sie schon 1558. sehr in Verfall gerathen gewesen ist, und im Jahr 1600. kein Gedanke mehr an die Handhabung derselben Statt gehabt hat. Die Gründe dieses Verfalls entwickelt der Verf. zwar nur muthmaßlich, aber sehr scharfsinnig. Es waren 1) Mangel einer zweckmäßigen Eintheilung dieses Geschäfftes; 2) das Geschäfft fiel nach und nach bejahrten Männern zu; 3) die Armenpfleger geriethen in zu viele andere Geschäffte; 4) wurden zu viel Ceremonie, ja sogar Schmäuse, damit verknüpft. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts fühlte man die Nothwendigkeit, von der liebevollen Behandlung der Armen, welche die alten Armenordnungen vorschrieben, abzugehen, und ein Arbeitshaus zu errichten. Aber unglücklicher Weise ward die Idee von der Arbeit mit der von Zucht und Strafe zu enge vereinigt, und das Haus ward also ein Zuchthaus. Die Armenordnung, welche man darauf 1622. als dieß Haus vollendet ward, machte, schrieb alles gar zu unbestimmt vor. Es blieb daher wie es war; das Armenwesen ward immer mehr und mehr zerrüttet; und der Verf. zeigt die Schwierigkeiten, warum es überhaupt auf die ehemals vorgeschriebene Weise nicht in Ordnung kommen kann. Die Armenordnung von 1711. war die beste, welche bis dahin in Hamburg erschienen war; aber auch diese, so wie eine neue Einrichtung, welche man 1725. machte, waren von keinem guten Erfolge. Und seitdem der Zweck dieser Armenordnung verfehlt worden, ist nichts Wesentliches zur Verbesserung der Armenpflege geschehen. Zwey Ursachen sind vorzüglich

lich daran Schuld gewesen, daß alle diese gutgemeynten Verfügungen fruchtlos und ohne Dauer gewesen sind. Die erste ist: niemals ward auf das Ganze gesehen, sondern das Beste geschah einzeln. Kein Staat aber kann seinen Armen nachdrücklich helfen, wenn er nicht Ein Ganzes aus seiner Armenpflege macht. Die zweyte ist: daß die Bemühung der Aufseher nicht gehörig eingetheilt, und eine der andern so untergeordnet ward, daß ein wohl überlegtes und richtig übersehenes Ganzes daraus entstand.

Die zweyte Schrift, welche von ausgebreiteterm Nutzen ist, enthält allgemeine Winke zur Verbesserung des Armenwesens. Unter Millionen, welche das Land bewohnen, fließen nicht so viele, nicht so heiße von Jammer ausgepreßte Zähren, als unter den Tausenden, welche in einer großen Stadt bey einander leben. Ein hauptsächlicher Grund davon, besonders in Ansehung Hamburgs, ist dieser. Wenn in andern Ländern und Städten die große Maschine des Geldumlaufs von unten nach oben wirkt; wenn da der Wohlstand der bessern Volksklassen hauptsächlich von dem Fleisse der niedern und von ihrer Fähigkeit, einen gewissen Aufwand zu machen abhängt: so hat sie in Hamburg und in den Städten, deren Gewerbsamkeit der Hamburgischen gleicht, aber auch eben die Mängel hat, einen gerade umgekehrten Gang. Der innere Geldumlauf geht fast allein von oben nach unten. Der Geringe lebt, dem Buchstaben nach, von den Brosamen, welche von des Reichen Tische fallen. Bey solchen Umständen kann es dahin kommen, daß in einer gewerbvollen Stadt der größte Theil des geringen Volks entweder zur offenbaren Betteley übergeht, oder unbeschreibliches Elend leidet. Davon giebt es in jeder großen Stadt Erfahrungen, aber vielleicht in keiner mehr als in Hamburg. „Ich mag, sagt der Verf. das Verhältniß unserer Armen zu „der ganzen Zahl der Einwohner nicht ausdrücken, von wel„chem ich mich beynahe gewiß halte.“ Was dem Fremden, nach der eigenen Erzählung des Verf. hievon auffallen muß, hat auch der Rec. noch vor Kurzem bemerkt. Jedermann weiß indessen auch, daß Mangel der Mildthätigkeit keinesweges die Ursache dieses Elendes ist; denn man kennt ja die edelmüthige Freygebigkeit der Hamburger allgemein. Aber eine übelgeordnete Mildthätigkeit ist freylich nur das sicherste Mittel, um die Zahl der Bettler immer mehr

zu vergrössern; und troz aller der reichen Allmosen, welche man in H. austheilt, herrscht doch unaussprechliches Elend und weheveller Jammer in den Hütten der niedrigen Einwohner. Will man also mit den Armen gehörig verfahren, so muß man vor allen Dingen zwey Klassen machen: eine von denen, welche Alter, Schwachheit oder Laster in solche Umstände versetzen, daß man sie verloren geben muß; und die andere von solchen, bey denen man noch hoffen kann, sie zu den Absichten des bürgerlichen Lebens zurück zu bringen. Die leztere ist bey weitem die zahlreichste. Mit der ersten Klasse wird man bald fertig, da in allen etwas alten Städten milde Stiftungen sind. Bey der zweyten Klasse aber muß der Zustand eines jeden Armen, insbesondere, die Ursachen seiner Verarmung, und seine noch vorhandene Fähigkeit zu arbeiten, untersucht, die Arbeit für Jeden muß ausgewählt, er muß beobachtet und unter eine unabbittliche Zucht gestellt werden. Nichts muß dabey zur Hälfte geschehn. Dieß kann nicht das Werk weniger Leute seyn, und es muß nie von besoldeten Officianten besorgt werden. Viele Mitbürger müssen sich der anhaltenden Beobachtung der Armen annehmen; und diese specielle Aufsicht ist die einzige sichere Grundlage einer guten Armenpflege. Dadurch wird sich zugleich ein gewisser Patriotismus verbreiten, und der Armen werden, ohne Allmosen, weniger werden, indem mancher Mittel finden wird, die Arbeit seiner Mitbürger mehr zu benutzen. Aber diese speciale Aufsicht muß zugleich in ein Ganzes vereinigt seyn, und unter eine allgemeine Uebersicht gebracht werden, die nicht ambulatorisch seyn muß. (Der Verf vertheidigt hier zugleich gegen Garve seine Behauptung, daß man dem Armen, von dem man hoffen kann, ihn noch wieder zum nützlichen Bürger zu machen, nicht mit Naturalien oder mit ihnen dienlichen Fabrikaten unterstützen müsse, außer nur, um bloß einstweilig ihren dringenden Bedürfnissen abzuhelfen, mit guten Gründen.) Wo Todtfuttern der Armen immer die Hauptsache bleibt, da steht es nicht gut. Der Verf. giebt davon in Ansehung Hamburgs folgende interessante Berechnung. Alles was H. an Producten der Natur verzehrt, was an Materialien der Kunst verbraucht wird, und auch noch itzt bey weitem den größten Theil des an Kunstproducte gewandten Arbeitslohns, bezahlt es den Ausländern. Nun leben wenigstens 19,000 Menschen in H. welche mit und durch den Kaufmann nichts verdienen, und auch nichts von dem Aus-

länder

Länder wieder erwerben können. Auf Jeden nur im Durchschnitt jährlich 20 Thaler gerechnet, giebt 200,000 Rthlr. Diese muß das Gewerbe der übrigen Bürger verdienen. Können Obrigkeit und Bürger dabey ruhig seyn? Dieses Geld geht alles an Ausländer. Man denke sich nun 10 Jahre, in denen der Kaufmann gerade so viel verdient, daß er bestehen kann, in denen aber das Ganze des baaren Vermögens aller Bürger nicht zunimmt. Solche zehn Jahre sind doch möglich, und H. würde sie auch ertragen können. Aber endlich würde doch die Stadt gewiß dabey leiden. Folglich muß durch eine gute Armenanstalt auch das Geld der Bürger vertheidigt werden. Aus Selbstliebe muß man also davor mit sorgen. Und es wird den übrigen 80,000 Einwohnern nicht schwer werden, ihren ärmern Mitbürgern für 100,000 Rthlr. Arbeit zuzuwenden, die ihnen itzt fehlt. — Wir wünschen recht sehr, daß diese Vorstellungen des Verf. Eindruck machen, und sein Plan genehmigt werden möge. Zwar soll, wie man uns versichern will, bis itzt noch wenig Hoffnung dazu seyn; aber es ist in H. schon so viel Gutes zu Stande kommen, daß wir auch an diesem nicht zweifeln.

Y.

Bemerkungen über den innern Kreislauf der Handlung in den österreichischen Erbstaaten, zur nöthigen Erläuterung der hydrographischen General- und Partikulärkarten von diesen Ländern; oder Hauptentwurf der zu eröfnenden schiffbaren Wasserstrassen von allen Meeren Europens an bis nach Wien. Von N. J. Maire, hydraulisch und geographischen Ingenieur. Aus dem Französischen. Straßburg und Leipzig 1786. I Theil 108 S. II Theil 150 S. 8. nebst 10 Charten.

Der Verfasser, vermuthlich ein Franzose, versichert uns in der Vorrede der großen Kenntnisse, welche er sich in der Wasserbaukunst erworben hat; rühmt dieses Werk als die Frucht einer funfzehnjährigen Verwendung, und als das Resultat eines mühevollen und ununterbrochenen Nachdenkens; und versichert, weniger das Schimmernde, als das Gründliche, dabey

daben gesucht zu haben. Daß sein Project glänzend, prächtig, und wenn es ausführbar wäre, wichtig sey, zeigt schon der Titel. Eine Verbindung aller Flüsse der Oesterreichischen Staaten, durch gewisse Communicationskanäle, unter sich und mit den Meeren — welch ein großer Entwurf! Es gehören zu diesem Buche vier große hydrographische Charten von Oesterreich, Ungarn, Böhmen, und den neu hinzugekommenen Ländern, nebst sechs andern kleineren Specialcharten von den vorgeschlagenen Hauptkanälen. Sie sind sämtlich sehr sauber gestochen, und machen das Werk sehr kostbar. Wir wollen dieses kürzlich durchgehen, um unsere Leser mit dem glänzenden Projekte näher bekannt zu machen.

Einleitung. Was der Verf. hier von dem großen Nutzen der inländischen Schiffarth und der Verbindung der inländischen Gewässer sagt, ist alles unbezweifelt richtig, oft genug gesagt, und durch vielfache Erfahrung bewiesen. Was er aber S. 36 u. f. in der Anmerkung zum Lobe eines Zivilingenieurs, wie er ihn nennt, sagt, möchte doch wohl nicht so sehr sicher anzunehmen seyn. Vermuthlich hat er uns da, wie auch das ganze Werk zu beweisen scheint, sein eigenes Bild geschildert. Wir müssen es doch also hersetzen: „Die „Kunst eines Zivilingenieurs muß mehr in einer natürlichen „Anlage, in einem mechanischen Triebe, als in einer Schulwissenschaft bestehen, die meistens den Erfindungsgeist „nur schwächt. Ein solcher Mensch ist immer in der Anwendung geschickter, als gründlich in seinen Beweisen; er „verlegt sich mehr auf die Ausübung und Benützung der mechanischen Umstände, als auf eine oft unsichere und abstrakte Theorie. Mit einem allumfassenden Verstande ausgerüstet, ist er gemeiniglich ein größerer Politiker, Naturkündiger und Physiker, als tiefsinniger Mathematiker; „in der Vergleichung der Gegenstände besitzt er mehr Beurtheilungskraft, als Scharfsinn und Genauigkeit in der Berechnungsart.“ u. s. f. Nun ja freylich! man sieht es dem Werke des Verf. an, daß er zu dieser Klasse gehört. Canäle und Schleusen mag er freylich wohl gesehen, aber schwerlich durchstudirt haben. Ein großes Genie bedarf dessen nicht! Aber wir möchten denn auch Niemanden rathen, auf die Entwürfe eines solchen Genies zu bauen. Seine Politik und Naturkunde möchten ihn schreckliche Rechnungsfehler haben begehen lassen, und man möchte sich am Ende schrecklich betrogen sehen!

Erster

Erster Abschnitt. Betrachtungen über die Möglichkeit, alle Ströme und Flüsse des festen Landes durch Communicationscanäle mit einander zu verbinden, zur Widerlegung der gemeinen Meynung, daß eine hohe Bergkette einer solchen Verbindung unüberwindliche Hindernisse entgegensetze, oder daß das Meer höher liege, als einer dieser Flüsse. Der Verf. führet hier auch die Canäle anderer Länder an. Seine Kenntniß der Staaten von denen er spricht, ist indessen sehr gering. So ist es z. B. eine Unwahrheit, wie Jeder weiß, wenn er S. 95. versichert: in England würde bey jeder Parlementseröffnung befohlen, einige Theile von Canälen zu bauen, diesen oder jenen Theil eines Flusses schiffbar zu machen. Zweyter Abschnitt. Beschreibung der grossen Wasserstraße zur Eröffnung einer Gemeinschaft zwischen Wien und allen äußersten Grenzen des Staats; ingleichen Beschreibung der Vortheile, welche man sich durch diese Ausführwege verschaffen könnte. Der Verf. nimmt einen Grundsatz an, der wohl schwerlich Kennern einleuchten möchte, wenn er meynt, jeder Staat müsse in seinem Mittelpunkte einen Vereinigungsort enthalten, welcher die Reichthümer und die Erderzeugnisse aufnähme, und sie in einen beständigen Kreislauf erhielte. Dieß soll in den österreichischen Staaten Wien seyn. Das mag nun den Einwohnern von Wien, denen der Verf. wahrscheinlich gern gefallen will, wohl ganz angenehm seyn; wir aber halten uns überzeugt, daß sich die österreichischen Staaten, wie andere Länder, besser dabey befinden würden, wenn sie mehrere solche Mittelpunkte hätten. Die Vergleichung, welche er zwischen einem Staate und dem menschlichen Körper anstellt, paßt nicht. Doch wir wollen das grosse Project selbst kürzlich anführen. Wien also ist, vermöge seiner Lage, der schicklichste Platz, um alle Reichthümer des Staats aufzunehmen, und sie durch folgende acht Canäle, welche bis zu den äußersten Grenzen der österreichischen Provinzen reichen, mit dem besten Erfolge zu vertheilen: 1) Ein Canal von Porto Re nach Wien, durch welchen das Meer mit der Kulpa, diese mit der Sau, und so weiter mit der Drau, der Muer, der Raab, dem Neusiedlersee, und diese mit Wien verbunden werden soll. 2) Ein Canal von Wien zum Niester durch Gallizien, durch Verbindung der Waag mit dem Poprad, dieses mit dem Niester, und einen Canal von der Peltew in die Suchodulka über Lemberg. 3) Ein Canal von Triest nach Prag, welcher das Meer mit der Sau,

der

der Drau, der Muer, der Enns, der Donau und der Moldau verbinden soll. 4) Ein Canal von der Elbe bis zum Mayn, durch Vereinigung der Eger mit der Nab, und dieser mit der Pegnitz. 5) Ein Canal von der Wallachey nach Wien, durch Verbindung der Aluta mit der Marosch, und der Theyß bis nach Pest. 6) Ein Canal von Wien zum Niester durch Oberungarn, welcher die Raab mit dem Plattensee, diesen mit der Donau, die Donau mit der Theyß, und diesen mit dem Niester vereinigen soll. 7) Ein Canal von Klagenfurt bis in den Comersee durch das Graubünderland, durch Verbindung der Drau mit der Rienz, der Etsch mit der Adda mittelst der Schlanderbach, der Etsch mit dem Inn mittelst der Sille, und des Inn mit der Maria durch den Sillersee. 8) Der letzte Canal endlich soll den Inn mit der Etsch zwischen Innspruck und Brixen, mittelst der Eisach und der Sill vereinigen. Der Verf. breitet sich darauf noch über den Nutzen aus, welchen alle diese einzelnen Canäle haben würden, und darüber würde sich freylich noch viel Mehreres sagen und ersinnen lassen, wenn sie nur erst da wären! — Dritter Abschnitt. Bemerkungen über den Wienfluß, welchen man zur gemeinschaftlichen Einmündung der drey großen Wasserstraßen, nämlich des adriatischen Meeres, des Niesters und der Wallachey, wie auch aller Erzeugnisse, welche von der untern Donau bis nach Wien aufwärts geführt werden, vorschlägt. Die Wien ist ein sehr kleines Flüßchen. Wie diese Schiffe die aus dem Dniester und aus dem adriatischen Meere kommen, aufnehmen soll, mag auch wohl der Verfasser mehr politisch als mathematisch berechnet haben.

II Theil. Vierter Abschnitt. Communicationen und Canäle, welche vormals von verschiedenen Autoren, zu verschiedenen Zeiten, vorgeschlagen worden sind. Der Verf. beurtheilt solche, und zeigt die vermeynten Vorzüge seines Projects. Fünfter Abschnitt. Bemerkungen über das Erdreich in Croatien, nebst einem Beweise seiner Tauglichkeit zur Anlegung des vorgeschlagenen Canals. Sechster Abschnitt. Beschreibung des vorgeschlagenen Canals, und beyläufiger Kostenanschlag der dazu erforderlichen Arbeiten. Der Canal, von welchem hier der Kostenanschlag geliefert wird, ist der erste von Porto Re. Die Kosten desselben werden auf 1,340,409 Gulden berechnet. Man kann freylich nicht genau über

diesen

diesen Kostenanschlag urtheilen, wenn man nicht ganz genau von allen dabey eintretenden Umständen bekannt ist. Dieß aber läßt sich daraus sehr deutlich erkennen, daß viel bestimmtere und genauer geprüfte Berechnungen der Ausgaben und Einnahmen vorhanden seyn müßten, als diese sind, ehe eine vorsichtige Regierung oder eine vorsichtige Gesellschaft von Speculanten sich darauf einlassen könnten. Der Verf. sagt gleich nachher: „wenn auch die Kosten sich auf 2 Millionen „beliefen," welches denn schon über ⅓ seines Anschlages mehr ist, und hinlänglich beweist, wie wenig er selbst seinen Berechnungen trauet. Siebenter Abschnitt. Von den verschiedenen Mitteln, welche ein Staat anwenden kann, um sich schiffbare Canäle zu verschaffen, und jedes andere zum öffentlichen Wohl dienende Monument zu errichten; nebst einer neuen Verfahrungsart bey der Ausführung solcher Werke. Der Verf. meynt, es würden sich unter den reichen Einwohnern genug Liebhaber finden, welche sich, gegen billige und mäßige Hebungen, die ihnen der Landesherr von dem Transporte der Waaren zugestände, entschlüßen würden, diese Werke auszuführen. Dazu sollte denn ein Corps von brauchbaren Arbeitern, Müßiggängern und losem Gesindel, nach Art der Truppen, errichtet und gebraucht werden. Diese sollten, nach den verschiedenen Handwerken, auch in verschiedene Compagnien unter Aufsicht einiger Führer eingetheilt, und das ganze Corps einer Hauptdirection untergeordnet werden. In Friedenszeiten sollte dieß Corps zu solchen öffentlichen Arbeiten gebraucht werden, im Kriege aber sollte es der Armee folgen, um beschwerliche Wege auszubessern, Artillerie und Munition zu transportiren, Dämme und Verschanzungen anzulegen, u. s. f. Die Fleißigen und Gesitteten unter ihnen könnte man in der Folge auswählen, und längst den Ufern der Canäle Colonien von ihnen anlegen. Man siehe daraus, daß der Verfasser an Projecten sehr reich ist; auch scheint ihm die Ausführbarkeit derselben, wie allen seines Gleichen, die leichteste Sache von der Welt zu seyn. Wir haben aber doch sehr viele Zweifel dagegen, und dem Verf. würde sicher sehr übel zu Muthe werden, wenn man ihm selbst die Ausführung übertrüge. Achter Abschnitt. Von den Erzeugnissen einer jeden Provinz der österreichischen Monarchie; von dem Verkehr, welches sie unter einander machen, was sie fremden Staaten liefern, und von denselben dagegen erhalten. Alles ist hier sehr hoch und partheyisch angeschlagen,

und

der Drau, der Muer, der Enns, der Donau und der Moldau verbinden soll. 4) Ein Canal von der Elbe bis zum Mayn, durch Vereinigung der Eger mit der Nab, und dieser mit der Pegnitz. 5) Ein Canal von der Wallachey nach Wien, durch Verbindung der Aluta mit der Marosch, und der Theyß bis nach Pest. 6) Ein Canal von Wien zum Niester durch Oberungarn, welcher die Raab mit dem Plattensee, diesen mit der Donau, die Donau mit der Theyß, und diesen mit dem Niester vereinigen soll. 7) Ein Canal von Klagenfurt bis in den Comersee durch das Graubünderland, durch Verbindung der Drau mit der Rienz, der Etsch mit der Adda mittelst der Schlanderbach, der Etsch mit dem Inn mittelst der Sille, und des Inn mit der Maria durch den Sillersee. 8) Der letzte Canal endlich soll den Inn mit der Etsch zwischen Innspruck und Brixen, mittelst der Eisach und der Sill vereinigen. Der Verf. breitet sich darauf noch über den Nutzen aus, welchen alle diese einzelnen Canäle haben würden, und darüber würde sich freylich noch viel Mehreres sagen und ersinnen lassen, wenn sie nur erst da wären! — Dritter Abschnitt. Bemerkungen über den Wienfluß, welchen man zur gemeinschaftlichen Einmündung der drey großen Wasserstraßen, nämlich des adriatischen Meeres, des Niesters und der Wallachey, wie auch aller Erzeugnisse, welche von der untern Donau bis nach Wien aufwärts geführt werden, vorschlägt. Die Wien ist ein sehr kleines Flüßchen. Wie diese Schiffe die aus dem Dniester und aus dem adriatischen Meere kommen, aufnehmen soll, mag auch wohl der Verfasser mehr politisch als mathematisch berechnet haben.

II Theil. Vierter Abschnitt. Communicationen und Canäle, welche vormals von verschiedenen Autoren, zu verschiedenen Zeiten, vorgeschlagen worden sind. Der Verf. beurtheilt solche, und zeigt die vermeynten Vorzüge seines Projects. Fünfter Abschnitt. Bemerkungen über das Erdreich in Croatien, nebst einem Beweise seiner Tauglichkeit zur Anlegung des vorgeschlagenen Canals. Sechster Abschnitt. Beschreibung des vorgeschlagenen Canals, und beyläufiger Kostenanschlag der dazu erforderlichen Arbeiten. Der Canal, von welchem hier der Kostenanschlag geliefert wird, ist der erste von Porto Ré. Die Kosten desselben werden auf 1,340,409 Gulden berechnet. Man kann freylich nicht genau über

diesen

diesen Kostenanschlag urtheilen, wenn man nicht ganz genau von allen dabey eintretenden Umständen bekannt ist. Dieß aber läßt sich daraus sehr deutlich erkennen, daß viel bestimmtere und genauer geprüfte Berechnungen der Ausgaben und Einnahmen vorhanden seyn müßten, als diese sind, ehe eine vorsichtige Regierung oder eine vorsichtige Gesellschaft von Speculanten sich darauf einlassen könnten. Der Verf. sagt gleich nachher: „wenn auch die Kosten sich auf 2 Millionen „beliefen," welches denn schon über ⅓ seines Anschlages mehr ist, und hinlänglich beweist, wie wenig er selbst seinen Berechnungen trauet. Siebenter Abschnitt. Von den verschiedenen Mitteln, welche ein Staat anwenden kann, um sich schiffbare Canäle zu verschaffen, und jedes andere zum öffentlichen Wohl dienende Monument zu errichten; nebst einer neuen Verfahrungsart bey der Ausführung solcher Werke. Der Verf. meynt, es würden sich unter den reichen Einwohnern genug Liebhaber finden, welche sich, gegen billige und mäßige Hebungen, die ihnen der Landesherr von dem Transporte der Waaren zugestände, entschlüßen würden, diese Werke auszuführen. Dazu sollte denn ein Corps von brauchbaren Arbeitern, Müßiggängern und losem Gesindel, nach Art der Truppen, errichtet und gebraucht werden. Diese sollten, nach den verschiedenen Handwerken, auch in verschiedene Compagnien unter Aufsicht einiger Führer eingetheilt, und das ganze Corps einer Hauptdirection untergeordnet werden. In Friedenszeiten sollte dieß Corps zu solchen öffentlichen Arbeiten gebraucht werden, im Kriege aber sollte es der Armee folgen, um beschwerliche Wege auszubessern, Artillerie und Munition zu transportiren, Dämme und Verschanzungen anzulegen, u. s. f. Die Fleißigen und Gesitteten unter ihnen könnte man in der Folge auswählen, und längst den Ufern der Canäle Colonien von ihnen anlegen. Man siehe daraus, daß der Verfasser an Projecten sehr reich ist; auch scheint ihm die Ausführbarkeit derselben, wie allen seines Gleichen, die leichteste Sache von der Welt zu seyn. Wir haben aber doch sehr viele Zweifel dagegen, und dem Verf. würde sicher sehr übel zu Muthe werden, wenn man ihm selbst die Ausführung übertrüge. Achter Abschnitt. Von den Erzeugnissen einer jeden Provinz der österreichischen Monarchie; von dem Verkehr, welches sie unter einander machen, was sie fremden Staaten liefern, und von denselben dagegen erhalten. Alles ist hier sehr hoch und partheyisch angeschlagen,

und

und besonders ohne alle Kenntniß fremder Staaten dahin geschwatzt; aber wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir uns dabey aufhalten wollten. Auch würde dieß überflüßig seyn, da dieser Abschnitt hier blos Nebensache ist, und Niemand hier wohl eine genaue Kenntniß der Producte und des Nahrungsfleißes der österreichischen Staaten suchen wird.

Wir wollen übrigens zwar keinesweges in Abrede seyn, daß sich mancher von den Canälen, welche der Verfasser vorgeschlagen hat, vielleicht ausführen ließe, so wie wir auch weit entfernt sind, den großen Nutzen einer solchen Ausführung für die Handlung und Schiffarth überhaupt, und für die österreichischen Staaten insbesondere, zu bezweifeln. Ob aber diese Ausführung gerade nach den Vorschlägen des Verf. möglich und thunlich seyn werde, das bezweifeln wir billig. Auch wird er schwerlich verständige Leser für sich einnehmen, da er zu viele Blößen gegeben, und zu sehr gezeigt hat, wie wenig man sich auf seine Genauigkeit und Zuverläßigkeit verlassen könne, wenn er gleich dieß alles durch dictatorische Aussprüche und übergroße Versprechungen, die freylich wohl den großen Haufen blenden können, aber bey prüfenden Lesern sicher seine Sache nur noch schlimmer machen, zu verstecken gesucht hat. Indessen kann doch vielleicht sein Werk dazu dienen, daß man in den österreichischen Staaten auf die Vortheile, welche man sich durch Canäle verschaffen könnte, aufmerksamer wird, und deshalb größere Mathematiker, als der V. ist, zu Rathe zieht.

Tf.

---

15. Vermischte Nachrichten.

Friedrich, der Beschützer der Wissenschaften. Eine Vorlesung in der litterarischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Halberstadt den 25 Januar 1786. von G. N. Fischer, Rector der Domschule zu Halberstadt. Berlin, bey Maurer 56 Seiten in 8.

Der

Der Verfasser, welcher schon durch andere Arbeiten zu seiner Ehre bekannt ist, wird die Hochachtung gegen sich, bey allen, welche diese vortreffliche Vorlesung lesen, noch sehr vermehren. Eine so schöne Arbeit in dieser Art ist uns lange nicht vorgekommen. Sie verdient den besten Lobschriften, welche wir haben, an die Seite gesetzt zu werden, und ist des größten Monarchen, welchen je die Erde gesehen hat, würdig. Er schildert in derselben den glücklichen Einfluß, den Friedrichs Regierung auf Wissenschaften und Künste gehabt hat, und zeigt, daß er vorzüglich aus vier Gründen den Namen eines Beschützers und Beförderers der Wissenschaften verdiene. Die Freyheit zu denken war sein erstes und größtes Verdienst. „Wo war, seit einem halben Jahrhundert, Zu„flucht für die, welche durch Unduldsamkeit irgendwo gedrückt „wurden, als in England oder — Berlin? — Bey uns, „dieß danken wir Gott und Friederich, hat jede Wahrheit „freyen Lauf; nur der scheitert an dem Gesetze, als an einer „Klippe, der die Freyheit zur Störung bürgerlicher Ordnung „und zu Beleidigung seiner Mitbürger mißbraucht. — Wenn „selbst über die Gesetze des Landes, ehe sie Gültigkeit bekom„men, jeder, der nur kann und will, aufgefordert und ein„geladen wird, seine besten Einsichten mitzutheilen, machen „wir dann unsere Gesetze nicht selbst? — Wer nichts für die „Wissenschaften gethan hat, und ihnen Freyheit gab: der hat „alles für sie gethan! Behaltet, o Fürsten, eure Pensionen „für euch; behaltet eure goldnen Dosen und Ehrenzeichen und „Namen und Würden: und laßt uns nur Freyheit. Laßt „uns dieß Eine nur: alles Uebrige wollen wir ohne euch wer„den!" Das zweyte Verdienst waren die äußern Begünstigungen, welche die Literatur unter ihm genoß. Dahin gehören die weisen Censurgesetze, und anderes mehr. Das dritte Verdienst war die Aufmunterung gelehrter und verdienter Männer. Sehr gut vertheidigt hier der Verf. den König wegen seiner Vorliebe für die französische Literatur. „Sind denn die Wissenschaften deutsch? Sind sie nicht das „Eigenthum aller Sprachen und Zungen? Sind sie nicht Ge„meingut der Menschheit? Ist die Erde nicht ihr Vaterland? „— Konnte der König anders handeln, als er handelte? „Ist nicht die französische Sprache seine Muttersprache? — „Lesen Sie die Schriften mit Vergnügen, aus denen Friede„rich damals, als er noch Zeit hatte, die deutschen Musen „kennen lernen sollte? Finden Sie die Männer liebenswür„dig,

„dig, die er gegen Algarotti, Maupertuis, Voltaire, ver-
„tauschte? — Können Sie beweisen, daß Friederich in der
„Zeit von 1740 bis 1780. (da er seine Bemerkungen über die
„deutsche Literatur herausgab) seinen königlichen Pflichten
„kein Genüge that; können Sie beweisen, daß er unthätig
„war, und die Zeit, welche er der deutschen Literatur wid-
„men konnte, auf der Jagd, am Spieltisch, oder in bunten
„Reihen verschwendete: so sollen Sie, worin Sie wollen,
„Recht behalten. Aber wer schämt sich nicht, wenn er seine
„Thätigkeit mit Friedrich's Thätigkeit vergleicht? — Lassen
„Sie uns ihm denn den Mangel an Kenntniß Einer Spra-
„che, welcher die Folge von hundert königlichen Tugenden ist,
„die Welt und Nachwelt an ihm bewundern wird, — we-
„nigstens verzeihen!" Sehr richtig bemerkt hier der Verf. auch
noch zwey wesentliche Mängel unserer Literatur, welche ihr
noch häufig bey Großen schädlich sind; nämlich: 1) die Kunst
für Könige und Fürsten zu schreiben; eine Kunst, welche
wahrlich nur eine kleine Zahl unserer Schriftsteller versteht.
„Kürze, Deutlichkeit, Bestimmtheit, welche sogleich in
„Kenntniß der Sache setzt, und die Resultate der vielleicht
„mühsamen Untersuchungen des Verfassers vors Auge bringt;
„klare Wahrheit, welcher Niemand widersprechen kann; schlich-
„ter Menschenverstand, aber verbunden mit Kenntniß des
„menschlichen Herzens, und nicht ohne Bekanntschaft mit
„dem Ideen und Wirkungskreise der Großen; eine leichte, na-
„türliche, fließende, lichtvolle Sprache, welche nirgends ver-
„legen ist, wenn sie sich ausdrücken soll, im Umgange mit
„der feinen Welt gebildet ist, und oft mehr sagt, als sie auf
„den ersten Blick zu sagen scheint: diese Eigenschaften sind's,
„oder ich müßte mich ganz irren, welche einem Fürsten ein
„Buch lesbar machen werden." 2) „Wer sein Auge an die
„Schönheit des Papiers und Reinheit des Drucks, an die
„Pracht der großen, und Nettigkeit der kleinen Ausgaben,
„welche uns Frankreich, England, Holland liefern; wer sein
„Auge daran einmal gewöhnt hat, der kann an dem Macu-
„laturdrucke unmöglich Vergnügen finden, welcher zum Theil
„unsere besten Werke beschimpft? — Aber, fährt der Verf.
„fort, ist es denn nun endlich auch so wahr, daß Friedrich
„deutsche Gelehrte so gar seiner Aufmerksamkeit nicht gewür-
„digt hat? Oder beweisen seine Urtheile über Leibnitzens, Wol-
„fens, Thomasius und anderer Verdienste; seine Unterredun-
„gen mit Sulzer, Lambert, Gellert, Gottsched, Meierotto,
„Nico-

„Nicolai, Garve und Gleim, die Antworten an Patzke, „Moritz und Andere; und die Art, wie er ihre Schriften „aufnahm; die neuliche Antwort an Müchler über die Errich„tung eines Denkmals für drey deutsche Philosophen, dem „der König selbst seinen Ort an einem der herrlichsten Plätze, „den Europa hat, anwies; beweisen diese alle nicht gerade „das Gegentheil?" — Das vierte Verdienst war das Beyspiel des Königs selbst. „Werth ist Friederich allen Mu„sen, weil ihr stilles Heiligthum von jeher sein liebster Auf„enthalt war. Er war Soldat aus Pflicht und Weiser aus „Neigung. Welcher Held opferte je, selbst mitten unter dem „Geräusche der Waffen, den Grazien und Musen, wie Er? „— Unendlich viele, deren einziges Geschäfft es ist, haben „nicht so viel gelesen, als Er in den Stunden las, welche „ihm von seinen Regierungssorgen übrig blieben. — Die „Nachwelt wird den größten der Könige nicht blos durch die „Erzählungen Anderer von seinen Thaten und Reden; sie „wird ihn durch ihn selbst kennen. Diese Schriften, welche „das unverkennbare Gepräge seines Geistes tragen, werden, „so lange man lesen wird, das Vergnügen des Weisen und „die Lehre der Fürsten seyn. — Wir mögen auf die Wahl „seiner Gegenstände, oder auf die Ausführung derselben sehen: „Friedrich ist der erste unter allen königlichen Schriftstellern." Um dieß zu beweisen, führt der Verf. alle Werke des königlichen Weisen auf, und characterisirt sie kurz und treffend. „In welchem Lichte erscheint er uns in seinem Anti-Machia„vell! wie durchdrungen von der wahren Würde seiner Be„stimmung! wie belebt von den Grundsätzen der Gerechtig„keit, der Treue, der Mäßigung, der Duldung, der Groß„muth, der Menschenfreundlichkeit! — Welche würdige Wahl „für einen Fürsten, die Geschichte seines Hauses zu schreiben! „Und wie hat er es ausgeführt? Mir ist nicht bekannt, daß „es noch Jemand eingefallen wäre, ihm Wahrheit, Freymü„thigkeit, Unpartheylichkeit, Wahl des Wichtigsten, getreue „Darstellung und historische Sprache abzusprechen; und mit „welchem philosophischen Geiste es geschrieben ist, davon sind „jene Abhandlungen die besten Zeugen, welche er, als Resul„tate seiner Geschichtsforschung seinem Werke beygefügt hat. „— Ist es wahr, was ich einst hörte, daß wir noch in Zu„kunft Beyträge zu seiner eigenen Geschichte von ihm selbst „zu erwarten haben: so wird die Nachwelt seine, wie Cäsar's, „Geschichte schwerlich in andern, als seinen eignen, Werken

„studiren wollen. — Welcher König hat auf seine verdien„ten Männer Lobreden gehalten, und ihre Asche noch im To„de so geehrt, wie Friedrich? — In seinen philosophischen „Abhandlungen liegen alle Keime der Duldung, der Aufklä„rung, der Aufmunterung, der Gesetzgebung, durch welche „Friedrich's Jahrhundert zu der Höhe, die wir bewundern, „emporstieg. — Und Dank sey es ihm, daß er die Musen „der Dichtkunst auf ewig von dem Vorwurfe schwacher Köpfe „befreyet hat, daß sie sich nicht mit gründlicher Philosophie, „und noch weniger mit Geschäfftigkeit und Thaten, vertra„gen. — Ernst und Scherz, Würde und Annehmlichkeit, „Philosophie des Tiefsinns und Philosophie des Lebens, bie„ten in seinen Gedichten einander die Hand."

Der Verf. erzählt auch gelegentlich einige merkwürdige Anekdoten von dem großen Könige. Wir wollen eine davon noch zum Schluß ausheben. Ein Dichter, (Gleim) welcher sich zu den Zeiten des Königs Friedrich Wilhelm I. in Berlin aufhielt, verfertigte nach und nach, auf Bitte des Schauspieldirectors drey Schäferstücke: Der blöde Schäfer; der dreiste Schäfer; und der kluge Schäfer. Jedes dieser Stücke machte zwar für sich ein Ganzes aus; aber zugleich hieng die Fabel auch so zusammen, daß sie alle drey hinter einander, als ein fortlaufendes Stück, aufgeführt werden konnten. Was geschah? Man sah in dieser Anordnung nichts geringers, als Spott auf eine gewisse Glaubenslehre, und der Dichter hatte viel Verdruß von seiner Kunst. Wie viel Bücher mit drey Kapiteln und Gedichte mit drey Gesängen sind seitdem geschrieben worden, ohne daß Jemand Verdruß davon zu fürchten hat?

Magazin für Frauenzimmer auf (das Jahr) 1785. Vier Bände oder zwölf Stücke, jedes sechs Bogen stark. Kehl, bey der gelehrten Zeitungsexpedition und Basel bey Serini. 8.

Ebendasselbe auf das Jahr 1786. Erster Band oder drey Stücke. Straßburg, in der akademischen Buchhandlung.

Wir finden auch bey diesen Bänden keine Ursache, unser voriges Urtheil über dieses Magazin zurück zu nehmen.

Auch

Auch kann die ungestörte Fortdauer desselben schon zum Beweise dienen, daß es fortfährt, lesenswürdige und unterhaltende Aufsätze zu liefern. Die kleinen Beyträge zur Länder- und Völkerkunde für Frauenzimmer sollten indessen doch wohl mit etwas mehr Sorgfalt bearbeitet werden; denn wir sind hin und wieder darin auf Irrthümer gestoßen, welche sich leicht hätten vermeiden lassen. Im Ganzen aber verdienen auch diese Beyfall, und sind gewiß von nicht geringem Nutzen.

Y.

Des Pater Abraham von St. Clara Etwas für Alle; d. i. eine kurze Beschreibung allerley Stands- Amts- und Gewerkspersonen, mit beygedruckter sittlichen Lehre und biblischen Concepten, durch welche der Fromme mit gebührendem Lob hervorgestrichen, der Tadelhafte aber mit einer mäßigen Ermahnung nicht verschonet wird. Allen und jeden heilsam und leitsam, auch sogar nicht undienlich denen Predigern. Aufs neue herausgegeben und mit Anmerkungen vermehrt. Halle, Hendel 1785. 1 Alph. 16 Bog. in 8.

Wie ein Mensch auf den Einfall gerathen konnte, das elende Gewäsch eines der verachtesten geistlichen Possenreisser, den je die römische Kirche gehabt hat, itzt aufs neue wieder herauszugeben, und ihn con amore zu bearbeiten; ist unbegreiflich: wenn nicht etwa besondere Absichten dadurch sollten erreicht werden. Manches in den Anmerkungen läßt auch auf die Person des Herausgebers rathen, der auch schon in einigen Zeitungen genannt worden: das beständige, sehr übel angebrachte, Citiren von Kants Kritik der reinen Vernunft, woraus alles, und zuletzt sogar die reine Unvernunft, soll bewiesen werden; manche Erzählungen von Hamburg und dortigen Gegenden, wo der Verf. scheint gelebt zu haben; das geflissentliche Entschuldigen und wohl gar Loben der Jesuiten; das Herabsetzen der Protestanten, da man doch offenbar sieht, daß der Verf. dieser Anmerkungen selbst ein Protestant ist; der ganz unanständig plumpe Ton in den gesuchten

Neckereyen der Gegner, welche der Verf. in den Anmerkungen selbstbeliebig anbellt, z. B. die allgemeine Literaturzeitung; u. s. w. Doch mögen Absichten und Person seyn, welche sie wollen; uns geht nur das Buch an. Und dieses ist so elend, daß es nicht einmal Lachen macht. Der Pater geht alle Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens durch; hinten sind sie in ein alphabetisches Register gebracht: Advokaten, Besenbinder, Constabler, u. s. w. Fuhrleute, Geistliche, Gerber, Hüter, Jäger. Ueber jeden Stand ist ein Scherwenzel gesagt, Sprüche aus der Bibel angeführt, Legenden voll plumpen Aberglaubens erzählt, und am Ende ein elender erbaulich seyn sollender Reim hinzugesetzt, wie z. B. bey dem Buchdrucker:

Druckt eur Gemüth auf Gottes Wort,
Daß man im ganzen Lande sehe,
Wie nett auf eurem Herzen stehe
Die Wahrheit in dem dunkeln Ort;
Und daß ihr, wenn die Preß euch plaget,
Was Gott gefällt im Busen traget.

Von den Anmerkungen geben wir nur etwas zur Probe, das Ende, S. 611. „Ich meine die Moral, wovon ihr Lehrer im ganzen heil. röm. Reich noch keinen Grund a priori „angegeben habt. Wofern ihr das nicht vorher in Richtigkeit „bringt, so ist eure ganze Theologie und Gelehrsamkeit nicht „ein taube Nuß wehrt, und ihr seid samt und sonders um„sonst noch viel zu theuer. Die Metaphysik der Sitten aber „von Kant und die Vernunftkritik können euch nur hierzu „Anleitung geben. Na!" (dieß Kraftwort kömmt, so wie mehr Plattdeutsches, öfter vor) „so geht denn hin, und lernt „sie, ehe ihr andere lehrt: ihr elenden Schwätzer, Saalba„der und Betrüger! — Andere aber, die an dem Etwas „für Alle irgend ein Etwas zu tadeln, zu vernaserümpfen, „verachselzucken oder gar zu verlästern finden wollen, bitten „wir: daß sie vorher ja Acht haben, und alles wohl erwägen „und subsumiren, ehe sie mit ihren Urtheilen lostölpeln: denn „man wird sie ihnen sonst zergliedern, sie mit der Nase auf „ihr wahnwitziges Räsonnement drücken, und sie nach Ver„dienst züchtigen." — Genug!

Me.

Nachrichten.

In der Anzeige der kurzgefaßten Beschreibung der Handlung der vornehmsten europäischen Staaten, zweyter Theil, zweyte Abtheil. 1782. im des LXsten Bandes 1ten Stücke der A. d. B. ist übergangen worden zu erinnern: daß dieser Theil vom Hrn. Sinapius, der 1ste Theil und des IIten Theils erste Abtheilung aber von Herrn G. F. A. Struensee verfasset sey.

Mb.

* * *

Hr. von Sonnenfels hat eine Reise nach Sachsen und Brandenburg angetreten. Man sagt, daß er seinen Landesleuten eine Beschreibung dieser Länder geben wird.

Beförderungen.

1787.

Der außerordentliche Professor der Medicin in Leipzig, Hr. D. Ludwig, ist an des seel. Prof. Leske Stelle Professor der Naturgeschichte geworden. Ebendaselbst ist Hr. Prof. Hempel zum vierten ordentl. Professor der Theologie, Hr. D. Erhard zum außerordentl. Prof. der Rechte, und die Hrn. M. Dinndorf und Schreiter zu außerordentl. Professoren der Philosophie ernannt worden.

Hr. M. Usteri dorf in Helmstädt ist zum außerordentlichen Professor der Philosophie daselbst ernannt worden.

Die beyden Magister in Göttingen, Herr Heinrich Moritz Gottlieb Grellmann und Herr Johann Gottlieb Buhle, sind bey dortiger Universität als außerordentliche Professoren der Philosophie angestellt worden.

Hr. Rath Adelung in Leipzig ist kurfürstl. Oberbibliothekar in Dresden geworden.

Todes-

Todesfälle.

1787.

„Am 15 Januar a. St. starb zu St. Petersburg Hr. „D. Andreas Lindemann, russisch-kaiserlicher Staatsrath „und Medicus des Inoculationshauses, geboren in Reval „1730. Er war viele Jahre lang Mitglied des kaiserl. me„dicinischen Collegii, und ein berühmter und allgemein belieb„ter Arzt.“

Am 9ten April starb in Berlin Hr. Johann Wilhelm Bernhard von Hymmen, königl. preuss. geheimer Justiz- und Kammergerichtsrath, im 62sten Jahr seines Alters.

An Ebend. starb in Mainz Hr. D. Johann Jakob Nauheimer, kurfürstl. mainzischer Hofrath und Leibarzt, wie auch ordentlicher Professor der Medicin bey dortiger Universität, in einem Alter von etlichen 60 Jahren.

Am 17ten April starb zu Halle der grosse Naturlehrer und Mathematiker, Hr. Hofrath und Prof. Wenceslaus Johann Gustav Karsten, im 55 Jahre seines verdienstvollen Lebens.

Druckfehler.

In des LXXIII Bandes I St.

S. 259. Z. 8. Bataillonen l. berittenen.

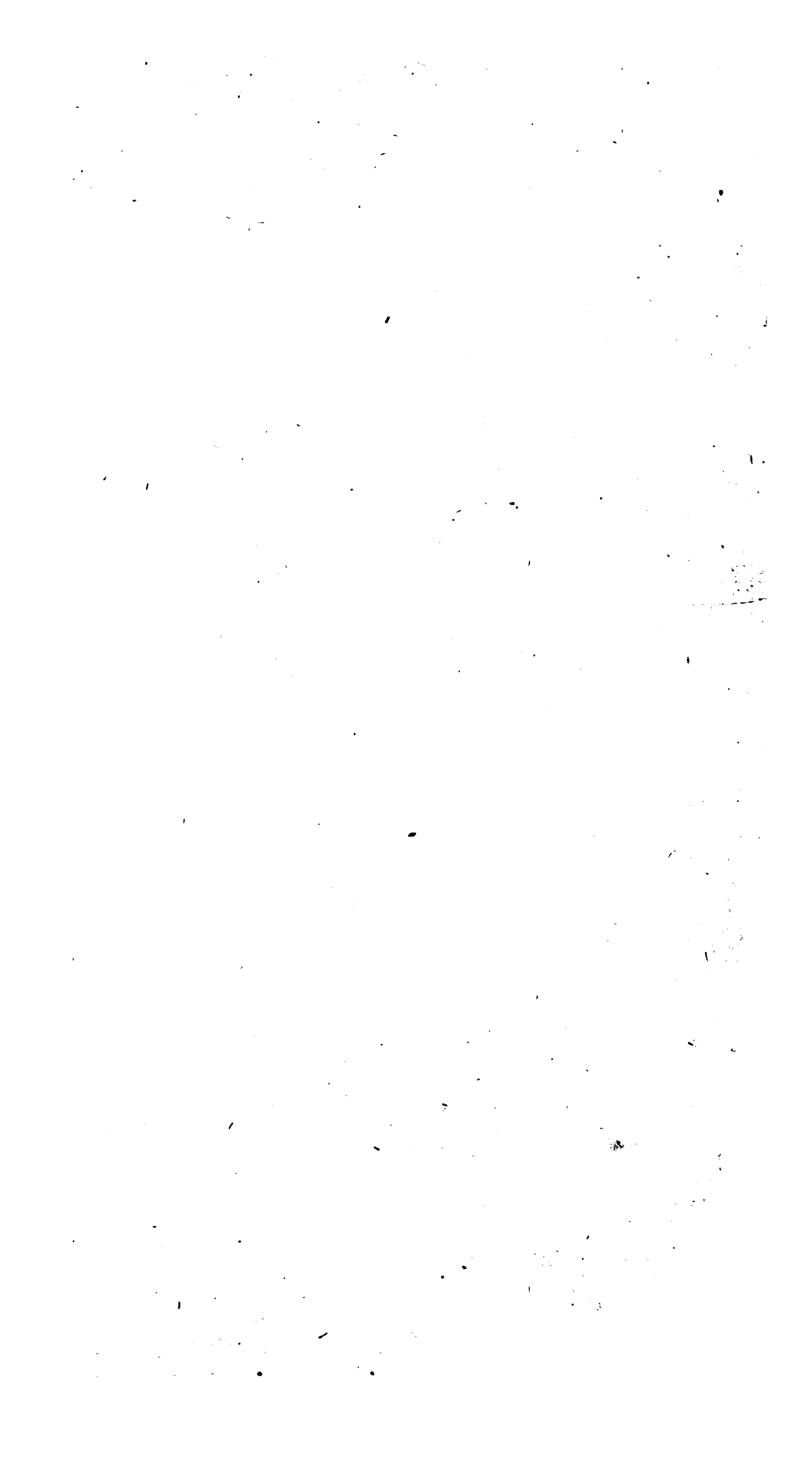
In des LXXIV Bandes I Stück.

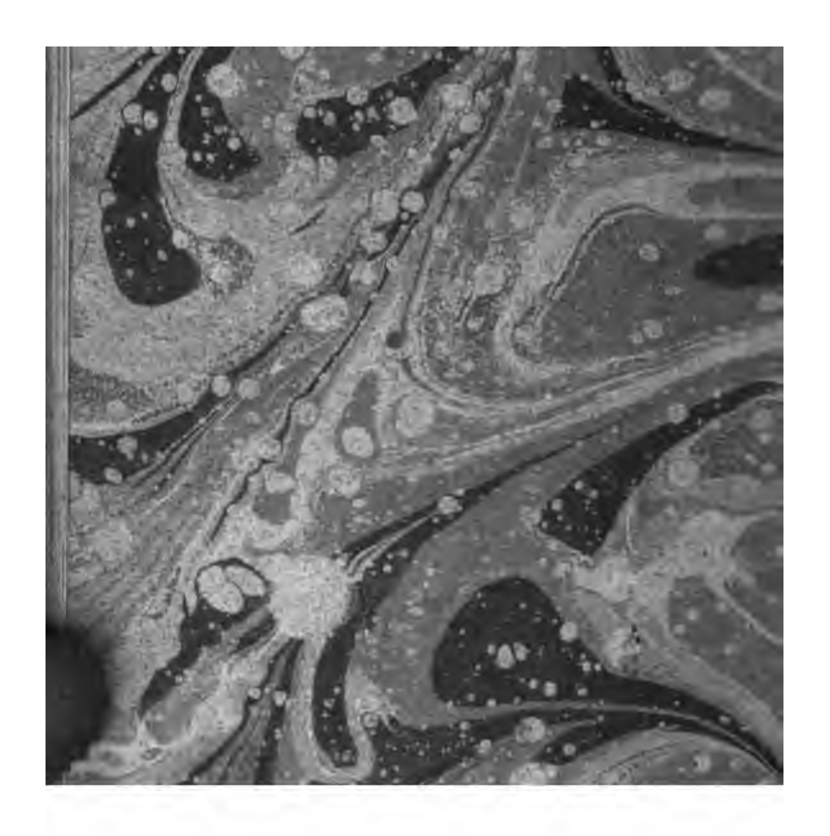
S. 164. Z. 21. Bibilothek l. Bibliothek. S. 179. Z. 3. Lehrer l. auch. Z. 17. Imprimeur l. Ingenieur. S. 210. Z. 4. v. u. Lampe l. Lempe.

In des LXXIV Bandes II Stück.

S. 487. Z. 1. Foujas l. Faujas. S. 493. Z. 7. v. u. Ballerferd l. Ballexserd. S. 497. Z. 9. Bonamus l. Bonannus. S. 538. Z. 6. v. u. Polaye l. Palaye.








UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03030 4847

